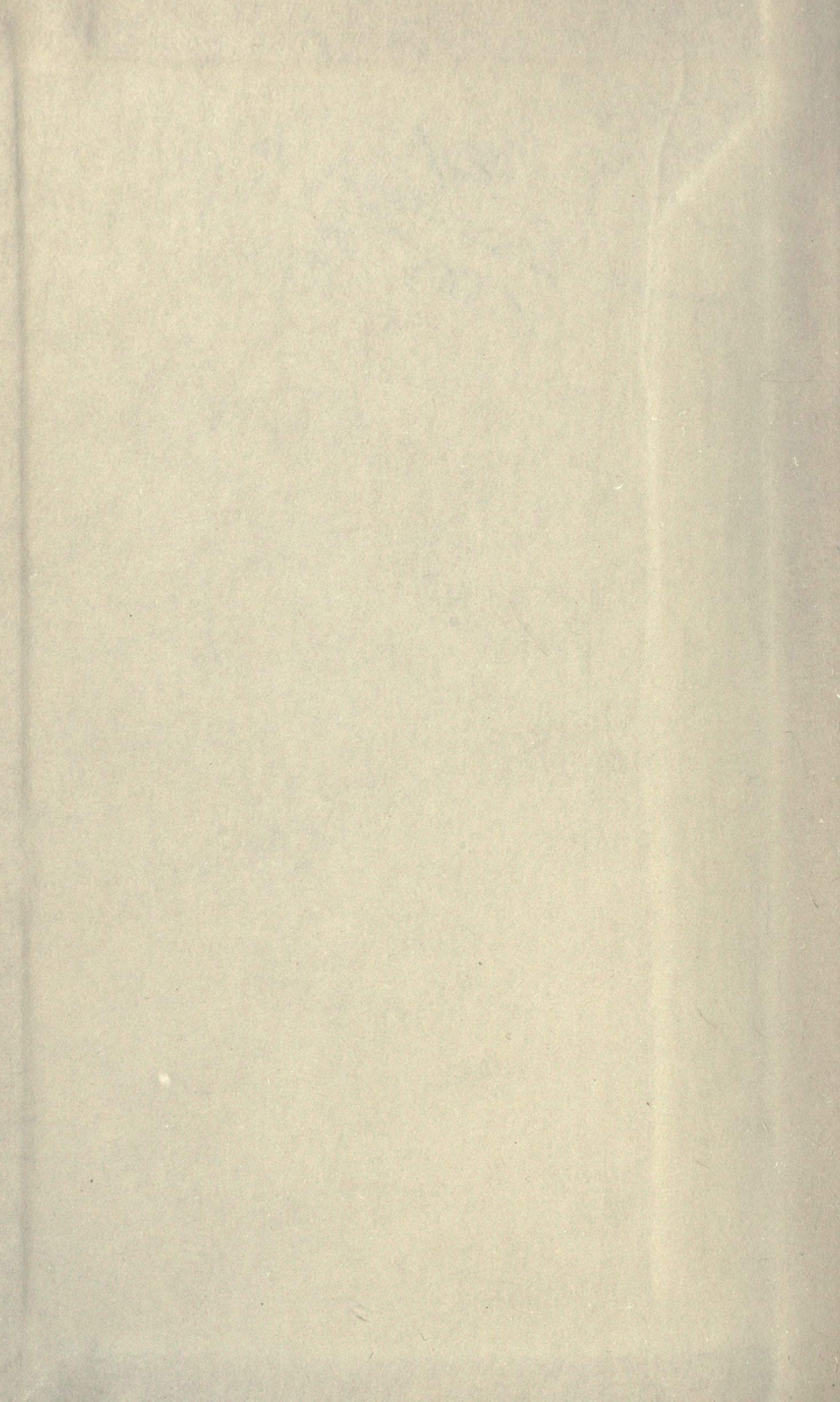
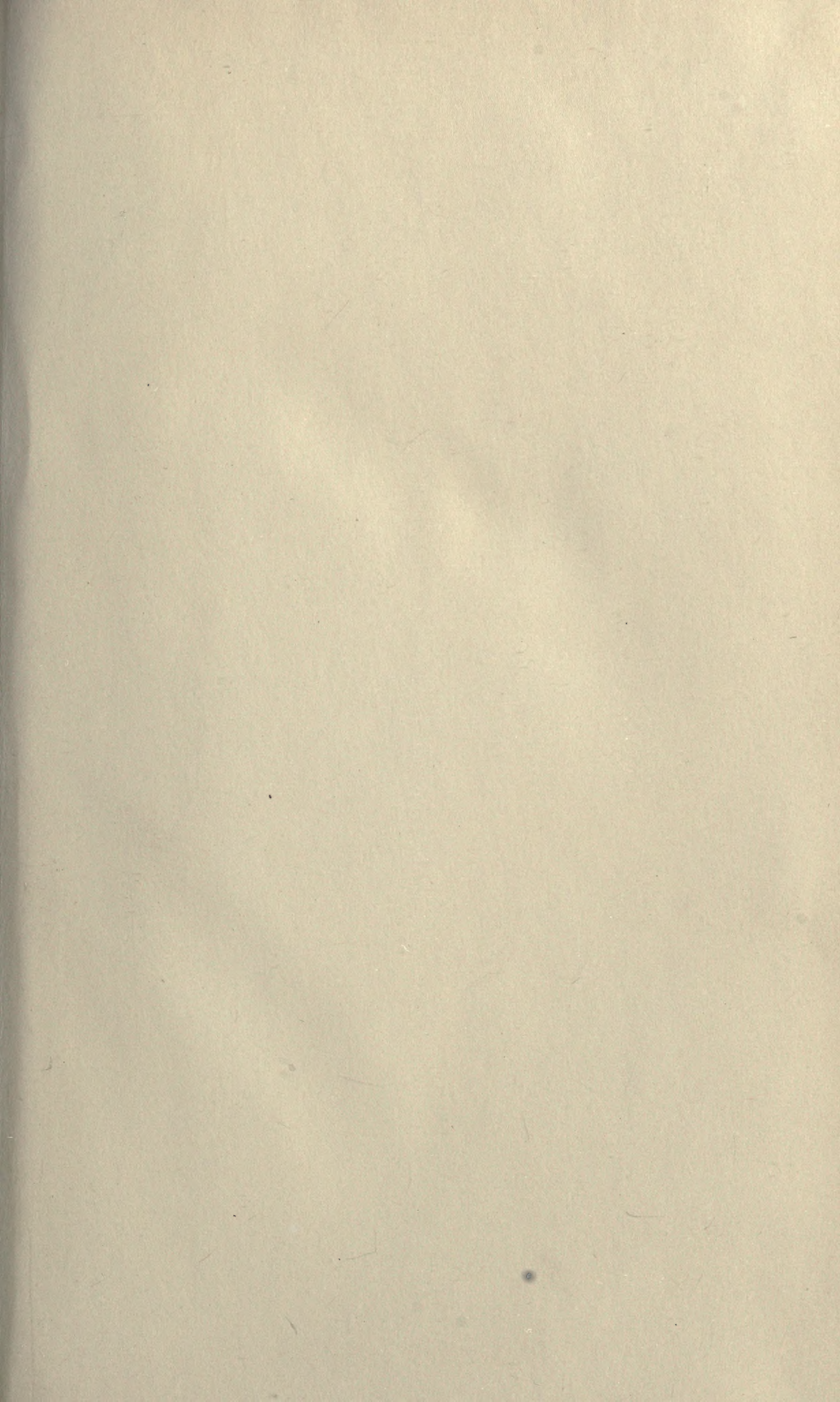
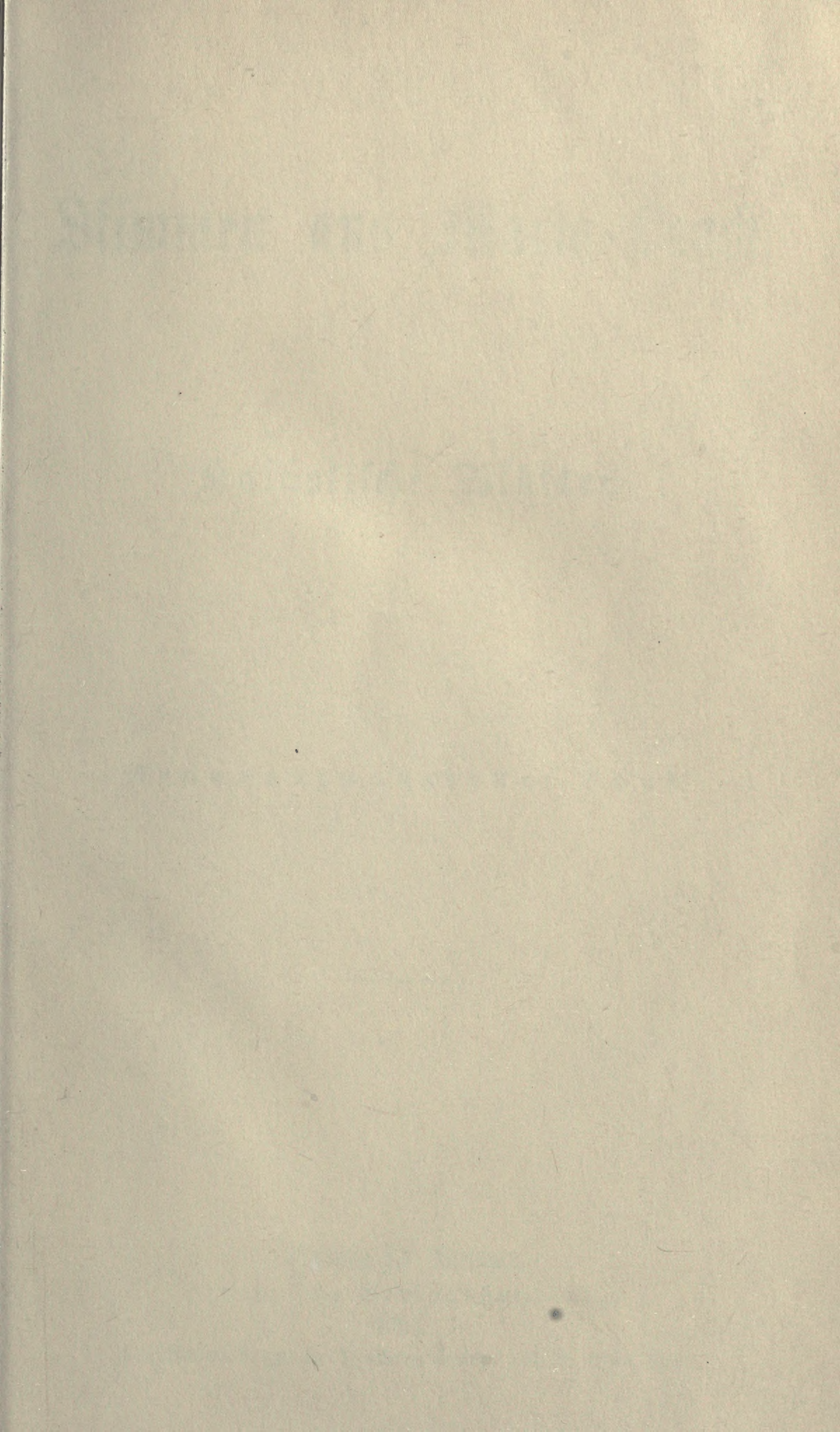












Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Neunundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1885.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des neunundzwanzigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Fürst, Mann und Christ.

Es liegt vor uns ein hübsch ausgestattetes Schriftchen. Dasselbe führt den Titel: „Ein christlicher Fürst. Heinrich von Frankreich, Graf von Chambord, geboren den 29. September 1820, gestorben den 24. August 1883.“ [1]

Der Hingang des Grafen Chambord zu Frohsdorf war wohl das wichtigste Ereigniß des Jahres 1883. Überall hat dieser Tod den ehrendsten Nachruf gefunden. Erfreut hat er eigentlich Niemand, den Meisten schien er ein wahres Unglück, von Allen wurde er mit Ernst und achtungsvoller Theilnahme vernommen. Ein braver Mann war mit diesem Hingang weniger in der Welt.

Zwei Jahre sind es nun bald, daß sich das Grab geschlossen über dem edlen Manne, dem Träger so vieler und gerechter Erwartungen und Hoffnungen, und noch immer hallen Nachklänge von ihm zu uns herüber. Bereits verewigt, spricht er, wie vorliegendes Büchlein beweist, noch zu uns durch sein schönes und erbauliches Leben.

Die Aufgabe des Schriftchens ist, den Prinzen von seiner religiösen Seite, als Christ und Katholik zu schildern. Vor einigen Monaten entwarfen wir in diesen Blättern das Bild eines christlichen Mannes. Was dort in allgemein redenden Worten ausgeführt ist, haben wir hier in greifbar lebender Gestalt vor uns. Der Graf von Chambord ist, wie je Einer, der ganze, christliche, katholische Mann, wie ihn unsere Zeit braucht. Wir erlauben uns, in dieser Absicht der erwähnten Schrift einige Gedanken zu entlehnen und sie mit Hilfe anderer Quellen zu erweitern. Wir sehen bei unseren Ausführungen von aller politischen Bedeutsamkeit des Grafen ab; wir haben es nicht zu thun mit dem Könige

---

[1] Un Prince chrétien. Henri de France, Comte de Chambord etc. Par Émile de Regnault S. J. Imprimerie St Augustin, Desclée, de Brouwer & Cie. Lille, Rue royale 26, 1885.

und Prätendenten, als insoferne die religiöse Frage auch diese Beziehungen streift. Was uns beschäftigt, das ist der Mann von Ehre, von Religion und Charakter, der Christ und Katholik.

I.

Was wir unter dem „Manne" verstehen, haben wir früher schon ausgeführt. Nach dem hl. Thomas[1] ist das Höchste im Menschen die Vernunft, und in der Vernunft selbst ist die höchste Spitze das Vermögen, Gott und die ewigen Wahrheiten zu erfassen, im Lichte dieser Wahrheiten alles Geschaffene und sich selbst zu schauen, und aus dieser Anschauung Grundsätze und Regeln für das Leben in all seinen Beziehungen und Vorkommnissen zu gewinnen. Das ist das höchste Einstrahlen des göttlichen Lichtes in den Menschen, und es vollzieht sich in der Religion und durch die Religion. Ist die Religion einmal der unverrückbare Leitstern aller Absichten, Entschlüsse und Handlungen, dann ist der Mensch in sich geeint, dann ist er der Mann, den wir meinen.

So ein Mann nun war der Graf von Chambord.

Bei aller Leutseligkeit, bei all seiner feinen und geistreichen Heiterkeit des Umgangs war der Graf ein durch und durch religiöser, frommer Mann, ja ein innerer Mann, ein Mann des Gebetes. Die ersten Stunden des Tages gehörten unveräußerlich Gott und dem Gebete. Zum üblichen Morgengebet, das er stets auf den Knieen vor seinem Hausaltar verrichtete, fügte er jeden Tag noch als Ritter vom Orden des heiligen Geistes die Tagzeiten vom heiligen Geist und eine betrachtende Lesung aus einem Erbauungsbuche. — Keinen Tag versäumte er die heilige Messe. Er meinte, es fehle ihm etwas und er schäme sich förmlich den ganzen Tag, wenn er die Messe verfehlt; es sei ihm übrigens nicht schwer, der Messe beizuwohnen; wenn man glaube, daß der Heiland uns mit seinem Blute erlöst, sei es doch das Wenigste, was man thun könne, jeden Tag sich bei der Handlung einzufinden, in der er sein Opfer erneuert. Sehr regelmäßig und eifrig war der Empfang der heiligen Communion, und das größte Leid, das seine letzte Krankheit ihm brachte, war, daß sie ihm den Empfang der Communion nicht so oft gestattete, als er es wünschte. — Nebenbei hatte seine Frömmigkeit noch Vorrath und Überfluß für alle Andachten, die dem katholischen Herzen lieb sind. Den Rosenkranz betete er jeden Tag; oft besuchte er einen kleinen Wall-

[1] Summa S. Th. p. 1. q. 79. a. 9.

fahrtsort der Mutter Gottes in der Nähe, und jedes Jahr vollzog er mit großer Feierlichkeit das Gelübde Ludwig' XIII., das Frankreich unter den Schutz der Himmelskönigin stellte. Vor Allem aber waren ihm theuer die Andachten zum göttlichen Erlöser im heiligen Altarssacramente, zum Herzen Jesu und zum bittern Leiden. Diese Liebe zum Gottmenschen trieb ihn selbst zu einer Wallfahrt in's Gelobte Land, und der größte Schatz seines Hauses war ein kostbares Crucifix mit Reliquien, das er von den heiligen Stätten mitgebracht hatte. Es war auch sein Gesellschafter in den langen Tagen und Nächten seiner letzten Krankheit. „Das ist mein großer, einziger und wahrer Tröster," sagte er oft. Seine erstarrten Hände hielten es noch umschlungen, und der Pilgerstab, der ihn durch das Heilige Land begleitet, mußte ihm mit in den Sarg gegeben werden. So wollte er anklopfen an den Pforten des himmlischen Jerusalems, als frommer und lieberglühter Pilger Jesu Christi. — Der Graf war ein großer Liebhaber der Jagd. Aber seinen Gebetsstunden durfte sie keinen Abbruch thun. Die Messe wurde dann auf frühere Stunden angesetzt, und bei dem Ausritt, oder bei der Rückkehr, oder selbst auf dem Anstand benutzte er die Zeit, um seinem Rosenkranz gerecht zu werden. Gott, die Religion, Frömmigkeit und Heiligkeit war sein Höchstes. Er war noch ein Knabe von kaum zwölf Jahren, als man ihn fragte, was er lieber sein möchte, Ludwig XIV. oder Ludwig der Heilige. „O, Ludwig der Heilige," war seine entschiedene Antwort, „Heiligkeit geht ja über Alles."

Ein so frommes Herz mußte auch ein gutes Herz sein. In der That hatte der Graf die liebenswürdige Leidenschaft, Gutes zu thun und Menschen glücklich zu machen. Er wollte hierin Heinrich IV. ähnlich sein, der bekanntlich wünschte, daß jeder Bauer am Sonntage sein Hühnchen im Topfe habe. Chambord gab unverdrossen und gerne und viel, und er wußte auf die rechte Weise zu geben. Schon aus seiner frühesten Jugend sind die rührendsten Züge edler, selbstloser Güte und Wohlthätigkeit bekannt. Um den jungen Prinzen zum Lernen anzuspornen, wies ihm der König eine Zulage aus seinen Privateinkünften an. Das war nun die Armenkasse des Kleinen, und wenn es Schwierigkeiten im Lernen gab, brauchte man ihm nur zu bemerken, die Armen müßten das entgelten, und hurtig war er wieder am Studiren. — Der General Coutard, den Karl X. wohl leiden mochte wegen seiner Offenheit und Geradheit, bemerkte einmal dem Könige in einer Unterhaltung scherzend, es sei merkwürdig, daß er jetzt, da er ein Bischen zu Geld und Einkünften

gelangt, so viele arme Vettern entdecke. Beim Abschiede lief ihm der kleine Prinz, der die Unterhaltung mit angehört hatte, nach und drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Der General weigerte sich, es anzunehmen. „So nehmen Sie wenigstens diese Düte Zuckerwerk. Sie ist für Ihre vielen armen Vettern.“ — Ein anderer Offizier seiner Begleitung erzählte ihm eines Tages, in seinem Heimathsdorf wäre ein Kloster von barmherzigen Schwestern gar nothwendig. „Ei, dann stiften Sie es doch,“ meinte rasch der Prinz. Der Offizier entschuldigte sich mit seinen unzureichenden Mitteln. Von dem Tage an bemerkte man, wie der Kleine keinen Sou mehr für Liebhabereien ausgab. Niemand wußte, wohin das Geld floß, und weder die Erzieher noch die Mutter konnten dem Geheimniß auf die Spur kommen. Nach Verlauf von zwei Jahren fragte eines Tages der Prinz ganz unverhofft seinen Offizier: „Nun, wie steht's mit Ihrem Kloster? Sie sagen mir ja gar nichts mehr davon.“ Der Offizier bemerkte, die alte Schwierigkeit lasse ihn kaum mehr daran denken. „Ob sich da nichts machen läßt?“ erwiederte der Prinz, zog aus einer Schublade einen ganz ansehnlichen Beutel und gab ihn dem Offizier. Der Beutel enthielt die Ersparnisse der zwei Jahre. — Und wie Paris, so wurde auch Edinburgh, Prag, Wien, Görz und jeder Ort, wo der Graf sich aufhielt, der Schauplatz unzähliger Wohlthaten. Namentlich wurde Frohsdorf eine Quelle, aus welcher reichliche und unversiegbare Ströme der Wohlthätigkeit in alle Theile der Welt abflossen, sei es als Peterspfennig nach Rom, oder als Beiträge für innere und äußere Missionen, oder als Unterstützung klösterlicher Niederlassungen und katholischer Schulanstalten. Es gab kein verdienstliches Unternehmen, das nicht auf Hilfe von Frohsdorf rechnen konnte, und kein Hilfsbedürftiger verließ das gastfreundliche Schloß ohne Trost und thätigen Beistand. Die armen Kranken, die sich daselbst stellten, wurden unentgeltlich behandelt von den Ärzten. Auch die einsamen Spaziergänger durch die steyerischen Berge und Wälder könnten rührende Züge von persönlicher Hilfeleistung erzählen. Noch in den letzten Stunden des Lebens bekümmerte sich der Graf um die Versorgung eines Armen, den ein Unfall in hilflose Lage gebracht hatte.

Welch rührend kindliche Großmuth übte er nicht gegen seine Mutter, die Herzogin von Berry, die sich später mit dem Herzog della Grazia vermählte. Erst durch die Wiener Zeitungen erlangte der Graf Gewißheit über die Verlegenheit der Mutter in ihren zeitlichen Angelegenheiten. Sogleich erhielt der Hausmeister Befehl, Alles aufzubieten und nichts zu schonen, nicht einmal den Silberschatz, die Kleinodien und Pferde des

Grafen, um die Mutter einem verdemüthigenden Vorkommniß zu entreißen; in nichts, nicht einmal in ihrer Liebhaberei für Kunstseltenheiten, sollte sie verkürzt werden. Bald war Alles zur Befriedigung geordnet, und als dem Grafen nach dem Tode der Mutter deren Schloß Brunsee durch Erbschaft zufiel, wollte er in seinem Edelmuth nicht, daß ihre nachgeborne Familie des liebgewordenen Heims entbehren sollte, sondern schenkte ihr das Schloß mit allem Zubehör für immer. — Für alle Glieder der bourbonischen Familie, die durch die Revolutionen so arge Einbuße litten, war er ein Vater in liebender Sorge und Hilfeleistung.

Über Allem aber in der irdischen Liebe stand ihm Frankreich, sein Vaterland. Er betrachtete sich immer als das rechtmäßige Haupt des Landes und den angestammten Herrn der Krone Frankreichs. Diese Anhänglichkeit und Liebe hatte für ihn einen höhern, fast priesterlichen Charakter; es war die Pflicht, die ihm Gott aufgelegt. Nichts konnte diese Liebe erschüttern, keine Verbannung, kein Fehlschlagen seiner Erwartungen, keine Täuschungen und bittern Erfahrungen von Seiten Frankreichs selbst. Mit rührender Theilnahme verfolgte er stets die Schicksale seines Landes, und er griff nach dem Maße, das seine Stellung ihm erlaubte, bedauernd, rathend und helfend in dieselbe ein. Seine öffentlichen Kundgebungen sind voll von Beweisen dieser edlen Liebe. „Gott ist mein Zeuge, ich habe nur eine Leidenschaft im Herzen: die ist das Wohl Frankreichs ... das ist die Erbschaft, welche mir Niemand streitig machen kann.“ Er hatte für diese Liebe nicht bloß Worte, sondern auch Thaten und Opfer. Seine Mildthätigkeit gehörte zuerst Frankreich[1]; um einen Franzosen zu empfangen, er mochte sein wer immer, hatte er stets Zeit und Lust. Oft in seinem Leben und noch in seiner letzten Krankheit betheuerte er, wenn sein Tod Frankreich etwas nützen könne, wolle er gern in der Verbannung sterben und Frankreich nicht wieder sehen. In seinem Todeskampfe beschäftigte sich sein Geist mit Frankreich. Die letzten Worte, die seine sterbenden Lippen lispelten, waren: „Frankreich ... meine Frau ... meine Orléans!“

Aber auch in persönlichen und viel heikleren Punkten zeigte sich die tiefe Religiösität des Grafen. Chambord war ein Muster von sittlichem Ernst und von Herzensreinheit, deren Gegentheil leider so oft die traurige

[1] Am Todestage Ludwig' XVI. ließ er regelmäßig 10 000 Francs unter die Armen von Paris vertheilen, und als ein Anhänger ihm über zwei Millionen vermachte, wies der Graf sofort die Summe zur Errichtung von Schulen in Frankreich an.

Kehrseite mancher Größe ist. Einer seiner Lehrer schenkte ihm einst eine schöne Stickerei, die Lilien darstellte, welche vom Blute des göttlichen Herzens bethaut wurden und die Umschrift führten: „Serva lilia.“ — „Verstehen Sie?“ fragte der Lehrer den Jüngling. — „Gewiß,“ antwortete er. „Das heißt: ‚Schütze die Bourbonen.‘“ „Kann es aber nicht auch einen andern Sinn haben?“ entgegnete der Lehrer. — „Richtig! Bewahre die Reinheit des Herzens. O hochwürdiger Vater! seien Sie unbesorgt,“ war die Antwort. In der That, Wien, Rom, London und andere der großen Städte Europa's haben ihn zeitweilig beherbergt, und überall machte er seine Jugend achtbar und ehrwürdig durch die Reinheit und Tadellosigkeit seiner Sitten. — Welch ungetrübter Friede und welch herzliches Einverständniß herrschte die 37 Jahre hindurch zwischen ihm und seiner edlen Gemahlin! Nur in ihrer Nähe schien er sich heimisch und befriedigt zu fühlen; am liebsten arbeitete und studirte er in ihren Gemächern; zusammen beteten sie, gaben Audienz und ergingen sich im Freien. Nur der Tod trennte die treue Gattin von seinem Schmerzenslager, von dem sie mehrere Monate weder Tag noch Nacht gewichen war.

Der Graf konnte auch Beleidigungen ruhig ertragen und edelmüthig vergeben. Auf Reisen kam es vor, daß er unbekannter Weise sehr unschmeichelhafte Bemerkungen und Auslassungen über seine Person und seine politische Befähigung zu hören bekam. Er saß dann ruhig da, verbot seiner Begleitung mit einem Wink jede Erwiederung und hörte gelassen die Strafpredigt zu Ende. — Auf der letzten Wiener Ausstellung meldete man ihm, eine ganze Gesellschaft Communarden, die ausgestellt hatten, finde sich in einem Saale des Gebäudes zusammen. Sogleich ging er hin und ließ sich als Grafen von Chambord vorstellen; kein Hut erwiederte seinen Gruß. Er band aber so freundlich an und erkundigte sich so angelegentlich um die Geschäfte der Herren und unterhielt sich so ungezwungen und herzlich mit ihnen, daß die ganze Gesellschaft allmählich aufthaute und eine Stirne nach der andern sich des Hutes entledigte. — Welch inniges Bedauern widmete er nicht der unglücklichen Familie Napoleons, als der junge Prinz im Zululande so elend um das Leben kam! Sogleich ließ er das heilige Opfer für dessen Seelenruhe entrichten. — Es ist bekannt, mit welch schwerer Schuld sich die Familie Orléans gegen die ältere Linie Bourbon, deren Haupt der Graf war, beladen hatte. Der Vater Louis Philipps, der berüchtigte Egalité, hatte für den Tod Ludwig' XVI. gestimmt; Louis Philipp hatte Karl X., den Großvater des Grafen, vom Throne gestoßen und ihn in die Ver-

bannung getrieben. Als nun später Louis Philipp selbst aus Frankreich nach England flüchten mußte, richtete der Graf die herzlichsten Worte der Theilnahme und des Trostes an ihn. Später besuchte er die Wittwe Louis Philipps. Mit Freuden ging er auf den Vorschlag eines Ausgleiches und einer Wiedervereinigung ein, und den schönsten Tag in seinem Leben nannte er es, als er die Aussöhnung mit der entzweiten Familie vollzog und seine Rechte auf den Grafen von Paris, das Haupt der orleanischen Linie, übertrug.

Wohl am glänzendsten hat sich des Grafen tiefe Religiösität geoffenbart und bewährt in seinem geraden, ehrlichen Sinne und in seiner Gerechtigkeitsliebe. Sie trat besonders hervor in seiner öffentlichen Stellung und seiner politischen Laufbahn. Wie wir gesehen, liebte er Frankreich, und dieses Frankreich war unglücklich, siechte dahin und blutete an innerer Zerrissenheit und Rathlosigkeit und wirbelte, von Abenteurern und unlautern Parteimännern getrieben, wie im Schwindelkrampf von Abgrund zu Abgrund; der Graf hatte die feste und klare Überzeugung, daß das arme Land nur durch Zurückgehen auf die erbliche Monarchie sich wieder erheben, gesunden und erstarken könne. Deßhalb hielt er es für seine Pflicht, bei jedem Regierungswechsel und bei jeder Wendung der politischen Ereignisse in öffentlichen Kundgebungen seine Stimme zu erheben und sein Recht geltend zu machen. Er that dieses mit großer Würde, aber mit ebenso viel Ruhe und Mäßigung. Und das war Alles. Nie hat er für seine Sache das Schwert gezogen, er wollte nicht als Eroberer, sondern als Hirte und Vater Aller unter sein Volk treten; nie bediente er sich geheimer Mittel und Ränke, nie gemeiner Künste und Bewegungsmittel, nie hat er fremden Mächten und seinem Vaterland Verlegenheit bereitet, nie innere Spannung und innern Zwist hervorgerufen, nie hat er seinen Namen zu zweideutigen Umtrieben hergegeben.

Aber warum, könnte man fragen, hat er sich zurückgezogen, als man ihn suchte? Warum hat er abgelehnt, als die Krone ihm angetragen wurde? Oft, ja fast allgemein hat man ihm diesen Entschluß zum Vorwurf gemacht als einen politischen Mißgriff, als Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit, ja als Eigensinn und Systemmacherei. Im Grunde aber war es wieder nichts als seine Gerechtigkeitsliebe und Gewissenhaftigkeit. Das Königthum wurde ihm angeboten, aber nicht das Königthum von Gottes Gnaden, sondern das nach den Grundsätzen von 1789, deren Symbol die dreifarbige Fahne sein sollte. Das verstieß

gegen seine Anschauungen und Grundsätze. Indessen scheint die Fahnenfrage nur die Außenseite und eine Nebensache gewesen zu sein. Der Graf selbst äußert sich darüber dahin, er behalte sich vor, über den ganzen Vorgang völliges Licht zu verbreiten, wenn ihm die Zeit gekommen scheine. Er hatte also noch andere Gründe, abzulehnen, als die bekannt wurden. Er bemerkt, man habe ihm einen Majordom geben wollen, er habe nur das Haupt einer Partei, ein König mit gebundenen Händen sein sollen[1]. Offenbar wollte der Graf die königliche Gewalt nur zum wahren Wohle des Volkes ausüben, nach bestem Wissen und Gewissen und in Unabhängigkeit von jedem fremden und unberechtigten Willen. Anders wollte er die Krone nicht. Indessen hätte es nur einer kleinen Unwahrheit, ja nur eines Zurückhaltens seiner persönlichen Ansicht, nur eines stillschweigenden Hinübergleitens über die Frage gebraucht: er hätte nur den Salzburger Brief nicht zu schreiben brauchen, und er war am Ziele seiner irdischen Wünsche, die Monarchie war hergestellt. Das war aber gegen seine gewohnte Offenheit und Ehrlichkeit und gegen sein Gewissen. Er schlug rund ab.

Es war diese Entscheidung so recht das Werk seines Herzens und seines Charakters. Schon von Jugend auf hatte der Graf einen außerordentlich lebendigen und ausgebildeten Sinn für Recht und Gerechtigkeit. Seine Erzieherin sagte von ihm, ihr sei nie ein Kind begegnet, das ein so rechtsliebendes Herz gehabt. Bei einer spätern Gelegenheit sagte der Graf, der Beiname, der ihm am besten gefiele, wäre „der Rechtsliebende", und die Ehrlichkeit bezeichnete er in einem Manifeste als die erste öffentliche Tugend[2]. Sie lenkte all seine Schritte und Entscheidungen. Er folgte also in dieser Entschließung einfach seinem geraden, rechtsliebenden und gewissenhaften Herzen. Wenn es wahr ist, was man erzählt, lehnten seine Freunde und Getreuen, in dieser Angelegenheit um ihre Ansicht und ihren Rath befragt, aus naheliegenden Gründen jede Entscheidung ab. Da fing der Graf an zu beten, beichtete und empfing die heilige Communion. Von diesem Augenblicke an stand sein Entschluß fest. „Es ist nun entschieden," sagte er einer vertrauten Person. „Ich schicke eben meine Erklärung nach Paris mit dem Auftrage, sie sofort zu veröffentlichen. Ich bin es meiner Ehre und wohlverstandener Maßen auch dem Wohle Frankreichs schuldig. Das ist mir

[1] Briefe an Marquis Foresta, den 26. Juli 1879, und an Eugène Veuillot, den 23. April 1883.

[2] Manifest vom 9. December 1866.

klar wie Sonnenlicht, und in dieser Beziehung bin ich ganz ruhig." Und es muß wohl das Rechte gewesen sein.

Mit dieser That schied der Graf aus dem öffentlichen Leben. Sie zeigt so recht, wie würdig er des Thrones war. Die Gerechtigkeit ist ja die königliche Tugend. Er hat ihr Alles, sein Theuerstes zum Opfer gebracht. Es folgten nun nur noch wenige Jahre stiller Zurückgezogenheit und wohlthätigen Wirkens und Gebetes, dann starb er und konnte wie Papst Gregor VII. sagen: „Die Ungerechtigkeit habe ich gehaßt und die Gerechtigkeit geliebt, deßhalb sterbe ich in der Verbannung." Da ruht er nun, der letzte und vielleicht beste Sprößling einer langen Herrscherreihe, nicht in den Königsgräbern von St. Denis, sondern in der stillen, engen Franciscanergruft von Castagnovizza auf dem Hügel von Görz, neben seiner Schwester, der Herzogin von Parma, und seinem Großvater, Karl X. Die weiße Fahne der Monarchie von Gottes Gnaden, die er mit in die Verbannung genommen, die er immer treu festgehalten, aber nie entrollt, weil er sie nicht beflecken wollte, liegt nun als Bahrtuch über seinem Sarge. Sie ziert ihn schön mit dem reinen Weiß und den goldenen Lilien. Sie ist das Abbild seines Lebens, seiner Gesinnungen und seiner Tugenden, seiner Frömmigkeit, seiner Reinheit, seiner Güte und Ehrenhaftigkeit. Der Wahlspruch seines Vorfahren, des heiligen Ludwig, könnte auch auf dem Sarge Heinrich' V. stehen, er faßt sein ganzes Leben zusammen: Fürchte Gott, halte auf deine Ehre und liebe Frankreich.

II.

Das war Heinrich V., Graf von Chambord, durch und durch ein Ehrenmann und Edelmann, ein Fürst und Christ im besten und vollsten Sinne des Wortes. Religion, Ehrenhaftigkeit und Gewissen hatten dieses Herz ganz eingenommen und erfüllt. Es ist ein schönes Wort, das er von seiner politischen Laufbahn schreiben konnte: „Ich habe kein Wort zurückzunehmen und keinen Schritt zu bereuen." Und Pius IX. bestätigte dieses Wort, indem er von dem Grafen sagte: „Was er sagt, ist gut, und was er thut, ist recht gethan."

Es ist nun gewiß von Interesse, zu sehen, wie diese edle, christliche Gesinnung sich in ihm ausbildete und ihn zu dem machte, was er geworden.

Wie wir gesehen, hat ihm Gott eine treffliche Naturanlage, ein Herz voll Güte und Gerechtigkeitsliebe als kostbaren Antheil in die Wiege gegeben — gewiß ein unschätzbares Geschenk, wenn man die treibenden

Ursachen des menschlichen Lebens kennt und beobachtet, welch bedeutender Theil an unsern Entschließungen und Thaten unserer Naturanlage zufällt.

Diese guten Veranlagungen gab Gott in die Hände trefflicher Erzieher und Lehrer, die sie heranzogen, entwickelten und ausbildeten. Welche Grundsätze bei dieser Erziehung maßgebend waren, sagt uns einer seiner Lehrer, der nachmalige Bischof Frayssinous. „Wenn man glaubt," schreibt er, „ich suche den Prinzen nur in dem Gedanken zu erziehen, daß er einst regieren werde, so täuscht man sich. Vor Allem trachte ich einen braven Mann und Christen aus ihm zu machen, der Glück und Unglück zu bestehen vermag." „Es liegt wenig daran, sage ich ihm, ob Sie einst König sein werden. Das liegt in Gottes Hand. Worauf Alles ankommt, ist, daß Jeder sieht, wie Sie des Thrones würdig sind, ob Sie nun zu demselben gelangen oder nicht." Was Frayssinous am Ende der Erziehung von seinem Zögling voraussagte, ist eingetroffen: „Wird der Graf von Chambord König, wird man ihn lieben; wenn nicht, wird man es bedauern."

Vor Allem aber nahm ihn die göttliche Vorsehung selbst in die Königsschule der Leiden und des Unglücks. Sehr früh fing diese Schule an.

Der Prinz wurde am 29. September 1820 in den Tuilerien in Paris geboren. Die alte Monarchie war kaum wieder eingezogen und die Restauration wob einen kümmerlichen Schimmer wie Abendsonnenglanz im Spätherbst um das alte Königsschloß. Aber was für unheimliche Erinnerungen schwirrten in diesem Spätlicht — die erste Revolution, das erste Kaiserreich und dessen jäher Sturz, die hundert Tage, das waren die ersten Märchen, denen das Ohr des Kindes lauschte — und welch ernste Gestalten webten in diesem goldenen Duftglanz! Da waren die alten Könige, Ludwig XVIII. und Karl X., die Brüder und Erben des unglücklichen Ludwig XVI., beide wandelnde Zeugen der Unstätigkeit irdischer Dinge; da war die ernste Prinzessin Louise, die Tochter Ludwig' XVI., sie lächelte fast nie, sie hatte als Kind zu Schreckliches gesehen; da saß an der Wiege die jugendliche Mutter, ihr Auge hing entzückt an dem Liebling, aber ihr thränenumflorter Blick bewahrte für das Kind ein gräßliches Geheimniß, sie konnte dem fragenden Kinde keinen Vater zeigen; da standen an den Thoren die Grenadiere, diese wahrhaften verwitterten Überreste des Kaiserreiches, das wie eine flüchtige Lichtspiegelung aufgeflammt und zugleich vorüber war, und draußen um die goldenen Gitter des Palastes schlichen unheimliche Gestalten, die Enkel

der alten Revolution; die Jakobinermützen, die Keule und die Holzschuhe hatten sie weggethan, aber es waren dieselben wilden Gesellen, nur etwas zahmer im Frack und Spazierstock. Sie regten sich nur zu bald. Das waren die ersten Eindrücke, die auf das Kind wirkten, sämmtlich trüb und düster wie Prophezeiungen kommenden Unglücks.

Der Prinz war auch kaum zehn Jahre alt, da pochte die Julirevolution an die Tuilerien. Karl X. flüchtete mit dem jugendlichen Enkel vor dem eigenen Vetter. Man erzählt, der Prinz habe, als man seine Hand ergriff, ihn aus dem Schloß zu ziehen, nicht folgen wollen, habe sich mit Gewalt gestemmt und sich an Truhen und Tischen festgeklammert, als fühlte er, daß ihm sein Heim für immer verloren ging. Die Flucht ging nach England und Edinburgh, in das Königsschloß Holy-Rood, eine neue Stätte königlichen Unglücks, wo einst eine unglückliche französische Königin, Maria Stuart, so unsäglich viel Leid und Schmach erduldet und wo im Prätendenten die Herrlichkeit des schwergeprüften Königshauses noch einmal aufleuchtete und dann für immer zu Grabe ging. In diesem Palast feierte der Prinz seine erste heilige Communion, und an diesem Tag erst enthüllte ihm der Großvater das schreckliche Geheimniß, wie der Herzog von Berry, sein zweiter Sohn und des Prinzen Vater, im Theater vom meuchlerischen Dolch getroffen zusammensank und in einem Nebensaal des Opernhauses auf einem armseligen Lager den Geist aufgab. So bezeichneten auch diesen Freudentag des königlichen Kindes bittere Thränen. Der Prinz vergab von Herzen dem Mörder seines Vaters. — Von England, wo der Boden nicht mehr sicher war für die Flüchtlinge, siedelte Karl X. nach Prag in den Hradschin und später nach Görz über, wo er 1836 starb.

Mit dem Tode des Herzogs von Angoulême trat der Graf förmlich in die Rechte der alten Dynastie ein und gab deren Antritt den Höfen kund. Er gründete in Frohsdorf sein bleibendes Heim, und seine Vermählung mit Maria Theresia von Österreich-Este und die seiner Schwester mit dem Herzog von Parma brachte ihn zu den Höfen in entsprechende Stellung. Aber der Segen der Nachkommenschaft ward ihm nicht vergönnt.

Schlag auf Schlag folgten die politischen Ereignisse in Frankreich und Europa, die der Reihe nach seine Hoffnungen wachriefen und immer wieder vernichteten: auf das Bürgerkönigthum folgte die Republik, das zweite Kaiserthum. In Italien brachen die alten Throne zusammen, mit ihnen selbst der älteste und heiligste, die zeitliche Herrschaft des Papstes,

und häuften in seiner eigenen Familie Ruinen auf Ruinen; der alte deutsche Bund riß auseinander und Frankreich brach, dank dem zweiten Kaiserthume, in Schande, in Blut und Feuer zusammen. Im Jahre 1871, nach der Abschaffung der Verbannungsgesetze, sah der Graf endlich Frankreich und Paris wieder. Er besuchte Notre Dame und besah die Tuilerien, welche die Communisten verwüstet hatten. Mit Thränen in dem Auge zeigte er seinem Begleiter das Fenster, an dem er einst als Kind seine Bleisoldaten in Reih und Glied gestellt; es war halb ausgebrannt, Fensterrahmen und Scheiben waren zertrümmert. Noch einmal im Jahre 1873 kam er flüchtig und fast wie im Geheimen nach Frankreich und sah sein Schloß Chambord und Versailles. — Frankreich war immer taub für seine Stimme, vertraute seine Geschicke lieber unreinen Händen an, und diese stürzten es immer tiefer in den Abgrund der Schmach, der Unordnung und des Verderbens. Und nun, wo es nothgedrungen sich seiner erinnerte und ihn anging, wo Aller Augen sich auf ihn richteten, wo die Wünsche Aller ihn herbeiriefen und die Entscheidung bei ihm war, konnte er nicht und wollte er nicht. Es war nun, die Ehre und den Himmel ausgenommen, Alles verloren.

So verlief das äußere Leben des Grafen. Es war, wenn man es übersieht, eine lange Schule bitterer Prüfungen, wenn man will, eine immer neu sich verschlingende Kette zeitlichen Unglücks. Im großen Stil hat ihm Gott die Vergänglichkeit der Welt und aller irdischen Größe gepredigt, er ist ihm überall entgegen getreten, er hat ihn immer von dem Ziele, wenn er seiner habhaft zu sein schien, zurückgeworfen, er hat alle seine zeitlichen Pläne zu nichte werden lassen. Und was beabsichtigte Gott mit dieser Führung? Offenbar wollte er sein Herz läutern, es vom Irdischen abziehen und auf das Ewige richten. Und, Gott sei Dank! der Prinz hat die Lehre verstanden. Glücklicher Weise hatte er von Jugend auf schon einen festen Flug zu diesem Ziele gewonnen. Sein Vorsatz bei der ersten Communion war: „Ich werde in meinem Glauben nie wanken.“ Den Vorsatz hat er gehalten. Das erneute Fehlschlagen seiner Pläne, das fortwährende Hingehaltensein und Wachestehen an den Thoren der Vorsehung und der Unberechenbarkeit der menschlichen Entschließungen, das den Mann oft empfindlicher prüft, als ein rasches Zusammenbrechen seines Lebensglückes, dieses langsame Absterben des natürlichen Menschen hat seinen Glaubensmuth nie gebeugt und den festen Aufblick zur Ewigkeit nie getrübt. Im Gegentheil, er gewann daraus gerade diesen christlichen Geist des Glaubens, der uns die ewigen Güter

als unser Ziel zeigt und alles Zeitliche für sie übersehen lehrt. Je mehr Stützen seines zeitlichen Strebens zusammenbrachen, um so fester wandte sich sein Geist dem ewigen Ziele zu. Deßhalb war er bei aller Entschiedenheit im Eintreten für seine Rechte doch so voll Ruhe und maßvoller Würde, ohne Aufregung und Ungeduld. Seine Person war ihm nichts, sein Princip, seine Sache Alles. Für seine Sache aber forderte er nichts von der Gewalt; von der Geschicklichkeit der Menschen, sagte er, erwarte er wenig, aber Alles von der Gerechtigkeit Gottes. Und als ihn auch diese zu vergessen schien, blieb er ruhig und ohne Klage. Selbst an seinem Leben hing er wenig. Als in seiner letzten Krankheit überall für seine Genesung gebetet wurde, wollte er allein es nicht thun. „Ein einziges Mal habe ich,“ sagte er, „um meine Gesundheit gebetet, als 8000 Bretonen für mich zur hl. Anna wallfahrteten, dann nie mehr.“ So nahm der Glaube immer mehr sein Herz und seine Gedanken ein. Der Ritter und Fürst wurde immer mehr Christ, und der unerschütterliche Prätendent der Krone Frankreichs wurde ein noch glühenderer Prätendent des Himmels. „Perenne solum.“ „Nun bleibt mir noch das ewige Reich!“ rief Ludwig der Heilige muthvoll, als er seiner Familie und dem schönen Frankreich den Rücken wandte, um an fremder Küste seinen Kriegsruhm und sein Leben zu lassen. So starb auch Chambord in der Verbannung ruhig und heiter im Hinblick auf den Himmel. Wir haben alle Hoffnung, daß wenigstens dieß ihm nicht fehlgeschlagen, das er verdient durch sein tugendhaftes, christliches Leben, durch die Verdienste seines Erlösers und durch den Anschluß an die römisch-katholische Kirche, welcher er stets ein kindlich und treu ergebener Sohn war. Noch am 15. März 1870, mitten in den Kämpfen für und gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, schrieb er an Pius IX.: „In diesem Augenblicke, wo die Feinde der Kirche doppelte Kraft einsetzen, sie anzufeinden, ist es mir ein Bedürfniß, Eurer Heiligkeit die feierliche Erklärung der kindlichen Liebe für Ihre erhabene Person und meine unverbrüchliche Anhänglichkeit an den Stuhl des hl. Petrus zu wiederholen, diesen unerschütterlichen Fels, an dem die Wuth der Hölle sich brechen wird. Welch ein Leid ist es für mich, daß ich aus Gründen der Klugheit, die Eure Heiligkeit kennen, nicht in Person kommen kann, um mit meinen eigenen Worten zu versichern, daß ich leben und sterben will als ein unterthäniger Sohn des unfehlbaren Statthalters Christi auf Erden und daß ich mich nach dem Tage sehne, an dem ich in thatkräftiger Weise meine gänzliche Hingabe bestätigen kann.“

Chambord war ein gläubiger Christ. Er hatte ein Wort, eine Politik, weil einen Glauben.

So hat denn der Glaube die Erziehung des königlichen Zöglings vollendet. Und er mußte es. Der Glaube vollendet Alles, gibt Allem Wahrheit, Werth und Dauer. Der Glaube allein macht die Tugend durch und durch kernhaft. Der Glaube allein stählt und härtet uns gegen die Versuchung, welche der Tugend nachstellt. Der Glaube endlich ersetzt Alles, selbst die härtesten Opfer, welche die Pflicht hienieden von uns erheischt. Der Glaube ist ja die Unterlage der Dinge, die wir hoffen (Hebr. 11, 1). Die Hoffnung begleitet immer den Glauben, und die Hoffnung macht nicht zu Schanden. Wenn auch der zeitliche Glücksbau in Trümmer fällt und alle irdischen Hoffnungen begräbt, wenn das Leben selbst unter dem Tritte des Todes zerstiebt, der Glaube steht da wie die schöne Todtenkapelle auf dem italischen Kirchhof mit den leuchtenden Worten an der Stirne: „Io spero“, ich hoffe mitten im Untergange aller Dinge. Für den Glauben und für die Hoffnung allein ist Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen. Sie haben die Verheißungen des ewigen Lebens!

So gibt es noch etwas viel Feineres, Höheres und Nothwendigeres, als ein Staatsmann und selbst ein Ehrenmann zu sein, nämlich ein gläubiger Christ. Ohne das ist alles Andere nichts!

III.

So viel aus dem Leben Heinrich' V. Es ist ein eigenartiges Leben. Er hat 63 Jahre gelebt und 53 in der Verbannung. Er ist immer Prätendent gewesen, hat keine Stunde regiert, nie hat er den Thron bestiegen, und keinen Augenblick hat es in seinem Leben gegeben, wo er des Thrones nicht werth war. Ist das nicht ein eigenthümliches Spiel der göttlichen Vorsehung mit diesem Leben? Hat es überhaupt noch eine providentielle Aufgabe? Ist das Leben nicht verloren?

Ja, sein Leben war ein bloßes Prätendentenleben und verlief ganz in provisorischen Zuständen, und es war verloren, hätte er kein anderes Ziel angestrebt, als die Wiedererrichtung seiner zeitlichen Herrschaft. Glücklicher Weise hat er die Bedeutung des Lebens richtiger aufgefaßt. Es war ihm, wie wir gesehen, mit all seinen Gütern, in all seiner Breite und Mannigfaltigkeit der Bestrebungen nur eine Vorbereitung, ein Mittel für die Ewigkeit. Auf der Suche nach der irdischen Krone hat er die

himmlische nicht vergessen, und je ferner ihm jene rückte, um so heller und herrlicher leuchtete diese seinem Geiste auf. Hat er dieses Ziel erreicht, war sein Leben nicht verloren, im Gegentheil, es hat seinen einzigen und schönsten Preis errungen. Das ist ja das unschätzbare und majestätische Vorrecht dieses ewigen Zieles, daß wir es überall und unter allen Lebensumständen erreichen können und müssen. Vor diesem Ziele sind wir Alle gleich, es muß und kann erreicht werden, wir mögen auf dem Throne sitzen, oder in der Mittelmäßigkeit des Lebens uns bewegen. Ja, Alles in Allem berechnet ist ein Mittelstand, selbst Armuth, Leid und Unglück dem Heile der Seele förderlicher, als der Glücksstand der Hohen dieser Welt. Es ist König sein eben eine gefährliche Gelegenheit. Nichts fordert mehr Demuth, Gottvertrauen, Selbstbezwingung und Starkmuth, als das Leben auf dem Throne. Manche haben ihn mit Tugend und Heiligkeit geschmückt, und Graf Chambord, hoffen wir, hätte es auch gethan; aber weit mehr hat er verderbt und unglücklich gemacht. Graf Chambord kannte nicht die Annehmlichkeiten und den Glanz des Thrones, aber auch nicht seine Sorgen und Gefahren, seine Enttäuschungen und schrecklichen Wechselfälle. Und so möchten wir ihm nur Glück wünschen und sagen: Glücklich, wer nicht zum Throne berufen ist; glücklich, wer berufen ist und ihn nie besteigt; dreimal glücklich, der ihn der Gerechtigkeit halber preisgibt und verliert.

Das hat Graf Chambord gethan, und das möchten wir seine providentielle Aufgabe nennen. Er hätte die Krone haben können; sie war ihm angeboten, aber um den Preis seiner Pflicht und seines Gewissens. Er wollte sie nicht und er hatte den Muth, das zu bekennen. Er ist deßhalb sehr unpopulär geworden „in unserer Zeit“. Er war ein trefflicher, großer Charakter, sagt man, aber in seiner edlen Vereinsamung kannte er die Zeit und das Bedürfniß nicht, sich anzupassen, er war kein Politiker. Wir möchten sagen: Um so besser. Gerade das that unserer Zeit noth, ein großes Beispiel, daß man für ein Princip der Wahrheit, für Recht und Gerechtigkeit das Seinige und alles Zeitliche opfern muß und kann. Der Nutzen des Augenblicks beherrscht ja Parteien, Grundsätze, Gewissen, Religion und Alles. Das ist die Weltklugheit unserer Zeit, die hohe Politik. Wir fragen: Ist die Welt nicht voll solcher Politiker und wird es besser? Diese hohe Politik bringt die Menschheit um ihren guten Namen, entehrt sich selbst und macht die Welt unglücklich. Graf Chambord diente der Wahrheit und Gerechtigkeit ganz, er war die Ehrlichkeit selbst und zwar nicht die gewöhnliche, sondern die

im erhabenen Stil, die heldenmäßige, weil er ihr Alles zum Opfer gebracht hat. Es handelte sich, wie wir gesehen, nicht um ein nutzloses Kraft- und Schaustück von altritterlicher Offenheit und Ehrlichkeit, sondern um wahre Gewissenspflicht. Für die kannte er allerdings keine Anpassung, keine Zweideutigkeit und kein Zugeständniß. Ohne ein Volk und einen Thron zu haben, predigt er doch allen Völkern und Königen, was die einzig wahre und feste Grundlage ihres Bestandes und ihrer Wohlfahrt ist, nämlich Recht und Gerechtigkeit. Das war seine Aufgabe. Er hat sie gelöst und zwar nicht ohne Vortheil für die Partei und für das Princip, das er vertrat. Er hat durch seine Tugenden die Monarchie wieder achtbar gemacht, er hat einen festen Kern gut gesinnter Männer herangezogen, er hat dem Königthum in seinem Lande Aussichten und Hoffnungen geschaffen, die es seit Langem nicht mehr besessen. Und überdieß hat er für sich und seine Person die Achtung, Bewunderung, Liebe und Ehrfurcht der ganzen Welt gewonnen, wie kein Anderer. Er hatte keine Krone, kein Land, keine Armeen; seine Macht und Größe trug er in seinem Charakter. Er regierte nicht und zählte doch immer zu den regierenden Häuptern. Alle sahen auf ihn und rechneten mit ihm. So lange er lebte, hoffte man immer noch auf eine bessere Zeit für Frankreich; man betrachtete ihn als ein wahres Unterpfand des Glückes und der Hoffnung. Als er starb, war Alles in Klage und Trauer, Freund wie Feind.

Einer seiner politischen Gegner [1] widmet ihm folgenden ehrenden Nachruf, der seine ganze Stellung in der Zeit enthüllt: „Es war eine edle und achtunggebietende Gestalt, dieser Graf von Chambord, und es fällt uns nicht schwer, zu gestehen, daß wir ihn von Herzen bewundert haben. Angethan mit seinem Auctoritätsprincip wie mit einer Rüstung, ist er gefallen und liegt nun auf seiner Bahre wie die alten Ritter auf ihren Steinsärgen, die Hände gefaltet, das Schwert an der Seite und die Augen dem Himmel zugewendet.

Er ist nie zurückgewichen, hat nie Schwäche verrathen. Immer in der Verbannung, ist er doch ein großer König gewesen, größer als viele, die auf dem Throne saßen. Ohne Krone und ohne Reich, hat er doch regiert.

Der Grund ist, weil Charaktere heutzutage eine Seltenheit sind. Talent findet sich überall und überall Geist, aber Willenskraft nirgendwo.

---

[1] Cassagnac im „Pays“.

Es ist so weit gekommen mit der moralischen Schlechtigkeit, daß es eine Ausnahme ist, wenn man seine Meinung nie geändert, ein Verdienst, wenn man kein Apostat gewesen, und eine große Tugend, wenn man seine Partei nie verrathen hat. Natürlich in dieser gemeinen Zeit, wo man Alles in den Handel bringt, Alles verkauft, wo man keine Zeit hat, ein ehrlicher Mann zu sein, muß uns dieser Chambord wie ein hehres Wesen vorkommen aus einer geschwundenen Zeit. Er stand wie ein Fels im Meer: die aufgeregten schmutzigen Wogen unserer Zeit schlugen an ihm auf, brachen sich und zerrannen zu seinen Füßen.

Man hat ihm vorgeworfen, er habe nicht kommen wollen. Welch bitterer Hohn! Wer kennt denn heute nicht die eigentliche Wahrheit an dieser nunmehr geschichtlichen Thatsache? Man bot ihm den Thron an, aber unter unannehmbaren Bedingungen. Er sollte herrschen, aber nicht regieren. Das wollte der König nicht und er schlug ab.

Wer ist am Ende heldenmüthiger, er oder sein Ahnherr Heinrich IV.? Für eine Messe konnte der Spottvogel von Béarn wohl Paris kaufen: der Graf von Chambord wollte die Krone nicht für den Preis einer einzigen gemeinen und feigen That."

Immerhin bleibt es ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung, warum Heinrich V. nicht zum Throne gelangte. Man sollte denken, das unglückliche Land wäre doch, wie kein anderes, einer gewissenhaften und starken Regierung benöthigt gewesen, und in Heinrich hatte sich Alles gefunden, was ein Volk glücklich machen kann: Herzensgüte, Frömmigkeit, Festigkeit und unbeugsamer Gerechtigkeitssinn; ja man kann sich des Gedankens nicht entschlagen, wie glänzend und segensreich sich zum Wohle des Volkes seine herrlichen Eigenschaften bewährt, wie viel Unglück und Unheil Frankreich und den Nachbarländern erspart geblieben wären, ja ob die Dinge in Europa nicht eine ganz andere Gestaltung gewonnen hätten, wäre dem Grafen statt Louis Philipp oder Napoleon III. der Thron zugefallen. Aber von all dem ist nichts geschehen. Heinrich mußte in die Verbannung, er blieb in der Verbannung und starb in der Verbannung kinderlos. Mit ihm geht, wie ein Schriftsteller sagt, nicht bloß ein edles, hohes Leben, ein Mann und der Beste eines großen Stammes, sondern ein Princip zu Grunde, das Königthum von Gottes Gnaden und das Schwert im Dienste Gottes. — Sieht das nicht einem Strafgerichte Gottes gleich? Es will fast scheinen. Könige und Völker strafen an einander die Ausschreitung und den Mißbrauch der Macht, die Gott ihnen einräumt. Sie werden sich selbst und gegenseitig zur Geißel.

Das Volk richtet und stößt die Könige hinaus, und wenn es in seiner Noth die Arme nach ihnen ausstreckt, werden sie ihm nicht gegeben und gerade die besten nicht. Den Übermuth der Gewaltigen aber erreicht früh oder spät auch die züchtigende Hand Gottes, und wenn sie sich ein Opfer wählt, dann sind es auch gerade die besten. Die Geschichte beweist es. Und mit Recht. Wie könnten sie sonst die Sühne leisten und Gott versöhnen? Das sind große, beweinenswerthe Übel, und wer wehrt ihnen? Allein die Gerechtigkeit; sie erhöht die Völker [1] und befestigt den Thron [2], oder sie schafft endlichen Ausgleich durch die Strafe.

Das ist die letzte Lehre, welche die Fürstengruft von Castagnovizza gibt. In Frohsdorf ist die weiße Fahne gefallen, in Castagnovizza ist sie begraben und ziert als Sargdecke das Grab des letzten der eigentlichen Bourbonen. Diese weiße Fahne — das ehrwürdige Abzeichen eines hohen, heiligen Princips, aber in der Folge der Zeiten leider so oft das unheilvolle Zeichen einer traurigen Politik der Willkür, des Übermuthes und der Ungerechtigkeit — diese weiße Fahne so voll schmerzlicher Erinnerungen für die ganze Christenheit und vornehmlich für das deutsche Reich und das österreichische Haus — dort gerade hat sie ihre letzte Zufluchtsstätte gefunden und dort modert sie nun auf deutsch-österreichischer Erde, die sie einst so grausam geschädigt. Sunt rerum vices — das sind ernste Wechselfälle, die diese Fahne erlebt — sunt et lacrimae rerum. — Aber nun sind die dunkeln Flecken der Fahne ja ausgewaschen durch das Blut des sechzehnten Ludwig, durch die Verbannung und das nie endende traurige Geschick der Königsfamilie. Ja, entsühnt durch Unglück, hat sie durch die Treue und Ehrenhaftigkeit des letzten königlichen Bannerherrn neuen Glanz gewonnen, sie wurde in voller Reinheit und Wahrheit wieder die Standarte des alten heiligen Princips, des Königthums von Gottes Gnaden, und gerade deßhalb ist sie nun gefallen und zu Grunde gegangen. Ob das nicht vermögend ist, zu versöhnen? Und ob das nicht rührende Theilnahme verdient?

„Die Gerechtigkeit erhöht die Völker und Unglück verhängt über sie die Sünde" (Prov. 14, 34).

„Und nun, ihr Könige, wollet es einsehen und lasset euch belehren, ihr Richter der Erde" (Ps. 2, 10).

M. Meschler S. J.

---

[1] Prov. 14, 34. [2] Prov. 16, 12.

Ein Wort über Freiheit der Rede.

Bis vor wenigen Jahrzehnten gehörte Preß- und Redefreiheit zu den utopischen Wünschen einer neuerungsdurstigen Partei, welche die Überlegung althergebrachter Bureaukratie von der Tagesordnung discutirbarer Sätze wegstrich. Kirche und Staat hatten ihre Censur als Präventiv und ihre Strafen als rächendes Mittel.

Die Kirche ist von ihren Grundsätzen und von ihrer Handlungsweise nicht abgewichen. Wo das ihr anvertraute Gut der Glaubenswahrheit gefährdet wird, hat sie gegen Rede und Schrift die schärfsten geistigen Strafen bereit, welche sie jemals in Anwendung bringt, und durch gleiche Strafen hält sie die Ihrigen ab, sich mit jenem Gifte der Seele in Berührung zu setzen. Sie weiß zu gut, daß das gesprochene wie das geschriebene Wort üppiger Saat gleich aufkeimt in der Seele dessen, der es aufgenommen hat, und daß die Giftpflanze weit fruchtbarer fortwuchert, als die gute Saat. Darum räumt sie nur mit großer Vorsicht solchen, die sie gegen Irrthum gesichert glaubt, die Befugniß ein, sich mit den Irrlehren und deren verführerischen Schleichwegen des Nähern bekannt zu machen. Pflicht der Kinder der Kirche ist es, auf diese Mahnungen zu hören und diese Vorschriften zu befolgen.

Die Staatsgewalten haben in der Freiheitsära mit andern Freiheiten auch die Rede- und Preßfreiheit, wenigstens nominell, gegeben. Daß die bis dahin geübte Knebelung und der in abgeschmackter Weise angewandte bureaukratische Druck aufhörte, braucht nicht bedauert zu werden: die losesten und frivolsten Schriften hatten ja vielfach einen Freipaß; hingegen ernste und heilige Sachen, welche nach göttlichem Rechte hätten unangetastet bleiben müssen, wurden von der Preßbureaukratie vielfach unterdrückt. Und wie mit der Preßfreiheit, so sah es auch aus mit der Redefreiheit. Die selbstgenügsame Staatsweisheit bleibt sich immer gleich. Hat ja doch auch der sogenannte Culturkampf, da ihm Präventivmaßregeln nicht füglich zu Gebote standen, seine Strafgesetze mit dem berüchtigten Kanzelparagraphen begonnen, während staatsumwälzende Theorien im Schatten staatlichen Schutzes und unter staatlicher Pflege

heranwachsen durften. So wird also nicht einmal eine Parität zwischen Gut und Schlecht gewahrt; sie wird in schreiender Weise zu Ungunsten des Erstern verletzt. Würde eine solche Parität ehrlich durchgeführt, so ließe sich praktisch noch auskommen. Ein grundsätzlich richtiges Verfahren wäre es allerdings nicht, nicht einmal richtig vom einseitigen Standpunkte eines confessionslosen Staates aus.

Nothgedrungen hat man durch das Socialistengesetz die Redefreiheit, insofern ihr sonst nur durch nachträgliche Strafverfolgung ein Zügel angelegt wird, auf einmal durchlöchert. Es geschah in höchst inconsequenter Weise. Consequent ist nur Eines von Beiden: entweder auch den Socialisten und ihren Theorien freien Lauf lassen, oder mit den Socialisten noch eine ganze Reihe von Vertretern nicht minder gefährlicher Lehren und Grundsätze von der allgemeinen Freiheit ausschließen. Richtig ist nur das Letztere.

Allseitig richtig handelt freilich auch in dieser Beziehung die staatliche Auctorität nur dann, wenn sie sich an die gottgesetzte Auctorität der Kirche anlehnt und über doctrinäre Verirrungen und gefahrbringende Lehren und Lehrgebäude deren Weisungen folgt.

Das will nun aber einmal der aus dem Vaterhause flüchtig gewordene Sohn, der sich mündig dünkende Staat nicht. Aber wie? Berechtigt ihn jene Mündigkeit auch, mit der Lossagung von der kirchlichen und göttlichen Auctorität sich zugleich allen Gebrauches von Vernunft und Verstand zu begeben? Thatsächlich reicht auch das bescheidenste Maß der natürlichen Vernunft hin, um einzusehen, daß es gegen die höchsten Pflichten und Interessen des Staates selbst verstößt, die Begünstigung und Verbreitung von Lehren zu dulden, welche der Aufgabe des Staates Hohn sprechen, welche sogar seine Lebenskraft bis in's innerste Mark zernagen und seinen Bestand bis in die tiefsten Grundvesten hinein erschüttern.

Aufgabe der Staatsgewalt ist es freilich nicht, den Religionslehrer zu spielen, wohl aber nebst andern Rechten auch das religiöse Recht der Staatsangehörigen zu schützen, zumal das feierlich zugesicherte, das bei Übernahme der Landeshoheit beschworene Recht. Der Staat, d. h. die leitenden Staatsmänner begehen ein schreiendes Unrecht, wenn sie dulden, daß die Religion durch Wort und Schrift angegriffen oder lächerlich gemacht, der beste Theil der Bevölkerung tief in's Herz hinein verletzt wird. Wenn solche Angriffe, sobald sie das Gewand der Wissenschaft sich um die Schulter werfen, im Namen der Freiheit der Wissenschaft frei sein

sollen: dann kann oder will man nicht mehr die Wissenschaft vom Komödiantenflitter einer Scheinwissenschaft unterscheiden; dann muß nach gleichem Rechte im Namen einer Gewerbefreiheit auch das Diebsgewerbe, das Geschäft der Halsabschneider und der Dynamithelden eine Freistätte finden. Das mögen gemeinere Hantierungen sein; gefahr- und verderbenbringender als Hohn und Spott auf Religion sind sie nicht. Das jüdische Gesetz bestrafte Diebe mit der Buße vier- oder fünffachen Ersatzes, Religionsspötter und Lästerer mit dem Tode. Für solche verhältnißmäßige Verschiedenheit hat unsere charakterlose Zeit kein Verständniß mehr: und doch war es das göttlich bestätigte Strafmaß, welches dort zur Anwendung kam. — Wenigstens aber sollte ein so enormes Verbrechen nicht unbestraft bleiben, noch auch bloß in einer Strafe, welche nicht einmal an die Strafe einer Ehrenkränkung reicht, seine Sühne finden. Ein Staat, der sich so weit vergißt, ist selber dem Todesgericht Gottes verfallen.

Es gibt eine Summe von Wahrheiten, welche kein vernünftiger Mensch läugnen kann, und von welchen die Staatslenker um so weniger Umgang nehmen können, weil in ihnen gerade der ganze Bestand des Staates wurzelt. Es ist und bleibt wahr, daß es nicht einerlei ist, Revolution und Fürstenmord zu predigen, oder den Treueid zu halten und dessen Verpflichtung zu vertheidigen; nicht einerlei, mit Pulver und Dynamit Hab und Gut und Menschenleben zu zerstören, oder mit Gefahr des eigenen Lebens einen Gefährdeten aus den Flammen eines Brandes zu retten; nicht einerlei, Arme und Hilflose zu unterdrücken und Schweiß und Blut ihnen auszupressen zur Selbstbereicherung und Verschwendung, oder sich selbst mit all dem Seinigen freiwillig dem Dienste der Armen und Kranken zu weihen. — Keiner kann so sehr die ihm von der Natur in's Herz gegrabene Schrift verwischen, daß er gar nicht mehr den Unterschied zwischen Gut und Bös, zwischen Erlaubt und Unerlaubt wahrnähme. Nicht so sehr kann Jemand das Licht seines Verstandes auslöschen, daß er jenen Unterschied ganz aufgehen ließe in reine Zufälligkeit, nach welcher allein die eine Handlung von Menschen bestraft werde und werden könne, die andere straflos bleibe. Kein Mensch kann sich soweit selbst verblenden, daß er einen nicht ertappten Räuber und Mörder für besser und edler hielte, als Jemand, der in der Rettung eines halbtodt geschlagenen Unschuldigen ergriffen und boshafter Weise als Übelthäter hingerichtet würde. — Es ist und bleibt eine unaustilgbare Wahrheit, daß der letzte Grund des Unterschiedes zwischen Gut und Bös, zwischen

Erlaubt und Unerlaubt, zwischen Tugend und Verbrechen auf einen alle Menschen bindenden Gesetzgeber zurückgeführt werden muß, welcher sich in der Stimme des Gewissens einem Jeden vernehmbar macht. Wer diesen höchsten Gesetzgeber, einen allwaltenden Gott läugnet, der begeht damit das denkbar höchste Verbrechen an dem Staate und der ganzen menschlichen Gesellschaft, indem er alle Ordnung, alles Gesetz unmöglich macht, und die wildeste Freiheit für Alles und Jedes in Anspruch nimmt, was Polizei und Staatsschwert nicht erreichen oder nicht mit Erfolg behaupten kann.

Wenn nicht Gott den Menschen und sein Inneres bindet, dann begreift sich sehr wohl die Sprache des Atheisten und Nihilisten: Kein Gott bindet mich: wie sollte mich eine Kammer, eine Majorität binden, wie Fürst und Kaiser mich binden? die stehen mir höchstens gleichwerthig gegenüber, Staub und Asche, wie ich. Büttel können mich binden und meine Glieder in Fesseln schlagen; aber sobald diese gelöst sind, bin nur ich, mein eigener Wille, es, der mich, meinen Geist, meine Gedanken, Wünsche und Begierden bindet, nur ich und mein eigener Wille, der mich abhält oder drängt zur That, welche mir beliebt. Und wenn das Leben mir zur Last wird oder Unglück mir droht — dann werfe ich diese werthlose Bürde des Lebens von mir, suche aber noch möglichst Viele, denen das Glück holder war als mir, mit in meinen Sturz zu ziehen. Solche Worte sind durchaus begreiflich im Munde eines Atheisten. Will der Staat noch haushalten, wenn solche Ideen nicht bloß in den Köpfen üppiger Lebemänner und staatsdevoter Goldkönige, sondern auch beim darbenden Volke Wurzel gefaßt haben? Soll der Staat machtlos dastehen, oder etwa erst dann mit Schwert und Kanonen seine Arbeit beginnen dürfen, wenn diese Ideen in die That umgesetzt werden und Mensch gegen Mensch wilden Bestien gleich wüthet? Darf und muß er nicht das Verbrechen bei der Wurzel fassen und der staatsverbrecherischen Lehre Einhalt thun, mag sie vom Lehrstuhl staatsbesoldeter Professoren, oder von der Rednerbühne volksverführender Demagogen, oder gar — wir stehen nicht an, das hinzuzufügen — in einem hohen Hause der Stände und Volksvertreter, oder vom Schreibtische irgend welcher Scribenten in die Welt hinaus ertönen?

Maßlose Freiheit ist überall ein Unding. Auch maßloße Freiheit der Rede halten wir für ein solches. Ein größeres und staatsgefährlicheres Verbrechen begeht, wer durch Umsturzideen die Grundvesten des Staates unterwühlt, als wer durch ein einzelnes Verbrechen gegen die Ordnung

frevelt. Die Grundprincipien jeder Ordnung sind die Wahrheiten des Daseins eines persönlichen Gottes und die Verpflichtung zu den Hauptpunkten des Dekalogs: diese sieht jeder natürliche Verstand, wenn er nur das Geistesauge nicht böswillig verschließt, hinlänglich ein. Ein Läugnen dieser Wahrheiten, um so mehr ein Ausbeuten und Ausbreiten dieser Läugnung ist ein Majestätsverbrechen, ärger als das Werfen der Sprengkugel, welche Alexander II. vor einigen Jahren blutig zu Tode riß. Nicht nur solch ein vollbrachtes Verbrechen hat der Staat zu strafen, sondern auch das Planen, das Attentat zu solchen Verbrechen kann und muß er strafen und verhindern. Die dazu nöthigen Zügel kann und muß er der Rede- und Schreib-Freiheit in wirksamer Weise anlegen. Nur so erfüllt er seine elementärsten Pflichten gegen sich und gegen Gott. Ja, auch gegen Gott; denn auch gegen Gott hat der Staat oder haben die Staatsleiter als solche ihre Pflicht. Auf die Eigenschaft eines christlichen Staates wollen wir nicht hinblicken. Obwohl die Entchristlichung des Staates, wie sie ja thatsächlich heute fast überall stattgefunden hat, ohne eine schwere, ja sehr schwere Schuld nicht hat geschehen können: so ist doch das Christenthum als übernatürliche Religion nicht so mit dem Menschen verwachsen, daß er ohne diese nicht denkbar wäre, und deßhalb ist auch ohne christlichen Charakter ein Staat noch denkbar. Undenkbar aber ist er bei consequenter Abläugnung aller Religion und jeder Pflicht gegen Gott. Diese Abläugnung zieht jede Rechtsordnung und jede Vernunft in den Koth. Diese Läugnung sprengt jedes gesellschaftliche Gebäude in Trümmer. Ein wenigstens dürftiges Festhalten an dem von jeder Vernunft erreichbaren Gott ist der nothwendige Kitt jeder menschlichen Gesellschaft.

Man sage nicht, die Staatsgewalt habe über Wissenschaft und das Ergebniß ihrer Forschungen nicht zu befinden, sondern unbekümmert um deren Ergebnisse die Wissenschaft allseitig in Pflege und Schutz zu nehmen. Wollte Gott, die leitenden Staatsmänner hätten und übten ehrlich noch wenigstens diesen Grundsatz: dann würde für die katholische Kirche, unter deren ungehindertem Einflusse die Wissenschaften stets geblüht haben, bald eine bessere Zeit des Friedens und der Freiheit anbrechen. Aber es ist gar nicht vonnöthen, über die einfachsten Begriffe und Folgerungen der gesunden Vernunft ein weitläufiges Erkenntniß zu fällen. Was ein jedes zum Gebrauche der Vernunft gelangte Kind einsieht, das kann die Wissenschaft nun und nimmer zerstören. Wer im Namen der Wissenschaft Gott und die damit zusammenhängenden Grundwahrheiten der menschlichen

Vernunft und der menschlichen Natur läugnet, der kommt mir vor wie ein Feldherr oder Minister, welcher sich böswillig weigern würde, einen von seinem König selber mit wohlbekannter Unterschrift und Siegel versehenen Befehl anzuerkennen und auszuführen auf die nichtssagende Ausrede hin, die Richtigkeit der Unterschrift und des Siegels sei ihm nicht verbürgt. Mag ein solcher in seinen Leistungen noch so tüchtig sein, mag er für gelehrt gehalten werden wie ein hochgefeierter Geschichtsmann oder Naturforscher, mag er staatlichen Schutz und hohe Ehre und Besoldung haben, wie nur je ein staatsvergötternder Professor gehabt hat: in sich betrachtet ist er ein Thor und ein Aufrührer, ärger als ein Verräther, der die Armee seines Fürsten zum Feinde hinüberführt, und nicht weniger als ein solcher schadlos zu machen.

Aber wie soll denn die Staatsgewalt ohne Inquisition der schlimmsten Art sich in solche Angelegenheiten einmischen können? Da gestehen wir gerne, daß wir die Staatsgewalt, diejenige unseres modernen Staates zumal, recht weit vom Inquisitionsamte weg wünschen, und viel weiter, als es ihr in Wirklichkeit gefällt — und dennoch könnte sie nach der angedeuteten Richtung hin sehr wohl ein gutes Stück ihrer Aufgabe vollziehen. Notorische Gottesläugner, solche, welche die ersten Principien der gesellschaftlichen Ordnung und alles Rechtsgrundes läugnen oder in Frage stellen — und dazu zählen sogenannte Pantheisten so gut wie diejenigen, die sich einfachhin für Atheisten ausgeben —, sind ohne weitere Inquisition kennbar und bekannt: wäre es denn eine unausführbare oder eine das Verbrechen auch nur annähernd erreichende Strafe, wenn diejenigen, die anerkannter Maßen zu jener Klasse gehörten, von selbst als unfähig gälten, irgendwie eine öffentliche Thätigkeit auszuüben, irgendwie durch Schrift und Rede ihren Einfluß geltend zu machen? Wenn das Heuchler erzöge, so blieben es doch Heuchler für sich: die Seuche ihrer Geisteskrankheit würde durch Ansteckung sich nicht verbreiten. Wenn aber Männer, die sich ihrer Gottlosigkeit rühmen, als staatsbesoldete Lehrer der Jugend dastehen; wenn solchen Männern von Staats wegen die Jugend zur Erziehung — nein, wir müssen sagen zur schrecklichsten Verführung — in die Hände geliefert und in die Hände gezwungen wird: dann überbietet der Staat oder vielmehr eine solche Regierung fast die denkbar höchste Pflichtverletzung; sie macht sich weit mehr als durch ein Gehenlassen der Verbreitung von gottlosen und ordnungswidrigen Lehren zum ärgsten Mitschuldigen an dem Todesverbrechen gegen Gott und gegen staatliche Ordnung selbst. Der mit Frevlerhand losgelöste Stein

wird rasch und immer rascher herabrollen und zur Lawine sich ballen, um Staat und Staatenbaumeister von der Erde wegzufegen. Es ist das ein Gottesgericht, welches die Geschichte der Vergangenheit und der in ihr vollzogenen Geschicke der Reiche und Throne uns drohend vorherverkünden. Sache der berufenen Mitarbeiter am Ausbau und Schutz der Staaten ist es, möglichst mitzuwirken zur Pflichterfüllung der staatlichen Organe in der gezeichneten Richtung, und so dem nahenden Unheile noch zeitig zu wehren.

A. Lehmkuhl S. J.

Eine Episode aus Bischof Laurents Leben.

(Nach ungedruckten Quellen.)

Es war im Jahre 1839, als den Pfarrer des kleinen Dorfes Gemmenich, Diöcese Lüttich, an der deutschen Grenze bei Aachen gelegen, die unerwartetste Kunde traf.

Pfarrer Johannes Theodor Laurent war ein geborener Aachener (1804) und hätte somit zur Kölner Erzdiöcese gehört, in deren Klerus er auch ursprünglich einzutreten gewillt war. Indeß hatte das hermesianisch-rationalistische Treiben an der Bonner Universität, an welcher Laurent seine theologischen Studien absolviren wollte, ihm allmählich einen großen Widerwillen gegen diese Universität eingeflößt. Da keine Hoffnung auf Wandel vorhanden, Hermes im Gegentheil immer mehr in der Gunst des schwachen Erzbischofs von Spiegel gestiegen war, faßte er den Entschluß, in die Lütticher Diöcese überzutreten, und führte ihn nicht ohne Kämpfe mit dem Erzbischof durch. Zuerst als Kaplan in Heerlen angestellt, wurde der seeleneifrige Priester bald genug zum Pfarrer von Gemmenich (1835) ernannt, und hoffte, in der Einsamkeit des kleinen Pfarrdörfchens sein Leben zubringen zu dürfen. Allein es waren damals gerade die entscheidenden Tage über die Kirche Deutschlands mit der Gefangennahme des Erzbischofs Clemens August hereingebrochen, und Pfarrer Laurent hätte ein Anderer sein müssen, wenn er nicht mit der ganzen Kraft seines Glaubens und Wissens für die ver-

folgte Wahrheit eingetreten wäre. Sein Pfarrhaus wurde ihm während jener Tage zu einem Vorpostenzelt, von dem aus er die Manöver des Feindes beobachtete und die Freunde über jede Gefahr in Kenntniß setzte. Nicht bloß schrieb er fleißig in ausländische Zeitungen, sondern beeilte sich auch, seine Wahrnehmungen und Befürchtungen wegen der hermesischen Lehrstreitigkeiten direct nach Rom gelangen zu lassen. Bei all diesen Schritten leitete ihn eine großartige Begeisterung für die Wahrheit und die klare, wahrhaft überraschend weit ausschauende Erkenntniß der Wichtigkeit aller jener damals auftauchenden dogmatisch-philosophischen und kirchenpolitischen Fragen [1]. Was er durch sein unscheinbares, ganz im Verborgenen wirkendes Vorgehen für die deutsche Kirche erzielt hat, wollen wir hier des Näheren nicht erörtern; uns genügt es, daß er dadurch auch für seine eigenen Geschicke eine entscheidende Wendung herbeiführte. Rom erkannte das Verdienst des jungen Landpfarrers und glaubte es am besten dadurch anzuerkennen, daß es ihn auf einen Posten berief, der mehr als das belgische Dörflein geeignet war, dem Seeleneifer und der kirchlichen Gesinnung Laurents ein passendes Feld zu bieten. Und so überraschte denn den nichts Ahnenden am 12. August 1839 ein Brief des Brüsseler Nuntius Fornari, welcher ihm die Mittheilung machte, daß Se. Heiligkeit ihn zum apostolischen Vikar von Hamburg ernannt habe.

„... Vielleicht wird diese Mittheilung Ihnen im ersten Moment Erstaunen verursachen; ich bin jedoch überzeugt, daß wenige Augenblicke genügen werden, um bei Ihnen den Entschluß zur Reife zu bringen, sich dem Willen des Heiligen Vaters vollkommen zu unterwerfen ... Die Berichte, welche Sr. Heiligkeit zugekommen sind, haben den Heiligen Vater davon überzeugt, daß er in Ihrer Person den seeleneifrigen und kenntnißreichen Hirten finden werde ... Nochmals wiederhole ich's Ihnen, lassen Sie sich durch das Unerwartete dieser Ernennung nicht abschrecken von der Übernahme eines für Sie so ehrenvollen, für Andere so segensreichen Amtes; bedenken Sie, daß in Betreff dieser Promotion, die Sie

---

[1] „Eben die systematischen Skandale in Deutschland sind der beste Beweis, wie unentbehrlich der unfehlbare Richter des Glaubens ist; würde der anerkannt, dann wär' schon lange Friede. Ich weiß nicht, welchen Impuls ich in mir fühle, mein Leben und alle meine schwachen Kräfte an die Vertheidigung der großen Wahrheit von der päpstlichen Unfehlbarkeit zu setzen." — „Wenn die deutsche Kirche sich nicht wieder fest an Rom schließt, so geht sie zu Grunde unter der innern Erschlaffung und Reibung und der äußern Bedrängung" (Brief vom 4. August 1837).

in keiner Weise gesucht, Sie zweifelsohne dem heiligen Geiste selbst gehorchen."

Die Angelegenheit war eine in jeder Hinsicht viel zu ernste, als daß Laurent sie selbst hätte entscheiden wollen. Er reiste zu seinem väterlichen Freunde und Bischof Msgr. van Bommel nach Lüttich. Dieser kannte seinen Untergebenen bis in die verborgensten Herzenstiefen, und auch er, wie der Papst, war der Ansicht, Laurent sei der Mann für den schweren Posten.

Am Feste des hl. Johannes des Evangelisten empfing Laurent in Lüttich die Bischofsweihe und suchte nun baldmöglichst in seinen ihm zugewiesenen Hirtensprengel zu gelangen. Es liegt nicht in unserer Absicht, die offenen und geheimen, officiellen und officiösen Machinationen der Diplomaten und Zeitungsschreiber wiederzugeben, welche sich dem Willen des Heiligen Vaters entgegenstellten. Wir möchten vielmehr bloß die kleine Aachener Episode als trauriges Beispiel für die Continuität preußischer Culturkampfsideen bringen.

Am 18. Januar 1840 schreibt Laurent seinem Freund, Professor Möller, in Löwen: „Du wirst es wissen, daß der Federkrieg über meine Sache in den Zeitungen fortdauert. Die angreifenden Artikel tragen ganz augenscheinlich den preußischen Stempel, kommen wahrscheinlich sogar von einigen ehrlosen Federn hier in Aachen, von Beamten nämlich, und beruhen zu sehr auf geflissentlicher Entstellung des wahren Verhältnisses, um Aufmerksamkeit zu verdienen. Die Leute möchten gerne Kameraden in ihrer Verfolgung der Kirche werben, um nicht allein vor den Augen Europa's die Brandmarke zu tragen, und weil die russische Genossenschaft nicht zu ehrenvoll für sie ist. Indessen finden sich der Vertheidiger mehr und vor Allem bessere als der Angreifer, und Dank der Geschicklichkeit dieser letzteren ist die Sache jetzt zur Principienfrage und von allgemeinem Interesse für die katholische Sache in Deutschland geworden und wird sich schon gar nicht vermuffen lassen."

„Die alten Weiber," schreibt Joseph Laurent von Düsseldorf aus an den Bruder (22. Jan.), „scheinen sich endlich in den Zeitungen ausgesprochen zu haben. Die Elberfelder hat Dich schon ‚mit Deinen Leuten' durch's Wupperthal zum Orte Deiner Bestimmung durchziehen lassen. Soll man nicht glauben, du zögst mit Roß und Reisigen den guten Hamburger Spießbürgern auf den Hals, um sie katholisch zu schlagen! Ein anderer Artikel in demselben Lügenblatt, von Aachen datirt, läßt Dich auf Veranlassung des Hermes aus der Diöcese spediren und danach

Deine Würdigkeit abmessen. Diese Fingerzeige sollen von hoher geistlicher Obrigkeit kommen[1]. Es ist mir dieß nicht unglaublich, denn es hat ganz den Ketzergeruch. Jesuitae aut necandi aut patria ejiciendi aut saltem omnibus mendaciis et calumniis opprimendi sunt, sagt der edle Calvin, und die Hermesianer wollen ihm an Edelsinn nicht nachstehen. Die Ketzergeschichten sehen sich doch so ähnlich wie ein Ei dem andern."

Bischof Laurent hatte unterdessen seine Pfarrei Gemmenich verlassen und wohnte bis zu seiner ersehnten Abreise nach Hamburg bei seinen Verwandten in der Vaterstadt Aachen. Man muß sich nun in die Zeiten zurückdenken, welche der Gefangennehmung des Erzbischofs Clemens August folgten, um das Gefühl der Aachener Bürgerschaft zu verstehen, als sie so glücklich war, einen Bischof in ihrer Mitte zu sehen. Die Begeisterung für den von den Zeitungen so arg befehdeten und verleumdeten Prälaten, der zudem selbst ein „Aachener Kind" war, wurde bald so groß, daß Johann Theodor nicht mehr zu Fuß durch die Straßen der Stadt gehen konnte. Fuhr er des Morgens durch eine Straße, um in einer Kirche die heilige Messe zu lesen, so kündigte schon von Weitem das Rauschen und Wogen der vorauseilenden Menge das Herannahen seines Wagens an. In der Predigerkirche wurde einmal die Communionbank zerbrochen, weil sich das Volk so schaarenweise herbeidrängte, um dem heiligen Opfer beizuwohnen und den bischöflichen Segen zu empfangen. Im Übrigen aber wurde kein Auflauf oder sonstige Unordnung dadurch verursacht, und da die Polizei nichts zu strafen fand, mußte man, wenn auch ungern, die Sache einige Tage gehen lassen.

Um sich jedoch nach oben hin zu decken, berichtete man die Angelegenheit an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, und dieser beeilte sich, den Generalvikar Hüsgen in Köln zu interpelliren. Man glaubt irgend ein Regierungsschreiben aus den siebenziger Jahren zu lesen, wenn man das Schriftstück sieht, in welchem mit der ganzen Schärfe polizeilicher Protokolle die Vergehen des „p. p. Laurent" aufgezählt werden.

Das Document lautet:

„An den Erzbischöflichen General-Vikar Herrn Dom-Dechanten Dr. Hüsgen Hochwürden, Köln.

Der nach den Nachrichten öffentlicher Blätter von dem Papste zum Bischof von Chersones und apostolischen Vikar im Norden ernannte, von den

[1] Von dem unglücklichen, der Regierung verfallenen Generalvikar Hüsgen, der Bischof Laurent als einen der „gefährlichsten" Gegner fürchtete und haßte.

betheiligten Gouvernements aber nicht zugelassene belgische Geistliche Johann Theodor Laurent ist, wie mir amtlich angezeigt worden, am 6. v. M. mit einem Passe, in welchem er als Particulier sans profession bezeichnet wird, zu Aachen angekommen und hat bei seinem seitherigen Aufenthalte daselbst Anfangs alles öffentliche Aufsehen vermieden, indem er sich darauf beschränkte, eine stille Messe zu lesen.

Am 12. v. M. jedoch hat derselbe in der St.-Paulus-Kirche einer großen Menge von Gläubigen die Communion ertheilt und in der St.-Jakobs-Kirche den Nachmittags-Gottesdienst gehalten. Auch am 22. hat er in der St.-Michaels-Kirche die Frühmesse mit Austheilung der Communion unter sehr großem Zudrange der Bevölkerung in solenner Weise celebrirt und sich dabei vom Pfarrer Trost assistiren lassen.

Eines Tages, als der p. Laurent in der Kirche des Pfarrers Dilschneider Messe zu lesen beabsichtigte, sind dort ohne Vorwissen des Letzteren für ihn besondere Vorkehrungen getroffen worden. Der genannte Prälat wird sowohl von dem Klerus als von den Laien als Bischof behandelt. Diejenigen Geistlichen, welche ihm weniger Zuvorkommenheit beweisen, sollen sich dadurch Anfeindungen zuziehen.

Derselbe erscheint bei seinen kirchlichen Functionen in ausgezeichneter Kleidung und ertheilt dann den bischöflichen Segen, was zu der im Volke laut werdenden Meinung Veranlassung gibt, als sei er zum neuen Oberhirten der Erzdiöcese bestimmt.

Am 28. v. M. soll der p. Laurent in der St.-Peters-Kirche unter ungewöhnlichem Zudrang auf die solenneste Weise eine Hochmesse zur Feier des Karlstages gehalten, demnächst die Communion ausgegeben und eine Generalabsolution für die Mitglieder der Dreifaltigkeits-Bruderschaft ertheilt haben und nach beendigtem Gottesdienst unter feierlicher Begleitung von der Kirche über die Straße nach dem Pfarrgebäude von St. Peter zurückgegangen sein.

Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß der fremde Prälat nunmehr nach Düsseldorf und Koblenz zu reisen und alsdann nach Aachen zurückzukehren beabsichtige.

Koblenz, den 2. Februar 1840.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz."

Hüsgen mußte ob dieser Zuschrift um so erstaunter sein, als er gerade um diese Zeit wegen des Laurent'schen Aufenthaltes an die Aachener Stadtpfarrer geschrieben hatte — und bei dem unglücklichen Charakter Hüsgens kann man sich denken, in welchem Sinne. Wer wie Bischof Laurent die ganze verrätherische Handlungsweise des Intrusen, seine förmliche Judasrolle zwischen Kirche und Staat kannte, wird sich nicht zu sehr wundern, wenn Laurent seinem Freunde gegenüber das neue Eingreifen Hüsgens mit dem Ausdruck meldet: „Der Lump in Köln[1] hat

[1] Man muß, wie Laurent, die ganze Natur Hüsgens und den entsetzlichen

die Aachener Pfarrer zur Verantwortung ihres Benehmens gegen mich aufgefordert, wie er vorher schon sie angewiesen, mir keine kirchlichen Verrichtungen zu erlauben; mit Recht, weil ich Bischof und apostolischer Vikar bin. Das Maß muß voll werden, ehe es überfließt — nur Geduld!"

Das Schreiben Hüsgens an die Pfarrer ist überaus bezeichnend für den Mann und die Zeiten:

„An den Ehrenstiftsherrn und Stadtdechanten Herrn Oberpfarrer Mürkens Hochwürden zu Aachen.

Mit Bezugnahme auf meinen Erlaß an Ew. Hochwürden vom 5. d. M. theile ich Ihnen in der Anlage mit einen Auszug aus dem Schreiben des königlichen Oberpräsidenten und beauftrage Sie, die darin bezeichneten Pfarrer über die angegebenen Thatsachen und über die Beweggründe ihres Benehmens gegen den Herrn Titularbischof Laurent zu Protokoll zu vernehmen, welches Sie mittelst gutachtlichen Berichts einreichen wollen.

Köln, den 8. Februar 1840.

Der Generalvikar des Erzbischofs von Köln, gez. Hüsgen.

Geht b. m. an die Herren Pfarrer Wisdorf, Trost, Dilschneider und Kloth Hochwürden mit dem Auftrage, uns ihre schriftlichen Äußerungen über die angeregten Thatsachen und die Beweggründe ihres Benehmens zukommen zu lassen.

10./2. 1840. Mürkens."

Die Pfarrer hatten es dießmal um so leichter, sich über die Beweggründe ihres Benehmens zu äußern, als sie sich gar nicht in dem fraglichen Sinne „benommen" hatten. Bereits ehe das erste Schreiben Hüsgens, wodurch dem Bischof jegliche kirchliche Function, also auch das einfache Messelesen untersagt werden sollte, in Aachen anlangte, war Laurent auf andere Weise „unschädlich" gemacht.

Das Übel der Volksaufwiegelung und die Gefahr für das Vaterland wurden nämlich mit jedem Tage größer, und die Aachener Regierung scheint die Sache für dringend genug gehalten zu haben, um sie direct nach Berlin zu berichten. Und in Berlin machte man in Anbetracht der Wichtigkeit einfach kurzen Proceß. Hören wir die Erzählung der Vorgänge aus Bischof Laurents Feder:

Schaden, den er der Kirche zufügte, gekannt haben, um die Stärke dieses Ausdrucks in einem Privatbrief nicht übertrieben zu finden. Laurent war es übrigens ein Jahr später vorbehalten, dem Heiligen Stuhl Aufklärung über Hüsgen zu geben und so zu dessen Beseitigung wesentlich beizutragen.

„Gestern Mittag (4. Februar) kam der Polizei-Director von Lüdemann von dem Polizei-Assessor von O. begleitet zu mir heran und theilte mir einen Brief des Inhaltes mit (vom Chef-Präsidenten Kuni an ihn gerichtet): ‚Da der ehemalige belgische Pfarrer Laurent, jetziger Bischof in partibus inf., der in seinem Passe nur als Particulier bemeldet und solchen nur zur Durchreise durch Aachen visirt habe, sich dort fortwährend aufhalte und kirchliche Functionen ausübe, so habe des Königs Majestät durch Cabinets-Ordre (Januar oder Februar), die durch den Telegraphen eingegangen, dem königlichen Regierungspräsidium aufgetragen, den längeren Aufenthalt des besagten Laurent in königlich preußischen Staaten nicht mehr zu gestatten und solchen zur unverzüglichen Abreise zu nöthigen, auch sofort durch den Telegraphen Bericht abzustatten, ob und wie diese Abreise erfolgt sei.‘ Mit der Ausführung dieses Befehls beauftragt, forderte nun der Polizei-Director mich auf, augenblicklich unter Begleitung des Herrn v. O. abzureisen. Ich fragte vorerst nach den Gründen dieses Befehls; da wurde mir aber bedeutet, daß sich nicht nach Gründen einer Allerhöchsten Beschließung frage. Indessen hatte er die Gewogenheit, mir mitzutheilen, wie der hauptsächliche Grund darin liege, daß ich, als Privatmann designirt, mich doch als Bischof gerirt habe und dadurch Demonstrationen des Volkes hervorgerufen worden, die sich immer noch steigerten, und in den jetzigen Umständen gar nicht statthaft wären.

Ich erwiderte: 1. Daß ich in meinen Functionen mich nicht als Bischof gerirt, als insofern dieß nach den bestehenden kirchlichen und bürgerlichen Gesetzen zulässig sei, indem ich keine Pontificalfunctionen noch Jurisdictionsacte vorgenommen, sondern lediglich Messe gelesen und zweimal einen Abendgottesdienst gehalten, und zwar nur auf ausdrückliche Einladung der Pfarrer; 2. daß die meinetwegen geschehenen öffentlichen Demonstrationen weder politischer noch auch bürgerlicher, sondern sammt und sonders rein religiöser Art gewesen und sich darauf zurückführten, daß das Volk meiner Messe häufig zugeströmt und in der Straße knieend von mir den Segen begehrt; 3. daß solche religiöse Bewegung nicht aufreize und aufrühre, sondern eher beschwichtige und beruhige, ja daß diese selbst im wohlverstandenen Interesse der Regierung geschähe, indem in den Leiden und Bedrängnissen der Kirche in unserem Lande, bei der Entfernung und Haft des Oberhirten die Gegenwart eines Bischofes dem Volke ein Trost wäre und dessen ruhiges, ungestörtes Einhergehen als Beweis von Milde und Mäßigung von Seite der Behörden gälte; 4. daß ich endlich nicht Urheber dieser religiösen Bewegung sei, sondern bloßer Gegenstand, und ganz in meinem Rechte geblieben, da ich in meinem Hause wohnte, meine Standestracht trüge und meine religiösen Pflichten und Bedürfnisse erfüllte.

Den ersten und zweiten Satz mußte der Herr zugeben; den dritten stellte er in Abrede und gab mir den vierten wieder zu. Das war aber bloßes Gerede, und es handelte sich um meine Erklärung. Die lautete, daß ich allerdings einer königlichen Cabinets-Ordre mich nicht widersetzen könne, also mich entfernen würde, jedoch mich wider die falschen Berichte von hier aus oder anderswo, wodurch solche herbeigeführt worden, feierlich verwahre

und darüber selbst an den König berichten würde; daß ich aber die augenblickliche Abreise und unter Polizei-Begleitung im eigenen Interesse der Regierung sowohl als meiner Familie förmlich verweigere, jedoch mich verbinde, den Abend freiwillig abzureisen, und bis dahin nicht die mindeste Aufreizung des Volkes meinerseits stattfinden würde. Die Herren, die selbst nicht reinen Mund gehalten, sondern laut gejubelt, ehe sie zu mir kamen, fürchteten für ihre Haut und drangen auf augenblickliche Abreise; als ich aber auf meiner Weigerung bestand, lief Lüdemann zum Chef-Präsidenten, Verhaltungsbefehl einzuholen, und kam dann mit gnädiger Bewilligung zurück. Nun fragte es sich um das Ziel meiner Reise: ob ich etwa nach Paderborn oder wieder nach Belgien wolle. Ich erklärte mich dann natürlich für Letzteres. Meine Frage, ob die Cabinets-Ordre nur von verweilendem Aufenthalte oder auch von der Durchreise handle, wurde in ersterem Sinne beantwortet, jedoch mir gerathen, mich deßhalb in Berlin zu erkundigen.

Ich machte dann mein Paket, und nachdem ich bei André (Fey) mit meinen näheren Freunden zu Nacht gegessen, reiste ich um 10 Uhr ab. Die Truppen waren in den Kasernen consignirt und hatten scharfe Patronen; die Polizei und die Gensdarmen streiften durch die Straßen; es war ein Nachspiel vom 20. November."

Laurent wandte sich wieder nach Lüttich, wo Msgr. van Bommel den „Ausgewiesenen" mit herzlichster Liebe aufnahm. Als Bischof Johann Theodor seinen Aachener Freunden ein Rendez-vous in Mastricht vorgeschlagen, erfuhr er, „daß die preußische Polizei auch dorthin geschrieben und gewarnt habe, ich (der Bischof) werde hinkommen, predigen und pontificiren; ich wurde auch bei meiner dortigen Ankunft gleich nach meinem Paß gefragt. Ich ging aber, dem königlichen Commissaren resp. dem Gouverneur meine Aufwartung zu machen, und es gelang mir, die Herren völlig zu enttäuschen und sie gar zu gewinnen; sie entließen mich freundlich und erwiederten mir gleich meinen Besuch. Die angesehensten Bürger kamen, mir Besuche zu machen, und die Geistlichkeit führte mich in der Stadt umher und begleitete mich drei Stunden weit fort."

„Wie doch," schrieb Laurent am Tage nach seiner Ausweisung, „so ein paar niedrige hämische Ketzer Stadt und Land betrüben, Fürst und Volk entzweien! Ich bin sehr begierig, zu vernehmen, wie das gute Aachener Volk den plötzlichen Abschied des armen Bischofs aufnimmt. Ich wünsche, daß Alles in den strengsten Schranken gesetzlicher Ordnung bleibe, aber ich wünsche auch, daß diese neue kleine Entbehrung den Schmerz der alten großen (derjenigen des rechtmäßigen Erzbischofs Clemens August) wieder auffrische und den Glauben wieder neu belebe."

In seiner echtdeutschen Ehrlichkeit und katholischen Wahrheitsliebe konnte Bischof Laurent sich übrigens unmöglich einreden, daß der König die harte Maßregel gegen ihn mit voller Sachkenntniß getroffen, daß Se. Majestät nicht eben selbst getäuscht war. So entschloß Laurent sich denn, in einer Immediateingabe die Verhältnisse klarzulegen und dem König eine Sprache zu reden, die dieser unmöglich oft gehört hatte. Der Brief des Bischofs ist in jeder Beziehung das Muster eines freien, katholischen bischöflichen Wortes, das Niemand ohne Erhebung, ja Begeisterung, lesen wird.

„Brüssel, den 13. Februar 1840.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Vor einigen Tagen, am 4. d. M., traf Unterzeichneten, Bischof von Chersones und ernannten apostolischen Vikar für Norddeutschland und Dänemark, das harte Loos, daß ihm durch Cabinets-Ordre Ew. Majestät der längere Aufenthalt in Allerhöchstihren Staaten untersagt und die unverzügzügliche Abreise von Aachen anbefohlen wurde. Diesem Allerhöchsten Befehle habe ich mich sogleich in schuldiger Unterwürfigkeit gefügt und bin wenige Stunden darauf nach Belgien abgereist.

Zwar drang der Herr Polizei-Director v. Lüdemann auf meine unmittelbare Abreise in Begleitung des mit ihm gekommenen Polizei-Assessors von O. und wollte sich mit meinem Ehrenwort, mit der nächsten Post abzureisen und bis dahin die Sache streng geheim zu halten, nicht begnügen; da jedoch diese Gewaltmaßregel in dem königlichen Befehl nicht vorgeschrieben war, so glaubte ich mich dieser willkürlichen Forderung im Interesse der öffentlichen Ruhe und zur Schonung meiner guten Familie widersetzen zu müssen, und der Herr Chef-Präsident Kuni willigte darein ein. Dennoch hatte ich den Verdruß, am Abende mehrere Stunden vor meiner Abreise die bewaffnete Macht die Straßen durchziehen zu sehen und zu vernehmen, wie das Militär in den Kasernen consignirt und mit Patronen versehen war, als wollte ich Aufruhr in der Stadt anregen, obwohl ich meinem Versprechen gemäß nichts von meiner bevorstehenden, gezwungenen Abreise hatte kund werden lassen, und das Gerücht von derselben nur von den Polizei-Beamten selbst hatte ausgehen können.

Die Beweggründe des wider mich ergangenen Allerhöchsten Beschlusses sind mir zwar nicht amtlich eröffnet worden, jedoch habe ich solche aus mündlicher Mittheilung des Herrn Polizei-Directors entnehmen können. Es bestehen dieselben in Thatsachen, deren gehörige Würdigung von der richtigen Erkenntniß ihrer Tendenz und meiner Betheiligung und Absicht dabei abhängt, und die daher sehr verschiedener Deutung fähig sind. Daß sie Ew. Majestät in dem schlimmsten, mir nachtheiligsten, meiner wohl-

begründeten Überzeugung nach durchaus unwahren Sinne berichtet worden, läßt mich die Strenge des erfolgten außerordentlichen Beschlusses nicht bezweifeln.

Wenn nun schon für den Privatmann Seinesgleichen gegenüber die Vertheidigung der ihm verletzten Ehre eine heilige Pflicht ist, so muß mir in meiner amtlichen Stellung noch mehr daran liegen, von einem so mächtigen und einflußreichen Fürsten nicht verkannt zu sein; am meisten aber muß ich als Unterthan suchen, mich gegen das unverdiente Mißtrauen meines Landesvaters zu verwahren. Und dieses Unterthanenverhältniß gegen Ew. königliche Majestät habe ich nie freiwillig aufgegeben. Wohl habe ich elf Jahre im Königreiche der Niederlande, hernach Belgien, gewohnt und bin dort in der Lütticher Diöcese als Seelsorger angestellt gewesen; da ich jedoch in meiner Geburtsstadt Aachen immer Grundbesitzer geblieben und unabläßig ein- und ausgegangen, habe ich mich nie als Ausgewanderten aus dem Vaterlande betrachtet und mich keiner Bürgerpflicht dort entzogen, wogegen ich in Belgien immer als Ausländer und bloßer Bewohner gegolten habe. Demnach darf ich nicht unterlassen, Ew. Majestät von dem wahren Thatbestand in Kenntniß zu setzen, wenn ich hoffen kann, mich dadurch von aller Schuld in Allerhöchstihren Augen zu reinigen. Und so wage ich denn in vollem Vertrauen auf die Gerechtigkeitsliebe Ew. königlichen Majestät, meine unterthänigste Rechtfertigung Allerhöchstdemselben vor Augen zu legen.

Der Erklärung des Herrn Polizei-Directors gemäß sind die gegen meine Person vorliegenden Beschwerden diese: Daß mein Paß nur zur Durchreise durch Aachen visirt sei, ich aber daselbst Aufenthalt genommen habe; daß er nur auf einen Privatmann laute, ich mich aber als Bischof gerirt habe; daß endlich öffentliche Demonstrationen gegen mich stattgefunden, die in den gegenwärtigen Umständen nicht zu gestatten seien. Die beiden erstgenannten Gründe konnten wohl die Allerhöchste Entschließung nicht hervorgerufen haben, da dieselben höchstens einen Verstoß gegen die Form betreffen, der von einer untergeordneten Staatsbehörde erledigt worden wäre. Nun erlaube ich mir, Ew. Majestät zu betheuern, daß jedenfalls dieser Verstoß ohne alle arge Absicht von meiner Seite geschehen ist. Da mein vom belgischen Ministerium ausgestellter, vom Allerhöchsten Gesandten am belgischen Hofe visirter Paß für ganz Deutschland für ein Jahr lautet, so dachte ich nicht auf eine bloße Durchreise durch Aachen beschränkt zu sein; wie mir denn auch die Polizei-Behörde bei Niederlegung meines Passes diese Bemerkung gar nicht machte, vielmehr meine zugleich ausgesprochene Absicht, mich mehrere Wochen dort aufzuhalten, genehmigte. Daß ich mich aber dort und so lange (vom 6. Januar) aufhielt, dazu lag die Ursache theils in den durch unberufenes Zeitungsgeschwätz erregten Schwierigkeiten, die meine Abreise zu meiner Bestimmung noch verhinderten, theils in meinen Familien- und Freundschafts-Verhältnissen, die mich diese Wartezeit meist in meiner Vaterstadt zuzubringen bewogen. — Und hätte ich mir nicht schon irgend einer Schuld gegen das Vaterland bewußt sein, oder in den Schutz des Landesvaters ein Mißtrauen setzen müssen, wenn ich die letzten Wochen vor meinem Hinauszug in die Fremde nicht in

meinem väterlichen Hause, im Kreise der Meinigen, in meinem Eigenthum hätte verweilen wollen?

Wenn ich meinen Paß als Privatmann nahm, so war einerseits mein Amt, meine Profession eines apostolischen Vikars damals noch nicht nennbar, weil die Vorbereitungs-Maßregeln zu dessen Antritt vom apostolischen Stuhl noch nicht beendigt waren, die Würde eines Bischofs in partibus aber, die für sich keine Wirksamkeit gewährt, ein bloßer innerer Charakter ist, schien mir nicht zu einer Qualification in meinem Passe zu gehören, und so meinte ich wirklich bloßer Privatmann vor der bürgerlichen Behörde zu sein, weßhalb ich diesen auch meine Aufwartung nicht machen zu dürfen glaubte, um keine mir nicht gebührende Auszeichnung in Anspruch zu nehmen. Auch wollte ich eben durch diese Umgehung aller besonderen Qualification in meinem Passe es mir möglich machen, bei meiner Weiterreise durch Deutschland das Incognito zu bewahren und alles Aufsehen zu vermeiden, und da mir als Privatmann schon der Eingang und Aufenthalt in Allerhöchstderen Staaten gestattet ward, konnte ich mir nicht vorstellen, daß derselbe mir als Bischof und apostolischem Vikar verweigert oder erschwert werden könnte; in Aachen aber, wo meine Person von Jugend auf bekannt, wo die Thatsache meiner in Lüttich feierlich vollzogenen Bischofsweihe öffentlich war, konnte ich das völlige Incognito unmöglich halten. Wollte ich daher das Aachener Volk nicht in dem Wahn bestärken, die bischöfliche Würde an sich sei in Preußen verdächtig oder ungern gesehen, so durfte ich die meine doch nicht verbergen, mußte sie unbefangen zeigen, zeigte sie jedoch nur in rein kirchlicher Äußerung und insofern dieß die allgemein-kirchlichen, die Diöcesan- und die weltlichen Gesetze erlauben. Wohl hat der Herr Erzbischof von Köln auf Antrag des Herrn Oberpräsidenten ausländischen Geistlichen die kirchliche Function in seinem Sprengel untersagt, hat aber auch an den verstorbenen Propst Claessen die amtliche, sämmtlichen Pfarrern eröffnete Erklärung abgegeben: daß dieses Verbot nur die Predigt und die Lossprechung, nicht aber die heilige Messe und den Gottesdienst im engsten Sinne betreffe, wie es denn auch in der ganzen Diöcese verstanden und beobachtet wird und ohne Verletzung des allgemeinen kirchlichen Verbandes nicht verweigert werden kann. Auf die tägliche Messe aber mit den wenigen der Privatmesse eines Bischofs außer seiner Diöcese gebührenden liturgischen Auszeichnungen, auf ein dreimaliges Hochamt (nicht Pontificalamt), wie jeder Pastor es hält, und auf zweimalige Abhaltung eines Abendlobs, das bloß im Segen und Absingung einiger lateinischen Gebete besteht, haben sich meine geistlichen Verrichtungen in Aachen beschränkt, und nirgends, als wo ich von den Pfarrern und Rectoren der Kirchen dringend eingeladen wurde, habe ich solche vorgenommen. Pontificalfunctionen oder Jurisdictions-Acte aber habe ich gar nicht ausgeübt und nach alter hierarchischer Ordnung nicht ausüben können. Ich konnte um so weniger denken, daß dieß mein Benehmen anstößig wäre, da noch im Verlaufe des vorigen Jahres ein französischer Bischof, der von Meaux nämlich, bei seinem mehrwöchigen Aufenthalt in Aachen, sich ebenso verhalten hat, ohne daß von geistlicher oder weltlicher Behörde etwas dawider erinnert worden wäre.

Bin ich also bei meinen geistlichen Verrichtungen in den Grenzen meines Rechts und meiner Pflicht geblieben, so sind nur noch die meinetwegen geschehenen öffentlichen Demonstrationen übrig, in welchen der Grund zu meiner Verweisung aus meiner Vaterstadt zu suchen wäre.

Da lebe ich aber der Gewißheit, wären diese Demonstrationen ohne Mißverständniß aufgefaßt und Ew. Majestät ohne Entstellung berichtet worden, so hätten dieselben mir Allerhöchstihr Mißfallen nicht zugezogen. Ich kann und will es nicht läugnen, daß die Bewohner von Aachen, die sich ebenso durch Glaubenseifer gegen ihre Kirche als durch Pflichttreue gegen ihren König auszeichnen, über die Gegenwart eines Würdenträgers ihrer Kirche, eines Bischofs und apostolischen Vikars, der noch dazu der erste, so weit die Erinnerung reicht, aus ihrer Mitte genommen und aus dem bürgerlichen Mittelstande hervorgegangen, viele herzliche Freude und Theilnahme an den Tag gelegt haben. Indessen waren alle diese Beweise schon ihrem Gegenstande gemäß durchaus nicht politischer oder bürgerlicher Art, wie denn nicht einmal die geringste bürgerliche Ehre oder Auszeichnung mir erwiesen worden, sondern waren rein religiöse Acte und bestanden lediglich darin, daß die Leute oft, wenn sie mich auf der Gasse trotz meiner beständigen Verhüllung erkannten, vor mir knieten, um den bischöflichen Segen zu begehren, daß sie in größerer Zahl als gewöhnlich zu meiner Messe kamen, auch wohl an Sonntagen, wie in Aachen bei jeder kirchlichen Festlichkeit geschieht, haufenweise hinströmten und gern die heilige Communion aus meiner Hand empfingen, ohne daß bei solchen Gelegenheiten je Unordnungen oder Störungen vorgefallen wären, welche eine Zwischenkunft der Polizei erheischt hätten. Es wäre aber eine ebenso kränkende Verkennung des Geistes der katholischen Religion und der Gesinnung Allerhöchstihrer Unterthanen, als geflissentliche Nichtachtung der Erfahrung, diese Beweise des Glaubens und Übungen der Andacht, die ihrer Natur nach nur beruhigend und stärkend auf das Gemüth zurückwirken, als politische Aufreizungen betrachten zu wollen, aus denen dem Staate Unheil oder Besorgniß erwachsen könnte. Hätten die in Rede stehenden religiösen Demonstrationen auch nur die leiseste Spur einer solchen politischen Richtung an sich getragen, wie wäre es denkbar, daß mit der Bürgerschaft auch der Klerus der Stadt Aachen dieselben begünstigt, daß das Capitel der Collegiat-Stiftskirche, die sämmtlichen Pfarrer und Rectoren der meisten Kapellen gleichsam um die Wette mich zur Abhaltung der heiligen Messe in ihren Kirchen eingeladen? Bloß um diesen frommen Wetteifer zu befriedigen, ließ ich mich bewegen, ungeachtet meiner persönlichen Scheu vor den nicht zu hindernden religiösen Ehrenbezeugungen, meinen Aufenthalt in Aachen über meine ursprüngliche Absicht hinaus zu verlängern, und erlaube mir Ew. Majestät die freimüthige, aber gegründete Bemerkung: ich glaubte damit dem Staate eher zu dienen als zu schaden (wie mir denn auch bis zum Tage meiner Verweisung von den Staatsbehörden nicht das geringste Zeichen von Mißfallen über mein Verhalten zu erkennen gegeben worden ist). Denn eben in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, eben in der obwaltenden Spannung zwischen Kirche und Staat, schien das ruhige und ungestörte Ver-

weilen eines katholischen Bischofes und apostolischen Vikars in den königlich preußischen Staaten, schien die ungehemmte und ungehinderte Erweisung religiöser Verehrung gegen ihn mir und allen Weitersehenden des Volkes ein Beweis von Mäßigung und Duldung, von Großmuth und Kraft von Seiten der Regierung zu sein, der eher zur Lösung als zur Steigerung jener beklagenswerthen Spannung geführt hätte.

O wie erfreulich wäre auch der fernste Beitrag zu einem so glückseligen Ergebniß meiner persönlichen Gesinnung gewesen, die, gleich entschieden abgeneigt allem Ungehorsam und aller Untreue wider die vom Weltheiland gestiftete Kirche, wie wider die von der göttlichen Vorsehung angeordnete Obrigkeit, in dem friedlichen und freundschaftlichen Zusammenwirken beider Gewalten allein die Gott gefällige, für Zeit und Ewigkeit ersprießliche Ordnung der Gesellschaft ersieht und erwünscht!

Wohl weiß ich, daß meine Loyalität vielfältig in Verdacht gezogen, vielleicht sogar auch bei dieser Gelegenheit Ew. Majestät verdächtig gemacht worden ist.

Allein im Bewußtsein meiner Redlichkeit, in der Überzeugung, daß keine Handlung meines ganzes Lebens als Gegenbeweis angeführt werden kann, darf ich alle solche Beschuldigungen und Anschwärzungen kühn als gehässige und gewissenlose Verleumdung bezeichnen. Auch hat mir der Polizei-Diretcor v. Lüdemann selbst in Gegenwart des Polizei-Assessors v. O. wiederholt das Zeugniß gegeben, daß nicht allein von Seiten des Volkes gar keine politischen Demonstrationen gegen mich stattgefunden, sondern auch die geschehenen religiösen durchaus nicht auf irgendwie verkehrte oder tadelnswerthe Absicht auf meiner Seite schließen ließen; weßhalb er sogar als unnöthig erklärte und verweigerte, meine feierliche Protestation gegen alles Eingeständniß irgend einer schuldigen und strafbaren Absicht oder Handlung, das aus meiner bereitwilligen und augenblicklichen Unterwerfung unter die Allerhöchste Willenserklärung gefolgert werden möchte, in das geführte Protokoll aufzunehmen.

So richte ich denn zum Schlusse an Ew. Majestät gefeierte Gerechtigkeit und landesväterliche Milde die vertrauensvolle Bitte, Allerhöchstdieselben wollen das auf unrichtige Darstellungen wider einen ihrer Unterthanen ohne all sein Verschulden gefaßte Mißtrauen fallen lassen, die aus irriger Meinung mir unverdienter Weise entzogene königliche Huld mir wieder zuwenden, und die Erlaubniß zu nöthigem und mäßigem Aufenthalt und Durchzug in Allerhöchstihren Ländern und namentlich meiner Vaterstadt mir wieder zu gestatten geruhen.

Durch diese Gnade werden Ew. Majestät dem Heiligen Vater in einem seiner Stellvertreter einen verbindlichen Dienst leisten, Allerhöchstihrer getreuen Aachener Bürgerschaft eine große Freude und Genugthuung bereiten, einer tiefgekränkten Familie den schönsten Trost gewähren, und zu beständigem Dank und Diensteifer verpflichten den, der mit tiefster Hochachtung und Unterthänigkeit verbleibt

Ew. königlichen Majestät

treu gehorsamer Unterthan und ergebener Diener
Johann Theodor Laurent, theol. Dr.,
Bischof von Chersones und ernannter apostolischer
Vikar für Norddeutschland und Dänemark."

Ungefähr einen Monat später traf die Antwort des Königs auf diese Eingabe ein:

„An den Bischof Laurent in Brüssel.

Auf Ihre Eingabe an Mich vom 13. v. M. gebe Ich Ihnen zu erkennen, daß Sie sich zwar zu Meinen Unterthanen nicht mehr zählen dürfen, da Sie Ihr Vaterland ohne Erlaubniß freiwillig verlassen, elf Jahre im Auslande verlebt und daselbst ein Amt angenommen haben, daß Ihnen aber ebenso wenig verwehrt ist, ihren Geburtsort zu besuchen, als auf Ihren Wunsch durch meine Staaten zu reisen. Wenn Sie am 4. v. M. durch polizeiliche Maßregeln genöthigt worden sind, sich von Aachen zu entfernen, so haben Sie solches nur Ihrem eigenen Verschulden beizumessen, indem Sie daselbst mit einem Ihre Identität verläugnenden Passe eingetroffen und im Laufe mehrerer Wochen als Geistlicher und Bischof aufgetreten sind, wodurch Sie zur Aufforderung der Polizei: Ihrem Passe gemäß die Reise fortzusetzen, Veranlassung gegeben haben.

Berlin, den 11. März 1840.

gez. Friedrich Wilhelm."

Zu diesem kurzen königlichen Schreiben machte der Empfänger folgende Anmerkungen:

„1. Ich weiß nicht, ob man nicht zuweilen Domicil gesetzlich haben kann, und ob man solches nicht da hat, wo man Grundeigenthümer und Betheiligter in einem Geschäfte ist, und als solcher alle Staatslasten mitträgt.

2. Meine Entfernung von Aachen wurde, soviel mir angezeigt ward, nicht durch ‚polizeiliche Maßregeln', sondern durch Cabinets-Ordre und telegraphische Depesche verfügt.

3. Es ward mir nicht bloß anbefohlen, ‚meine Reise fortzusetzen', sondern auch der Aufenthalt in den preußischen Staaten verboten.

4. Mein Paß ‚verläugnete meine Identität' keineswegs, da er meinen vollständigen Namen und mein vollständiges Signalement enthielt, er verschwieg nur meinen geistlichen Charakter, und dieß mit Wissen, also mit Bewilligung, des meinen Paß visirenden preußischen Geschäftsträgers.

5. Mein Auftreten als ‚Geistlicher und Bischof' beschränkt sich, wie ich bewiesen habe, lediglich auf die heilige Messe, wohl zu unterscheiden von Pontificalamt, und ich wußte nicht, daß man in Preußen auch zum Messelesen einer Legitimation seiner priesterlichen Qualität vor der Polizei, also einer Autorisation der Regierung bedurfte.

6. Es wird mir erlaubt, nicht allein durch ‚die preußischen Staaten zu reisen', sondern auch ‚meinen Geburtsort zu besuchen', womit doch offenbar auch einiger Aufenthalt bewilligt ist; der preußische Geschäftsträger in Brüssel aber hat meinen neuen Paß, worin auch meine geistliche Qualität ausgedrückt ist, nur ‚zur Durchreise durch die königlichen Staaten' visirt, wogegen er meinen früheren Paß ohne alle Bedingung oder Beschränkung visirte. Wird

mir dadurch nicht aller Aufenthalt verweigert? Wird mir dadurch nicht verboten, als Geistlicher und Bischof aufzutreten, obschon meine Identität und Qualität weder verläugnet noch verschwiegen ist?"

Inzwischen verwickelten sich jedoch die diplomatischen Verhandlungen wegen der Übersiedelung nach Hamburg immer mehr; ein persönlicher Aufenthalt des neuen apostolischen Vikars in Rom schien dringend nothwendig, und so entschloß sich Johann Theodor Ende April 1840 zu der Reise nach Italien.

Durch diese Abreise fand auch die „preußische Frage" eine endgiltige Lösung. Der Leser aber wird unwillkürlich an das Bismarck'sche Wort gedacht haben: „Derselbe Faden — nur eine andere Nummer." Bischof Laurent erlebte auch den neuen Culturkampf von anno 71, aber er hatte zu viel erfahren und gesehen, um über irgend etwas in Hinsicht bureaukratischer Verfolgung der Kirche durch Preußen zu staunen.

W. Kreiten S. J.

Schwebende Fragen der Astronomie.

Der obige Titel hat im Laufe des letzten Jahres einige Popularität erlangt durch einen Vortrag, den Professor Young auf der letzten Versammlung des Amerikanischen Vereins für den Fortschritt der Wissenschaften in Philadelphia gehalten hat. Es soll hier jedoch dieser Vortrag, dessen kurzgedrängte Form wohl einer Naturforscher-Versammlung, nicht aber einem weiteren Leserkreis munden kann, weder vollständig noch summarisch reproducirt werden. Was die folgenden Zeilen beabsichtigen, ist, auf Grundlage der Young'schen Ideen unsern Lesern einen Überblick über diejenigen Fragen zu geben, an deren Lösung die Astronomie auch hinfort noch zu arbeiten hat. Nachdem man Jahre lang an die übertriebenen Prahlereien vom Fortschritte der Wissenschaft gewöhnt worden ist, findet man es wahrhaft wohlthuend, einen Fachmann wie Professor Young, Präsident des Amerikanischen Vereins für den Fortschritt der Wissenschaften und Director einer der Hauptsternwarten der Vereinigten Staaten, in bescheidener Sprache die vielen und großen

Mängel unseres astronomischen Wissens aufdecken zu sehen. Es gereicht ihm dieses nicht weniger zur Ehre als dem Sokrates sein berühmtes Bekenntniß: er wisse, daß er nichts wisse.

Unser astronomisches Wissen und Nichtwissen gruppiren wir am leichtesten um den uns so geläufigen Ausdruck „Sonne, Mond und Sterne", in der Reihenfolge, wie uns diese Lichter des Firmamentes durch Wärme, Glanz und Gestalt in die Sinne fallen. Bei dem Namen Sterne haben wir dann die schon im grauen Alterthum bekannte Unterscheidung zwischen Fixsternen, Wandelsternen und Haarsternen zu beachten und namentlich nicht zu vergessen, daß seit Copernicus' Zeiten auch unsere Mutter Erde zu den Wandelsternen gezählt wird.

1. Die Sonne. Die Sonne ist derjenige Himmelskörper, von dem wir eigentlich am meisten wissen sollten, nicht nur weil unser gesammtes organisches Leben von ihm bedingt wird, sondern auch weil er seiner Größe und Lichtstärke wegen am leichtesten zu beobachten ist und am hellen Tage zu jeder Stunde gesehen werden kann. Und doch, wenn wir anfangen, die Ziffern aufzuzählen, die mit Sicherheit festgestellt sind, so sind wir sehr bald am Ende, während der Hypothesen und Theorien sozusagen unzählige sind. Die Geschwindigkeit, mit der sich die Sonne um ihre Axe dreht, ist allerdings bis auf einen sehr kleinen Bruchtheil bekannt; auch kennt man ihre Dichtigkeit, Masse und Größe ziemlich genau: frägt man aber nach ihrer Constitution, nach der Natur der Flecke und Lichtausbrüche, nach der Licht- und Wärmemenge, die sie ausstrahlt, nach ihrem magnetischen Verhalten, oder gar nach den äußeren Lichthüllen, wie Corona oder Zodiakallicht, so beschränkt sich die Antwort hauptsächlich auf die Aufzählung der verschiedenen Hypothesen, und in vielen Fällen geradezu aller denkbaren Hypothesen.

In welch anderem Zustande z. B. könnte die Sonne sein, als entweder im gasförmigen, flüssigen oder festen? Und alle drei Theorien sind vertreten. Nach der ersten besteht die lichtgebende Oberfläche oder Chromosphäre aus condensirten Wolken, die ihre glühenden Tropfen auf den heißen Gasball hinunter regnen. Nach Kirchhoff und Zöllner hingegen besteht dieselbe aus einem Ocean geschmolzener Metalle, während Herschel den Sonnenkern für fest, ja sogar für bewohnbar hält. Was können die Sonnenflecke anderes sein, als entweder ziehende Wolken oder schwimmende Schlacken oder kraterförmige Vertiefungen? Und wiederum sind alle drei Theorien vertreten, und zwar in der angegebenen Reihenfolge von Spörer, Zöllner und P. Secchi S. J. Was man aber

eigentlich wissen sollte und möchte, im ersteren Falle wie im letzteren, sind nicht die verschiedenen Möglichkeiten, sondern die Entscheidung, welche von allen Möglichkeiten der Wirklichkeit entspricht. Zu dieser Ungewißheit über die Natur der Sonne und ihrer Flecke kommt noch eine ganze Reihe ungelöster Räthsel, wie z. B. die schnelle Eigenbewegung der Flecke, die sich in einem einzigen Tage auf zwei Längengrade oder 3000 geographische Meilen belaufen kann, und weiter die Thatsache, daß die Winkelgeschwindigkeit der Flecke am Äquator schneller ist als in höheren oder tieferen Breiten. An geistreichen Erklärungsversuchen dieser und ähnlicher Erscheinungen fehlt es zwar nicht; allein Erklärungsversuche sind noch kein Wissen. Die zwölfjährige Periode der Häufigkeit der Sonnenflecke mit andern Erscheinungen in Verbindung zu bringen, sobald dieselben eine ungefähr gleich lange Periode besitzen, ist zu einer Art Mode geworden. Der Ausdruck „Mode“ wird nicht zu stark erscheinen, wenn man bedenkt, daß man außer der gleichen Periode noch keinen innern Zusammenhang der Sonnenflecke mit irgend welchen andern Erscheinungen nachgewiesen hat, wie z. B. mit der Umlaufszeit des Jupiter, dem Steigen und Fallen der magnetischen Curven, der Häufigkeit der Nordlichter, Witterungswechsel, der Gestalt der Sonnen-Corona ꝛc. Schon die Tendenz, jede zwölfjährige Periode mit den Sonnenflecken in Verbindung zu bringen, zeigt die Ungewißheit, in der wir schweben. Vor Allem aber ist die Dauer der Periode selbst noch um ein oder zwei Jahre unsicher und vielleicht das Resultat mehrerer über einander liegender, noch unbekannter Perioden.

Von der Spectralanalyse hatte man gehofft, sie werde uns über die glühende Gashülle der Sonne, die sogenannte Chromosphäre, vollständigen Aufschluß geben; aber abgesehen davon, daß die hellen Linien auf räthselhafte Weise bald aufflammen und bald erlöschen, bald verzerrt und zerklüftet, bald gerade und scharf begrenzt erscheinen, und daß die 30 Linien im photographischen Spectrum der Protuberanzen noch meist unbekannt sind, ist zu fürchten, daß diese ganze Beobachtungsmethode auf unsicherem Boden steht. Gewichtige Stimmen sprechen dafür, daß das Spectrum der Elemente stark beeinflußt werde von den physischen Bedingungen, wie Temperatur, Druck u. s. w. Und wer wollte läugnen, daß letztere auf der Sonne ganz anders sind als in unsern Laboratorien — und weiter, daß die Stoffe, die wir chemische Elemente nennen, auf der Sonne vielleicht in weitere Bestandtheile aufgelöst werden, also in der That keine Elemente sind?

Was den Betrag von Licht und Wärme betrifft, den die Sonne ausstrahlt, so scheint es fast, als würden unsere bisherigen Begriffe in nicht langer Zeit großentheils umgestoßen werden, und zwar in Folge jahrelanger Experimente eines amerikanischen Astronomen, Professor Langley's, welche dieser am Meeresspiegel und auf einer 15 000 Fuß hohen Station in Californien angestellt. Früher nahm man mit Pouillet an, die Wärmemenge, welche nothwendig sei, um die Oberfläche der Erde auf ihrer mittleren Temperatur von 15° C. zu erhalten, wäre hinreichend, um jährlich eine die ganze Erde umgebende Eisschale von 57 m Dicke zu schmelzen, aber nur 31 m kämen auf Rechnung directer Sonnenstrahlung, während die noch übrigen 26 m von der „Temperatur des Raumes", d. h. von der gesammten Wärmestrahlung der Sterne müßten geschmolzen werden. Nach Langley wäre nun die Licht- und Wärmestrahlung der Sonne beinahe zweimal so groß als man bisher geglaubt, also groß genug, um die Sternenwelt ganz von ihrer Mithilfe zu dispensiren und die „Temperatur des Raumes" in ihr Nichts zurückfallen zu lassen. Wer wird nun Recht behalten?

Frägt man weiter, woher die Sonne selbst ihre Wärme beziehe, so weiß wieder Niemand, welcher der Erklärer Recht hat. Nach Helmholtz erzeugt das allmähliche Zusammenschrumpfen der Sonne genug Hitze, um die Ausstrahlung zu ersetzen, was die Vergangenheit dieses Sternes auf einige 20 Millionen Jahre und seine Zukunft auf den halben Betrag beschränken soll. Directe Messungen liegen dieser Ansicht nicht zu Grunde. Nach Andern wird die Oberfläche der Sonne von einem so dichten Regen von Meteorsteinen fortwährend gepeitscht, daß sie davon warm genug wird, um ihre Strahlen verschwenderisch in den unendlichen Raum zu senden. Von diesem Meteorregen erhielte natürlich auch unsere Erde ihren Theil, nach Maßgabe ihrer Größe und Anziehung; allein sie erhielte des Guten wohl etwas zu viel, nämlich nach Professor Peirce täglich mehr als 150 Tonnen auf die Quadratmeile. Unzufrieden mit diesem verschwenderischen Haushalte, construirte C. W. Siemens eine mehr ökonomische Maschinerie. Die Sonne sendet ihre Wärme durch die Centrifugalkraft ihres Äquators in Gestalt von aufgelösten Elementen in den Raum, die ihrerseits nach einigen Irrfahrten an den beiden Polen wieder in die Sonne eintauchen und so die ausgestrahlte Wärme ohne Verlust heimbringen, um alsbald wieder vom Äquator aus auf Reisen zu gehen. Von den Bedenken gegen letztere Theorie erwähnen wir nur zwei, nämlich, daß diese Wanderelemente ein

sogenanntes „widerstehendes Mittel“ für die Planetenbewegung bilden würden, und daß der Strom von Wasserdampf, durch den nach Siemens unsere Erde zu laufen hätte, jährlich einen Regen von mehr als 30 Zoll über der ganzen Oberfläche verursachen müßte. Aus diesen Anstrengungen geht zur Genüge hervor, wie wenig wir von der Quelle wissen, aus der die Sonne ihre ausgestrahlte Wärme ersetzt.

Erheben wir unsern Blick in die höhern Regionen der Sonnenatmosphäre, so begegnen wir der sogenannten Corona, d. h. einem weißen Lichtschimmer, der bei totalen Sonnenfinsternissen in solchem Glanze erscheint, daß er das Licht des Vollmondes übertrifft. Thatsache ist, daß dieser Schein sich von einer Finsterniß zur andern ändert; aber was er ist, weiß Niemand. Sonst wären nicht acht verschiedene, sich theilweise widersprechende Hypothesen im Umlaufe. Aus dem Spectrum der Corona hat man noch keine bekannten Stoffe erkannt. Ihr Licht, meint man, sei theils gebrochen, theils reflectirt, was auf Gase und feste Körper schließen ließe, und unlängst erfreute der englische Astronom Huggins die Gelehrtenwelt mit der Nachricht, er habe die Corona im vollen Sonnenscheine photographirt. Wenn der geisterhafte Lichtring dieser Photographien wirklich die Corona darstellt, so ist letztere ohne Zweifel eine die Sonne umgebende Hülle von Gasen und festen Körpern, welcher Art auch immer ihr Ursprung und ihre Bewegung sein mag. Nun tritt aber eine amerikanische Autorität auf und erklärt Alles für optische Täuschung! Professor Hastings hat sich auf seiner Expedition nach der Carolinen-Insel im Stillen Ocean durch die Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß im Jahre 1883 überzeugt, daß dieser Lichtschein nicht der Sonne angehört, sondern am Mondrande erzeugt wird durch sogenannte Diffraction oder Zerstreuung des Lichtes.

Nicht viel mehr weiß man über ein zweites Lichtphänomen, das sich in noch weitere Regionen erstreckt und mehr abgeplattet oder linsenförmig erscheint, nämlich das Zodiakallicht. Über diesen jedem aufmerksamen Beobachter in die Augen fallenden weißen Schimmer steht so viel fest, daß man noch nicht weiß, ob er der Sonne oder der Erde angehöre, oder ob er gar ein planetarischer Ring zwischen der Venus- und Mars-Bahn sei, und woraus er bestehe. Sein Spectrum ist continuirlich und ohne Spur von Linien. Daß Encke's Komet sich in Folge eines widerstehenden Mittels, welches möglicherweise das Zodiakallicht verursache, alljährlich verfrühe, steht keineswegs fest, da zufolge Berechnung einige der Asteroiden an dieser Störung schuld sein können. Zur Entscheidung der

allereinfachsten Fragen über dieses der Ekliptik entlang sich hinstreckende Phänomen werden noch jahrelange Beobachtungen erfordert sein, und zwar in südlichen Breiten, wo man regelmäßig dem Zodiakallichte gegenüber den sogenannten „Gegenschein" bemerkt.

Jedermann kennt die großen Anstrengungen, welche die Astronomen, unterstützt von ihren Regierungen, in den letzten zehn Jahren gemacht haben, um unsere Entfernung von der Sonne der Wahrheit um einige Tausend geographische Meilen näher zu bringen. Allein die kostspieligen Expeditionen zur Beobachtung der letzten Venus-Durchgänge, zu denen die Vereinigten Staaten Nordamerika's allein eine halbe Million Dollar ausgegeben, scheinen eher das Gegentheil bewirkt zu haben. Die verschiedenen Methoden, die man zur Lösung dieses Problems anwendet, nämlich die Beobachtungen der Aberration, des Mondes, des Mars und der Vorübergänge der beiden untern Planeten vor der Sonnenscheibe, stimmen in ihren Resultaten nicht gut mit einander überein und müssen mit constanten, aber unbekannten Fehlern behaftet sein. Das Ergebniß der letzten beiden Venusdurchgänge wird indessen nicht mit Genauigkeit festgestellt werden können, bis alle Regierungen das Beobachtungsmaterial ihrer Expeditionen reducirt und veröffentlicht haben, und bis namentlich die amerikanische Commission ihre tausend photographischen Platten gemessen hat. Aber auch dann noch wird man auf einen zweiten Encke warten müssen, der das Gesammtmaterial mit Meisterhand combinirt und daraus den wahrscheinlichsten Werth berechnet. Die Lösung dieser Aufgabe hat nach dem Durchgange von 1769 beinahe ein Jahrhundert in Anspruch genommen, und da nach so langer Zeit wieder neue Vorübergänge der Venus bevorstehen und neue Verbesserungen nöthig machen, so ist leicht vorauszusehen, daß die Frage über die Entfernung der Sonne von der Erde, genau gesprochen, niemals aufhören wird, eine schwebende zu sein.

Nur mit Zaudern wagt sich der Astronom an die Frage, wie denn der große Helios seine Hunderte von Unterthanen auf Millionen von Meilen hin regiert und zu einer Familie vereinigt. Wohl hat Newton das Gesetz errathen, nach welchem dieser Weltstaat regiert wird; aber wo ist der Bote, welcher das Gesetz vermittelt und in Ausführung bringt? Existiren muß er, und einen Namen hat man ihm auch schon gegeben; aber unter allen Objecten des Weltsystems ist wohl keines, das sich aller directen Beobachtung so sehr entzieht wie dieses. Die Eigenschaften, die man ihm angedichtet hat, sind auch so wunderlich, daß der große

Herschel und viele Astronomen und Physiker nach ihm sich die Frage stellten, ob Ausdrücke wie „imponderable Massen" nicht zu abenteuerlich oder gar contradictorisch seien. Nicht weniger räthselhaft als dieser Äther — denn das ist der Name, den man diesem unbekannten Weltboten gegeben hat — ist die Attraction, deren Träger er ist. Aus der Analogie mit Schall, Licht und Wärme schließt man freilich, daß diese weltregierende Kraft eine Welle sei; wie aber eine Welle, die aus dem Äther-Ocean an das Ufer unseres Planeten schlägt, diesen mit so unwiderstehlicher Kraft zur Sonne hinzieht, hat noch Niemand gezeigt; ebenso wenig hat man diese Welle bis jetzt auf Reflexion und Refraction geprüft[1].

Das letzte Sonnenräthsel, das wir berühren wollen, wäre die Richtung und Geschwindigkeit, mit der sich unser ganzes Sonnensystem durch den Raum bewegt. Fragen wie die folgenden: Ob diese Bahn eine Ellipse, Parabel oder Hyperbel sei, wo der Brennpunkt dieser Curven sei, welches die Umlaufszeit sei u. s. w., wird man noch für lange Zeit kaum zu stellen, geschweige denn zu beantworten wagen, und wer die Entdeckung dieser Eigenbewegung der Sonne in den begeisterten Worten populärer Bücher liest, hat keine Ahnung davon, daß die Angaben der Astronomen über die Richtung dieser Bewegung um volle 45 Grad, oder einen halben Quadranten am Himmelsgewölbe, und ebenso über die jährliche Geschwindigkeit derselben um nicht weniger als drei Erdbahnhalbmesser auseinandergehen. Der Einfluß dieser Eigenbewegung unseres Sonnensystems auf die sogen. Aberration der Fixsterne wird zwar von den Astronomen geahnt, aber in allen Berechnungen vernachlässigt, aus dem einfachen Grunde, weil er eine unbekannte Größe ist.

2. Der Mond. Während uns die Sonne ihrer großen Energie und Thätigkeit wegen eine Unzahl physikalischer Probleme bietet, tritt uns der Mond als eine verhältnißmäßig starre und todte Masse entgegen. Aber ungeachtet der geringen Zahl von Mondproblemen sind und bleiben es immer noch Probleme.

Da tritt z. B. die Frage auf, ob der Mond Licht und Wärme nicht geborgt habe, sondern als Eigenthum besitze. Aber wer löst uns die Frage? Die Einen bejahen dieselbe, die Andern stellen die Temperatur der Mondoberfläche unter den Gefrierpunkt des Wassers und sogar des

---

[1] Schreiber dieser Zeilen hat dieses zwar seit einem Jahre versucht und zu diesem Zwecke ein Instrument auf einem schweren Mauerpfeiler aufgestellt; allein das Resultat der Beobachtungen war bisher bloß ein höchst launenhaftes Verhalten dieses empfindlichen Apparates.

Quecksilbers; nach Langley ist sie mit unsern feinsten Instrumenten unmeßbar, nach Lord Rosse erreicht sie die Hitze des siedenden Wassers.

Ob der Mond eine Atmosphäre habe, bildet heute noch eine Streitfrage, und was seine vulkanische Thätigkeit und Änderungen der Oberfläche betrifft, so ist man zu der Überzeugung gekommen, daß Zeichnungen als incompetente und höchst parteiische Zeugen zu verwerfen sind. Welch großen, wenn auch unbewußten Einfluß die Einbildungskraft auf das Auge hat, davon hat nur der einen Begriff, welcher die verschiedenen Zeichnungen von Planeten, Kometen und Nebelflecken mit einander zu vergleichen Gelegenheit hat. Man führt deßhalb gegenwärtig an verschiedenen Orten Photographien der verschiedenen Mondphasen in großem Maßstabe aus, um künftigen Geschlechtern ein Mittel zu bieten, die Frage über die Veränderungen der Mondoberfläche zu entscheiden.

So wenig uns die paar physikalischen Probleme des Mondes zu schaffen machen, um so verwickelter ist die mathematische Theorie seiner Bewegung. Würde unser Trabant nur von seinem Centralkörper, der Erde, angezogen, so wäre der mathematische Apparat, wie er dem Kepler vor dritthalbhundert Jahren zu Gebote stand, vollständig ausreichend, um seine Bahn zu berechnen. Das „Problem zweier Körper" ist längst gelöst und ebendeßhalb kein Problem mehr. In der That wird aber der Mond auch von der Sonne und den übrigen Planeten beeinflußt, und so sehen sich die Astronomen vor das verwickelte Problem gestellt: wenn mehrere Himmelskörper sich mit gegebenen Anfangsgeschwindigkeiten unter dem Einflusse gegenseitiger Attraction bewegen, die Bahn eines jeden zu bestimmen. Man spricht indessen gewöhnlich nur vom „Problem der drei Körper", um anzudeuten, daß man schon froh wäre, wenn man es nur für drei lösen könnte. Daß das Problem völlig bestimmt ist und auch lösbar sein muß, geht schon daraus hervor, daß man die neun Differentialgleichungen, von denen es abhängt, aufstellen kann. Von den 18 Integralen aber, welche diese Gleichungen lösen sollen, kennt man bloß zehn, die übrigen acht haben bisher der Anstrengungen der größten Mathematiker gespottet. Bis also ein zweiter Leibniz oder Newton aufsteht und uns diese acht Integrale liefert, bleibt nichts übrig, als durch indirecte Methoden möglichst viele Correctionsglieder zu berechnen, und so den Fehler auf ein Minimum zu reduciren. Aber auch diese mühsame Arbeit ließe sich der Mensch noch gefallen, wenn er nur schließlich zum Ziele käme. In der That aber ist der Fehler der berühmten Mondtafeln von Hansen seit dem Jahre 1863 schon auf zehn Bogensekunden

angewachsen, was in der Bahn des Mondes einer Strecke von fünf Wegstunden entspricht. Ebenso hat sich herausgestellt, daß der Mond in diesem Jahrhundert langsamer läuft als im letzten, eine Ungleichheit, über welche die Mondtheorie noch keinen Aufschluß gibt. Nach so undankbaren Anstrengungen darf man sich nicht wundern, wenn selbst Fachmänner die Vermuthung aussprechen, daß außer der Gravitation vielleicht noch andere Kräfte auf Mond und Planeten wirken, oder daß gar das Newton'sche Gravitationsgesetz nicht in aller Strenge richtig sei.

3. Die Erde. Unter den Wandelsternen oder Planeten hat das meiste Interesse für den Menschen offenbar die Erde als sein Wohnhaus und als der Schauplatz seiner Geschichte; für den Christen aber ist sie ein Heiligthum, gleichsam das Sanctuarium unseres ganzen Planetensystems, weil der Gottmensch sie mit seinem Fuße betreten und zum beständigen Aufenthalt gewählt hat. Während die ungelösten Probleme auf Sonne, Mond und Sternen den gewöhnlichen Menschen wenig beirren, wird jede Frage über die Größe und Gestalt unserer Wohnung, über die Festigkeit des Fundamentes, über den Gang der Uhr, die unsere Geschäfte regelt, über die Luft, die wir einathmen u. s. w., eine Haus- und Familien-Frage sein.

Daß dem wirklich so sei, beweisen zur Genüge die Anstrengungen früherer Zeiten, um über Gestalt und Größe der Erde eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Die populäre Anschauung, daß die drei alten Welttheile auf einer unendlichen Wasserscheibe schwimmen, wurde schon Jahrhunderte vor Christus von den griechischen Philosophen überwunden, die an Stelle der Scheibe eine Kugel setzten und sogar deren Umfang auf etwa 200 000 Stadien schätzten. Diese Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde hielt sich bis auf Newtons Zeit, hatte aber mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie z. B. mit Einwürfen vom Aufwärtsregnen und von Menschen, die den Kopf nach unten hängen. Auch Columbus wußte nicht auf die Schwierigkeit zu antworten, die man ihm auf der Universität von Salamanca vorlegte: Vorausgesetzt, er komme mit seinen Schiffen glücklich hinunter an's andere Ende der Erdkugel, herauf komme er gewiß nicht wieder. Erst Newton beantwortete diese Fragen mit seinem Gravitationsgesetze und setzte auch an Stelle der Kugel ein abgeplattetes Rotationsellipsoid. Darauf begann ein Jahrhundert angestrengter Gradmessungen, an denen sich die Regierungen aller civilisirten Völker betheiligten, und schließlich vereinigte der große Mathematiker und Astronom Bessel alle bisherigen Messungen zu einem Gesammtresultate über die Abplattung und die große

und die kleine Axe der Erde, das sich jetzt in allen Büchern findet und allen astronomischen Rechnungen zu Grunde liegt. Dieser geschichtliche Rückblick mag uns das Interesse zeigen, das der Mensch an seinem Wohnorte nimmt, und auch die Schwierigkeiten, die er überwunden hat; aber trotz alledem ist die Frage über Größe und Gestalt der Erde noch eine schwebende Frage, und unser Planet ist weder eine Scheibe, noch eine Kugel, noch ein abgeplattetes Rotationsellipsoid. Man ahnte dieses schon deßwegen, weil die Messungen in verschiedenen Ländern so sehr verschiedene Abplattungen ergaben, daß man von einer englischen, afrikanischen, ostindischen, amerikanischen Abplattung sprach. Dr. J. Hann hat in geistreicher Weise darauf aufmerksam gemacht, daß die Continente wie gigantische Berge im Meere stehen und durch Attraction eine große Anschwellung von Wassermassen längs ihren Ufern verursachen, ähnlich wie Wasser in einem Glase am Rande höher steht als in der Mitte. Was aber die Capillarität des Glases im Kleinen thut, das verursacht die Attraction der Festländer in großem Maßstabe, so daß das Meer an den Küsten bis zu einer Höhe von 600—800 m emporsteigt. Da in Folge dessen das Niveau auf offener See sinken muß und dadurch manche Inseln aus der Tiefe emportauchen, so kann man den Abstand des gestörten Niveaus vom ungestörten auf mehr als 1000 m schätzen. Aus alledem ergibt sich, daß man die Gradmessungen nicht einfach auf das wirkliche Meeresniveau reduciren darf, sondern auf ein ideelles beziehen muß. Die Aufgabe, die also noch zu lösen wäre, ist folgende: Ein ideelles Rotationsellipsoid zu berechnen, das mit der Erde gleiches Volumen, gleichen Mittelpunkt und gleiche Rotationsaxe hat, und dessen Abplattung so beschaffen ist, daß die Summe der Erhöhungen und Vertiefungen der Erde über dieses ideelle Niveau ein Minimum wird. Eine Sternwarte hätte dann zur Bestimmung ihrer Lage drei Dimensionen zu bestimmen, nämlich geographische Länge, Breite und Höhe, bezogen auf das ideelle Rotationsellipsoid. Dieses Problem wird allem Anscheine nach ein ungelöstes bleiben, bis man sich entschließt, Amerika mit Asien und Europa über die Beringsstraße und Sibirien durch wirkliche Triangulation zu verbinden und auch Afrika mit in das Triangulationsnetz hineinzuziehen. Die Unsicherheit über Größe und Gestalt der Erde macht sich den Astronomen besonders bei Mondbeobachtungen geltend, die zu beiden Seiten des Atlantischen Oceans angestellt werden. Man hat aus denselben z. B. die Lage der Sternwarte in Washington zu der am Cap der guten Hoffnung auf mehrere englische Meilen unsicher gefunden.

Das Unliebste an unserm Planeten ist den Astronomen der Mangel eines festen Fundamentes. Diesen Mangel fühlt der gewöhnliche Sterbliche nur, wenn ihm der Stuhl zittert, auf dem er sitzt, oder das Bett schaukelt, in dem er liegt, oder gar die Wohnung und die Stadt zusammenstürzt, in der er lebt; der Astronom beobachtet das Schwanken der Erdoberfläche jeden Tag. Der Hügel, auf dem die Sternwarte von Neufchatel steht, wackelt einmal im Jahre hin und her mit einer Amplitude von 39 Bogensekunden, und neigt sich überdieß jedes Jahr um 24 Sekunden nach derselben Richtung. Argelander hat festgestellt, daß die Sternwarte von Bonn sich dreht. Daß die Meeresküsten sich heben und senken und die geographischen Breiten der Sternwarten sich mit jedem Jahre ändern, ist eine längst beobachtete Thatsache. Zur Erklärung dieser Schwankungen hat man allem Anscheine nach viele Ursachen in Betracht zu ziehen, und um denselben auf die Spur zu kommen, hat die British Association im Jahre 1878 ein eigenes Comité aufgestellt mit dem Auftrage, ein Instrument zu construiren und Beobachtungen anzustellen. Ähnliche Beobachtungen hat Herr d'Abbadie in den letzten 50 Jahren in Äthiopien, Brasilien und Südfrankreich angestellt. Gegenwärtig wird in Paris ein sehr feines Instrument aufgestellt, um regelmäßige Nadir-Beobachtungen zu machen, und der Erfinder hat eine Einladung erhalten und angenommen, gleichzeitige Beobachtungen derselben Art auch in Amerika anzustellen. Das Problem ist aber bisher nur noch verwickelter geworden, indem sich herausstellte, daß die Schwankungen des Niveaus, scheinbar ohne Veranlassung, äußerst schnell vor sich gehen und innerhalb sechs Stunden auf mehr als zwei Bogensekunden ansteigen können.

Die Befürchtung mancher Astronomen, daß die Uhr, die uns der liebe Gott aufgezogen hat, nicht richtig gehe, ist zum Glücke eine bloße Befürchtung geblieben. Das eben erwähnte Steigen und Sinken der Länder, die Erdbeben, die Anschwemmungen durch Flüsse und Meeresströmungen, die wandernden Eisberge und Gletscher, wie auch Ebbe und Fluth, mögen, theoretisch gesprochen, auf die Umdrehungsdauer unserer Erdkugel, d. h. auf die Tageslänge, Einfluß haben: praktisch genommen ist aber letztere unveränderlich, wie ausgedehnte Untersuchungen von Adams und Newcomb gezeigt haben. Es wird deßhalb nicht nöthig sein und sicherlich auch nicht geschehen, daß man statt der terrestrischen Zeit eine kosmische einführt, d. h. die Uhren, anstatt durch die Umdrehung der Erde, z. B. durch die Verfinsterung der Jupitertrabanten

oder durch die Bewegung des Lichtes oder anderer Naturkräfte regulirt. — Dieselben Störungen der Erdoberfläche, welche die Tageslänge allenfalls beeinflussen könnten, müßten auch die Erdaxe verlegen, d. h. die beiden Pole der Erde könnten sich vielleicht jährlich um mehrere Zoll verschieben, ein Betrag, der sich jeder directen Beobachtung bisher entzogen hat. Man hat zwar gemeint, das jährliche Abnehmen der geographischen Breite von Pulkowa um eine Hundertstelsekunde könnte darauf hindeuten, daß der Umdrehungspol im nördlichen Eismeere sich von Pulkowa entferne; allein daß dieses Problem noch ein schwebendes ist und auch lange noch bleiben wird, geht aus einem in der internationalen geodätischen Conferenz zu Rom gefaßten Beschlusse hervor, nach welchem auf je zwei Stationen, welche zwar auf derselben Breite, in der Länge aber einander gegenüber liegen, dieselbe Reihe von Sternen mit gleichen Instrumenten und wo möglich von denselben Personen zu beobachten ist. Bewegt sich dann der Nordpol in der Richtung von der einen Station zur andern, so könnten die sorgfältigsten und Jahrzehnte hindurch fortgesetzten Beobachtungen vielleicht Richtung und Größe dieser Bewegung anzeigen; bewegt sich aber der Pol senkrecht zu dieser Richtung, d. h. seitwärts nach rechts oder links, so werden alle Anstrengungen seitens dieser beiden Stationen vergeblich sein.

Nach den oben erwähnten Experimenten des Professors Langley auf dem Felsengebirge wären unsere bisherigen Begriffe von der Absorption der Erdatmosphäre ganz irrthümlich gewesen. Wir hätten nämlich die „selective" Absorption außer Auge gelassen, vermöge welcher unsere Luft violette oder blaue Strahlen stärker absorbire, als gelbe und rothe. Unsere Luft, sagt er, wirke gerade umgekehrt wie ein Sieb: sie lasse die gröberen Strahlen (mit größerer Wellenlänge) leichter durch als die feineren. Danach erhielten wir von Sonne, Mond und Sternen verhältnißmäßig zu viel des rothen und zu wenig des blauen Lichtes, diese Himmelskörper erschienen uns also zu röthlich, während ihr wahres Aussehen mehr violett sei. Dieses letztere müßte man dann auch eigentlich weiß nennen, während unser gegenwärtiges Weiß in der That eine Färbung sei. Wir dürfen indessen diese neue Theorie noch unter das Kapitel der offenen Fragen stellen, so lange ihr Entdecker der Gelehrtenwelt allein gegenübersteht.

(Schluß folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Das katholische Island des Mittelalters.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Dem Katholiken kann kaum ein Land der Erde ein ganz fremdes Land sein. Findet er seine Kirche daselbst nicht in jahrhundertaltem Besitze oder in hoffnungerweckenden Missionsanfängen, so verkünden ihm wenigstens majestätische Dome, herrliche Trümmer von Kirchen und Klöstern, prachtvolle Kunstwerke aller Art ihre einstige Herrschaft; oder wo solche Denkmäler fehlen, erinnern Orts- und Personennamen, Dichtungen und Legenden, Volksgebräuche und Feste, alte Rechtsbücher und Gepflogenheiten, Literatur und Geschichte daran, daß sie einst dagewesen, und daß sie Land und Volk den Greueln des Heidenthums entrissen.

Island hat keine alten Dome und Münster. Aber seine Episkopal-Verfassung, seine Meßliturgie, seine alten Kirchenlieder, seine an ältere Muster anlehnende geistliche Beredtsamkeit, seine Landeseintheilung, seine Geschichte, seine Literatur, seine Orts- und Personennamen und hundert kleine Erinnerungen weisen den katholischen Wanderer auf jene ehrwürdige Kirche hin, die noch heute wie ein Riesendom über alle religiösen und politischen Gestaltungen Europa's emporragt, die alle Nationen desselben erzogen und herangeschult hat und die noch heute Allen zurufen kann: Ich bin eure Mutter.

Auch Island ist ein Kind der katholischen Kirche.

Wie ein Jahrtausend später bei der Gründung der nordamerikanischen Union, so haben auch zur Gründung des alten isländischen Freistaates Katholiken mitgewirkt, so Helgi Bjola, Helgi hinn Magri, Ketill hinn Filfs Örlygr Hrapprsson, Jörundr hinn Kristni, Asolfr Alskikk und noch manche Andere. Von kampfgewaltigen Vikingern wurde neben den Opfersteinen Thors auch gleich im Anfang das Kreuz Christi gepflanzt.

Nachdem das Heidenthum etwas über ein Jahrhundert noch die Oberherrschaft behauptet hatte, führte ein Isländer, Thorvaldr Viðförli, der „Weitgereiste", seiner Heimath den ersten Glaubensboten zu, den Bischof Friedrich aus dem Sachsenlande. Das war im Jahre 981. Das erste Jahr brachten sie bei Thorvalds Vater Kodran in Giljá zu, die vier folgenden in Laekjamot im Viðidalr. Im Westland wie im Nordland nahmen Viele den Glauben an, im Nordland sogar sehr mächtige Männer. Als aber Thorvaldr auf Anregung Friedrichs es wagte, offen am Althing den Glauben zu predigen, erhob sich lebhafter Widerstand, Spott und Verfolgung. Thorvaldr, in welchem der christliche Glaube die gewaltthätige Leidenschaftlichkeit der Vikinger noch nicht gebändigt hatte, rächte blutig den Hohn, welchen Einige dem Bischof

angethan. Gewalt erhob sich nun gegen Gewalt. Die Heiden schaarten sich zusammen, um Thorvaldr und Friedrich in ihrem Hause zu verbrennen. Sie wurden in wunderbarer Weise daran gehindert; als aber Thorvaldr abermals einen Heiden tödtete, jenen Hedinn, der am Althing das Christenthum am mächtigsten bekämpft hatte, trennte sich der Bischof von ihm und kehrte nach Sachsenland zurück.

Vergeblich war indeß diese erste Mission nicht. Viele nahmen ernstlich das Christenthum an, Andere näherten sich demselben, und noch weit Mehrere wurden in ihrem alten Götterglauben wankend. Einen mächtigen Vorschub erhielt diese Bewegung durch die gesetzliche Einführung des Christenthums in dem Stammlande Norwegen durch den König Olafr Tryggvason, welcher, 995 zu Throndhjem zum König erwählt, das ganze Land bereiste und auf dieser Huldigungsreise zugleich überall das Evangelium verkünden ließ. Er begnügte sich nicht, mehrere Isländer in Norwegen für den Glauben zu gewinnen, sondern sandte bald nach seiner Thronbesteigung seinen Freund Stefnir Thorgilsson nach Island, um seinen Landsleuten die christliche Lehre zu verkünden. Auch Stefnir, der 996 in Island landete, hatte wie Thorvaldr zwar den Eifer eines Neubekehrten, aber nicht die Klugheit und Sanftmuth, welche vor Allem den christlichen Apostel zieren muß. Als seine Predigt ungünstig aufgenommen wurde, zog er mit zehn Mannen als kühner Viking im Lande herum, riß Tempel und Altäre nieder und verbrannte die Götzenbilder. Dagegen erhob sich naturgemäß bewaffneter Widerstand, und am Althing wurde zwar die Predigt und Annahme des Christenthums nicht verboten, allein Jeder für friedlos erklärt, welcher die Götter lästerte oder schändete. Stefnir, welchen in Folge des Gesetzes die Ächtung traf, kehrte nach Norwegen zurück.

König Olafr ließ sich jedoch hierdurch nicht entmuthigen, sondern sandte dem vertriebenen Stefnir schon im folgenden Jahr den deutschen Missionspriester Thangbrandr nach. Verschiedenen Berichten zufolge war auch Thangbrandr ein wunderlicher Heiliger, schlug auf seinen Missionsreisen tapfer mit dem Schwerte drein und machte die Hinterlist der Heiden bald durch kluge Besonnenheit, bald durch persönliche Tapferkeit zu Schanden. Auch Wunder und fromme Züge werden übrigens von ihm erzählt, und es ist kein Zweifel, daß er viele einflußreiche Familien — unter andern jene des gesetzeskundigen Njáll —, bekehrte und taufte. Obwohl man ihn schon unterwegs bewaffnet angefallen und er selbst in ritterlicher Selbstvertheidigung den mächtigen Heiden Thorvaldr getödtet hatte, so daß dessen Sippe ihn nach dem Recht der Blutrache verfolgen konnte, ritt Thangbrandr muthig zum Althing, ward auch wirklich durch Njáll und die Ostfjördinger beschützt, predigte der Versammlung den Glauben, und der bekehrte Hjalti Skeggjason wagte es sogar, des alten Götzenthums auf dem Lögberg selbst durch höhnende Verse zu spotten:

Ich spare nicht, die Götter anzubellen,
Ein Hündchen däucht mir Freya,
Ewig wird einer von beiden
Ein Hündchen sein, Odin oder Freya.

Nur mit Mühe setzten es die Heiden durch, daß Hjalti am folgenden Althing für diese Lästerung geächtet wurde. Thangbrandr und Hjalti mußten nun zwar 999 Island verlassen, aber die christliche Partei war durch die bisherigen Bekehrungen, das Ansehen der bekehrten Häuptlinge und die Kraft ihres Auftretens so sehr erstarkt, daß sie der heidnischen schon nahezu gewachsen war.

Es folgt nun die förmliche Annahme des Christenthums, die zwar schon früher Erwähnung fand, die aber ausführlicher erzählt zu werden verdient. Schon im folgenden Jahre, 1000, segelte Hjalti und sein Schwiegervater Gizurr hinn hvíti (der Weiße) nach Island zurück. König Olafr Tryggvason gab ihnen den Priester Thormóðr mit und verschaffte ihrer Sendung zugleich dadurch Nachdruck, daß er mehrere angesehene Isländer als Geiseln in Norwegen gefangen setzte. Sie landeten am 18. Juni auf den Westmannsinseln, zerstörten den Tempel daselbst und begannen an dessen Stelle den Unterbau einer christlichen Kirche, wozu König Olafr ihnen selbst Holz mitgegeben hatte. Am 20. Juni erreichten sie die isländische Küste und schickten sich an, sofort zum Althing weiterzureisen. Die Küstenbewohner, lauter Angehörige des heidnischen Tempelvorstehers Runolfr, verweigerten ihnen aber Pferde, und sie mußten eine weite Strecke zu Fuß zurücklegen, bis sie in Hafr endlich Verwandte Hjalti's trafen und Pferde bekamen. In Laugardalr, wo sie rasteten, wurde Hjalti abgemahnt, zum Thing zu reiten, bevor Gizurr rücksichtlich seiner Ächtung einen Vergleich zu Stande gebracht hätte. Hjalti blieb; als aber auf Botschaft Gizurs ihm ein ganzes Heer von Bewaffneten entgegenritt, vereinigte sich auch Hjalti mit ihnen, und sie ritten nunmehr in geordneter Schlachtordnung nach Thingvellir und fanden hier Aufnahme in den Buden des Ásgrim Elliðagrimsson, eines Neffen Gizurs, Die Heiden liefen ihnen in voller Rüstung entgegen, und es wäre beinahe zum Kampf gekommen.

„Thormóðr hieß der Priester, den König Olafr Hjalti und Gizurr mitgegeben hatte. Er sang Messe den Tag nachher auf dem Gjábakka über den Zelten der Westfjördingr. Von da gingen sie zum Lögberg, sieben Männer in geistlichen Gewändern, sie hatten zwei Kreuze, welche jetzt in Skarð ytra stehen, das eine zeigt die Höhe des König Olafr, das andere die Höhe des Hjalti Skeggjason. Hjalti und seine Leute hatten Weihrauch auf der Gluth, und der Wohlduft verbreitete sich sowohl mit dem Wind als gegen den Wind. Und Hjalti und Gizurr gaben ihren Bericht gut und triftig. Die Männer aber verwunderten sich, wie beredt sie waren und wie gut sie sprachen."

Sie ersuchten das Volk freundlich und mit schönen Bittworten, ihren Entschluß zum Klügern zu wenden und sich der Gewalt und dem Dienste des höchsten Königs aller Könige zu unterwerfen. Wenn sie die Taufe empfingen und den heiligen Glauben hielten, würden sie von Gott selbst ewige Vergeltung erwerben, unendliche Seligkeit in der Herrlichkeit des Himmelreiches. Die Heiden aber wollten von solchen Verheißungen nichts wissen. Es entstand Tumult, Christen und Heiden riefen Zeugen gegen einander auf und sagten sich gegenseitig von der bisherigen Rechtsgemeinschaft los. Während

der Lärm wuchs, stürzte ein Bote mit der Meldung herbei, daß ein Erdfeuer ausgebrochen sei und den Hof des Goden Thóroddr mit dem Untergang bedrohe. „Das ist kein Wunder," sprachen da einige Heiden, „daß die Götter zürnen über solche Reden." Snorri Godi aber, obwohl Heide, wies diese Erklärung mit den Worten ab: „Worüber haben denn die Götter gezürnt, als das Lavafeld brannte, auf dem wir stehen?" Die aufgeregte Versammlung löste sich abermals auf, ohne daß es zum Kampfe kam.

Die Christen wandten sich an den mächtigen und angesehenen Sidu-Hallr, daß er ihnen Gesetz sprechen solle, wie es mit den Forderungen des Christenthums zu halten sei. Dieser aber wandte sich an den heidnischen Tempelvorsteher Thorgeirr, welcher Gesetzessprecher für ganz Island war, und bot ihm die gewöhnliche Amtstaxe, ein halbes Hundert Silbers, an, daß er für das ganze Volk, Christen und Heiden zugleich, Gesetz sprechen sollte. Dabei forderte er im Namen der Christen: 1. daß sich alle Isländer taufen lassen sollten, 2. daß alle Tempel und Götzenbilder für unheilig, d. h. verletzlich erklärt werden sollten, 3. daß ein durch Zeugen nachgewiesenes Götzenopfer mit Landesverweisung bestraft werden sollte. Es waren starke Forderungen an einen Mann, der selbst als Gode bisher eine Stütze des Heidenthums gewesen war. Thorgeirr wies jedoch die Christen nicht von sich. Er ging in sein Zelt, legte sich nieder, breitete ein Fell über sein Haupt und verharrte so einen ganzen Tag, eine Nacht und abermals einen Tag. Die Heiden hielten unterdessen auch ihre besondere Versammlung, die stark besucht wurde und zu dem grausamen Beschluß führte, jedes Viertel sollte zwei Männer dem Tode weihen, um dem Zorn der Götter Einhalt zu gebieten und das weitere Vorschreiten des Christenthums zu hindern. Kaum hatten Gizurr und Hjalti das gehört, so riefen sie auch die Christen zusammen, kündigten ihnen den Beschluß der Heiden an und forderten sie auf, einen Gegenbeschluß zu fassen. „Die Heiden," sprach Hjalti, „opfern die schlechtesten Männer und stürzen sie von den Bergen und Felsen herab; wir aber wollen wählen nach Manneswahl und es nennen eine Siegesgabe an unsern Herrn Jesus Christus, um desto besser zu leben und uns mehr vor Sünde zu hüten, als alle Andern, und wir, Gizurr und ich, stellen uns für unser Viertel als Siegesgabe." Aus den andern drei Vierteln folgten je zwei der ausgezeichnetsten Männer ihrem Beispiele und verpflichteten sich, zur Ehre Christi möglichst gottgefällig leben zu wollen. Nur für die Westfjördinger fehlte ein zweiter Mann; da meldete sich unerwartet und aus freien Stücken Ormr Kodransson, ein Bruder Thorvaldrs, des Weitgereisten, der zwar mit dem Kreuze bezeichnet, aber noch nicht getauft war. Er ließ sich nun taufen, und so ward die gewünschte Zahl voll.

Am folgenden Tag erhob sich der Gode Thorgeirr endlich aus seinen langen, einsamen Betrachtungen und rief die ganze Versammlung aus ihren Zelten an den Lögberg. Als sie aber beisammen waren, da sprach er: „Es scheint mir, daß es zum Unglück des Landes ausschlagen wird, wenn die Männer hier im Lande nicht *ein* und dasselbe Gesetz haben. Ich bitte euch, trennt euch nicht. Es würde nur Kampf und Unfriede daraus erwachsen und

zur Verwüstung des Landes führen. Zwei Könige, Dagr in Dänemark und Tryggvi in Norwegen, hatten langen Streit unter sich, bis endlich ihre Höfdinge die Entscheidung an sich rissen und gegen ihre Absicht Frieden unter ihnen machten; doch dieser Rath führte dazu, daß sie nach wenig Jahren Zwischenzeit sich wieder Geschenke machten und ihr Leben lang Freunde blieben. So scheint es mir rathsam, nicht diejenigen entscheiden zu lassen, welche sich hier mit der größten Wuth gegenüberstehen, sondern die Sache so unter ihnen zu vermitteln, daß beiden einigermaßen Rücksicht getragen wird, wir alle aber ein Gesetz und eine Religion behalten; denn das wird sich immer bewahrheiten: ist das Gesetz zerrissen, so ist auch zerrissen der Friede." Auf Thorgeirrs Rede hin kamen beide Theile, Heiden und Christen, darin überein, daß sie die Gesetze annehmen wollten, welche er festsetzen würde. Thorgeirr entschied nun die größte Frage, welche je ein isländisches Althing zu verhandeln hatte, durch eine Gesetzesproclamation, úpsaga, welche im Wesentlichen den Forderungen der Christen entsprach, dem überwundenen Heidenthum aber vor der Hand noch einige Zugeständnisse machte. Alle Isländer sollten sich taufen lassen und an Einen Gott glauben; es sollte aber mit Rücksicht auf die bisherigen Gesetze erlaubt bleiben, Kinder auszusetzen, Pferdefleisch zu essen und privatim für sich, ohne Zeugen, zu opfern. Diese Clauseln, auf die sehr in Minderzahl stehenden noch eifrigen Heiden berechnet, fielen praktisch schon nach wenigen Jahren hinweg. Vorläufig ließ sich die ganze Thingwelt (þingheimr) taufen, als die Männer vom Thing nach Hause ritten: die Westmänner zu Reykjalaug im südlichen Reykjadalr, unter besonderer Förderung des Snorri Godi, die Nord- und Südländer zu Reykjalaug in Laugardalr. Es wird besonders vermerkt, daß die Leute Scheu vor kaltem Wasser hatten und darum warme Quellen aufsuchten, um sich taufen zu lassen. Auch die früher erbittertsten Gegner des Christenthums unterwarfen sich dem einmal angenommenen Gesetz, so z. B. der Götzenpriester Runolfr, der den Hjalti auf's Grimmigste verfolgt hatte. Als er getauft wurde, sagte Hjalti: „Wir lehren nun den alten Priester Salz kauen." Der König Olafr Tryggvason war hocherfreut, als er diese Nachrichten erhielt, und entließ die gefangenen Geiseln alsbald ihrer Haft. Nach kaum neunzehnjähriger Missionsthätigkeit war nun Island — wenigstens durch gesetzlichen Beschluß — ein Glied der katholischen Kirche.

Es liegt auf der Hand, daß durch den merkwürdigen Althingsbeschluß und die darauffolgende Taufe das Werk der Christianisirung noch keineswegs vollendet war. Von einigen Heiden wurde der Gesetzesspruch des Tempelvorstehers Thorgeirr als ein schlauer Staatsstreich aufgefaßt, der das Heidenthum politisch stürzte, ohne es innerlich völlig überwunden zu haben. Die so dachten, waren jedoch in geringer Minderheit. Die Mehrheit des Volkes nahm aufrichtig und gutwillig den christlichen Glauben an, unterwarf sich seinen Forderungen und traf sofort Anstalten, den bisherigen heidnischen Götterdienst abzuschaffen und den christlichen Gottesdienst einzuführen. Die Tempel wurden zerstört, die Götzenbilder verbrannt, dagegen christliche Kirchen erbaut und christlicher Gottesdienst gehalten, so gut es ging.

Die große Schwierigkeit war aber: wo Priester finden für das ganze, ausgedehnte Inselland? Unter dem Einfluß des Königs Olafr Tryggvason hatte sich in den letzten fünf Jahren nicht bloß ganz Norwegen und Schweden fast unerwartet dem Christenthum eröffnet, sondern zugleich die Shetlands- und Orkney-Inseln, die Färöer, Island und Grönland. Um das kirchliche Leben in all diesen weitentlegenen Ländern kräftig organisiren zu können, hätten wenigstens zwei- bis dreihundert Priester sofort bereit stehen müssen, Männer voll Seeleneifer, wissenschaftlich gebildet und dabei allen Strapazen und Gefahren der Vikingerzüge gewachsen.

Die Kirche that, was sie konnte. Das Nächstliegende und Nothwendigste war die kirchliche Organisation des Haupt- und Stammlandes Norwegen, welche sich unter den Königen Olafr dem Heiligen (1014—1030), Magnus dem Guten (1035—1047) und Olafr dem Stillen (1066—1093) in erfreulichster Weise vollzog. Island mußte vor der Hand mit einzelnen Missionären und Missionsbischöfen vorlieb nehmen. Als Missionsbischöfe werden außer dem früher genannten Sachsen Friedrich noch erwähnt: Jón, ein Irländer, der später in Vindland gemartert wurde; Bjarnvardr Vilrádsson der Weise, wahrscheinlich ein Engländer, der auf den Wunsch des hl. Olafr nach Island ging; Rudolf aus Rouen in der Normandie, der 19 Jahre auf Island wirkte, Heinrich, wahrscheinlich ein Deutscher, der wenigstens zwei Jahre blieb; endlich Bernhard der Sachse, ein Freund König Magnus' des Guten. Er lebte zwanzig Jahre meist im Nordlande und hat sich im Andenken des Volkes lange als derjenige erhalten, der, gleich dem hl. Patrick in Irland, Berg und Thal, Seen und Quellen, Wiesen und Äcker, Kreuze und Kirchen segnete und dem ganzen Land seine religiöse Weihe gab.

Unterdessen sollte sich aber auch aus dem isländische Volke selber heraus der Anfang einer kirchlichen Ordnung entwickeln, die allerdings noch lange mit großen Mängeln behaftet blieb. Gizurr der Weiße, welcher mit Hjalti Skeggjason zumeist die gesetzliche Einführung des Christenthums hatte herbeiführen helfen, erwies sich auch hier als der tüchtigste Förderer der christlichen Interessen. Nachdem er den Hof von Skálholt, in dem weiten Flußthal der Hvitá, eine Tagreise vom Thingfelde, errichtet hatte, brachte er seinen Sohn Isleifr selbst nach Deutschland und übergab ihn einer Äbtissin in Herfurða (wahrscheinlich Hervorden), daß sie für seine Erziehung sorgen sollte. Isleifr erhielt eine tüchtige Bildung, heirathete, nach Island zurückgekehrt, die reiche und fromme Dalla Thordvaldsdóttir, und ward der Vater dreier Söhne, von denen zwei, Teitr und Thorvaldr, später mächtige Höfdinge wurden, der erstgeborene Gizurr aber Bischof. Isleifr wird als ein allseitig tüchtiger, kluger, edelsinniger und sittenreiner Mann geschildert. Als er fünfzig Jahre erfüllt, drangen seine Landsleute in ihn, ihr Bischof zu werden. Er gab ihren Wünschen nach, reiste auf den Continent, besuchte erst den Kaiser Heinrich Konradsson, dem er ein Eisbärenfell als Geschenk mitbrachte, und dann den Papst Victor II., welcher ihn sehr freundlich und ehrenvoll aufnahm und längere Zeit bei sich behielt. Isleifr erhielt die nöthigen Vollmachten, sich von dem Bischof Adalbert von Bremen zum Bischof

für Island weihen zu lassen, und die Weihe fand am 26. Mai 1056 zu Bremen statt. Nach Island zurückgekehrt, richtete Isleifr sein väterliches Gut in Skálholt zum Bischofssitze her, unterrichtete viele tüchtige Männer, von welchen zwei später Bischöfe wurden, weihte Priester und verwaltete 24 Winter die neugegründete Diöcese. Sein Ansehen war groß, sein Eifer unermüdlich, sein Beispiel musterhaft. Über ein halbes Jahrhundert war indeß das Volk ohne eine geordnete Seelsorge aufgewachsen. Überall zeigte sich noch die alte Lust an wilden Raubzügen, Mord und Plünderung. Man machte sich nichts daraus, mehrere Weiber zu halten. Eine Fluth abergläubischer, halbheidnischer Vorstellungen und Gebräuche lebte wieder auf. Während die Hirtenthätigkeit Isleifs nicht selten auf Widerspruch und Unbotmäßigkeit stieß, lockte die Lust an Abenteuern auch Schwindler nach Island, die sich daselbst als Bischöfe aufzuspielen versuchten und das Volk dadurch gewannen, daß sie eine gelindere Sittenzucht heischten. Mehrere werden mit Namen erwähnt, so Örnolfr, Godiskalkr, drei aus Ermland: Petrus, Abraham und Stephanus. Andere behaupteten, aus Armenien herzukommen. Isleifr sah sich genöthigt, das Ansehen seines Metropoliten Adalbert von Bremen anzurufen, um dem Unfug ein Ende zu machen.

Als Isleifr 1080 dem Tode entgegenging, bezeichnete er den Priester Guttorm Finnolfsson als seinen Nachfolger und empfahl dem Volke, ihm mehr Gehorsam zu erweisen, als es ihm gezollt. Der letztere Wunsch des sterbenden Bischofs ging in Erfüllung, der erstere aber nicht. Als das Althing bereits Guttorm zum Bischof gewählt hatte, erschien Gizurr, Isleifs ältester Sohn, vor der Versammlung: da erklärte Guttorm seine eigene Wahl für nichtig, und das Althing erkor einstimmig Gizurr zum Nachfolger seines Vaters. Gizurr war ein tüchtiger, angesehener, allgemein beliebter Mann und insofern geeignet, in die noch immer wirren religiösen Zustände wenigstens etwas bessere Ordnung zu bringen. Er reiste über Deutschland nach Rom. Papst Gregor VII. wies ihn an den Erzbischof Hardwig von Magdeburg, der ihn am 4. September 1082 zum Bischof weihte. Nach Island heimgekehrt, genoß Gizurr nicht bloß das Ansehen eines Bischofs, sondern nahezu auch das eines Königs. Er baute in Skálholt eine schöne Kirche und stattete sie mit entsprechender Pracht aus. Unter ihm begannen die ersten Blüthen christlicher Bildung und Wissenschaft sich zu entfalten. Der gelehrte Priester Ari hinn Froði legte den Grund zu der reichen isländischen Geschichtschreibung, Saemundr hinn Froði genoß als Gelehrter und Dichter solchen Rufes, daß ihm später die Sammlung der älteren Edda zugeschrieben wurde. Der Gesetzessprecher Markus Skeggjason, der für den ausgezeichnetsten Juristen galt, entwarf die Anfänge einer neuen christlichen Gesetzgebung.

Im Verein mit diesen und anderen angesehenen Männern gelang es Bischof Gizurr, die Einführung des Zehnten durchzusetzen und so dem bisher von den Höfdingen abhängigen Klerus eine selbständigere Stellung zu sichern. Bei der vorgenommenen Schätzung zeigte sich, daß ganz Island 3800 unabhängige Männer zählte, 1200 im Nordland, 1000 im Südland, 900 im Westviertel, 700 im Ostviertel. Der Zehnte sollte alle Monate erhoben und

in vier Theile getheilt werden: ein Theil für die Kirche, ein Theil für den Bischof, ein Theil für den Priester, ein Theil für die Armen. Auf den Wunsch der Nordländer willigte Bischof Gizurr ein, daß Nord-Island einen eigenen Bischof zu Hólar erhalten sollte. Von höchster Bedeutung aber war es, daß er sein väterliches Gehöfte zu Skálholt, sowie viele andere Liegenschaften für ewige Zeiten als Dotation des Bisthums stiftete und für diese seine Stiftung die gesetzliche Gewährleistung des Althing erlangte. Erst hierdurch bekam das Bisthum einen auch pecuniär und politisch gesicherten Bestand. Viele der angesehensten Männer des Landes bewarben sich um kirchliche Bildung und wurden Priester. Als Bischof Gizurr, 75 Jahre alt, nach 36jähriger Amtsverwaltung im Jahre 1117 starb, waren nicht bloß alle Grundlagen einer festen kirchlichen Ordnung vorhanden, sondern der Klerus hatte auch schon die geistig bedeutendsten Männer der Insel an seiner Spitze.

Da Island vom Papste anfänglich mit den übrigen nordischen Ländern dem Erzbisthum Bremen-Hamburg zugetheilt worden war, ließen sich die ersten zwei Bischöfe in Deutschland weihen, Isleifr in Bremen, Gizurr in Magdeburg. Schon der dritte Bischof von Skálholt erhielt indeß seine Weihe in Lund, und für die nächste Zeit blieb Island unter diesem Primatialsitze, bis 1154 Throndhjem zur Metropole erhoben und nebst Norwegen auch Island seinen Erzbischöfen unterstellt wurde. Für die weitere Entwicklung des kirchlichen Lebens wirkte schon der Anschluß an Lund sehr förderlich. In Verbindung mit dem Erzbischof Özurr in Lund legten die Bischöfe Thorlákr Runólfsson von Skálholt und Ketill Thorsteinsson von Hólar den Grund eines isländischen „Christenrechtes", d. h. einer ausführlichen kirchlichen und kirchenpolitischen Gesetzgebung. Unter dem vierten Bischof Magnus Einarsson erweiterte sich das Besitzthum der Kirche von Skálholt um viele Liegenschaften, darunter den größeren Theil der Westmannsinseln, wo der Bischof, doch ohne Erfolg, ein Kloster zu gründen versuchte; unter dem fünften Bischof Klaengr Thorsteinsson wurde eine für Island glänzende Kathedrale gebaut, und feierlich, unter Assistenz eines zweiten Bischofs und eines Abtes, zu Ehren des hl. Petrus eingeweiht. Siebenhundert angesehene Gäste wohnten der Feier bei und erhielten von dem Bischof reichliche Geschenke, die sie alsdann durch neue, großmüthige Gaben und Stiftungen erwiederten.

Die ehrwürdige Ordensfamilie des hl. Benedict, welche das Civilisationswerk der übrigen germanischen Stämme so glorreich vollzogen hat, daß man einen ansehnlichen Theil mittelalterlicher Geschichte die Benedictinerepoche nennen könnte, sollte auch Island nicht fehlen. Kaum hatte Jón Ögmundarson 1106 als erster Bischof den Stuhl von Hólar bestiegen, so verpflichtete er sich auch durch ein Gelübde, ein Kloster zu stiften. Sein Herzenswunsch stieß auf große Schwierigkeiten, die nothwendigen Stiftungssummen gingen nur sehr langsam ein; sein Eifer und seine Standhaftigkeit siegten indeß schließlich doch, und unter seinem Nachfolger Ketill erhielt die Benedictinerabtei Thingeyrar 1133 ihren ersten Abt und ward für das Land eine unversiegliche Quelle des Segens, des Gebets, des Wissens und wahrer christlicher Bildung. Noch 22 Äbte folgten in ununterbrochener Reihe, bis den letzten

1551 das „reine Evangelium“ vertrieb. Im Jahre 1168 ermöglichte der reiche Thorkell Geirisson die Stiftung eines zweiten größeren Stiftes, des Augustinerklosters Thykkviboer in der Landschaft Álptaver an der Südküste.

Beide Orden, die Benedictiner und die Augustiner, erweiterten ihre segensreiche Thätigkeit durch Gründung noch anderer Klöster. Die Benedictiner eröffneten 1155 eine zweite Abtei zu Munkathverá am Eyjafjördr, und zwei Frauenklöster, Stađr i Reynisnesi (oder, wie der Ort heute heißt: Reynisstađr) im Nordlande (1295) und Kirkjubaer im Südland (schon 1186). Die Augustiner dagegen gründeten zu ihrem Stifte Thykkviboer noch vier Mannsklöster, eines auf der Insel Flatey an der Westküste (1172), das später (1184) nach Helgafell verlegt wurde, eines auf der Insel Viđey in der Nähe von Reykjavik (1226), eines zu Möđruvellir am Eyjafjordr, unweit von Akureyri (1295), eines zu Skriđa im Ostlande (gegen 1500).

Selbst der protestantische Bischof und Geschichtschreiber Finn Jónsson konnte sich dem Eindruck nicht ganz entziehen, daß die neun Klöster sehr wesentlich zur Hebung des isländischen Geisteslebens beigetragen haben. „Man kann nicht läugnen,“ sagt er (Hist. mon. Isl. c. I.), „daß die Sitten mancher Ordensleute anfänglich tadellos waren, nur daß sie dem römischen Aberglauben allzusehr anhingen und damit Geld machten; in den meisten Klöstern blühten die Studien bis zum Jahre 1300 und darüber, sie hatten bisweilen gelehrte Äbte und ziemlich glänzende Bibliotheken.“

Der Begründer des Ordenslebens auf Island, Jón Ögmundarson, erster Bischof von Hólar, war schon als Kind mit seinen Eltern nach Dänemark gekommen, hatte später in reiferen Jahren Norwegen, Dänemark und Deutschland durchreist, Rom besucht und war dann über Paris, wo er Saemund Sigfusson traf, nach seiner Heimath zurückgekehrt. 1105 zum Bischof ernannt, kam er ein zweites Mal nach Rom und ward daselbst von Paschalis II. bestätigt. Er war ein überaus eifriger Seelenhirt, ging streng gegen die Reste heidnischen Aberglaubens und heidnischer Sitten vor, welche sich im Volk erhalten hatten, veränderte die alten heidnischen Namen der Wochentage in gleichgiltige (wie Odinstag in Midvikudag = Mittwoch, Thorstag in Fimtudag u. s. w.), erließ strenge Decrete gegen Spott- und Liebesgedichte und schärfte dem Volke eine regelmäßige, tägliche Übung des Gebetes ein. Wahrer wissenschaftlicher Bildung war er aber durchaus nicht abhold, begünstigte sie vielmehr in jeder Weise. Unfern seiner Kathedrale errichtete er eine Schule, an welcher Gisli Finnson die Grammatik, sein Beichtvater Richinna aber Poesie und Musik lehrte. Aus dieser Schule gingen später viele Bischöfe, Äbte und andere gelehrte Männer hervor.

Vollständig lassen sich die Leistungen der isländischen Klöster nicht mehr überschauen, da zwei Drittel der Arna-Magnäischen Sammlung zu Kopenhagen schon im vorigen Jahrhundert ein Raub der Flammen wurden, von der geistlichen Literatur muthmaßlich sehr Vieles schon zur Zeit der Glaubenstrennung seinen Untergang fand. Die erhaltenen Überreste beweisen indeß nicht nur die regsamste wissenschaftliche Thätigkeit, sondern sind auch unvergleichlich bedeutender, als alles, was die Klöster Norwegens aus dieser Zeit

aufzuweisen haben. Daß die heilige Schrift gelesen und erklärt wurde, wird durch das Zeugniß der Bischofschronik Hungrvaka bestätigt. Übersetzungen von Vätern und ascetischen Schriftstellern sind noch erhalten. Die lateinischen Classiker dienten als Grundlage des Schulunterrichts, ihre Kenntniß verräth sich auch in den Commentaren zur Edda und Skalda, wie in den Geschichtswerken. Durch den Verkehr mit Europa verpflanzten sich auch geographische und mathematische Kenntnisse in die isländischen Klöster, sowie einige Bekanntschaft mit den Sprachen des Continents. Der Lieblingsgegenstand der isländischen Schriftsteller blieb die einheimische religiöse wie profane Geschichte.

Aus sämmtlichen Mannsklöstern gingen ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller hervor: Aus dem Benedictinerstift Thingeyrar die Äbte Karl Jónsson und Arngrim, die Mönche Odd Snorrason, Gunnlaug Leifsson und Arni Laurentiusson; aus dem zweiten Benedictinerstift zu Munkathverá die Äbte Nikolás Bergthórsson, Bergr Skokkasson und Arni Jónsson; aus dem Augustinerkloster Thykkviboer die Bischöfe Thorlákr Thórhallsson und Brandr Jónsson, der Abt Runolfr Sigmundarsson und der Dichter der Lilja, Eystein Ásgrimsson; aus dem Kloster Helgafell der Abt Thorsteinn Böllottr und der Prior Brandr hinn Fródi, aus Viðey der geschichtskundige Prior Styrmr hinn Fródi.

Mit der ernsten Pflege der Wissenschaft und schriftstellerischer Thätigkeit ging aber auch der Unterricht Hand in Hand. Nächst dem Gottesdienst und dem religiösen Leben war das die höchste Ehrensache und die wichtigste Sorge. Die Klöster hielten regelmäßige Schulen, an welchen nicht bloß jüngere Ordensmitglieder sich heranbildeten, sondern auch Studenten, die sich andern Lebensständen widmen wollten. Von Brandr Jónsson, der 1247 bis 1262 Abt von Thykkviboer war, dann die Leitung des Bisthums Hólar erhielt, wird ganz besonders hervorgehoben, daß er der Klosterschule seine eifrigste Sorge zuwandte. Er war ein trefflicher Kalligraph, in allen Arten von Büchern bewandert und schulte durch seinen Unterricht die ausgezeichnetsten Männer heran: den Bischof Jörundr von Hólar, den Bischof Arni Thorláksson von Skálholt und den Abt Runolfr Sigmundarsson. Ein nicht minder der Wissenschaft ergebener, vielseitig gebildeter Mann war Laurentius Kálfsson, ebenfalls Bischof von Hólar.

„Wäre nur die Religion von dem Sauerteig des Papismus und dem Sittenverderbniß frei gewesen," meint Finn Jónsson, „so wäre Island nie besser, berühmter und gelehrter gewesen."

Hält man weitere Umschau über die gesammte Blüthezeit der isländischen Literatur und deren spätere, wenn auch nicht so glänzende Fortentwicklung bis zur Enthauptung des Bischofs Jón Arason, der nicht bloß der letzte katholische Bischof von Hólar, sondern auch der letzte große Patriot und Dichter des alten Island war, so bleibt wirklich nicht der mindeste Zweifel übrig, daß die gesammte mittelalterliche Geistescultur Islands und damit sein höchster Ruhm nicht zu geringem Theil dem segensreichen Einfluß der katholischen Kirche zugeschrieben werden muß. Sie hat mit den Bisthümern und Klöstern

auch die Dom- und Klosterschulen gegründet und jene Gelehrten herangezogen, welche durch freie Privatschulen den geistigen Bildungsstand, wetteifernd mit jenen, über denjenigen Norwegens emporhoben. Alle großen Schriftsteller des alten Island waren entweder Mönche oder Priester oder Kleriker, oder endlich Laien, welche unter der Leitung und im freundschaftlichen Verkehr mit Priestern sich ihre vielseitige Bildung erworben hatten. An der Spitze der glänzenden Reihe steht Bischof Isleifr, der erste Bischof von Skálholt, als der Begründer des kirchlichen Unterrichts — und neben ihm sein ausgezeichneter Schüler Ari der Weise, der Verfasser des Isländerbuchs. Der größte der isländischen Historiker, Snorri Sturluson, wurde von dem Priester Saemund Sigfusson dem Weisen auf dem Hofe von Oddi erzogen. Am Schlusse der langen Reihe gelehrter Bischöfe, Äbte, Priester, Mönche, Gesetzessprecher und Höfdinge steht bezeichnend der letzte katholische Skalde Jón Arason, Bischof von Hólar, der Zeit- und Leidensgenosse des Thomas Morus und des Bischofs John Fisher von Rochester.

Aus den Priesterschulen und Klöstern Islands sind aber nicht bloß tüchtige Gelehrte und Schriftsteller, Rechtskenner und Staatsmänner hervorgegangen, sondern auch zahlreiche, durch Tugend, Sittenreinheit und Heiligkeit ausgezeichnete Männer. Unter diesen ragen zwei Bischöfe hervor, welchen man schon während ihres Lebens die Gabe der Wunder zugeschrieben, und welche nach ihrem Tode bis auf die Zeiten der Glaubenstrennung vom Volke als Heilige verehrt wurden: Jón Ögmundarson, der erste Bischof von Hólar, und Thorlák Thorhallsson, der sechste Bischof von Skálholt. In dem 1519 gedruckten Brevier von Throndhjem (Breviarium Nidrosiense) ist dem hl. Thorlák das Kirchengebet gewidmet, welches gewöhnlich an Kirchenväter und Kirchenlehrer gerichtet wird.

Thórlák wurde aus angesehener Familie im Jahre 1133 geboren und erhielt seine Erziehung bei Eyjulf Saemundsson. Nachdem er schon Diakon und Priester geworden, ging er, um sich noch gründlicher auszubilden, in's Ausland und studirte noch sechs Jahre erst in Paris, dann in Lincoln. Nach Island zurückgekommen, wirkte er erst sechs Jahre als Weltpriester, trat aber, als der greise kinderlose Thorkell Geirisson ein Augustinerkloster in Thykkviboer gründen wollte, der Ausführung dieses Planes bei und übernahm 1168 erst als Prior, dann 1172 als Abt die Leitung des neuen Convents. Die Weisheit und Frömmigkeit, welche er in diesem Amte entwickelte, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, als Bischof Klaengr von Alter und Krankheit gebrochen war und man auf die Ernennung eines Gehilfen und Nachfolgers sinnen mußte. Einige erhoben zwar wegen seiner Liebe zum Stillschweigen Bedenken wider ihn. Denn noch bevor er in's Kloster trat, hatte er sich vorgenommen, so wenig als möglich das Kloster zu verlassen, die Versammlungen und Gastmähler der Vornehmen zu meiden und ohne zwingenden Grund auch das Althing nicht zu besuchen. Als wegen dieser Liebe zur Zurückgezogenheit seine Klugheit und Beredsamkeit von Einigen in Zweifel gezogen ward, erwiederte jedoch der seiner Klugheit wegen angesehene Thorkell: „Es ist wahr, was ihr sagt; dieser Mann strebt mehr, so viel gute

Werke als möglich zu thun, als so viel als möglich zu reden." Aus drei Candidaten wurde denn auch Thorlák zum Bischof gewählt. Im Jahre 1177 reiste er nach Norwegen und wurde vom Erzbischof Eystein zu Throndhjem unter Assistenz der Bischöfe von Stavangr und Bergen consecrirt. Ernst und schweigsam, ein Mann des Gebetes und der Selbstverläugnung, strenge gegen sich selbst, mild und voll der Liebe gegen die Armen, der kirchlichen Satzungen wohl kundig, wissenschaftlich hochgebildet und allen seinen Zeitgenossen gewachsen, aber allem weltlichen Treiben durchaus fremd, ein Musterbild priesterlichen Lebens, kam Bischof Thorlák zur richtigen Zeit, um den Klerus an seine erhabene Sendung zu mahnen und das Laienregiment zu bekämpfen, das sich durch die geschichtliche Entwicklung selbst in die isländische Kirche eingeschlichen hatte. Gelang es ihm auch nicht, die obwaltenden Mißstände überall zu beseitigen, so ist er doch seiner Zeit zum leuchtenden Vorbild und Leitstern geworden, hat die kirchliche Freiheit und Selbständigkeit muthig verkündet, standhaft vertheidigt und theilweise auch wieder errungen. Nach langem, mühseligem Kampf wollte er sich im Alter von 60 Jahren wieder in seine geliebte Zelle zurückziehen, als ihn im Januar 1193 unerwartet die letzte Krankheit traf und zur ewigen Ruhe berief. Auf dem Althing im Jahre 1198 wurde feierlich beschlossen, daß er als Heiliger verehrt werden dürfe. Zwei Feste wurden zu seiner Ehre eingesetzt, und als seine Gebeine in feierlicher Procession in die Kathedrale gebracht wurden, strömten Schaaren von Kranken und Nothleidenden herbei, die seine Barmherzigkeit im Leben erfahren hatten und nun von der Fürbitte des Verklärten Heil und Rettung zu erlangen hofften. Seine Verehrung drang über Skandinavien und die britischen Inseln bis nach Constantinopel, wo Kaiser Balduin ihm zu Ehren eine Kirche gebaut haben soll. Eine förmliche Canonisation durch den Papst fand nicht statt; doch wurde gegen die ihm erwiesene Verehrung auch keine Einsprache erhoben.

Die feindliche Macht, mit welcher Bischof Thorlák hauptsächlich zu ringen hatte, war der Übermuth und Trotz, die Zügellosigkeit und Herrschsucht der weltlichen Großen. Wiewohl der gesetzlichen Form nach Republik, stand das Land thatsächlich unter dem Einfluß einiger mächtigen Familien, deren Häupter Macht für Recht nahmen und ungestraft thaten, was sie wollten. Der mächtigste Isländer jener Zeit, Jón Loptsson, überließ sich einer Zügellosigkeit, die fast an den deutschen Heinrich IV. erinnert. Wie er, kümmerten sich auch Andere nicht um die einfachsten Gebote des Sittengesetzes, mischten sich dagegen unaufhörlich in die Rechte und Angelegenheiten der Kirche und erneuerten in ihren Patronatsansprüchen nahezu das heidnische Tempelregiment der alten Goden. Aller Mahnungen des Bischofs spottend, that Loptsson dessen eigener Familie unwürdigste Schmach an, verhöhnte die gegen ihn ergangene Excommunication und bedrohte seinen Oberhirten sogar mit dem Tode. Nur wie durch ein Wunder entging Bischof Thorlák den gegen ihn im Hinterhalt liegenden Mördern.

Nach Bischof Thorláks Tod nahmen die Ausschweifungen und Vergewaltigungen der isländischen Höfdinge immer zu und bewirkten, daß die

Republik ihrem Untergang entgegenreifte. Denn wo Ehe und Sitte, Recht und Religion praktisch verachtet wurde, mußte schließlich auch das bürgerliche Gesetz seinen Einfluß verlieren und die Grundpfeiler des Freistaates in's Wanken kommen.

Einen erschütternden Mahnruf, der die Republik vom inneren Verfall noch hätte retten können, erhielten die Isländer um diese Zeit (1198) von ihrem höchsten Oberhirten, dem großen Papst Innocenz III. Er wandte sich in zwei Schreiben an Island, im ersten an Episkopat und Klerus der Diöcesen Skálholt und Hólar, und im zweiten an die weltlichen Großen der Insel. Das erste Schreiben hebt also an:

„Obwohl Eure Insel durch weite Länderstrecken von Rom getrennt ist, so dürft Ihr nicht glauben, daß Ihr außer dem Bereiche Unserer apostolischen Fürsorge stehet. Denn durch die Pflicht des Apostolats sind Wir, dem Apostel gemäß, den Weisen und den Thörichten zu Schuldnern geworden, und indem Wir Unsere Hirtensorge den Nahestehenden zuwenden, dehnen Wir sie auch auf die Abwesenden aus, die Wir, abwesend dem Leibe nach, gegenwärtig dem Geiste nach, in Unserer Liebe umarmen. Wir haben fürwahr den Abt Erland, Überbringer des Gegenwärtigen, den Ihr zu Uns gesandt, als einen Mann von gutem Ruf, mit väterlichem Wohlwollen aufgenommen. Mit Siegel versehene Briefe hat er Uns keine überbracht; wie er versichert, hat er dieselben im Meeressturm verloren. Wie Wir also mündlich aus seinen Berichten vernommen, sind in Euern Landen Sitten und Gewohnheiten aufgekommen, die mit allem Fleiß aus dem Acker des Herrn ausgerottet werden müssen, damit nicht der evangelische Same durch Dornen und Unkraut erstickt werde. Unter diesen glauben Wir zu Eurer Warnung die folgenden beispielsweise ausdrücken zu müssen, damit ihr durch dieselben die übrigen Hauptlaster zu meiden strebt, durch welche der Zorn Gottes über die Söhne des Mißtrauens kömmt, welche statt des Safran den Koth umarmen und die Finsterniß mehr lieben als das Licht."

Das Erste, was der Papst rügt, ist die in weiten Kreisen herrschende Unbotmäßigkeit. Von diesen gegen die göttliche Anordnung sich Auflehnenden sagt er: „Entweder sind sie mächtig und vertheidigen ihre Sünden mit ihrer eigenen Verwegenheit, indem sie nicht beachten, was geschrieben steht: ‚Die Gewaltigen werden gewaltige Qualen zu erleiden haben' (Weish. 6, 7), und ‚die Gewaltigen entsetzte er von ihrem Throne'. Oder sie sind niedriger stehend, und, um leichter sündigen zu können, stellen sie sich in den Schutz der Mächtigen, indem sie ihre Herzen abwenden zu Worten der Bosheit, um Entschuldigungen vorzuwenden ob der Sünde. Was sollen Wir sagen von den Morden, den Brandstiftungen und den Ausschweifungen? . . Wenn Wir alles Einzelne bis auf's Letzte verfolgen wollten, was in Folge der Sünden unter Euch häufig vorkommen soll, so würde Unser Brief in's Unermeßliche anschwellen und den Lesenden und Hörenden Ekel bereiten."

Der Papst war wohl unterrichtet. Die Punkte, welche er berührt, waren die Grundschäden der Republik. Übermuth der Mächtigen, feige und eigennützige Parteigängerei der Niedern, Mord, Brandstiftung und Unsittlich-

keit waren an der Tagesordnung. Sie bilden die Signatur der Zeit. Kein Isländer hat sie so treffend und bündig zusammengefaßt, wie Innocenz. Der Quell dieser Entartung lag in der Verachtung der gottgewollten Autorität und des Gesetzes, und die einzige Rettung lag darin, auf den Weg der Pflicht und des Gehorsams zurückzukehren.

Leider verhallte der Mahnruf des großen Papstes ungehört. Jeder der kleinen isländischen Häuptlinge däuchte sich ein größerer Herr zu sein, als das Oberhaupt der christlichen Völkerfamilie. Die Unordnung wüthete weiter und entfaltete sich in der sogenannten Sturlungerzeit (1200—1260) zu einer wahrhaft grauenvollen Verwilderung.

Ein ausführliches Bild dieser Schreckenszeit ist uns in der Sturlunga-Saga erhalten. Eine Blut- und Gewaltthat drängte die andere. Ungeheuerliche Mordbrennereien wurden für Heldenthaten angesehen. Alle Bande der Freundschaft und Verwandtschaft wurden durch unerhörte Frevel entehrt. Auch ein Theil des Klerus wurde mit in das Sittenverderbniß hineingerissen. Bischöfe, Äbte und Priester sahen sich genöthigt, in der allgemeinen Herrschaft des Faustrechts mit dem Schwert in der Hand sich ihres Lebens zu erwehren. Nachdem sich die Häupter der großen Familien Jahrzehnte lang in unseligem Parteikampf zerfleischt, alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen getreten und den alten Ruhm der Republik durch die schmählichsten Greuel entwürdigt hatten, kam endlich der norwegische König Hakon über sie, stürzte die alte Verfassung und zwang der Insel in den Jahren 1262—1264 seine Oberherrlichkeit auf.

In religiöser Hinsicht kann der Sturz der Republik kaum als ein großes Unheil betrachtet werden. Auf die altheidnische Tempelgemeinde gegründet, von den mächtigen Familien in egoistischer Weise ausgebeutet, war die alte Verfassung für die freie kirchliche Entwicklung ein steter Hemmschuh gewesen. In Alles mischten sich die Laien; alle wichtigen Verfügungen mußten dem Althing vorgelegt werden; diese merkwürdige Landsgemeinde wählte die Bischöfe, richtete über Priester und maßte sich sogar Heiligsprechungen an. Erst durch den Untergang des Freistaates gelangte die Kirche endlich zu der ihr gebührenden Selbständigkeit, Bischöfe und Klöster zu freier Selbstverwaltung, der Klerus zu pecuniärer Unabhängigkeit, das religiös-kirchliche Leben zu seiner vollen Entfaltung.

In der schwierigen Übergangsperiode erwies sich Arni Thorlákson, Bischof von Skálholt (1267—1298) nicht nur als einen eifrigen und thatkräftigen Vorkämpfer der kirchlichen Rechte, sondern auch als einen treuen und liebevollen Sohn seines Heimathlandes. Den Vornehmen, welche auch jetzt noch von ihrem alte Patronatsrechte so viel als möglich zu behaupten suchten, trat er energisch gegenüber; ebenso freundlich und väterlich nahm er sich aber des Volkes an und ward von diesem deßhalb als ein echter Volksmann verehrt. In Privatstreitigkeiten zwischen Laien und Klerikern war er durchaus nicht parteiisch für letztere; den Einfluß, welchen er aber dadurch bei den Laien erlangte, machte er unbeugsam geltend, wenn sie den kirchlichen Satzungen nahezutreten wagten. Das neue isländische Christenrecht, dessen

Abfassung er 1272 vollendet hatte, wurde 1275 angenommen. Von seiner Zeit an treten die Bischöfe als die einflußreichsten Männer in den Vordergrund der isländischen Geschichte, die sich nach der Sturm- und Drangperiode des vorausgehenden Jahrhunderts nunmehr ruhiger entwickelt.

An allerlei Kämpfen fehlte es auch in dieser Folgezeit nicht. Öfters regte sich Opposition und Unzufriedenheit gegen die Abgesandten, Statthalter und Verfügungen der norwegischen Herrscher. Doch führte keiner dieser Kämpfe mehr ein solches Chaos herbei, wie es die Sturlungerzeit angerichtet hatte. Durch regelmäßige Verbindung mit dem Metropolitansitz zu Trondhjem und den übrigen Bisthümern Norwegens kam Island jetzt in lebendigeren Verkehr mit der übrigen katholischen Welt. Seine Bischöfe betheiligten sich an norwegischen Nationalconcilien und Synoden, der Metropolit erließ Verfügungen und Anordnungen an sie und sandte Visitatoren. Die kirchliche Gesetzgebung erweiterte sich organisch nach der Norm des canonischen Rechts, die kirchliche Zucht wurde mit mehr Ordnung und Strenge gehandhabt. Mitunter bestiegen jetzt auch Norweger die isländischen Bischofsstühle, und die aus dem Lande selbst gebürtigen Prälaten besaßen mehr katholische Weltanschauung als früher.

Wenn von protestantischen Geschichtschreibern der Niedergang Islands schon in diese Zeit versetzt wird, so muß hierbei das religiöse Moment wohl von dem politischen unterschieden werden. Politisch mußte Island natürlich sehr dadurch verlieren, daß es von einem selbständigen Gemeinwesen zu einem abhängigen Kronland Norwegens herabsank. Wurde es auch im Allgemeinen von den norwegischen Königen noch erträglich milde behandelt, so kam es doch schon im 14. Jahrhundert vor, daß die Einkünfte für bestimmte Frist an einen Statthalter verpachtet wurden. Dazu wurde der bisher freie Handel beschränkt. Ohne königliche Bewilligung durfte Niemand nach Island Handel treiben, die Bewilligung war an lästige Bedingungen geknüpft und Bergen der einzige Stapelplatz für die isländischen Waaren. Hierdurch mußte Wohlstand und Unternehmungsgeist nothwendig einen harten Schlag erleiden. An den durchaus verfehlten politischen Maßregeln der Könige war jedoch die Kirche völlig unschuldig, und das Gegengewicht, das sie der königlichen Macht bot, hat unzweifelhaft beigetragen, die Folgen derselben bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts weniger empfindlich zu machen.

Daß Literatur, Geschichte und Poesie im 14. und 15. Jahrhundert von der Höhe und Fülle der erreichten Glanzperiode wieder herabsanken, ist begreiflich genug, und auch hier kann der Kirche keine Schuld beigemessen werden. Bei keinem Volk dauert die Blüthezeit der Literatur ganze Jahrhunderte hindurch. Auf Island hatte sich sowohl die wilde, ungezügelte Jugendkraft ausgetobt, aus welcher jene Dichtungen hervorgegangen waren, als auch der Stoff erschöpft, welchen die ersten Jahrhunderte, die Zeiten der Ansiedlung, der Bekehrung und des republikanischen Staatslebens geboten hatten. Das Interesse für Wissenschaft und Dichtung war aber damit keineswegs erloschen. Man sammelte die Reichthümer der Vergangenheit. Ausländische Literatur wurde übersetzt und bearbeitet. Die Geschichtschreibung

wurde weitergeführt, wenn auch nicht mit dem glänzenden Geschick der früheren Historiker. Vor Allem aber wandte sich die Poesie, wie das übrige Geistesleben, jetzt dem Religiösen zu und suchte hier Stoff zu neuer Thätigkeit.

An Stelle der alten Göttersagen drangen jetzt die christliche Offenbarung, die Anbetung Christi, die Verehrung seiner gebenedeiten Mutter, die Andacht zu den Heiligen und Engeln, der Empfang der heiligen Sacramente, der Gebrauch der Sacramentalien, die Übungen christlicher Frömmigkeit Buße, und Mildthätigkeit tiefer in das Leben des Volkes ein. Anstatt der abenteuerlichen Geschichten wurden jetzt die heiligen Schriften, Homilien der Kirchenväter, Leben der Heiligen, fromme Erbauungsbücher in die Landessprache übersetzt und gelesen. Die Literatur christianisirte sich. An die Formen der Edda anlehnend, dann freier sich bewegend, erstand eine religiöse Poesie, welche tief und mächtig in den Schatz der Offenbarung hineingriff und die Reichthümer kirchlicher Hymnologie in die Volkssprache umsetzte. Wie in andern Ländern, war es besonders die Gottesmutter und Jungfrau Maria, welche, in zahlreichen Liedern gefeiert, die Patronin der christlichen Dichtkunst wurde. Gebete, Sprüche, Gesänge voll der innigsten Frömmigkeit heiligten das alltägliche Leben des Volkes. Der Gottesdienst ward mit Pracht gefeiert, Kirchen und Klöster immer reicher ausgestattet. Christliche Skulptur und Malerei drang in's Land, Gesang und Musik verherrlichten die Feste, prächtige Festgottesdienste, Processionen und Wallfahrten drückten dem öffentlichen Volksleben das Gepräge religiöser Weihe auf. Mächtige Volksschaaren strömten alljährlich zu dem wunderthätigen Kreuz von Kaldarnes im Arnesyssel, ganze Züge von Männern, Weibern und Kindern ritten zu dem Gnadenbilde Unserer Lieben Frau von Hoffstaðr am Skagafjördr. Gelübde und Weihgeschenke, Stiftungen und Vergabungen bekunden die Glaubensinnigkeit des Volkes.

Daß auch jetzt die alten Leidenschaften sich noch regten: ungezügelte Sinnlichkeit, Wildheit, Unbotmäßigkeit, Rauflust, bezeugen zahlreiche bischöfliche Erlasse, Diöcesanstatuten, Bußbücher und andere Urkunden. Aber es wurde dagegen angekämpft und die drohenden Mißstände durch die Sorge der Oberhirten, den Eifer guter Priester und das Beispiel der Klöster wenn nicht beseitigt, so doch theilweise gehoben und gemildert, das Gute gepflegt und belohnt, das Böse gerügt und gestraft, das ganze Leben religiös geheiligt.

Als Ausdruck des damals waltenden Geistes und zugleich als Zeichen des Wohlstandes, der im Lande herrschte, mag hier das Testament eines isländischen Grundbesitzers aus dem Jahre 1382 folgen:

„Ich, Einar Eiriksson, mache mein Testament wie folgt: Die Ruhestatt für meinen Leib kiese ich bei St. Olafs Kirche in Vatnsfjördr und geb ihr meine Liegenschaften zu Halshus, Vagos, Miðhus und die Hälfte von Eyr in Miosafjördr, sowie von den Walfischeinkünften am Fljót (Flußmündung) soweit sie nachweislich im Besitze meines Vaters standen, und dazu einen vergoldeten Kelch, zwei Mark werth. Der Mann, der die Kirchengüter verwaltet, soll jeweilen an meinem Jahrzeitstag den Armen für ein Hundert (d. h. den

Werth einer Milchkuh oder von sechs Mutterschafen mit ihren Lämmern) zu essen geben und eine Seelenmesse für mich lesen lassen. Der Kirche des hl. Laurenz in Grund geb ich fünf Hunderte, der Kirche in Hrafnagil zwei Hunderte, dem Kloster in Munkathverá zwei Hunderte, der Kathedrale zu Hólar fünf Hunderte, dem Kloster in Reynisstaðr ein Hundert, dem Kloster in Thingeyrar zwei Hunderte, dem Kloster in Kirkjubaer drei Hunderte, dem Kloster in Helgafell ein Hundert, der Kirche in Gufudalr ein Hundert, der Kirche zu Staðr in Steingrímsfjörðr ein Hundert, der Kirche in Skálholt zehn Hunderte, der Kirche in Arnes zwei Hunderte, der Kirche in Aðalvíkr ein Sechstel des Walfischrechts in Hofn, der Kirche in Grunnavíkr ein Viertel des Walfischrechts in Hláduvík, der Kirche zu Snaefells drei Hunderte, der Kirche zu Kirkjuból in Lángadalr ein Hundert, der Kirche zu Augre ein Hundert, der Kirche zu Eyre im Skutilsfjörðr ein Hundert, der Kirche zu Hól ein Hundert, der Kirche zu Staðr im Súgandafjörðr ein Hundert, der Kirche zu Hólt im Önundarfjörðr ein Zwölftel des Strandrechtes in Sigluvíkr; das Landgut in Draungar; zwei Theile des Strandrechtes soll aber mein Sohn Björn zu eigen behalten, und soll er dafür und für das Übrige, was ich ihm gegeben habe, einen mir verwandten armen Mann unterhalten. Dem Priester, der mich zu Grabe singt (mik syngr til moldar) geb ich zwei Hunderte, den Priestern für Seelenmessen zehn Hunderte. Herr Eindrid Kópe soll davon zwei Hunderte bekommen. Den armen Leuten soll für fünf Hunderte zu essen gegeben werden in sieben Nächten vor meinem Hingang. Den armen Verwandten gebe ich zwanzig Hunderte, davon soll Valgerd, des Niklaus Tochter, fünf Hunderte bekommen, ihre Schwester Cäcilia drei Hunderte, Ingigerd zwei Hunderte; wenn nicht Brigith, ihre Mutter, meine Erbschaft antritt, dann sollen sie es denjenigen meiner Verwandten überlassen, die es am meisten bedürfen."

So dachte der einfache Mann vom Volke in tiefem Glauben nicht bloß an seine eigene Seelenruhe im Tode, an das Wohl seiner Kinder und bedürftigen Verwandten, sondern auch an die Armen überhaupt, in welchen er die Person Jesu Christi verehrte, an den Dienst und an die Verherrlichung Gottes, an die Klöster des Landes und an beinahe 20 Kirchen an verschiedenen Punkten des Landes. Die kleinlich-engherzige Anhänglichkeit an die Scholle des nächstliegenden Besitzes war überwunden; echt katholische Liebe und Freigebigkeit hatte das Herz erweitert und die werkthätige Vaterlandsliebe in eine höhere Sphäre emporgehoben.

Die Kirche, durch welche dieser Geist in's Volk gedrungen, entsprach ihm auch ihrerseits durch Übung barmherziger Liebe nach besten Kräften. Mißwachs und Hungersnoth, Erdbeben und verheerende Vulkanausbrüche, Pest und allgemeines Siechthum vermochten damals weder den Wohlstand des Landes zu vernichten, noch die Spannkraft des Volkes zu lähmen; es erholte sich aus all diesen Prüfungen immer wieder zu neuem Leben, kämpfte und arbeitete gottvertrauend weiter und bethätigte sich im Werke der Charitas, bis das herzlose neue Evangelium die Klöster zerstörte, die Kirchen zu Staatsgut machte und das aus den Vermächtnissen so vieler Jahrhunderte zusammengeflossene lebendige Volksgut der Kirche in seine todte Hand nahm.

Da erst beginnt für die Insel die Zeit des wirklichen Niedergangs und eines furchtbaren Todeskampfes.

In der katholischen Zeit bewahrte das Volk nicht nur Muth und Kraft, ungerechte Angriffe von Fremden kühn und mannhaft abzuwehren, die furchtbarsten Heimsuchungen standhaft zu ertragen und ihre Folgen zu überwinden, es besaß noch seinen alten Frohmuth, seinen vollen Unternehmungsgeist, seine Wanderlust. Isländer machten die Kreuzzüge mit, Isländer handelten an den norwegischen, deutschen und englischen Küsten, Isländer wallfahrteten nach Rom und Jerusalem.

Ein charakteristisches Bild, wie sich der frühere Volksgeist noch im späteren Mittelalter bethätigte, gibt das Leben des Björn Einarsson, des Jerusalem-Fahrers, dessen eigene Reiseberichte leider in den Reformationszeiten spurlos verschwunden sind. Sein Vater, ein Norweger von Geburt, aber auf Island ansässig, ertrank mit allen seinen Leuten 1383 bei einem Sturm. Seine Mutter hieß beim Volke nur die Helga von Grund. Schon als Jüngling begleitete er 1379 den Bischof Oddgeirr auf einer Reise nach Norwegen und wanderte selbst weiter bis Rom. Auf einer zweiten Wanderschaft wurde er 1385 nach Grönland verschlagen und gefiel den Leuten daselbst so gut, daß sie ihm aus freien Stücken die Einkünfte des Eiriksfjördrsyssel zu seinem Unterhalt zuwiesen. Während er dort weilte, wurde ein ungeheurer Walfisch (Steypireiðr) an's Land getrieben, in welchem die Harpune eines Isländers, des Olafr von Andey, steckte. Die Grönländer wiesen Björn den Fang zu; er nahm ihn an, erstattete jedoch, als er zwei Jahre später nach Island zurückkehrte, dem Olafr ein Viertel des Werthes, wie er ihm von Rechts wegen zukam. Den grönländischen Bischofsstuhl fand er damals verwaist, da der Bischof Alf 1378 gestorben war, sein Nachfolger erst 1389 geweiht wurde. Er traf aber zwei Klöster daselbst, eines für Mönche und eines für Nonnen. Mit seiner Frau und drei angesehenen andern Isländern unternahm Björn 1388 eine dritte Reise durch Dänemark, Deutschland und Italien bis Rom und kehrte erst 1391 wieder wohlbehalten in die Heimath zurück. Hier wurde er mit Thórðr Sigmundarsson in Parteihändel verwickelt, welche sich durch Beitritt Anderer zu einer blutigen Fehde gestalteten. Nachdem es Vigfus Ivarsson und Thorstein Eyjolfsson gelungen war, eine Versöhnung herbeizuführen, verheirathete Björn 1405 seine Tochter Christine, im Volksmund später als die „Vatnsfjördr-Christine" bekannt, mit Thórleif Arnason, machte sein Testament und ging dann mit Vilchin, dem Bischof von Skálholt, dem Lögmaðr Snorri und dem Mönch Jón Hallfredsson zum vierten Mal auf Reisen, dießmal in Folge eines Gelübdes, das er dem hl. Jakob zu Compostella gethan hatte. Dem Bischof, der in Norwegen starb, hielt er feierliche Exequien und reiste mit seiner Frau Solveig dann weiter nach Rom und über Venedig in's gelobte Land. Von Palästina ging er nach Spanien und löste sein Gelübde in Compostella, dann pilgerte er weiter über Frankreich und Flandern nach England, um auch dem hl. Thomas von Canterbury seine Huldigung darzubringen. Über Norwegen kam er auf die Shetlandsinseln, wo er von 1410—1411 überwinterte. Die letzten

Jahre seines Lebens brachte er auf Island zu. Er starb 1415 am Hvalfjördr (an der Westküste) und wurde zu Skálholt begraben. Wie die Höfdinge der alten Zeit, führte er auf seinen vielen Wanderfahrten einen Skalden mit sich und schrieb selbst eine Reisechronik. Doch gingen sowohl die Dichtungen seines Poeten als seine eigenen Aufzeichnungen über Grönland und andere Länder verloren. Nur einige Hauptnachrichten erhielten sich durch das Zeugniß Anderer und zeigen, daß das kirchliche Leben dem tüchtigen und unternehmenden Volkscharakter wie dem Volkswohlstand durchaus nichts entzogen hatte.

Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hatten die zwei isländischen Diöcesen durchweg eifrige, treue und wachsame Oberhirten. Häufige Synoden, bischöfliche Visitationen und Erlasse schärften immer von Neuem die kirchliche Zucht ein, stellten Mißbräuche ab, schlichteten Streitigkeiten, trafen neue Bestimmungen, wie sie die Zeit heischte. Die acht ältern Klöster überdauerten alle Wechselfälle und Heimsuchungen des Landes, ein neues ward noch am Ende des 15. Jahrhunderts gestiftet. Die Kirchenzucht selbst ward eher strenger, als nachsichtiger. Das gesteht selbst der protestantische Bischof Finn Jónsson ganz offen ein. Von dem vorletzten katholischen Bischof von Skálholt, Stephan Jónsson (1491—1515) sagt er: „Was derselbe aber von Andern forderte, das that er selbst; er war von staunenswerther Enthaltsamkeit, überaus eifrig im Fasten und Gebet; er gönnte sich nur wenig Schlaf, der Nahrung aber so wenig, daß er sich Fleischspeisen nur an den höchsten Festen, Milchspeisen nur an den andern Sonn- und Festtagen verstattete; Wein und ähnliche Erquickungen erlaubte er sich kaum, den Cölibat hielt er auf's strengste. Seinem Amte entsprach er mit der größten Wachsamkeit; jedes Jahr, bevor er seine Kirchenvisitationsreise antrat, machte er sein Testament auf's Neue und beschenkte seine Diener und Freunde. Wenn er zu Hause war, beschäftigte er sich beständig mit Lesen und Schreiben; in der dichterischen Improvisation war er so gewandt, daß er beliebig über jeden beliebigen Gegenstand passende Verse zu machen wußte; selbst literarisch gebildet (er hatte zehn Jahre lang in Frankreich sich den Studien gewidmet und sich den Grad eines Baccalaureus erworben), war er ein Freund und Gönner der Studien. Er eröffnete zu Skálholt wieder eine Schule, welcher er den Asbjörn Sigurðsson, Baccalaureus der schönen Künste und Pfarrer von Reynisstaðr, vorsetzte.“ Den Unternehmungsgeist seiner Landsleute aber regte er dadurch an, daß er selbst mit königlichem Privileg ein Handelsschiff ausrüsten ließ und durch alljährliche Fahrten desselben die Einkünfte des Bisthums wesentlich verbesserte. Der folgende, letzte Bischof von Skálholt, Ögmundr Pállsson, hatte in Belgien und England studirt, ward unter seinem strengen Vorgänger erst zu der angesehenen Pfarrei Breiðabolstaðr, dann zum Abt von Viðey befördert und endlich zu dessen Nachfolger ausersehen. Er wurde im Jahre 1521 geweiht und trat im folgenden seine Verwaltung an. Bis in sein hohes Alter waltete er mit hohem Ernst und unermüdlicher Gewissenhaftigkeit seines Amtes und schritt gegen alle Art von Unordnung muthig ein. Als die Lehre Luthers nach Island drang, raffte er sich,

obwohl halb erblindet, zum Schreiben auf und bekämpfte sie nach seinem besten Vermögen.

Nicht so tadellos steht der letzte Bischof von Hólar, Jón Arason, da, ein übrigens hochbegabter und gelehrter Mann, der letzte bedeutende Dichter der mittelalterlichen Periode. Es klebte ihm freilich eine Makel an, die ihn zu einem bedenklichen Wächter der angegriffenen Kirche machte, die Makel des verletzten Cölibats. Seine Wahl zum Bischof rief große Zwistigkeiten hervor, und erst 1524 erlangte er endlich die Weihe. Als indeß die Stunde des entscheidenden Kampfes schlug, stand er mit dem Muthe eines Martyrers für die Sache der katholischen Kirche ein, und Paul III. selbst fühlte sich bewogen, seine Glaubensstärke und Entschiedenheit anzuerkennen. Das Breve vom 8. März 1548 sollte gleichsam der Abschiedsgruß des Papstthums an das bis dahin katholische Island sein.

„Paul III. Papst.

Ehrwürdiger Bruder! Gruß und apostolischen Segen. Wir haben Dein Schreiben vom 17. August vorigen Jahres erhalten, so voll von Frömmigkeit gegen Gott, wie auch von Ehrfurcht und Gehorsam gegen Uns und gegen diesen heiligen Stuhl. Wir sprechen Dir dafür Unsere höchste Anerkennung aus in Gott, unserm Herrn, und ermahnen Dich, mit der Dir anvertrauten Heerde in diesen Gesinnungen zu verharren. Du wirst dafür Lob von den Menschen hier auf Erden erhalten und von Gott selbst das ewige Leben im Himmel. Was aber den Peterspfennig betrifft, von dem Du schreibst, daß Du ihn noch bei Dir behalten, wird es Uns genehm sein, daß Du ihn zum Besten der Armen verwendest, welche Dir der Barmherzigkeit würdig scheinen werden. Sei versichert, daß Wir niemals unterlassen werden, was Wir mit Gottes Hilfe für Dich thun können. Gegeben zu Rom beim hl. Petrus unter dem Fischerring den 8. März 1548, im 15. Jahre unseres Pontificats."

Als der Bischof durch zwei Hamburger, Wolf und Ludwig, diesen Brief erhalten hatte, ließ er seinen ganzen Klerus in der Kathedrale versammeln, trat im vollen Ornat, mit Mitra und Stab an den Hochaltar und ließ sich hier, Auge und Hände dankend zum Himmel erhoben, das Schreiben des Papstes vorlesen. Dann stimmte er das Te Deum an, dankte in begeisterter Rede dem Papst und brach von freudiger Rührung überströmt in die feierliche Versicherung aus: „Ich will lieber sterben, als dem Papst untreu werden!"

Jón Arason hat sein Versprechen glänzend gehalten. Nachdem König Christian III. von Dänemark bereits 1541 zwei Kriegsschiffe nach Island gesandt, den greisen Bischof Ögmundr von Skálholt gefangennehmen lassen, dem Süden von Island gewaltsam Luthers Lehre aufgedrungen hatte und nun auch den Norden reformiren wollte, griffen die Nordländer unter Führung ihres streitbaren Bischofs zu den Waffen, nahmen den protestantischen Bischof von Skálholt gefangen und eroberten fast ganz Island dem alten Glauben zurück. Nur durch verrätherische List fiel Jón Arason auf seinen

Siegeszügen in die Hände der Gegner, wurde nach mannhafter Gegenwehr gefangen genommen, den Dänen übergeben und am 7. November 1550 als Rebell und Feind des „lautern Gotteswortes“ enthauptet. Das Kreuz in der Hand, ging er zum Tode, grüßte unterwegs ein Muttergottesbild, wies scherzend den Prädicanten zurück, der ihn davon abmahnte, betete mit fester Stimme: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum, und legte muthig sein Haupt auf den Block.

Mit ihm starb die katholische Hierarchie des alten Island aus, aber nicht das gute Recht des gewaltsam „reformirten“ Volkes, nicht die schönsten Erinnerungen seiner Vergangenheit.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters. Von **Johannes Janssen.** IV. Band. Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit dem sogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580. 1.—12. Auflage. 8°. XXXI u. 515 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 5.

Der Hauptvorzug der Janssen'schen Geschichtschreibung besteht unzweifelhaft darin, daß sie, auf einer Specialforschung von staunenswerther, oft nahezu erschöpfender Ausbreitung fußend, den unabsehbaren Actenstoff zu einem klaren, wohlgegliederten Gesammtbilde vereint, das, meist mit den Worten der Quellen selbst geschrieben, die großen Hauptmomente und Grundlinien der Geschichte doch nie in's Detail zerfließen läßt. Auch in dem IV. lange erwarteten Band ist diese schwierigste Aufgabe des Historikers, eine aus der Fülle des Detailstoffes selbst erwachsene Anordnung und organische Einheit zu gestalten, wieder in glänzender Weise gelöst, und Mangel an Objectivität, tendenziöse Gruppirung, künstliche Pragmatik werden dem Verfasser nur Leute vorwerfen können, welche auf Kosten der bestverbürgten Wahrheit, auf Kosten der unwiderleglichsten Beweismittel ihre eigenen vorgefaßten Ansichten, Legenden und Tendenzen um jeden Preis retten wollen.

Den Mittelpunkt der Darstellung bildet, wie in den früheren Bänden, nicht Kirche, nicht Staat, nicht Theologie, nicht Politik, nicht die Fürsten, nicht die Staatsactionen, sondern das deutsche Volk, als lebendige Gesammtheit aufgefaßt, obwohl leider in dieser Periode kein religiös und politisch geeintes Ganze mehr, sondern wie nie zuvor bis in sein innerstes Mark hinein zerrissen, gespalten, innerlich aufgelöst, nach Außen gelähmt, seiner früheren glänzenden Stellung verlustig, dem Untergang zusinkend. Der Ausgangspunkt der 25jährigen Periode ist zwar ein Religionsfriede, der Schlußpunkt eine Concordienformel; aber der Friede ist kein Friede und die Concordie eine bloße Formel, und alles, was dazwischen liegt, ist ein das innerste Volksleben erschütternder Kampf. Die Gruppirung folgt, so weit möglich, dem Laufe der Ereignisse; doch treten im I. Buch (S. 1—237) die inneren religiös-politischen Parteikämpfe, vorzugsweise unter den Protestanten selbst, im II. (S. 241 bis 367) die kriegerischen Beziehungen Deutschlands zu den Hugenottenkriegen, zum niederländischen Aufstand und zur internationalen Revolution überhaupt, im III. endlich (S. 371—503) die katholischen Reformbestrebungen und deren Gegenwirkungen als Hauptmomente in den Vordergrund. Je weniger der

Historiker es sich zum Ziele setzte, eine Apologie der katholischen Kirche schreiben zu wollen, je unparteiischer er den größten Theil seiner Darstellung auf protestantische Zeugnisse gegründet hat, desto reicheres und werthvolleres Material hat er abermals dem katholischen Apologeten dargeboten, und wem nicht alles gleich ist, was Gott und Religion betrifft, den werden die geschilderten Gegensätze nicht unberührt lassen können.

Was diese Periode deutscher Geschichte zunächst charakterisirt, ist die furchtbare innere dogmatische Zersplitterung, welche der Protestantismus zwar bereits als Erbantheil mit auf die Welt gebracht hatte, welche schon unter seinen ersten Begründern zum Kampf um's Dasein und öffentlichen Skandale ward, aber erst unter ihren Nachfolgern ihre volle, man darf wohl sagen, schauerliche Entwicklung erreichte. Abstract betrachtet, dogmengeschichtlich zusammengestellt, haben all diese Lehrsysteme, Bekenntnisse, Disputationen, Recesse, Glaubensformeln bei all ihren inneren Widersprüchen noch immerhin einen gewissen Schein von spitzfindiger Erudition, unruhigem Forschungstrieb, officiell gutem Willen oder wenigstens officiell religiösem Charakter. Aber welches Bild gewährt diese gesammte Streittheologie in ihrer concreten Entstehung und Entwicklung, in ihrer Stellung zur politischen Macht, in ihrer Einwirkung auf Glauben, Leben, Sitte und Denkart des Volkes! Es ist ein Krieg Aller gegen Alle. An der Augsburgischen Confession war so viel herumgeflickt worden, daß lutherische Theologen endlich erklärten, sie sei „gleichwie ein Cothurnus, Bundschuh, Pantoffel und polnischer Stiefel worden oder ein Deckmantel und Wechselbalg, damit die Sacramentirer und andere Secten unter dem Schein und Namen der wahren Augsburgischen Confession ihre Irrthümer bedecken, schmücken, vertheidigen und bestätigen". Wie es in den Wald scholl, so scholl es wieder heraus. Die Calvinisten blieben nichts schuldig und ebenso wenig die hundert andern Secten, klein und groß, die aus dem Hader und den unbefriedigenden Conciliationsversuchen erwachsen waren. Es war ein ewiges Schelten und Schimpfen, Bannen und Fluchen, Lästern und Verfolgen in unermüdlich geifernder Wuth. Einer sah in dem Andern den Teufel und bekämpfte ihn mit demselben rohen Zorne, mit welchem Luther gegen den Antichrist zu Rom zu Felde gezogen war.

„In Berlin forderte der Hofprediger Agricola das Volk zum Gebet gegen Melanchthon auf: ‚Bittet auch wider den schönen, neuen, englischen Mittagsteufel, der jetzt wieder hervorkommt und will die guten Werke nöthig machen in den Gerechten oder Gläubigen, damit wir wieder den ganzen Christum und sein Evangelium verlieren.' ‚Dagegen will ich,' schrieb der Berliner Propst Georg Buchholzer an Melanchthon, ‚des Sonntags das Gegentheil lehren wider sein Gebet, daß Gott wolle zerstören den gräulichen schwarzen Teufel, der ein wild, wüst, roh Leben will anrichten wider Gottes Gebot" (S. 37).

Es blieb aber nicht beim bloßen Schulgezänk, nicht beim Poltern von den Kanzeln. Der finstere Geist des Hasses zog herab in's Volk und durchsäuerte alle Verhältnisse mit einer Rohheit, Wuth, Gemeinheit, die ihres gleichen sucht. Die „Dogmengeschichte" gestaltet sich zu einer Prügelscene,

in welcher betrunkene Studenten und Bauern sich mit Stöcken und Stuhlbeinen das „Evangelium" erklären. Auf jeden dogmatischen Begriff folgt ein Fluch, auf jede angebliche Heilswahrheit ein Faustschlag oder Rippenstoß, wenn nicht noch Schlimmeres.

Die Geschichte dieser Epoche würde zu den unsterblich lächerlichsten Episoden der Weltgeschichte zählen, wenn in diesem Höllen-Breughel-Wirrwarr nicht um Glauben und Sacrament, um Gnade und Seligkeit, ja um das Sacrament der höchsten Liebe, um die erhabensten und heiligsten Güter der Menschheit gestritten worden wäre. Doch der heilige Gegenstand macht dieses ganze Treiben zur Blasphemie, und auch ein besonnener Ungläubiger kann sich nur mit Ekel und Widerwillen von diesen Jammergestalten abwenden, welche die protestantische Dogmengeschichte als „Theologen" verewigt hat, welche aber in der deutschen Volksgeschichte mit ihrem ganzen Anhang keine andere Rolle spielen, als die der Quälgeister in Dante's fünftem Höllenring. Wahrhaft kläglich steht in Mitte dieser geifernden „Theologen"-Bande der greise Melanchthon da, der einst so sanfte, feingebildete, versöhnliche Humanist. Alle seine Conciliationsversuche waren von den rohen Gesellen gleich Spinngeweben zerrissen worden. „Der Zorn, die Sorge und die große Arbeit fressen mir das Leben hinweg." Das sittliche Verderben, das immer tiefer einfraß, erfüllte seine Seele „mit immer tieferem Kummer". „Bei den Meisten," schrieb er 1558, „ist die Ungebundenheit so groß, daß sie gar keine Schranken der Zucht ertragen. Während sie sich einbilden, sie haben den Glauben und seien lebendige Glieder der Kirche, leben sie in Sicherheit und cyclopischer Wildheit dahin und fallen dem Teufel zu, der sie zu Ehebruch, Mord und andern abscheulichen Schandthaten anreizt. Dieser furchtbaren Verkommenheit, entsetzlichen Frechheit und cyclopischen Wildheit werden, wenn wir es nicht durch ernstliche Besserung unserer Sitten ändern, traurige und schreckliche Strafen folgen. Schon wüthen allgemeine Heimsuchungen vor unsern Augen: ihr seht ja die inneren Kriege, die Zerrüttung des gemeinen Wesens und eine große Menge Elends schon über uns kommen" (S. 87 f.).

Nach seinem Tode wuchs die Anarchie. Als Mörlin den Naumburger Beschlüssen die Lüneburger Artikel entgegenstellte, schrieb er dazu: „Nun wird Wittenberg toben, Heidelberg rasen, Tübingen sauer sehen, aber es mögen dem Codrus die Eingeweide zerplatzen, wenn nur die Reinheit der Lehre Christi erhalten wird." Über die Predigt der Flacianer berichteten später die Professoren von Jena: „Flacius und seine Collegen haben von nichts denn von Synergisten, Adiaphoristen, Schwenckfeldisten, Majoristen, Antinomisten, Philippisten, Calvinisten und dergleichen unzähligen sonderbaren, von ihnen angezogenen und verdammten Secten gepredigt. Mittlerweile hat der gemeine Mann auf die Neuigkeit und ungewöhnliche Weise zu predigen gehört, seines Catechismi vergessen, und weil er die seltsamen Secten nicht verstanden, sind die Kirchen leer und wüst gemacht, Gottes Wort hintangesetzt, und doch die Predigten anders nicht, denn wie ein Mährlein oder sonsten neue Zeitung gehört und darnach als ein Gelächter auf den Bier- und Weinbänken nachgeredet worden, daraus sich dann so viel Unrath, Unfriede

und Aufruhr zugetragen, daß die Obrigkeit genugsam zu wehren gehabt" (S. 167).

Man kann keine vernichtendere Kritik des Protestantismus schreiben, als die Protestanten dieser Zeit sie sich selbst geschrieben haben. Janssen hat aber das Verdienst, ihre gegenseitigen Stammbuchblätter nicht nur gesammelt, sondern auch die Einwirkung ihres Treibens auf das deutsche Volk in einem ebenso deutlichen als vollständigen Bilde geschildert und nachgewiesen zu haben.

Als ein Hauptcharakterzug der protestantischen Bewegung tritt in dieser Zeit die Profanation der christlichen Lehre hervor. Die Väter des Protestantismus hatten Kirchen, Altäre, heilige Gefäße, religiöse Kunstgegenstände, Klöster und fromme Anstalten zerstört und geschändet, um, wie sie sagten, das reine Wort Gottes zu retten. Jetzt, unter ihren Söhnen, kam eben dieses reine Wort Gottes an die Reihe. Die Bibel ward zum Schimpflexikon, das man sich unter Rohheiten und Zoten gegenseitig an den Kopf warf, das Evangelium der ewigen Liebe zum Zankapfel des erbittertsten Streites, in dem alles Heilige in nahezu wahnsinniger Wuth mit Füßen getreten ward. Die Flacianer grüßten sich lachend als „Erbsünde", als ob der Fall des Menschengeschlechts ein Faschingsscherz gewesen wäre. Wer von guten Werken zu sprechen wagte, wurde sofort als „Teufel" verschrieen und ermangelte nicht, auch alle seine Gegner als „Teufel" zu verfluchen. Kein Volk der Welt hat über politische oder religiöse Zwiste eine so gemeine, rohe, polternde, alles Anstandes und aller Gesittung spottende Schimpf- und Lästerliteratur aufzuweisen, als das unglückliche Deutschland jener Zeit über die liebenswürdigste aller christlichen Glaubenslehren — das heilige Abendmahl. Christus lud Alle ein, durch diese himmlische Speise eins mit ihm und eins unter sich zu werden — und wie von Dämonen gepeitscht, überhäuften sie dieses Sacrament mit Schimpf und Schmach, fielen tobend über einander her und zerfleischten sich mit einer Rohheit, die unter Heiden und Türken unerhört war. Nicht bloß Glaube und Moralität, sondern auch Sprache und Literatur haben unter diesem Geiste der Blasphemie unsäglich gelitten. Es war eine Art von geistigem Bildersturm, der das Barbarenwerk des wirklichen Bildersturms vollendete. Das geistige Leben sank dadurch auf den tiefsten Grad der Verwilderung herab.

„Wir sind des Teufels Ebenbild geworden," erklärt Musculus, „man muß absonderlich diejenigen als vom Teufel besessen erklären, welche behaupten, es sei noch etwas Gutes am Menschen geblieben" ... „Wenn unsere Großeltern die jetzige Welt sehen sollten, sonderlich die Jugend, sie würden die Augen verhüllen oder wenigstens uns anspeien müssen, daß wir in solch hochbegnadigter Zeit ärger als die Teufel selber sind, Sodoma und Gomorrha, selbst der Venusberg sind Kinderspiel gegen die jetzt umlaufende Unzucht." Als allgemeines Laster der Evangelischen bezeichnet er „die Gotteslästerung", welche, in früheren Zeiten „niemals so erhört", „nicht ohne sonderliche Gottesverhängung mit und neben dem Evangelium innerhalb 40 Jahren aufgekommen". „Insonderheit bei denen Leuten, die sich Gottes Wortes und des heiligen Evangeliums rühmen", seien die ärgsten Buben zu finden, „bei welchen

alle Gottesfurcht, alle Zucht und Ehrbarkeit vergessen." „Junker Edelmann ist nunmehr gar epicurisch und säuisch, der Bürger läßt predigen, Sacrament reichen, beichten und büßen, wer da will, geht allein der Nahrung nach, schindet, schabet, betrügt und übervortheilt seinen Nächsten ohne alles Gewissen; der Bauer hat der alten Religion schier ganz und gar vergessen, der Krug ist ihm lieber als die Kirche; hat Gott noch eine kleine Zeit Geduld mit Deutschland, so wird man in kurzer Zeit mehr Pfeiler als Menschen in den Kirchen zählen. Wenn noch etliche fromme Herzen sind, die noch etwas bei der Kirche thun, so sind sie für die menschlichen Augen nicht sonderlich sichtbar. Kirchen, Schulen, Hospitäler sind zerrissen, geplündert und beraubt, die Jugend wird jämmerlich versäumt, den Kindern armer Eltern der Weg zu den Studien verschlossen, die liebe Armuth wird verlassen" (S. 182).

Als eine der größten „Segnungen" und Errungenschaften der „Reformation" pflegt noch heute immer die Geistes- und Gewissensfreiheit gepriesen zu werden. Nun lese man einmal die Geschichte dieses Zeitraums nach dieser Richtung hin. Verachtung der menschlichen Vernunft und Freiheit zeigt sich überall als das eigentliche Grunddogma der protestantischen Streittheologen, der lutherischen wie der calvinistischen. Sie wollen jeden knebeln, der sich ihnen nicht freiwillig unterwirft. Sind ihnen die Fürsten zu Willen, so huldigen sie denselben in kriecherischer Ergebenheit; erfüllen sie ihre Wünsche nicht, so wird der Fluch des Himmels auf sie herabgewettert. Haß ist die Signatur ihres Wesens, Verfolgung die einzige Macht, mit der sie operiren. Daran scheitern alle Versuche einer Einigung: der Protestantentag zu Frankfurt und das Religionsgespräch zu Worms 1557, der Frankfurter Receß 1558, der Plan eines allgemeinen Protestantenbundes zu Augsburg 1559, die Verhandlungen des Naumburger Tages 1561, das Torgische Buch 1576 und das Bergische Buch 1577, auch die Annahme des letzteren als Concordienformel 1580. Das wahre Evangelium ist zu einer elenden Machtfrage herabgesunken, über welche bald die unwürdigsten Ränke, bald rohe Gewalt entscheiden. Der Superintendent Heßhus wagt in Goslar gegen die schreiendsten Verbrechen aufzutreten und wird ohne Weiteres aus der Stadt vertrieben; in Rostock beschimpft er den Bürgermeister als „ein Kind des Teufels" und wird abermals aus der Stadt gejagt (S. 15. 16) — das war Gewissensfreiheit! Johann der Mittlere von Sachsen-Weimar gründet die Hochschule und Gottesburg von Jena, um Melanchthon zu bekämpfen, und verpflichtet seine Abgeordneten nach Worms, mit den Theologen und Räthen der andern protestantischen Stände keine Gemeinschaft zu haben, so lange diese nicht alle Secten und Rotten, die Wiedertäufer, Sacramentirer und Zwinglianer, Osianderisten, Majoristen und Andere ausdrücklich verdammen würden (S. 22) — Gewissensfreiheit! Kurfürst Friedrich III. jagt alle Prediger, die eine von Melanchthon aufgesetzte Abendmahlsformel nicht annehmen wollen, einfach fort (S. 46) — Gewissensfreiheit! Herzog Christoph von Württemberg belegt alle Verbreiter eigensinniger Secten und Opinionen, Sacramentirer, Wiedertäufer, Schwenckfeldianer mit dem strengsten Bann und verhängt sogar Leibesstrafen, Landesverweisung und Confiscation über jene, welche sie be-

herbergen (S. 47) — Gewissensfreiheit! Herzog Johann Friedrich von Sachsen läßt die Theologen Strigel und Hugel zu Jena nebst ihren Freunden excommuniciren, weil sie sich gegen Flacius geäußert hatten, entsetzt sie ihrer Stellen und beruft Andere (S. 90. 91) — Gewissensfreiheit! Joachim II. von Brandenburg zwingt den Prätorius durch einen Verhaftbefehl zur Flucht, weil ihm die Lehre des Musculus besser behagt (S. 179) — Gewissensfreiheit! Der Hofprediger Funk, Günstling des Herzogs Albrecht von Preußen, wird gefangen und als Ketzer und Friedensstörer enthauptet, weil er „seine ketzerische Lehre mit Gewalt verfochten und in's Werk gesetzt habe, worüber viele rechtschaffene, fromme, unschuldige Kirchendiener und Lehrer ihres Kirchenamtes entsetzt und des Landes verwiesen seien" (S. 184) — Gewissensfreiheit! Kurfürst Friedrich III. führt gewaltthätig den Calvinismus in der Kurpfalz ein (S. 189—195). Kurfürst Ludwig schafft ihn ebenso gewaltthätig wieder ab (S. 476—478). Kurfürst August von Sachsen übergibt seine eigenen früheren Freunde Craco, Peucer, Stößel, Schütz den ausgesuchtesten Qualen, weil plötzlich herausgekommen, daß sie nicht Lutheraner, sondern Calvinisten seien (S. 349—357). An Stelle des milden Joches Christi herrscht überall landesherrliche Willkür, Laune und Tyrannei.

Da Kawerau, Köstlin und andere Kämpen der alten Reformationslegende gegen Janssen unter den „Segnungen" der Reformation besonders die evangelische Predigt hochzupreisen sich bemüßigt fanden, so ist es wohl am Platze, auf die Menge protestantischer Geständnisse aufmerksam zu machen, welche der IV. Band gerade über diesen Punkt enthält. Es ist nicht möglich, sie alle einzeln aufzuzählen. Als eines der einschneidendsten aber mag wohl der Visitationsbericht von Magdeburg aus den Jahren 1562—1564 gelten:

„Andreas Müller, Pfarrer zu Bückaw, ist zu Wittenberg ordinirt, ist im Examen gar übel bestanden; er hat von der christlichen Lehre keinen Grund gehabt, die fürnehmsten Hauptpunkte hat er gar wenig, zum Theil auch gar nicht verstanden." „Der Pfarrer zu Brumby antwortete auf die vorgelegten Fragen über die Dreifaltigkeit: Gott der heilige Geist sei von Gott dem Vater erschaffen, Gott der Vater und die Mutter Gottes seien die erste Person in der Gottheit, item Gott der Sohn sei der Mittler, wie Calbe das Mittel ist zwischen Halle und Wolmirstedt." „Mauritius Dalchaw, Pfarrer zu Kulhusen, ist zu Berlin ordinirt, hat sein Testimonium vorgelegt, hat seine Vocation von der Gemeinde, hat diese Pfarre elf Jahre verwaltet; er ist ein gar ungelehrter Mann, der keinen Unterschied unter den Personen der Dreifaltigkeit gewußt hat; Summa gar ein deutscher Mann, der kein Wort Latein gekonnt." „Bernhard Galler, Pfarrer zu Gudensweg, ist zu Braunschweig ordinirt, hat gar wenig von der christlichen Lehre berichten können, ist etwan ein Fenstermacher gewesen, darnach ein Custos und so Pfarrer worden." „Antonius Meyerin, Pfarrer zu Zeppernick, ist zu Magdeburg ordinirt, hat nicht studirt, kann kein Latein, ist vor Jahren seines Handwerks ein Parchentweber gewesen." „Ciriakus Moller, Pfarrer zu Schwarz, zu Wittenberg ordinirt, wie er deß ein versiegelt Testimonium von den Theologis

zu Wittenberg vorgelegt hat, hat auf die vorgehaltenen Artikel, sonderlich von Gott, gar wenig antworten können; ist vor Zeiten ein Schenkenknecht zu Calbe gewesen und hat sein Eheweib aus dem gemeinen Hause daselbst zur Ehe genommen; das Weib ist böse und vollen Haders, richtet nichts als Gezänke an und Meuterei." „Ernestus Kütze, Pfarrer zu Ebendorf, ist zu Stendal ordinirt, ist wol gelehrt, aber wegen Todtschlags und anderer Gezänke halber, item wegen seines Trinkens mit Ernst gestraft worden, fordert die Noth, daß man auf ihn wird Acht haben müssen."

In der Stadt Jerichow waren seit anderthalb Jahren nur zwei Männer zum Abendmahl gegangen. „In dem ganzen Amte Sandau sind über alle Zuversicht sehr viele Bauern gefunden, die nicht haben beten, die meisten die zehn Gebote nicht recitiren, noch von der Taufe und dem Abendmahl Bescheid geben können." In den Dörfern Cörbelitz und Wolterstorf waren „nicht über drei Leute, die das Vater unser hätten beten können; von den andern Stücken des Katechismus wissen sie gar nichts, sind muthwillige Leute, daß es zu erbarmen". Noch in mehr als 20 andern Ortschaften fanden die Visitatoren Alles „wild und gottlos". Über Aldenhausen schreiben sie: „Die Bauern haben sich mit Beten also erzeigt, daß man denken mochte, die Christenheit hätte zu Aldenhausen ein Ende."

Das war der Segen der „evangelischen Predigt"!

Wie trotz dieser inneren Auflösung als Lehr- und Religionssystem der Protestantismus dennoch sich behaupten, ja immer weiter um sich greifen und das Wiederaufleben der katholischen Kirche in Deutschland beinahe verhindern konnte, erklärt sich aus Janssens Darstellung anschaulicher, als das wohl in irgend einem anderen Geschichtswerk der Fall ist, eben weil er die politisch-diplomatischen Triebkräfte der Ereignisse nie abgesondert für sich betrachtet, sondern immer im Zusammenhang mit den religiösen, wissenschaftlichen und den realistischen des Volkslebens selbst.

Vor Allem war einmal die Revolution da — bis zu einem Grade sogar die Anarchie. Die Kaiser behandeln den Papst nahezu wie eine fremde, feindliche Macht, die Bischöfe haben ihr Ansehen verloren, die Fürsten trotzen der Reichsgewalt und conspiriren mit dem Ausland, die Städte sind nur auf ihr Selbstregiment bedacht, der Adel ist großentheils verlottert, und es fehlt nicht viel, daß sich durch den Ritter von Grumbach die Sickingische Adelsverschwörung erneuerte. Der Trotz des Bauernstandes war durch das furchtbare Ende des Bauernkrieges und durch die Macht der Fürsten gebrochen, aber aus seinem sittlichen Elend war er nicht herausgerissen; Hunderte von protestantischen Zeugnissen erweisen, daß das Volksleben „wild und wüst" war und immer „wüster" wurde. Die allgemeine politische und sociale Zersetzung mußte naturgemäß weiter schreiten, solange ihr keine energische Lebenskraft gegenübertrat. Alle schlechten Leidenschaften fanden dabei einigermaßen ihre Befriedigung, das erschöpfte Volk war an die Unordnung gewöhnt, ewig sich erneuernder Hader ließ es nicht mehr zum Bewußtsein kommen, in der wachsenden Rohheit und Gemeinheit fielen die höchsten idealen Güter immer mehr der Vergessenheit anheim.

Für die Erhaltung und weitere Verbreitung des „Evangelii“ sorgten die protestantischen Fürsten. Sie waren durch dasselbe die Herren Deutschlands geworden. Sie waren stolz, frech, gewaltthätig. Es ist kaum ein edler oder anständiger Mann unter ihnen zu finden. Wo noch nicht reformirt war, da reformirten sie tapfer weiter, wie der fromme Herzog Christoph von Württemberg, der noch einige 80 Klöster aufhob, arme Nonnen zum Abfall zu zwingen suchte und das Kirchengut einsackte, das noch nicht eingesackt war. Die Hauptaffäre war immer Geld. Wo mit Reformiren kein Geld mehr zu haben war, trieben sie ausländische Praktiken, ließen sich von Frankreich und England für gute Dienste gegen Kaiser und Reich bezahlen, nahmen sogar von den Spaniern Pension an. Auf den Reichstagen pochten sie frech auf Rechte, die ihnen gar nicht zukamen, protestirten gegen jede Wiederherstellung der Ordnung und forderten die vollständige Unterdrückung des Katholicismus wie etwas Selbstverständliches. Die Kaiser nannten sie in's Gesicht hinein „Götzendiener“, verweigerten die Türkenhilfe, machten den Verlust Livlands und anderer Reichstheile möglich, die Wiedergewinnung derselben unmöglich, unterstützten alle Revolutionspläne in Europa und halfen vor Allem dazu, daß die Niederlande, das reichste und herrlichste Industrieland Europa's, in das äußerste Elend gestürzt wurden.

Den mächtigsten und einflußreichsten Bundesgenossen hatten die protestantischen Fürsten an der Schwäche und Verzagtheit der katholischen, besonders an der ängstlichen Nachgiebigkeit des Kaisers Ferdinand und an der noch viel verhängnißvolleren Schaukelpolitik seines Sohnes Maximilian' II. Den letzteren kann man nach Janssens Darstellung kaum mehr den katholischen Herrschern beizählen; wenn man ohne Compliment reden will, muß man ihn fast geradezu einen Protestanten nennen. Die Schuld trifft ihn nicht allein. Durch die Sorglosigkeit der Bischöfe, den Verfall der kirchlichen Disciplin, den allgemein verbreiteten Concubinat des Klerus, das Treiben des Adels und besonders der adeligen Domherren, den Einfluß protestantischer Räthe und Agitatoren, den freien Zutritt protestantischer Bücher und Libelle, die Corruption der Hochschulen, die Entsittlichung des Volkes — war nicht nur Österreich, sondern auch Bayern, Salzburg, Bamberg, Würzburg und die übrigen Reste des katholischen Deutschlands schon unter Ferdinand nahezu protestantisch oder halb-protestantisch geworden. Die Schilderung dieser „Österreichischen Zustände“ (S. 94—119. 153—165. 196—213. 417—423. 462—475) gehören zu den lehrreichsten Partien des Bandes. Sie zeigen, daß dem protestantischen Deutschland eigentlich kein wahrhaft katholisches mehr gegenüberstand. Es ist zum Erbarmen, wie der sonst wohlgesinnte Ferdinand unter dem Einfluß protestantischer Räthe beim Papste um Laienkelch und Priesterehe marktet, und die Kirche damit zu retten meint, daß er den Protestanten möglichst große Concessionen macht. Noch unendlich trauriger und verhängnißvoller ist die Politik Maximilians, der, vollständig in die Netze des Protestantismus gerathen, doch nicht den Muth hat, sich offen zu demselben zu bekennen, und seinem Sohne ein Österreich hinterläßt, in welchem bereits die protestantischen Secten sich wie in Sachsen

und in der Kurpfalz geifernd und polternd um die ausschließliche Herrschaft streiten.

Eine mächtige Stütze fand endlich der deutsche Protestantismus nicht nur in Elisabeth von England, in den Hugenotten und in den Häuptern der niederländischen Revolution, sondern auch in der unheilvollen Politik Philipp' II. und des Herzogs von Alba, und an dem Verrath, den Karl IX. von Frankreich mehr als einmal an den heiligsten Interessen der Christenheit ausübte. Von allen irdischen Mächten entweder verrathen oder verlassen, oder nur flau noch unterstützt, oder durch unkluge Maßregeln geschädigt, stand die Kirche nahezu wehrlos dem Protestantismus gegenüber, der die politische Welt regierte. Gerade in dieser furchtbaren Krisis, in welcher selbst das Zustandekommen eines Concils unmöglich zu werden schien, zeigte sich aber dem äußerlich triumphirenden Abfall gegenüber die sittlich-religiöse, göttliche Macht der Kirche in ihrer ganzen Größe. Als Alles verloren schien, erneuerte sich das kirchliche Leben von Innen aus, stellte im Concil von Trient dem hadernden Sectenwirrwarr die Lehre Christi in ihrer ganzen Einheit, Reinheit und Fülle gegenüber, durchströmte die Hierarchie mit neuer Kraft und eroberte vorläufig wenigstens einen Theil Deutschlands dem Glauben zurück.

F. Paulsen hat jüngst in seiner „Geschichte des Gelehrten Unterrichts" (Leipzig, 1885. S. 281) den ganzen Erfolg der katholischen Reformbewegung in Deutschland geradezu der Gesellschaft Jesu zugeschrieben:

„Man wird sagen können: Die Erhaltung der katholischen Kirche im Südosten und Nordwesten Deutschlands ist wesentlich das Werk der Gesellschaft Jesu. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts stand die Sache des Katholicismus fast aussichtslos. Adel und Bevölkerung der österreichischen und böhmischen Länder waren abgefallen, kein Klerus, der es wehrte. Die großen geistlichen Fürstenthümer am Rhein standen auf dem Sprung, sich in weltliche Fürstenthümer zu verwandeln. Die Häuser Wittelsbach und Habsburg hätten mit politischen Mitteln allein den Zusammenbruch nicht aufgehalten. So standen die Dinge, als in den 40er Jahren die ersten Jesuiten in Deutschland erschienen und sich Wilhelm IV. von Bayern und König Ferdinand zur Verfügung stellten. In wenig Jahrzehnten war der Fortschritt des Protestantismus zum Stehen gebracht, und am Anfang des 17. Jahrhunderts stand der Katholicismus zur Wiedereroberung gerüstet da. Daß dieselbe gelungen wäre, wenn nicht die politischen Interessen Schwedens und Frankreichs, ja des Heiligen Stuhles selbst dazwischengetreten wären, scheint nach menschlichem Ermessen kaum zweifelhaft."

Janssens quellenmäßige Darstellung läßt den Antheil der Gesellschaft Jesu an dem Erfolg der katholischen Reformbestrebungen ebenfalls als sehr bedeutend erscheinen. Sowohl das Ehrenvolle als das Gehässige dieser objectiven Thatsache wird indeß schon bedeutend dadurch gemildert, daß in der weiter ausholenden Geschichte des deutschen Volkes auch die übrigen Factoren der katholischen Reformbewegung nach Gebühr gewürdigt und in ihrem concreten Zusammenhang geschildert sind. An der Spitze der Reformbewegung stehen die Päpste, besonders Pius IV. und der hl. Pius V., voll des Eifers

für eine durchgreifende Reform an Haupt und Gliedern, voll unglaublicher Geduld und Schonung für die von der Kirche Getrennten, voll Energie für die großen, allgemeinen Interessen der Christenheit. An die Päpste schlossen sich, wenn auch in dieser Periode nicht eben dicht gesäet, Oberhirten und Cardinäle von tadellosem Lebenswandel und tiefeingreifender Thätigkeit. Der wichtigste für Deutschland war der Cardinal Otto von Truchseß, Bischof von Augsburg, ein Mann, der auch bei der schlimmsten Lage nie in seinem Gottvertrauen wankt, das große Werk der Reform unermüdlich fördert, Kräfte sammelt und heranbilden läßt, Schwierigkeiten ebnet, die katholischen Fürsten unaufhörlich zur Unterstützung der Kirche antreibt. Undankbar wäre es, den König Ferdinand und die Herzoge von Bayern nur der Schwäche zu bezichtigen, ohne auch den großen Vorschub anzuerkennen, den sie der geistigen Erneuerung der Kirche geleistet haben. Selbst Maximilian störte das Wirken der Jesuiten durch keine gewaltsamen Maßregeln. Der eigentliche Schwerpunkt der kirchlichen Neubelebung liegt aber durchaus in der Thätigkeit, in den Berathungen und Beschlüssen des Concils von Trient, zu welchen außer den Päpsten und ihren Repräsentanten eine glänzende Reihe ausgezeichneter Bischöfe und Theologen der älteren Orden mitgewirkt haben. Hier erst trat dem hundertfach gespaltenen Irrthum die Kirche in ihrer ganzen Einheit und Universalität entgegen, von dem Bewußtsein getragen, daß nicht Könige und Fürsten, nicht Theologen und Diplomaten, sondern der hl. Geist das letzte und entscheidende Wort in Religionssachen zu sprechen hat.

Nach all den Disputen und Religionsgesprächen eines halben Jahrhunderts ertönt wieder, wie einst in dem ersten kirchlichen Zwist zu Jerusalem, das autoritative Wort: „Es hat Uns und dem hl. Geiste gefallen!" Und die Stimme der höchsten Autorität fand wieder Glauben. Mochte Maximilian II. auch über die Decrete spötteln, mochten die Getrennten sie verachten: in ihnen lag der Keim der Neugestaltung und einer bessern Zeit. Beim Concile selbst, bei dessen Vorbereitung und bei der Ausführung seiner Beschlüsse hat die Gesellschaft Jesu der Kirche allerdings nicht unerhebliche Dienste geleistet, aber in der schlichtesten, anspruchslosesten Weise von der Welt. Sie hat dem Concil Theologen geliefert, welche es nicht unter ihrer Würde hielten, den Kindern, den Armen und Verlassenen zu predigen, den Kranken in den Spitälern zu dienen und den Stolz der Renaissance-Zeit durch aufrichtige Werke der Demuth zu überwinden. Sie hat durch die geistlichen Übungen Männer aller Stände wieder an den Empfang der heiligen Sacramente, an Gebet, Buße, Selbstüberwindung, Demuth und Selbstlosigkeit gewöhnt. Sie ist dem grassirenden Nepotismus und Ehrgeiz mit dem Gelübde entgegengetreten, keine geistliche Würde anzunehmen. Sie hat dem Pomp der Medicäer-Epoche die heldenmüthige Entsagung eines Franz von Borgia, eines Aloysius Gonzaga entgegengestellt, sie hat den eigentlichen Keim der kirchlichen Revolution, die durch alle Stände verbreitete Auflehnung, durch heldenmüthigen Gehorsam bekämpft. Nicht in diplomatischen Unterhandlungen lag die Kraft der ersten Jesuiten, sondern in den Beispielen, welche sie ihren Zeitgenossen gaben. Anspruchslos wie diese ihre erste Thätigkeit, war auch

das Lehr- und Studienwesen, das sie in Deutschland begründeten. Ihre Hauptsorge war, anstatt des ewigen Geschwätzes über Religion wieder die Religion selbst in Übung zu bringen, bei der Jugend, beim Volk, bei den Bürgern, bei den Bauern — auch bei dem Adel und den Fürsten, wenn sie wollten. Sobald die Leute wieder beteten, wieder die Sacramente empfingen, wieder Predigt und Gottesdienst besuchten, wurde ihnen auch der Gottesdienst wieder lieb, sie bekamen Kraft und Muth, die Gebote Gottes zu erfüllen — und damit war der Geist der Rebellion gebrochen. Die Erziehung, hierauf gegründet, trug die schönsten Früchte. Es wuchs eine neue Generation heran, welche nicht mehr bei jedem Wort den Teufel im Munde führte, sondern Gott und den heiligen Namen des Erlösers.

Bemerkenswerth ist ein Urtheil des Protestanten Nathan Chyträus, Professors an der Universität zu Rostock. Er denke, sagt er im Jahre 1578, sehr oft über die Ursachen nach, weßhalb die ganze Jugend, wie die allgemeine Klage gehe, in Ausgelassenheit und Wildheit gleichsam ertrunken sei. Frevelhaft sei es, alle diese Verwirrung und Zuchtlosigkeit einem göttlichen Verhängnisse zuzuschreiben, denn es gebe doch auch manche herrlich blühenden Schulen. „Was sollen wir zu den Schulen der Jesuiten, wie man sie nennt, abgesehen von der Religion, sagen? Wahrlich, diese Schulen, an so verschiedenen und weit von einander entlegenen Orten allenthalben zerstreut, könnten nicht überall diesen Ernst der Zucht, diesen Fleiß und diese Beharrlichkeit bei Lehrern und Schülern in Erfüllung ihrer Pflichten aufweisen, wenn jene gänzliche Auflösung der Disciplin in einem göttlichen Verhängniß ihren Grund hätte."

Abgesehen von der Religion! meint Chyträus. Das war aber gerade der Hauptpunkt bei der ganzen Erziehung, dasjenige, was die Jesuitenschulen für immer von den protestantischen Schulen unterscheiden sollte. In jenen blieb die Religion, die große, katholische Weltreligion Jesu Christi, die Hauptangelegenheit der Erziehung, von der Wissenschaft und Leben ihren Werth und ihre Weihe erhalten sollten; in diesen blieb sie ein Fach, das der Landesherr gnädigst neben andern Fächern lehren zu lassen beliebte und das praktisch weniger auf die positive Glaubensbethätigung ausging, als auf einen gründlichen Haß gegen die katholische Kirche. Von diesem Haß sollten die Jesuiten auch ihren redlicheren Theil mitbekommen. Mit ihrem Wirken fing auch ihre Verfolgung an und hat bekanntlich nicht aufgehört bis auf den heutigen Tag.

Wenn Janssen in den früheren Bänden gründlich mit der alten Reformationslegende aufgeräumt hat, so hat seine Forschung in dem vorliegenden nicht weniger tief das altprotestantische Jesuitenmärchen getroffen. Möge seine von verläßlichstem Actenmaterial gestützte Darstellung bei den Protestanten Glauben finden und die haarsträubenden Vorurtheile zerstreuen, welche gegen die Gesellschaft Jesu in Deutschland noch gang und gäbe sind. Es ist wahr, die Gesellschaft Jesu steht dem deutschen Protestantismus als unermüdlicher Widerpart gegenüber; das lehrt die Geschichte klar und deutlich, und es wäre Thorheit, diesen tiefen principiellen Gegensatz bemänteln zu

wollen. Sie ist aber allzeit ein offener und ehrlicher Gegner gewesen. Als ihre Hauptaufgabe hat sie indessen immer die positiven Ziele des christlichen Lebens betrachtet, die Seelen zur Übung christlicher Religion und Sitte, zur vollkommenen Liebe Gottes und der Menschen zu führen und so ihr Glück in diesem wie in dem andern Leben zu begründen.

Dem Geschichtschreiber des deutschen Volkes aber sind wir zu großem Danke verpflichtet, daß er, unbeirrt von den Tendenzlügen, Schmähungen und Verleumdungen dreier Jahrhunderte, welche leider auch in katholischen Kreisen nur zu oft Glauben gefunden haben, der Gesellschaft Jesu in Deutschlands Geschichte den ihr gebührenden Platz angewiesen hat: nicht den ihr boshaft angedichteten über oder neben den höchsten kirchlichen Autoritäten, nicht denjenigen einer unheimlichen Inquisitionsmacht hinter dem Rücken des Apostolischen Stuhles, nicht denjenigen eines Ordens, der auf Kosten des Weltpriesterstandes und aller andern Orden herrschen will, sondern den bescheidenen Platz einfacher, ehrlicher und treuer Hilfsarbeiter im Schifflein Petri, die im Sturm oft hart mitgenommen, standhaft an ihrem bescheidenen Posten gewirkt, und, geleitet von einer alle Völker umfassenden Liebe, auch dem deutschen Volke mit freudigem Opfermuthe gedient haben.

A. Baumgartner S. J.

1. **Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts.** Von Dr. **Herm. Gerlach,** Domcapitular und Geistlicher Rath zu Limburg. Vierte, verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. 8⁰. XIX u. 699 S. Paderborn und Münster, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 12.

2. **Handbuch des Kirchenrechtes.** Von **Rudolf Ritter v. Scherer,** Doctor der Theologie und der Rechte, fürstbischöfl. w. Consistorialrath, ord. Professor des Kirchenrechtes an der k. k. Universität Graz. I. Band. I. Hälfte. 8⁰. VI u. 308 S. Graz, Moser, 1885. Preis: *M.* 6.40.

1. Das Urtheil, welches die starke Verbreitung ersteren Werkes über dasselbe bereits thatsächlich ausgesprochen hat, bestätigen wir gern: es ist ein ungemein brauchbares Handbuch zur Einführung in's Studium des Kirchenrechts. „Die Kirchenrechts-Wissenschaft hat zunächst das geltende kirchliche Recht auseinanderzusetzen. Weil dieses ein Product von Jahrhunderten ist, so soll sie die Anfänge in der Vergangenheit aufsuchen und von da aus die geschichtliche Entwicklung nachweisen. Endlich muß sie das geltende Recht nicht bloß im Zusammenhange mit der Vergangenheit, sondern auch in seinem innern organischen Zusammenhange erfassen: die vielen einzelnen Rechtssätze sind auf allgemeine Rechtsregeln zurückzuführen und als die aus diesen sich ergebenden Consequenzen hinzustellen; es sind die Motive für die einzelnen Normen aufzusuchen, und ist dazu anzugeben, wie das Einzelne der Idee, dem Wesen und Endzwecke der Kirche entspricht."

Diese kurzen und klaren Worte geben die Idee wieder, welche dem Verfasser bei Abfassung seines Werkes vor Augen schwebte; diese Idee ist bei

aller Kürze nicht weniger klar ausgeführt. Eingehender Nachweis der einzelnen Sätze lag nicht im Plane; er ist vielfach nur angedeutet durch Verweisen auf die einschlägigen Beweisstellen und durch Angabe einer Fülle von Monographien, durch welche dem Leser für ein tieferes Eingehen in die einzelnen Fragen Auskunft geboten ist. Das Ganze wird in vier Bücher abgetheilt: 1. Quellen, 2. Kirchenverfassung, 3. Ordensverfassung, 4. Verhältniß der Kirche zu den Staaten. Das zweite Buch ist selbstverständlich das inhaltreichste und bedeutendste. Der Verfasser gliedert es ab nach den beiden Ständen der Laien und Geistlichen; bei jedem der beiden Stände werden die Rechte und Pflichten besprochen; bei dem ersteren Stande werden dieselben um Taufe und Ehe gruppirt, bei letzterem um Weihe und Amtsgewalt. Wenn auch die gegebene Eintheilung nicht ganz von Schwierigkeiten frei ist, so hat sie doch den großen Vorzug von Einfachheit und Klarheit für sich. — Etwas mager, auch verhältnißmäßig, will uns die rechtliche Darlegung der Concordate auf nicht ganz zwei Seiten (S. 44—45) bedünken. In mehreren Partien gibt der Verfasser in ausgiebiger Weise die Aussprüche auch akatholischer Gelehrten an, um sie zu Gunsten der katholischen Kirche zu verwerthen. Für unsere Verhältnisse ist das interessant und nützlich; doch wäre hie und da eine Berichtigung in ein paar Worten wohl am Platze, da Ausdrücke akatholischer Männer meistens schielen; so in der Note 2 zu S. 6, wo das Recht der Kirche von A. v. Scheurl gar arg in „lediglich wesentliche innerkirchliche Verhältnisse" hineingebannt wird. Aus § 15 S. 15 ff. dürfte wohl der Leser in dem einen oder andern Punkte eine nur mangelhafte Idee von dem Rechte der Kirche sich bilden: wenn z. B. auch factisch der Vermögenserwerb der Kirche sich meist nach den Landesgesetzen richtet, so ist dieses doch nicht grundsätzlich der allein rechtliche Weg; grundsätzlich steht in der Hinsicht, auch gesetzgeberisch, die Kirche dem Staate nicht nach. — Am Schluß stellt der Verfasser zur Anbahnung des Friedens zwischen Kirche und Staat einige Punkte auf, welche eine wünschenswerthe Erleichterung in der sogenannten Maigesetzgebung schaffen würden. Relativ zu der bestehenden Vergewaltigung wären es immerhin Erleichterungen, aber als dauerhafte Institutionen würden sie die Kirche noch stark in Fesseln lassen; beachtungswerther als jener Vorschlag dünkt uns daher die nachfolgende Erklärung, daß die Herstellung vollen Friedens ein Zurückgreifen auf jene Verhältnisse erheische, wie sie vor dem Bruch mit dem der Kirche zugesicherten Rechte bestanden.

2. Anlage und Ausführung des an zweiter Stelle genannten Werkes lassen nach dem bis jetzt vorliegenden Theil auf ein sehr inhaltreiches und gelehrtes Kirchenrecht schließen. Der Verfasser theilt das ganze Werk in folgende Bücher: 1. Grundlegung, 2. Quellen des Kirchenrechtes, 3. kirchliche Verfassungslehre und 4. kirchliche Verwaltungslehre. Der I. Band soll die drei ersten Bücher, der II. das weitaus umfangreichere vierte Buch liefern. Die jetzt erschienene erste Hälfte des I. Bandes enthält Buch I und II. Nach einigen einleitenden Erörterungen über Recht und Rechtsbegriff wird im ersten Buch eine summarische Erklärung von der Kirche, ihrer Gewalt und Verfassung gegeben, um dann in größerer Ausdehnung das rechtliche Verhältniß

zwischen Kirche und Staat historisch darzulegen und bis auf die gegenwärtigen Verhältnisse der einzelnen Länder zu verfolgen. Das zweite Buch liefert eine theoretische Erörterung und eine geschichtliche Darstellung der Rechtsquellen.

Legen wir als Maßstab zur Beurtheilung des Werkes allein die Reichhaltigkeit des Stoffes und eine geordnete Gliederung an, dann werden wir, nach dieser Seite hin, voraussichtlich dem Ganzen einen der ersten Plätze unter den bestehenden Lehrbüchern des Kirchenrechts anweisen müssen: so sehr gibt der Verfasser auf gedrängtem Raum eine wahre Fülle von Stoff, vor Allem, was die geschichtliche Darlegung sowohl der kirchlichen Rechtsquellen als auch der Verhältnisse zwischen Kirche und Staat angeht. Ferner ist hervorzuheben, wie vollkommen der Verfasser — es schaut das fast aus jeder Zeile heraus — seinen Stoff beherrscht, und wie groß seine Vertrautheit mit der ganzen einschlägigen Literatur ist, von den größeren Werken angefangen bis hinab zu den Monographien und Aufsätzen in Zeitschriften, welche eine derartige Frage wissenschaftlich behandelt haben. Fast wortkarg, will derselbe bei der Darstellung seines Stoffes augenscheinlich nur die Substanz der Sache bieten. Die eingehendere Begründung von gar Manchem überläßt er entweder dem mündlichen Vortrag des Lehrers oder dem Privatfleiße des Lesers, der in den umfangreichen Anmerkungen zur Weiterförderung seiner Kenntnisse zahlreiche Winke findet und dem in der Literaturangabe eine kaum zu bewältigende Masse von Material geboten ist. Das ist der vom Verfasser selbst ausgesprochene Zweck der vielen Noten und Belege. Wir gestatten es uns, hier sogleich einen doppelten Wunsch anzuknüpfen. Bei der allgemeinen Literaturangabe in § 20 sind die katholischen und akatholischen Schriftsteller durch ein Zeichen unterschieden: es wäre gewiß erwünscht, überall statt der unterschiedslosen Vermengung der Autoren jene Kennzeichnung des confessionellen Unterschiedes durchgeführt zu sehen. Sodann will es uns scheinen, daß doch an mehr Stellen, als es geschehen ist, eine kurze Begründung zu geben am Platze gewesen wäre: es hätte das ohne erhebliche Vermehrung des Umfangs geschehen können; war aber dieser einmal nicht mehr zu überschreiten, dann möchte vielleicht Mancher eher noch eine kleine Einbuße an Erudition verschmerzt haben. Nehmen doch jetzt mehrmals die keineswegs unwidersprochenen oder unwidersprechbaren Ansichten des Verfassers zu sehr die Gestalt eines Axioms an. Beispielsweise S. 16 (Note 19) die Verwerfung des Satzes: cessante causa legis, cessat lex, S. 21 (Note 9) die Befehdung derer, welche eine bloß zweifache kirchliche Gewalt annehmen; S. 138 Note 4 die leichten Kaufs als „müßig" abgefertigte Frage, ob und in wie weit ein Gesetzgeber an seine eigenen Gesetze gebunden sei.

Doch das sind nur Ausstellungen von untergeordneter Bedeutung. Es ist ein anderer, schwerer in's Gewicht fallender Punkt, welcher uns hindert, dem bis jetzt erschienenen Theile des Handbuches unsere volle Anerkennung zu zollen. Der Verfasser ist in eine bedauerliche Voreingenommenheit gegen das Naturrecht festgebannt. Das Naturrecht als Rechtsquelle erklären, beruht nach ihm „bestenfalls auf Selbsttäuschung"; jedes Recht ist ihm „eine positive Norm" und zwar eine solche, die „die Einrede der Immoralität seiner

Satzungen nie gelten ließ" (S. 9). Diese Theorie legt sich in der That wie ein abblassender Hauch auf die sonst glänzenden Ausführungen des Werkes und beeinflußt zumal die Darstellung des ganzen langen Kapitels IV über das Verhältniß der Kirche zur Staatsgewalt. Das Naturrecht ist dem Verfasser nur mehr das Ideal, dem sich das positive Recht nähern oder mit dem es sich in Einklang setzen sollte. Uns aber — und wir sind dessen gewiß, ein vernünftiges Denken fordert diesen Satz — ist das Naturrecht nicht nur das Ideal, sondern das wesentliche Fundament und die Lebenswurzel jedes positiven Rechtssatzes, der, von dieser seiner Lebenswurzel losgelöst, alle Bedeutung und jede Rechtskraft verliert. Rechtskraft ist uns eben undenkbar ohne Verpflichtung im Gewissen und vor Gott; diese verpflichtende Kraft muß aber jeder positive Rechtssatz vom Naturrecht entlehnen. Darum ist ein positiver Rechtssatz, der zu etwas Unmoralischem anhalten wollte, eben nur ein Scheinrecht, in sich jeder Rechtskraft bar. In dem Sinne hat zweifelsohne Pius IX. die bekannten Gesetze irritae genannt. Wir können die höchst bedenklichen Worte S. 54 nicht zu den unserigen machen: „Jeder Macht (der kirchlichen und der staatlichen) eignet ihr Rechtsgebiet und können katholische Unterthanen nicht zugeben, daß ein von der kirchlichen Behörde für schlecht und nichtig erklärtes Staatsgesetz deßhalb kein Staatsgesetz sei, jene Erklärung hat vielmehr nur für den kirchlichen Rechtsbereich Geltung und umgekehrt." Nein, uns steht auch die Staatsgewalt zu hoch, als daß wir ihre Macht darauf beschränken sollten, mit Polizei und Büttel ihren Verordnungen Nachdruck zu geben; auch für sie und ihr Gesetz beanspruchen wir eine im Gewissen und vor Gott bindende Kraft. Darum müssen wir uns aber auch dagegen verwahren, irgend eine Verordnung als wirkliches Gesetz oder als Rechtsnorm anzuerkennen, welche mit den Forderungen des Sittengesetzes sich in Widerspruch setzt. Unrichtig ist, daß „Ethos und Recht außer allem Verhältnisse stehen" (S. 2). Eine unsittliche Verwendung eines Rechts läßt das Recht selber freilich noch nicht erlöschen, aber zu etwas Unmoralischem gibt es weder ein Recht, noch irgend eine Pflicht. Darum braucht die Geltung des Rechts noch nicht „vom Urtheil des subjectiven Gewissens abzuhangen" (S. 9 Note 4), wohl aber muß sie abhangen von der Übereinstimmung mit der objectiven Norm der Sittlichkeit. Daß es „nicht nur Rechtsgesetze gibt", räumen wir dem Verfasser gerne ein; aber jedes Rechtsgesetz ist wesentlich Gesetz, und deßhalb gehört die Frage „nach der Verbindlichkeit der Rechtsnorm im Gewissen" (S. 10) sehr wohl in das Gebiet, welches die wesentlichen Bedingungen auch der Rechtsgesetze berühren. Daß die Idee und Verfassung der Kirche positiv göttlichen Ursprungs ist (S. 21), und daß dieselbe nicht durch bloß naturrechtliche Theorien ihre richtige Erklärung findet, ist dem gläubigen Katholiken selbstverständlich. Aber deßhalb begehen diejenigen noch keinen Fehlschluß, welche, wie Bouix, Fürstbischof Aichner u. A., einem ungläubigen Staate gegenüber zum mindesten diejenigen Rechte für die Kirche fordern, welche ihr nach dem rein natürlichen Gesellschaftsrechte zustehen würden. Daß Christus, der göttliche Stifter der Kirche, ihr weit mehr und weit höhere Rechte gegeben hat, hebt jenes geringste Maß von natürlichen Rechten

nicht auf. Und selbst nach naturrechtlichen Grundsätzen leiten sich aus den von Christus förmlich festgesetzten Grundrechten der Kirche eine Menge Befugnisse ab, welche sehr wohl die göttlich-naturrechtlichen Befugnisse genannt werden können. — Wenn aber aus der Verschiedenheit der auch von kirchlich Gesinnten aufgestellten Theorien die Unmöglichkeit folgen soll, aus „sogenannten naturrechtlichen" Principien das Verhältniß zwischen Kirche und Staat klar und sicher zu entwickeln (S. 54, Note 15), dann muß man aus demselben Grunde jeder Wissenschaft Lebewohl sagen, weil in jeder und in jedem Zweige derselben vielfach verschiedene Ansichten auftreten.

Alle göttlich gegebenen oder aus ihr abgeleiteten Befugnisse und Rechte der Kirche sind der Wandelbarkeit entzogen. Wenn auch je nach Zeiten und Verhältnissen die Ausübung mancher derselben ruht, vielleicht auf lange hin ruhen kann oder gar ruhen muß: so ist damit ein Erlöschen dieser Rechte ebenso wenig vollzogen oder angebahnt, als je die Zeit kommen wird, in der die Pforten der Hölle gegen die Kirche und ihr Felsenfundament siegreich wären. Es ist daher auch ein mindestens mißverständlicher Satz, wenn S. 159 behauptet wird, „daß das Gebiet der kirchlichen Jurisdiction in immerwährendem Flusse begriffen war". Dem Worte Rechtsentwicklung wie Dogmenentwicklung eignet der Kirche gegenüber nur in sehr beschränktem Sinne eine richtige Unterstellung. Es kann daher auch arge Verwirrung in die Begriffe bringen, wenn in dem Buche der „Grundlegung", in welchem die für das Kirchenrecht giltigen Rechtsprincipien klargelegt werden müssen, für das ganze Gebiet des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat die verschiedensten und sich gegenseitig am stärksten widersprechenden Theorien fast nur nach ihrer geschichtlichen Erscheinung aneinander gereiht werden. Die wenigen kritischen Noten, mit welchen diese Darstellung begleitet wird, und die die mittelalterliche Idee in ein gar nicht günstiges Licht stellende Zeichnung können unmöglich den Leser über das unterrichten und das unterscheiden lehren, was nur thatsächliche Rechtsanmaßung seitens der Staatsgewalt und was wirkliches Recht für die Kirche war. Der Satz S. 41, mit dem der herrschende Geist des Mittelalters gezeichnet werden soll: „Oft handelte es sich (beim Grenzstreit) um Wahrung des Kirchenrechts, öfter um Durchsetzung kirchlicher Vorrechte", ist in seinem letzten Theile eine ganz unerwiesene Behauptung, besonders da der Verfasser die von ihm sogenannten „kirchlichen Vorrechte" dem „Kirchenrecht" gegenüberstellt. Und wenn der Verfasser S. 159 dahin zu verstehen wäre, daß die sogenannte „privilegirte Stellung", welche die Kirche innerhalb der einzelnen christlichen Staaten einnahm, ein solches Vorrecht sei, welches der Kirche als Geschenk von Seiten der Staatsgewalt zugeflossen: so müßten wir dem selbstverständlich entschieden widersprechen. Es ist die Stellung, welche die Kirche einnahm, eine so nothwendige Folge aus dem unmittelbar von Christus derselben übertragenen Rechte, daß Pius IX. den Satz (Syll. 30) verwerfen mußte: „Die Immunität der Kirche und der kirchlichen Personen leitet ihren Ursprung aus dem bürgerlichen Rechte her."

Wir beschränken uns auf diese Bemerkungen und bedauern es aufrichtig,

daß das Werk durch die von uns gekennzeichneten Ansichten des Verfassers für uns an seinem Werthe Einbuße erleidet. Die folgenden Bücher, so hoffen wir, werden wohl von diesen Ansichten unbeeinflußt bleiben und uns zur rückhaltlosen Empfehlung Anlaß bieten.

A. Lehmkuhl S. J.

Commentar zum Buche des Propheten Joel. Von Dr. **Anton Scholz,** Professor an der königl. Universität Würzburg. Gr. 8⁰. 92 S. Würzburg, Wörl, 1885.

Der Erklärer des Propheten Joel muß vor Allem zur Frage über die Zeit, in der Joel wirkte, Stellung nehmen. Da gibt es freilich eine bunte Musterkarte von Meinungen, die sich in die gewiß erkleckliche Zeit von 890 v. Chr. bis in die Machabäertage herab theilen. Doch die große Masse der Ausleger war bisher für ein hohes Alter des Joel, den man entweder der ersten Epoche des Königs Joas zutheilte oder zu einem Zeitgenossen des Propheten Osee machte. Im Jahre 1879 trat Ad. Merx mit einem Commentar hervor, der den angeblich alten oder fast ältesten Propheten zum jüngsten und letzten aller machte und ihn in die Zeit nach 445 setzte. Das Buch Joel selbst faßt Merx im apokalyptischen Sinne auf als eine Studie über die vorangegangenen Propheten und deren Verheißungen. Dr. Scholz ist gleichfalls überzeugt, daß Joel der nachexilischen Zeit angehöre; näher möchte er ihn den mit Esra Zurückgekehrten zutheilen, „unter denen er als Lehrer in der Synagoge in stiller Zurückgezogenheit an der geistigen Rückkehr seines sich neu constituirenden Volkes arbeitete" (S. 16). Die Gründe dafür findet Dr. Scholz in den Citaten Joels, in dessen Schreibweise, Sprache und im Inhalt und Zwecke des Buches. Diese Darlegung hat des Interessanten und Anregenden gar Manches, fordert aber auch in manchen Stücken die Kritik heraus. Die Sprache selbst z. B. soll die nachexilische Zeit verrathen (S. 10). Allein die dafür gebrachten Beispiele sind nicht stringent; z. B. das Niphal von היה findet sich auch im Exodus[1] und Deuteronomium, im Buche der Richter und Sprüchwörter; der Name Philisthäa steht auch im Exodus und bei Isaias; ein paar ἅπαξ λεγγ. für Gegenstände der Agricultur können nicht in's Gewicht fallen und brauchen auch nicht erst nach dem Exil aus Mesopotamien hergeholt zu sein. Wir sind in der Kenntniß der hebräischen Sprache noch lange nicht so weit, daß wir bestimmen könnten, dieses oder jenes Wort kann nur nachexilisch sein. In den uns erhaltenen spärlichen Resten der Sprache findet es sich *zufällig* nur in einer Periode; aber folgt daraus, daß es nur in dieser Periode existirte? Beachtung verdient, was Merx sagt: „So lange derselbe Psalm (2) von tüchtigen Hebraisten für davidisch (Ewald) und für maccabaisch (Hitzig) angesehen werden kann, soll man sich bewußt bleiben, daß diese sprachlichen Argumente in vielen Fällen ohne wirklich

[1] Ex. 11, 6 steht nahezu die gleiche Redensart, wie Joel 2, 2 mit Niphal von היה.

zwingende Kraft sind" (Prophetie des Joel, S. 3). Mit den „Citaten" Joels ist es auch eine eigene Sache. Dr. Scholz findet nahezu in jedem Verse eine Beziehung auf einen früheren Propheten; sogar Sätze, wie daß das Heuschreckenheer „meinen Weinberg zur Verwüstung machte und meinen Feigenbaum zum Reiserhaufen", sollen so aufzufassen sein, daß Joel nach Osee, Jeremias und Ezechiel unter Weinberg eben Israel verstehe. Zu diesen und ähnlichen Erklärungen ist Dr. Scholz gedrängt, weil er vom Anfange an die Heuschreckenplage und die Dürre so auffaßt, daß Joel zwar an Vorgänge seiner Zeit anknüpfe, aber trotzdem gleich beide Plagen als mit den Eigenschaften des letzten Feindes und der letzten Drangsal ausgerüstet beschreibe. „Die Heuschrecken, die Völker, der Nördliche sind der bekannte letzte Feind" (S. 58). Daher ist, wie mehrmals versichert wird, der erste Theil der Prophetie absichtlich räthselhaft und dunkel gehalten; Joel wählt absichtlich Zweideutigkeiten und läßt es bei seinen Hörern oder Lesern zu keiner bestimmten Auffassung kommen, bis endlich im letzten Kapitel „die Erklärung des Gesagten" gegeben wird. Auch dieses Kapitel beschreibt schon in seinem ersten Theile trotz der speciellen Anklagen gegen Phönizier und Philister, die mit den von Amos erhobenen Beschwerden doch große Ähnlichkeit haben (vgl. Amos 1, 6—12), „den letzten Act der Weltgeschichte"; freilich so, daß mit V. 9 die Beschreibung von vorne anfängt (S. 76. 84). Ebenso ist dem Herrn Verfasser das et erit post haec u. s. f. trotz des p o s t h a e c mit dem vorausgehenden Abschnitt parallel verlaufend.

Da für den von P. Cornely in Angriff genommenen Cursus S. Scripturae der Commentar zu den kleinen Propheten, der im Manuscript fertig ist, wohl im nächsten Jahre bei Lethielleux in Paris erscheinen wird, so wird es hier nicht nöthig sein, in eine nähere Besprechung der Scholz'schen Auffassung einzugehen. Sie ist im Commentar gegeben, auf den wir den Leser unterdessen verweisen. Hier sei nur noch bemerkt, daß das Buch des Dr. Scholz manche treffende und feine Bemerkung enthält, mit großer Akribie, besonders für die sprachliche Seite des Phropheten und für die Vergleichung mit den anderen Propheten, gearbeitet ist und daher auch für das Studium der übrigen Propheten manchen Gewinn abwirft. Freilich wird man auch da manchmal ein Fragezeichen zu machen haben. Ob wohl das Daniel'sche occidetur Christus . . . deficiet hostia et sacrificium (9, 26. 27) endgeschichtlich zu erklären ist von dem großen Abfall, in dem das messianische Reich zu verschwinden und unterzugehen scheint (= occidetur Christus?), und vom Aufhören des neutestamentlichen Opfers (S. 38. 74)? Dabei wird dann Dan. 9, 25: et rursum aedificabitur platea et muri in angustia temporum, vom Auf- und Ausbau des messianischen Reiches, d. h. von der ganzen Zeit des Bestandes der Kirche erklärt. Räthselhaft klingt auch der Satz: „Unfraglich der schlimmste Feind ist der, welchem in Folge der Sünden nach dem Gerichte der Mensch von seinem Tode bis zur Auferstehung oder zu seiner Auferstehung überliefert wird" (S. 13), und was S. 74 damit zusammenzuhängen scheint.

J. Knabenbauer S. J.

Grundlinien der Philosophie als Aufgabe, Geschichte und Lehre zur Einleitung in die philosophischen Studien. Von Dr. **Paul Haffner.** Mainz, Franz Kirchheim. I. Grundlinien der Aufgabe der Philosophie. 8°. 328 S. Preis: *M.* 3.30. — II. Grundlinien der Geschichte der Philosophie. 8°. 1136 S. Preis: *M.* 12.40.

Zweck des vorliegenden Werkes ist es, in weiteren Kreisen zu philosophischen Studien anzuregen, vorzubereiten und einzuführen. Mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Gegenwart hält zunächst der hochw. Herr Verfasser mit Recht eine Verständigung über die (wahre und gesunde) Philosophie für ein dringendes Bedürfniß und wendet darum seinen aufmerksamen Blick nach drei Richtungen hin. Er schreibt:

„1. Vor Allem ist es nothwendig, die Aufgabe der Philosophie in ihren Grundlinien zu zeichnen. Mit dem Worte Aufgabe fassen wir alles zusammen, was die Philosophie ihrem Begriffe gemäß zu sein, zu thun, zu werden bestimmt ist; also nicht bloß das Problem, das sie zu lösen, oder den Gegenstand, den sie zu erstreben und darzustellen hat, sondern auch die Methode, in welcher sie dieses zu leisten vermag, und die Ordnung, in der sie sich zu entwickeln hat; eben darum auch die Stellung, welche sie inmitten des geistigen Lebens einnimmt.

2. Die Philosophie ist aber nicht eine Aufstellung des gegenwärtigen Augenblickes, welche ihren Vollzug erst in der Zukunft zu finden hat. Sie ist eine Thatsache der Geschichte. Eine Verständigung über die Philosophie muß darum auch die historische Gestalt der Philosophie in's Auge fassen und muß wenigstens die Grundlinien der Entwicklung angeben, welche dieselbe im Laufe der Jahrhunderte gefunden und deren Verlauf die Geschichte uns aufbewahrt hat.

3. Endlich ist die Philosophie eine Lehre. Sie hat einen bestimmten Gehalt an Wahrheiten, welche Gegenstand und Ergebniß ihrer Untersuchung sind. Wenn, wie wir zeigen werden, ihre Aufgabe in der Natur des Menschen mit Nothwendigkeit begründet ist, und wenn alle Völker und Jahrhunderte an ihrer Lösung arbeiteten, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß auch ein bestimmter, wesentlicher und bleibender Lehrgehalt in ihr erwachsen ist. Auch dieß haben wir in's Auge zu fassen, wenn wir in der Einleitung den Versuch machen, eine eingehendere Verständigung über die Philosophie zu erzielen."

Aus diesen kurzen Sätzen dürfte klar geworden sein, daß die Aufgabe, Geschichte und Lehre der Philosophie nach Auffassung des geistreichen Herrn Verfassers nicht sowohl drei Unterabtheilungen einer Arbeit, als vielmehr drei verschiedene, sich ergänzende und erläuternde Arbeiten über einen und denselben Stoff bezeichnen; damit ist auch jedes Bedenken über die anscheinend häufigen Wiederholungen in völlig genügender Weise beseitigt.

Sehen wir uns jetzt die beiden vorliegenden Theile etwas näher an.

1. Die Grundlinien der Aufgabe der Philosophie beginnt der Herr Verfasser seinem Programm entsprechend damit, daß er einen allseitig erschöpfenden Begriff von der Philosophie zu gewinnen sucht. In treuem Anschluß und

steter Rücksichtnahme auf die concrete Menschennatur gelangt er zu dem Resultat: „Als Vorstufe der übernatürlichen Erkenntniß des Glaubens und als Vorgeschmack ihrer Vollendung in der ewigen Seligkeit ist die Philosophie ein dem menschlichen Geiste von Gott gegebenes, von Natur aus vorgeschriebenes, darum unabweisbares Streben nach Verähnlichung mit der göttlichen Weisheit und nach Vereinigung mit Gott, als der höchsten, absoluten und ersten Wahrheit“ (Kap. 1). Der Gegenstand der Philosophie wird in Kap. 2 eingehend und genau bestimmt. Kapitel 3 bespricht die Quellen der philosophischen Erkenntniß, die Principien der Philosophie und die verschiedenen Verfahren bei der philosophischen Untersuchung, endlich das Verhältniß der philosophischen Forschung zur Auctorität. Nachdem dann in Kapitel 4 die verschiedenen Eintheilungen und Anordnungen des philosophischen Stoffes geprüft worden, zeigt uns Kapitel 5 mit warmer Beredsamkeit in der wahren, echten, christlichen Philosophie die Grundlage der idealen, sittlichen und religiösen Bildung des Menschen. Sollen wir nach dieser kurzen Inhaltsangabe, welche den Reichthum des verarbeiteten Stoffes mehr ahnen als überblicken läßt, unsern Eindruck und unsere Ansicht kurz zusammenfassen, so verdienen die einzelnen Kapitel der Reihe nach unsere volle Anerkennung wegen der geistig tiefen Auffassung, der maßvollen Ruhe, der meisterhaften Gruppirung, durchsichtigen Klarheit und aufrichtigen Begeisterung, und wir bedauern nur, die erwähnten Vorzüge nicht durch ausführlichere Belegstellen aus den betreffenden Kapiteln augenscheinlich beweisen zu können. Eine oder die andere jedoch dürfen wir nicht unterdrücken. So heißt es z. B. im Schlußkapitel über den Einfluß der Philosophie auf das religiöse Leben des Menschen:

„Daß eine Wissenschaft, welche Gott läugnet, welche das geistige Leben des Menschen verkennt, welche nur für die niederen Werke der materiellen Technik Sinn hat: daß eine solche Wissenschaft das religiöse Leben aufheben muß, ist unbestreitbar . . . Um zu beten, muß man einen geistigen Gott erkennen und selbst seines geistigen, vernünftigen und freien Lebens sich bewußt sein. Daß Lessing, Kant und Schleiermacher nicht beteten, hat David Strauß zu beweisen sehr überflüssig sich bemüht. Man kann sich mit Bitten nicht an eine mit Nothwendigkeit wirkende allgemeine Vernunft wenden; noch an ein subjectives Ideal, dem die Realität fehlt; am allerwenigsten kann man zu sich selbst beten und die Schöpfung des eigenen frommen Gefühls anrufen. Nur ein objectiv realer persönlicher Gott kann Gegenstand des religiösen Strebens sein.“ — „Man kann Gott nicht erkennen, ohne ihn zu lieben. Darum ist die philosophische Betrachtung Gottes die natürliche Schule der Gottesliebe. Die Betrachtung der Eigenschaften Gottes wie seiner Werke muß nothwendig das Gemüth ergreifen und es zur Liebe desjenigen emporheben, den zu genießen des menschlichen Geistes höchster Vorzug und größte Glückseligkeit ist . . . Der gebildete Philosoph kann auch aus diesen abstracten Begriffen die Liebe Gottes schöpfen, und erst recht aus diesen, wie der Stahl aus dem Kiesel das hellste Feuer schlägt. Wer immer mit Ernst die Begriffe der unendlichen Vollkommenheit, Wahrheit, Güte, Schönheit betrachtet, wird finden, daß sie im höchsten Maße geeignet sind, das mensch-

liche Gemüth zur Liebe Gottes zu entzünden. — Die innige Verwandtschaft, in welcher die philosophische Bildung mit der religiösen steht, ist in der katholischen Kirche stets festgehalten worden. Die größten Heiligen der Kirche waren nicht zum geringsten Theile die Meister der philosophischen Bildung . . . Die Orden der katholischen Kirche haben stets die Übung der Frömmigkeit mit der Pflege der philosophischen Wissenschaft vereinigt."

Solche Worte thun jedem edlen Herzen wohl und können ihren Zweck nicht verfehlen. Darum sind wir der Überzeugung, daß der hochw. Herr Verfasser in diesem ersten Theil seines Werkes sein „wesentlich praktisches", und wir dürfen hinzusetzen, wirklich apostolisches Ziel vollständig erreicht hat.

In den Grundlinien der Geschichte der Philosophie ist zunächst mit Rücksicht auf den maßgebenden Zweck der Arbeit ein überaus reichhaltiger Stoff behandelt; besonders ist die Patristik und Scholastik relativ sehr ausführlich und mit einer gewissen wohlthuenden Vorliebe dargestellt. Die Charakterzüge der Hauptperioden wie auch der wichtigeren Unterabtheilungen sind durchweg richtig erfaßt; dieselben werden jedesmal in kurzen, scharfgefaßten Thesen den einzelnen Abhandlungen vorausgeschickt und dann eingehend dargelegt und erwiesen. Überhaupt versteht es der hochw. Herr Verfasser meisterhaft, durch klares Urtheil, geeignete Gruppirung und maßvollen Ausdruck den eigenthümlichen Geist jeder philosophischen Richtung kurz und überzeugend zur Anschauung zu bringen. So wird jeder billig denkende Leser gern dem Gesammturtheil über die antike Philosophie beistimmen: „Fassen wir alle diese Gesichtspunkte zusammen, so wird unser Urtheil über das Ergebniß der antiken Philosophie nach keiner Richtung hin ein absolutes sein. Wir werden anerkennen, daß sie mit hoher Energie ihr wahres Ziel erfaßt und sich ihm zugewendet habe, es aber festzuhalten nicht vermochte; daß sie die Principien der Vernunftwahrheit wohl zu finden, aber dieselben nicht zu behaupten im Stande war; daß sie die heidnische Religion durchbrach, aber nur, um zu ihr wieder zurückzukehren" (S. 256). Über die Scholastik äußert sich Dr. Haffner sehr richtig dahin: „Mit Unrecht wird behauptet, die Scholastik mache wahre philosophische Forschung unmöglich, indem sie diese der Lehrauctorität der Kirche unterordne. Ebenso falsch ist die entgegengesetzte Anklage, die Scholastik zerstöre die Glaubenswahrheiten, indem sie dieselben aus der Vernunft beweise." — Nicht bloß geistreich, sondern tief wahr und im Verlauf des ganzen Werkes wohlbegründet ist es, wenn nach der Auffassung des hochw. Herrn Verfassers Christus als Mittelpunkt aller menschlichen Culturentwicklung, gewissermaßen als Achse der Weltgeschichte erscheint. Darum schon dürfte denn auch der Schlußsatz des Ganzen nicht zu kühn sein, wo es heißt: „Diese eine, allgemeine und permanente philosophische Wissenschaft steht in ihren, mit den Wahrheiten des christlichen Glaubens zusammenhängenden Principien unerschütterlich fest; muß aber in ihren einzelnen Theilen wie in ihrer Gesammtordnung eine stetige Vervollkommnung finden, und insbesondere in der Gegenwart, alle wahren Ergebnisse der neueren Wissenschaften sich aneignend, alle falschen Anschauungen überwindend, sich erneuern." Leider ist besonders der zweite Theil des vor-

liegenden Werkes reich an Druckfehlern und anderweitigen Ungenauigkeiten. Dieselben verrathen eine übergroße Eilfertigkeit, welche bei den vielen andern Berufsarbeiten des für alles Gute rastlos thätigen Herrn Verfassers allerdings wohl zu erklären ist, aber doch bei der Wichtigkeit des Werkes zu bedauern bleibt. Da indeß dieser Punkt schon von anderer Seite des Näheren beleuchtet wurde, wollen wir hier nicht weiter darauf eingehen. Wir schließen vielmehr mit dem Wunsche, daß dem Werke ob seiner hohen Vorzüge eine recht günstige Aufnahme zu Theil werden möge.

Th. Brühl S. J.

1. **Kripplgsángl und Kripplspiel** in der oberösterreichischen Volksmundart. Gesammelt und herausgegeben von P. **Sigmund Fellöcker,** k. k. Schulrath, Geistlicher Rath, Prior des Stifts Kremsmünster. 1.—6. Bändchen. 12°. Linz, Haslinger, 1880—1885. Das Bändchen zu 120—128 S. à 80 *Pf.*
2. **Allálai christligö Gsanger und Gspiel** in der oberösterreichischen Volksmundart. Herausgegeben von P. **Sigmund Fellöcker,** k. k. Schulrath &c. Erstes Bändchen. 12°. 256 S. Linz, Haslinger, 1883. Preis: *M.* 2.

Während man früher unsere deutschen Volksmundarten höchstens zum Ausdrucke bäuerischer Rohheit geeignet hielt und sich mit der Hoffnung tröstete, dieselben baldigst durch die „Sprache der Gebildeten" verdrängt zu sehen, hat die neuere Zeit, namentlich seit den Triumphen Fritz Reuters, denselben ein reges Interesse zugewandt, und dürften wir kaum irren, wenn wir solches auch bei unsern Lesern für die oben zur Kenntniß gebrachten oberösterreichischen Dialektdichtungen voraussetzen. Diese Poesien sind aber noch unter einer andern Rücksicht höchst interessant; denn sie sind ein köstlicher und einziger Beleg für das schöne Eichendorff'sche Wort: Wer einmal wahrhaft jung gewesen, der bleibe es zeitlebens. Welch jugendfrisches poetisches Leben und Weben, welch übersprudelnden Humor und zugleich welch ungeschminkte Frömmigkeit bergen nicht — das bekunden diese Gsángl und Gspiel — die anscheinend altersgrauen Stifte des oberen Österreich, das 800jährige Reichersberg und das uralte Cremifanum (Kremsmünster), das vor bald zehn Jahren seinen 1100jährigen Geburtstag gefeiert hat!

Zum Verständnisse vieler der Dichtungen ist es nothwendig, kurz der Veranlassung zu erwähnen, welche die meisten dieser Lieder in's Dasein rief. Zu Weihnachten 1842 hatte der hochw. Herausgeber zum ersten Mal den „Christbaum als Schulfest" in der damaligen kaiserl. königl. Hauptschule zu Kremsmünster veranstaltet, eine Feier, die bald selbst über die Grenzen Oberösterreichs hinaus Beifall und Nachahmung fand. Dem wachsenden Bedürfnisse nach passenden Declamationsstücken für diese Feier verdanken wir zunächst P. Fellöckers „Weihnachtskränze aus Dichtungen aller christlichen Jahrhunderte", Münster 1848. Bald wurden Gedichte in der heimathlichen Mundart beliebt; Freunde von Nah und Fern steuerten bei und

entfalteten so reiche dichterische Thätigkeit, daß der hochw. P. Prior den Plan faßte und ausführte, dieselben in einen poetischen Bund, den „Sternsinger-Bund", zu vereinigen. Seinen Namen führt dieser von der verbreiteten Volkssitte, nach welcher am Feste der Erscheinung des Herrn drei Burschen, deren einer einen Stern an einer Stange trägt, von Haus zu Haus ihre Lieder singen. Die poetischen Erzeugnisse dieses volksthümlichen Bundes liegen vor in den bisher erschienenen 6 Bändchen „Kripplgsángl" und dem einen Bändchen „Allálai christligö Gsanger".

Weitaus der fruchtbarste unter den Sternsingern ist der hochw. Herr Eduard Zöhrer, Chorherr des Stiftes Reichersberg, Pfarrvicar von St. Lambrechten im Innkreise. Von den 6 Bändchen Weihnachtsliedern fällt ihm jedesmal der Löwenantheil zu, während das erste Bändchen vermischter Gedichte sein ausschließliches Eigenthum ist. „Dá Sternsingá Veitl", dieß ist der Bundesname Zöhrers, ist, wenn er auch nach Obigem nicht alt werden kann, doch auch nicht gerade jung, steht vielmehr schon im 76. Lebensjahre. Manchmal spielt der Dichter auf seine hohen Tage an, am rührendsten wohl in dem schönen Schlußliede des fünften Bändchens Kripplgsángl:

O Muettá dá Barmherzikeit!
As kimmt gen bald zán löſten Streit;
i bitt di, laß mi nöt in Stih,
dábarm di meiná, bitt für mi.

Denn bittáſt nöt, wie wur s mit mir?
Nöt zháſtö guet, ás grauſt má ſchier.
Ausgſtrichá láár bin i; han nix
zán Schulden zahln ö máná Büchſ.

Wann s d bittſt für mi (das hoff i ſchon),
aft macht mi s Christkind los dávon:
„Se!" ſait s, „das nimm und ſchau dá dráſ,
Dös Schlüſſerl ſpörrt 'n Himmel áf!"

Dábarm di meiná, bitt für mi,
i bitt di, la mi nöt in Stih!
O ſteh má bei in löſten Streit,
du Muettá dá Barmherzikeit!

Neben dem Chorherrn von Reichersberg finden wir mit Beiträgen vertreten die Benedictiner PP. Marcus Holter und Alexander Oberneder von Kremsmünster, Maurus Lindemayr von Lambach, den Prämonstratenser Cajetan Koglgruber, Chorherrn des Stiftes Schlägl und mehrere Herren aus dem Weltklerus. Aber auch Männer aus dem Volke finden wir, einen Gärtner zu Steyr, einen Schmiedmeister aus Ischl und zwei Kremsthalerinnen, die erste Kreuzschwester zu Linz, die andere „Maierin" auf einem stiftischen Maierhofe. Der Leser sieht, daß er es nicht mit Poesie für's Volk, sondern mit solcher aus dem Volk zu thun hat, und wird uns gewiß Dank wissen, wenn wir ihm ein Gsángl von der „zweiten Kremsthalerin" als Probe mittheilen.

Kind:

Was gibts denn heunt bonn Kripperl [ent?
As wimmelt alls bonn Stall.
Wö ſánd denn wiedá d Leut zamgrennt?
Mir kám gen s Zibern bal.

Du, tragnt uns öppá d Engeln zlötzt
dös göttlö Kind dávon,
áf dös má s ganz Vátraun ham gsötzt?
Auweh! leicht ſtiribts ſchon?

Muedá:

Nán, nán! dár achtö Tag is heunt:
Sán Nam hat s Kinderl gkriegt!
der leuchtt, daß má, wann d Sunn nöt
'n Wög zán Himmel ſiegt. [ſcheint,

Dá ſüeßö Namen Jesus is
dá wahrö Gnadenquell,
und rueſſt 'n an, ſá kriegſt á gwiß,
was d brauchſt für Leib und Seel.

Wár Jesus nöt dá Gnadenbrunn,
nöt s ewö Liecht, mein Kind! —
was nutzát uns dort obmát d Sunn?
Mir blieben matt und blind.

Inn Finstern und inn Trüeben fischt
ga gern dá bösö Feind:
kain Wunna, daß á viel dáwischt,
wo s ewö Liecht nöt scheint.

Das Gnadenbründerl wascht uns a
und reinigt unsá Seel,
und gehngán má denn Liechtl nah,
sá segn má klar und hell.

Alle:

Das Liecht, dein Nam, o Jesukind!
das zaigt dö rechtö Bahn;
du gehst voran, mir folgn dá blind,
ganz sichá sámmá dran.

O süeßá Namen Jesus! scheinn —
o Gnadenbründerl! rinn
in unsá Seel; aft bleibn má reinn
und s Sterbn is unsá Gwinn.

Ja, wann dös lötztö Stündl schlagt —
trotz Teufels Trug und List
dár allálötztö Seufzer sagt:
Gelobt sei Jesus Christ!

Von dem reichen Inhalt der Kripplgsángl ist schwer eine Idee zu geben, denn sie lassen sich nun einmal nicht rubriciren. Das einzige Gemeinsame, was sie haben, ist eben, daß sie in irgend einer oft nähern, oft entferntern Weise auf die Krippe Bezug nehmen und abwechselnd bald den Humor, bald die tiefe Gefühlswelt des Volkscharakters zum Ausdruck bringen. Rührend ist z. B. das Spiel C † M † B † von Cajetan Koglgruber, heiter „'n Störzenpederl sein Standeswahl“ von P. Oberneder. Maurer möcht' er wohl werden, fürchtet aber das Fallen; Müllerjunge wär' recht, müßt' er nur nicht so viel Staub schlucken; Bäcker noch besser, wenn nur das Aufstehen nicht wäre. Schließlich wird der Ausschlag dem Christkind anheimgegeben, das sich dafür entscheidet, daß Pederl á Sternsingá werden soll. Dabei ist — beiläufig gesagt — die Form keineswegs vernachlässigt, sondern durchgehends wohl, oft meisterlich gehandhabt. Verse wie die folgenden lieblichen Zeilen Zöhrers mögen es bezeugen:

Und da sausent
nach dö Tausend
Schwálberl einá, göbnt 'n Kind
grüenö Zweigerl,
blawö Veigerl,
Röserl, wie má s selten findt.

Zärtlö lispelnt s,
lieblö wischpelnt s,
sitzent iehm áf d Händt und Knie.
Thánt iehm schmeicheln
bis s ös streicheln
thuet und deutt: „I han eng lie.

„Singts fein s Liederl
vo mánn Müederl,
grüeßts uns freundlö allö Leut!“ —
Und dö Tausend
Schwálberl sausent
übá s Möör, Gott waiß s wie weit.

Der Inhalt des ersten Bändchens vermischter Gedichte gruppirt sich also: Als Einleitung: Was und wie má singá wölle (S. 1—8). — 1. Unschuldigö Scherz (S. 9—124). Hier kommt ein ganz unverwüstlicher Humor zu seinem Rechte. Wer in Zukunft die Klöster noch als Stätten der Kopfhängerei und Stelldichein von Duckmäusern verschreien will, gegen den beantrage die Staatsanwaltschaft, daß er die „Unschuldigö Scherz" zwangsweise in's Hochdeutsche übertrage. Übrigens hat die „Innvierteler Volkszeitung" (1883, Nr. 47) Recht, wenn sie sagt: „Selbst denjenigen Gedichten Zöhrers, die mehr zur bloßen Unterhaltung dienen sollen, liegt nicht ein unschuldiger Scherz allein zu Grunde, sondern es ist meistens noch ein edler Kern und eine höhere Tendenz darin verborgen." — 2. A christligs Haus (S. 126—180). — 3. Die christlö Jungfrau (S. 181—253). In Aussicht genommen sind dem Vernehmen nach: 2. Band: Fürsehung Gottes, Gricht Gottes, Christligö Tugenden; 3. Band: Unchristlögs (Unarten und Laster); 4. Band: Dá Heiland und unsá liebö Frau, Allö liebe Heiligen; 5. Band: Gebet und Gnad, Tod und Ewikeit.

Gedichtet sind die Lieder natürlich nicht von vornherein nach diesem Plane, sind vielmehr (wie immer echter Dichter Weise ist) bald hier bald da wie Blumen aufgeblüht. Erst des kundigen Gärtners Hand hat, Form und Farben geschickt vertheilend, sie zum prangenden Blüthenstrauße vereinigt. Dem freundlichen Gärtner und den wackeren Sängern ein herzliches Vergelt's Gott und ein kräftiges Glück auf!

G. M. Dreves S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die christliche Philosophie, verglichen mit einigen philosophischen Systemen der Neuzeit. Von Dr. phil. Eugen Kadeřávek. 8⁰. 118 S. Olmütz, 1885. Preis: *M.* 1.80.

Der Herr Verfasser richtet die Schrift zunächst an seine frühern Schüler. Er nennt sie einen Widerruf, da er früher die Herbart'sche Philosophie empfohlen habe: dazu kann ihn nur das reine, aufrichtige Streben nach Wahrheit veranlaßt haben, welches sich auch in dem ganzen Buche klar ausspricht. Dasselbe verdient indessen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Der Kant'schen, Herbart'schen und Comte'schen Philosophie wird die scholastische oder christliche Philosophie gegenübergestellt. Das ist gewiß ein ebenso umfangreicher als wichtiger Gegenstand. Eine vollständige und umfassende Darlegung desselben läßt sich unmöglich auf kaum mehr als hundert Seiten geben. Das ist auch nicht der Zweck des geehrten Verfassers. Aber ein jeder, den die moderne Philosophie nicht zu befriedigen vermag, wird hier doch immerhin Auskunft erhalten, um sich zurechtzufinden. Zu diesem Zwecke reicht die kurze Schrift vollständig aus. Der

Stil ist nämlich nicht nur klar und anziehend, sondern auch außerordentlich kurz und gedrängt, so daß man wohl kaum über die genannten philosophischen Systeme etwas so Gründliches und Gediegenes auf so wenigen Seiten anderswo finden möchte. Andere wünschen früher erworbene philosophische Kenntnisse wieder aufzufrischen. Zum Studium größerer Werke lassen ihnen ihre Berufsgeschäfte nicht die hinreichende Zeit. Wem sollten nicht einige wenige Stunden zu Gebote stehen, um die vorliegenden Abhandlungen durchzulesen? Wir sind überzeugt, er wird sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß dasselbe Werkchen zugleich in böhmischer Sprache erschienen ist.

Enchiridion philosophiae seu disciplina humanae rationis ad scientiam veritatis comparandam. Pars I, complectens Logicam universam, auctore Fr. Satolli, Socio Acad. Rom. S. Thom. Aquin. 8°. 270 p. Brunae 1884. Typis et sumptibus Pontificiae Typographiae O. S. B. Raihrad. Preis: *M.* 4.

Das Buch steht ganz auf dem Boden der alten Scholastik. Der Herr Verfasser behandelt nach Art der Alten und besonders im Anschluß an die umfangreichen Commentare des hl. Thomas das sogenannte Organon des Aristoteles in 37 Vorlesungen. Verdient nun auch die wahre und innige Vorliebe und Begeisterung für die großen Leistungen der großen Vorfahren in der christlichen Philosophie unsere volle Anerkennung, so dürfte es doch im Interesse sowohl der wahren Wissenschaft, als auch der großen Zeitbedürfnisse weniger zu empfehlen gewesen sein, sich mit der einfachen Wiedergabe der guten Lehre von ehedem fast ganz zu begnügen. Erstere nämlich wünscht, daß man auch die Errungenschaften späterer Zeit nicht übersehe; daß aber solche auch auf dem Gebiete der Logik gemacht worden, dürfte wohl außer Zweifel stehen. Letzteren dagegen entspricht man nur vollkommen, wenn man, übrigens ganz nach dem Vorbild der Scholastik, der positiven Lehre die gründliche Widerlegung der einschlagenden Irrthümer bezw. Schwierigkeiten folgen oder vorausgehen läßt. Mancher Lehrer, welcher seinem Unterrichte durch praktische Richtung Einfluß und Interesse, ja Geist und Leben verleihen möchte, wird es darum wohl bedauern, selbst wichtigere und zeitgemäße Controversen gänzlich aus dem vorliegenden Handbuch verbannt zu sehen. — Aus dem Zweck des Werkes, weniger dem Selbstunterricht als dem Professor zum Leitfaden bei seinen Vorträgen zu dienen, läßt es sich rechtfertigen, daß, wie auch die Vorrede schon erwarten läßt, der Stoff oft eher nur angedeutet als eigentlich dargelegt wird. Dieselbe Rücksicht mag den Herrn Verfasser auch bestimmt haben, die jetzt mehr beliebte genau systematische Eintheilung in Titeln und Überschriften zu unterlassen, den Stoff einfach nach Lectionen abzutrennen und den Zusammenhang in den Einleitungen der einzelnen Lectionen darzulegen. Das Gesagte soll, um das ausdrücklich hervorzuheben, keineswegs den Werth der vorliegenden Arbeit herabdrücken, sondern wir wollten nur mit Rücksicht auf die folgenden Bände einige wohl nicht ganz unberechtigte Wünsche ausgesprochen haben.

Supplementum ad Breviarium Romanum, complectens officia a superiori saeculo usque ad hunc diem a S. Sede edita praemisso officio B. M. V. per annum. Accedunt duae tabulae ex rubricis generalibus reformatis excerptae necnon Psalmi aliaque communia ad horas canonicas commodius recitandas. Editio altera a Rmo.

Ordinariatu Augustano approbata. 8°. 419 et 84 p. Campoduni, Koesel, 1885. Preis: *M.* 6.

Die Kösel'sche Firma für liturgischen Verlag, die mit ihrem Ursprunge als „fürstäbtliche Druckerei" bis in das sechzehnte Jahrhundert hineinreicht, ist auch heute noch erfolgreich bemüht, den Anforderungen der Zeit in würdiger Weise zu entsprechen. Wie wir vor zwei Jahren das neue „Officium hebdomadae sanctae" empfehlend anzeigen konnten, so haben wir jetzt auf ein für alle Brevierbeter wichtiges Verlagswerk aufmerksam zu machen. Das vorliegende „Supplementum", in gleicher Ausstattung und in gleichem Format mit dem 1879 erschienenen vierbändigen Brevier und dem „Officium hebdomadae sanctae", enthält außer den allerneuesten Officien und den verbesserten Lectionen auch die übrigen, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts für die ganze Kirche eingeführten, sowie manche seit jener Zeit für einzelne Länder concedirte Officien. In einem Anhang, der auch separat für 70 *Pf.* käuflich ist, folgen die Votiv-Officien. Der übrige Inhalt ist aus dem Titel ersichtlich. Den Besitzern älterer Breviere wird somit das „Supplementum" eine recht willkommene Gabe sein.

Die Aachener Männer-Congregation in ihrem Leben und Wirken. Den Marianischen Congregationen und katholischen Männern gewidmet von Kaplan Watermann, Präses der Männercongregation. 12°. VIII u. 232 S. Aachen, Alb. Jakobi, 1885. Preis: 50 *Pf.*

Im Hinblick auf das noch andauernde Congregations-Jubeljahr sind über Wesen, Bedeutung und Geschichte der Marianischen Congregationen oder Sodalitäten manche trefflichen Schriften publicirt worden. Zu allen diesen Publicationen liefert das vorliegende Büchlein einen höchst gelungenen Commentar. Der verehrte Verfasser, seit Jahren selbst Präses der Männercongregation, deren Thätigkeit er schildert, hat den von unserm Heiligen Vater Leo XIII. wieder dringend empfohlenen Congregationsgedanken mit klarem Verstande erfaßt und mit großem Eifer und schönem Erfolg in der ihm anvertrauten Congregation gehegt. Nunmehr bietet er uns ein Bild concreter Wirklichkeit, dessen locale Färbung das Interesse für Congregationen nicht abzuschwächen, sondern zu heben geeignet ist. Auch die an und für sich bedeutungslosen Umständlichkeiten, deren hie und da in dem Büchlein Erwähnung geschieht, dürften das Ihrige dazu beitragen, um zu zeigen, wie sich die Thätigkeit einer Marianischen Männercongregation in der Bevölkerung einer größeren Stadt, zum Theil Fabrikstadt, gestaltet. Leicht wird der bedächtige Leser das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden; er wird bestätigt finden, daß sich das Wesentliche einer Marianischen Congregation (Vereinigung von Standesgenossen zu ausgeprägt katholischem Lebenswandel und apostolischem Seeleneifer) mit größter Leichtigkeit den verschiedensten Verhältnissen des heutigen Lebens anzuschmiegen vermag, ohne etwas von seiner Bedeutsamkeit einzubüßen; er wird in der Marianischen Congregation ein höchst zeitgemäßes Mittel erkennen, womit in unseren Tagen dem religiösen Leben — namentlich der Männerwelt — in wirksamster Weise aufgeholfen werden kann. Die Idee, welche sich in der Marianischen Congregation verkörpert hat, ist in sich fest, bestimmt, einfach, unwandelbar; aber in ihrer Anwendung auf die verschiedenen Stände erweist sie sich als biegsam und entwicklungsfähig zu bunter Fülle. Vor uns haben wir das Bild einer Congregation für Bürger und Arbeiter. Anderweitig hat auch in den höheren Schichten der Männerwelt der Congregationsgedanke zu verschiedenen Zeiten seine Kraft glänzend

bewährt. Vorliegendem populär geschriebenen Büchlein wünschen wir die weiteste Verbreitung, zunächst im deutschen Klerus. Der außerordentlich niedrige Preis wird dazu gewiß beitragen.

Geschichtsbild des deutschen Volksliedes, in Wort und Weise dargestellt und erläutert von Benedict Widmann. 8°. 122 S. Leipzig, C. Merseburger, 1885. Preis: *M.* 1.50.

Der Zweck, dem dieses Büchlein dienen will, ist ein äußerst verdienstlicher; denn es beabsichtigt, durch kurze, populäre Darstellung die herrlichen Forschungen auf dem Gebiete des deutschen Volksliedes in weitere Kreise zu tragen, deren Resultate oft in so gelehrten, oft in so kostspieligen Werken niedergelegt sind, daß sie entweder nur Fachleuten verständlich oder nur Wohlhabenderen zugänglich sind. Und doch ist es von hoher Wichtigkeit, daß das Verständniß und damit die Werthhaltung des alten Volksliedes in die weitesten, vor Allem in unsere Lehrerkreise getragen werde. Möge dieß dem ebenso faßlich als anziehend geschriebenen Büchlein mit seinen vielen, nach Text und Weise gleich interessanten Beispielen im reichsten Maße gelingen! Behandelt dasselbe, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in erster Linie das weltliche Volkslied, so wird dennoch der zu hoffende Nutzen gleichmäßig auch dem kirchlichen Volksliede zu Gute kommen, da die Freude an jenem nothwendig auch das Verständniß für dieses wecken muß.

Der Sudan, oder ein allgemeiner Überblick über das Insurrectionsgebiet, d. i. über den ägyptischen Sudan, besonders für Freunde der Mission von Central-Afrika, von Johann Dichtl, apost. Missionär. (Separat-Abdruck aus dem „Grazer Volksblatt".) 8°. 452 S. Graz, im Selbstverlage des Verfassers, 1885.

Ein recht interessantes, populär geschriebenes und dabei wohlfeiles Buch, das wir allen, welche über den Kriegsschauplatz des „Mahdi" im Sudan Näheres erfahren möchten, warm empfehlen. Auch nachdem man das einschlägige Kapitel in dem Buche von Dr. Paulitschke gelesen hat, wird man diese Schrift, welche wir der Feder eines Missionärs verdanken, der jahrelang an Ort und Stelle weilte und wirkte, mit Freuden und Nutzen lesen. Selbst Fachgelehrte werden manche interessante Einzelheit aus demselben erfahren, während der Verfasser sich allerdings zunächst an die breitern Schichten des Volkes wendet. Nach einer kurzen geographischen und geschichtlichen Einleitung erzählt uns Herr Dichtl die Eroberung des Sudan durch die Vicekönige von Ägypten und die politischen Ereignisse bis zum Auftreten des Mahdi. Die Schilderung der furchtbaren Rache der Djaalin und des Defterdar lassen die entsetzlichen Mordscenen, welche bei der Eroberung Chartums vorfielen, verstehen. Der zweite Theil enthält eine eingehende Beschreibung des Landes und seiner Bevölkerung. Ganz besonders schön hat der Verfasser den Anfang der Regenzeit in Chartum als Augenzeuge beschrieben. Mit großem Interesse liest man in dem Kapitel: „Der Nil als Verkehrsstraße", die Fahrt Dr. Knoblechers durch die Nilkatarakte und die Abschnitte: „Vegetation" und „Thierwelt", namentlich aber die Schilderungen der verschiedenen Negerstämme. Im dritten Theile sind die Ausführungen über die politische Eintheilung, Verwaltung, Rechtspflege, Steuerwesen und ganz besonders die eingehende Schilderung der Sklaverei und des Sklavenhandels, wobei auch einige europäische „Forscher" gebührend an den Pranger gestellt werden, sehr bemerkenswerth. Auch die culturgeschichtlichen Skizzen aus dem privaten und öffentlichen Leben sind gut aus-

geführt. Der vierte Theil, welcher die Religionsverhältnisse des ägyptischen Sudan darlegt, gibt einen ergreifenden Abriß der durch P. Ryllo S. J. 1848 gegründeten, mit so ungeheuern Opfern an Menschenleben bis auf die Gegenwart fortgesetzten katholischen Mission Central-Afrikas, welche zur Stunde durch den Mahdi fast gänzlich vernichtet ist. Dieses Kapitel allein wäre schon Grund genug, die vorliegende interessante Schrift warm zu empfehlen, um so mehr, da der Erlös dem Missionär zu neuen Unternehmungen Mittel geben soll. Herr Dichtl, der sein Buch ganz besonders den Wohlthätern der Mission weiht, hofft nämlich, nach Herstellung des Friedens wiederum nach dem Sudan zurückkehren zu können. Er schreibt uns aus Verona: „Die Sudan-Mission wird in Bälde wieder aufgenommen werden. Für die Stationen Schellâl und Chartum ist das Missionspersonal bestimmt, und auch in Suâkin soll eine Mission eröffnet werden, für welch letzteren Ort meine Wenigkeit bestimmt ward. Meine langersehnte Rückkehr ist demnach bevorstehend." Möge sich der Wunsch des Verfassers bald erfüllen! Jedenfalls wird seine Schrift viel dazu beitragen, daß die Theilnahme an der schwierigen Mission nicht schwinde.

Die Glocken von Sankt Alban. Stadt- und Familienroman aus bewegten Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts. Von Franz Trautmann. Zweite Auflage. Drei Theile. 8°. 855 S. Regensburg, Friedrich Pustet, 1884. Preis: *M.* 5.

Franz Trautmann gehört zu unsern besten katholischen volksthümlichen Erzählern; seine „Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern" z. B. sind allseitig mit großem Beifall aufgenommen worden und haben ihm einen großen Leserkreis, namentlich in Bayern und Süddeutschland, erworben. Auch sein Kölner Roman, „Die Glocken von Sankt Alban", der nun in zweiter Auflage vorliegt, ist eine tüchtige Arbeit. Der Stoff ist glücklich gewählt: er behandelt die Empörung des Niklas Gülich, welche zu Ende des 17. Jahrhunderts schweres Unheil über das heilige Köln brachte. Die Hauptcharaktere sind fest gezeichnet, die Handlung gut erfunden und lebendig vorgetragen. In die düstere Geschichte des kalten, ehrgeizigen Gülich, der seine Frevel endlich auf dem Schafotte büßen muß, sind die ergreifenden Schicksale seiner unschuldigen Frau, seiner reinen Tochter, ihres edeln Bräutigams und noch mancher anderen Personen, deren Denken und Handeln die Liebe und Theilnahme des Lesers erwerben, geschickt hineingeflochten. Der Verfasser versteht es, Frohes und Trauriges, Scherz und erschütternden Ernst auf die Herzen wirken zu lassen, um endlich mit dem wahrhaft christlichen Grundtone zu schließen, daß hienieden keine ungetrübte Freude zu finden sei, sondern erst im ewigen Jenseits. Das ist der mahnende Ruf, den die „Glocken von Sankt Alban" in den verschiedensten Lagen der handelnden Personen und am Ende über ihre Gräber hin erklingen lassen, und in diesem Grundaccorde finden wir auch die Rechtfertigung des Titels, der bei oberflächlicher Betrachtung nicht glücklich gewählt erscheinen müßte. Das sind große Vorzüge einer Erzählung und könnten uns über verschiedene kleine Mängel hinwegsehen lassen. Einige Mißtöne, die wirklich den Genuß beeinträchtigen, möchten wir aber doch bei einer dritten Auflage beseitigt sehen. Zunächst kann der Verfasser dem Buche nur nützen, wenn er manche Breiten, namentlich in den gar zu weit und endlos ausgesponnenen Gesprächen, entschieden kürzt. Prügeleien, wie „die nächtliche Völkerschlacht im Sixterhause", welche komisch wirken sollen, dürfen doch nicht gar zu breit ausgemalt werden; dasselbe gilt von Scenen, wo sich die Handelnden mit ganzen Litaneien von Schimpfnamen überschütten. Geradezu unangenehm wirken an manchen Stellen die Keifereien zwischen

Paul Rigge und seinem Schwiegervater. Was endlich die Sprache angeht, so würde es sicher zum Vortheile der Erzählung gereichen, wenn dieselbe entweder ganz modern, wie sie es meistens ist, oder ganz im Stile des 17. Jahrhunderts gehalten wäre, wie das z. B. Meinhold in seiner „Bernsteinhexe" so meisterhaft durchführte.

Miscellen.

König Friedrich II. von Preußen und das Collegium Germanicum. Angesichts der feindseligen Haltung, welche die preußische Regierung gegenwärtig den im Collegium Germanicum herangebildeten Priestern gegenüber einnimmt, dürften zwei Briefe nicht ohne Interesse sein, welche zeigen, wie ganz anders man vor hundert Jahren an höchster Stelle in Preußen über das Collegium Germanicum dachte. Wir theilen die zwei Briefe, von denen eine Abschrift im Archiv der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu aufbewahrt wird, im lateinischen Wortlaut und in deutscher Übersetzung mit. Verfasser des ersten Briefes ist Karl von Hohenzollern, Coadjutor des Bischofs von Culm, welcher wiederholt in kirchenpolitischen Angelegenheiten vom preußischen Könige mit Aufträgen für Rom betraut wurde. Der zweite Brief ist die Antwort Seiner Heiligkeit Pius' VI. Die beiden Briefe lauten:

Sanctissime Pater!

Accumulatae ac merita mea excedentes a Sanctitate Vestra mihi collatae totidemque reiteratae gratiae stimulant me, ut provolutus ad plantas Sanctitatis Vestrae, humillimas pro iis deponerem gratiarum actiones, praesertim dum mihi a Serenissimo Rege Borussiae nostro specialiter in mandatis datum, ut Sanctitatis Vestrae pro singulari beneficio, quod Sanctitas Vestra nominati Regis subditis ac vasallis, admittendo eosdem ad Collegium Germanicum, exhibuit; ac pro tam paterno in ejus subditos affectu debitas referrem gratias. Quod dum praesentibus humillime praestitum cupio, vehementer gaudeo de potentissimi Regis erga Supremum Christi Vicarium animi propensione optima quaeque pro Religione Catholica sperari posse. Accedit quod idem Sere-

Heiligster Vater!

Die über all mein Verdienst reichlichen und so oft wiederholten Gnadenerweise, welche Eure Heiligkeit mir zu Theil werden ließen, veranlassen mich, zu den Füßen Eurer Heiligkeit den unterthänigsten Dank für dieselben darzubringen, zumal da mir von unserem Allerdurchlauchtigsten König von Preußen ganz besonders aufgetragen ist, Eurer Heiligkeit für die vorzügliche Wohlthat, welche Eure Heiligkeit den Unterthanen und Staatsangehörigen des besagten Königs durch deren Aufnahme in das Collegium Germanicum erwiesen haben, und für die so väterliche Liebe zu seinen Unterthanen den schuldigen Dank abzustatten. Während ich mich nun in Gegenwärtigem dieses Auftrages unterthänigst zu entledigen wünsche, freue ich mich sehr über die freundliche Gesinnung des mächtigsten Königs gegen den obersten Statthalter Christi, von der man alles

nissimus Rex ad majus praefatae propensionis argumentum per me Sanctitati Vestrae innotescere velit, se nihil in iis, quae orthodoxam Religionem spectant, unquam invita aut inscia Sanctitate Vestra facturum. Haec sunt, Sanctissime Pater, quae tam libente, quam reverente animo ad mandatum Serenissimi Regis mei ad Sanctitatis Vestrae pedum scabella prostratus depono, qui sum cum humillima devotione

Sanctitatis Vestrae etc.

Olivae, 21. Novembris 1783.

Gute für die katholische Religion hoffen darf. Dazu kommt, daß derselbe durchlauchtigste König zum weiteren Beweise der erwähnten Geneigtheit Eurer Heiligkeit durch mich die Versicherung ertheilen läßt, er werde in dem, was die katholische Religion betrifft, nie etwas ohne Wissen und Gutheißen Eurer Heiligkeit thun. Das ist es, Heiligster Vater, was ich auf Befehl meines Allerdurchlauchtigsten Königs ebenso freudig als ehrfurchtsvoll zu den Füßen Eurer Heiligkeit hingestreckt niederlege; zugleich bin ich in demüthigster Ergebenheit

Eurer Heiligkeit ꝛc.

Oliva, den 21. November 1783.

Venerabili Fratri Carolo Dibonensium Episcopo et Coadjutori Culmensi, Olivam

Pius PP. VI.

Venerabilis Frater!

Quo statu sint res Ecclesiae calamitoso quidem ac misero, quantisque ea nunc malis, unde minus expectanda erant, vi majori agatur transversa, jam nemo hominum ignorat. Sed in hoc infortunio, quo nihil tristius nihilque dolentius esse potest, suavissimum illud afflicto animo Nostro atque jucundissimum accidit, quod proximis litteris tuis nunciatum est. Quoniam eo maxime intenti sumus, ut catholicae professionis populos omni ubique studio atque ope foveamus, summa laetitiae voluptate abs te novimus, consilium Nostrum invicto Borussorum Regi probatum esse, ut alumni ex istis provinciis delecti Romam, et in Collegium Germanicum institutionis causa mittantur. Ita Nobis ampla ad catholicos istos juvandos ornandumque clerum via patefacta est. Fore autem confidimus, ut qui virtutis

An den ehrwürdigen Bruder Karl, Bischof von Dibona und Coadjutor von Culm, zu Oliva

Pius VI. Papst.

Ehrwürdiger Bruder!

Niemand ist es unbekannt, in welch trauriger und unglücklicher Lage sich die Kirche befindet und wie große Leiden sie gerade von der Seite am heftigsten bestürmen, von welcher man solches am wenigsten erwarten durfte. Aber in diesem so überaus betrübenden und schmerzlichen Unglück gereichte Unserem gedrückten Herzen jene Kunde zum süßesten Troste, welche Uns in Deinem letzten Schreiben zukam. Denn da Unser Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet ist, allerwärts das katholische Volk aus besten Kräften und Mitteln zu fördern, so haben Wir mit größter Herzensfreude von Dir vernommen, daß Unser Entschluß, aus den dortigen Provinzen auserlesene Zöglinge zur Heranbildung nach Rom in das Collegium Germanicum kommen zu lassen, die Billigung des unbesiegten Königs von Preußen gefunden hat. So ist Uns ein breiter Weg geöffnet, die betreffenden Katholiken zu unterstützen und den Klerus zu neuem Glanze zu heben. Wir

et doctrinae hîc tyrocinium posuerint, tales istuc redeant, ut Principi suo addictissimi exemplo ac voce multis utilitati esse debeant. Cum vero potentissimus Rex tam benevolo erga Nos animo esse pergat, atque confirmet, se Rege, nunquam futurum, ut istic quidquam in iis, quae ad orthodoxam religionem pertinent, Nobis insciis et invitis fiat, sic jam publicas privatasque catholicorum res constitutas intelligimus, ut nihil unquam capere detrimenti posse videantur. Plurimas idcirco tibi Regiae voluntatis interpreti gratias pro laeto faustoque earum rerum nuncio agimus; ac Regi fortissimo pro aequanimitate illa sua, quae non ultima ejus gloria est, maximas atque immortales haberi profitemur. Cui etiam a te significari volumus, haerere Nobis in animo, unde nunquam poterit excidere, memoriam Regiae virtutis ac benevolentiae; nec non tantae ejus humanitatis Nos testes ac laudatores futuros. Verum de te, Venerabilis Frater, ita cogitamus, ut quae prospera et secunda scripsisti, curis studiisque tuis debita esse arbitremur. Quare a summo illo quo religionis et Ecclesiae tuendae zelo flagras, spes non ambigua est, quod majora quotidie bona in christianam rempublicam corrivari debeant. Nam opera officioque tuo optimam Regis voluntatem, quam erga Nos conciliasti, firmam immotamque semper fore confidimus. Hac spe, qua nihil suavius esse potest, tibi, Venerabilis Frater, Apostolicam benedictionem peramanter impertimur.

Datum Romae, apud S. Petrum XIX. Kal. Febr. 1784.

hegen aber die Zuversicht, daß diejenigen, welche hier die Schule der Tugend und Wissenschaft durchgemacht haben, als Männer heimkehren werden, die voll Treue gegen ihren Landesfürsten durch Wort und Beispiel bei Vielen Nutzen stiften müssen. Da nun der hochmächtige König fortwährend so gut gegen Uns gesinnt ist und versichert, so lange er König sei, werde daselbst nichts, was die katholische Religion berührt, ohne Unser Wissen und Gutheißen geschehen, so ist die Lage der Katholiken im öffentlichen und im Privat-Leben nach Unserer Überzeugung derart, daß jede Schädigung für immer ausgeschlossen scheint. Daher sagen Wir Dir als dem Übermittler des königlichen Willensausdrucks Unsern besten Dank für diese erfreulichen und glücklichen Nachrichten und erklären, daß Wir dem heldenmüthigen Könige für diesen seinen Billigkeitssinn, welcher nicht der letzte Lorbeer seines Ruhmes ist, unaufhörlich die tiefste Dankbarkeit bewahren werden. Wir wünschen auch, daß Du ihm versicherst, die Erinnerung an die königliche Hochherzigkeit und Gewogenheit sei Unserm Geiste stets und unauslöschlich gegenwärtig, und Wir würden dieser seiner Huld die offene Anerkennung nicht vorenthalten. Von Dir aber, ehrwürdiger Bruder, hegen Wir die Überzeugung, daß die glücklichen Nachrichten, welche Du Uns geschrieben hast, Deinen Sorgen und Bemühungen zu verdanken sind. Darum gewährt Dein so großer und brennender Eifer für das Wohl der Religion und der Kirche unverkennbare Hoffnung, daß der Christenheit täglich größere Wohlthaten zufließen werden. Denn Wir hegen zu Deiner gewissenhaften Bemühung das Vertrauen, daß die vortreffliche Stimmung des Königs, welche Du für Uns angebahnt hast, stets unerschüttert fortdauern werde. In dieser höchst trostreichen Hoffnung ertheilen Wir Dir, ehrwürdiger Bruder, voll Liebe den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei Sanct Peter den 14. Januar 1784.

Das Collegium Germanicum stand damals (seit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu) zwar unter der Leitung von Weltpriestern. Wer jedoch meinen sollte, der preußische König hätte für den Fall, daß die Jesuiten damals die Leitung der Anstalt gehabt hätten, derselben gegenüber eine andere Haltung eingenommen, würde sich sehr täuschen. Nein, wieviel man auch gegen Friedrich II. mit Recht zu erinnern haben mag, die lächerliche Jesuitenangst so mancher protestantischen Kreise theilte er nicht. Aus zahlreichen Belegen möge hier nur der folgende Erlaß (vom 5. November 1774) an den Agenten Ciofani in Rom eine Stelle finden:

„Der Tod des Papstes wird Sie außer Stand gesetzt haben, von den letzten Immediatverfügungen, welche ich Ihnen betreffs der Jesuiten zukommen ließ, Gebrauch zu machen; es wäre auch möglich, daß dieß Ereigniß eine Veränderung in der Lage nach sich gezogen hätte, in der sich diese Angelegenheit im Augenblick des Ablebens Clemens' XIV. befand. Wie dem auch sei, mein Wille ist, daß Sie, sobald sein Nachfolger gewählt ist, ohne Verzug dem neuen Papst in meinem Namen Glück zu seiner Erhebung wünschen, und nachdem Sie ihm in entsprechenden Ausdrücken bezeugt haben, welchen Antheil ich an dem Ereigniß nehme, werden Sie ihm auseinandersetzen: das Wohl der in meinem Staate lebenden Katholiken verlange, daß der Jesuitenorden daselbst erhalten bleibe; ich gäbe ihm die Mittel anheim, deren er sich hierin mit Rücksicht auf das Andenken seines Vorgängers bedienen wolle; bäte ihn aber, für das Wohl der Kirchen Preußens und Schlesiens in der Weise Sorge zu tragen, daß er irgend ein Auskunftsmittel ergreife, welches den Jesuiten meiner Staaten die Weiterführung ihres Instituts ermöglicht, indem er entweder ihren Namen ändert oder ihnen ein anderes Kleid gibt — beides ist mir gleichgiltig. Sie werden nicht ermangeln, mir über die Art und Weise, wie Sie sich dieses Auftrages entledigt haben, und über die Antwort, welche Ihnen der Papst ertheilt haben wird, Bericht zu erstatten. Senden Sie eine Abschrift dieses Berichtes an mein Auswärtiges Departement." (Den französischen Originaltext siehe bei M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche seit 1640. IV. Theil. Leipzig 1883. S. 625. Vgl. ebend. S. 638 den Cabinets-Befehl vom 23. Dec. 1774 in der gleichen Angelegenheit.)

Wahlrecht und Wahlpflicht.

Über eine der Errungenschaften aus der Freiheitsära, nämlich über die Freiheit der Rede in Wort und Schrift, haben wir im vorigen Hefte dieser Zeitschrift kurz gehandelt. Wie die Kirche daran festhalten muß, glaubens- und sittenwidrige Schriften, von wem und wie immer dieselben empfohlen oder nach gewisser Seite empfehlbar sein mögen, zu verbieten und deren Lesung ohne wichtige Gründe und ohne besondere kirchliche Erlaubniß nicht zu gestatten, so kann auch, wie wir sahen, die staatliche Autorität, wenn sie nicht mit sich selber in Widerspruch gerathen will, eine absolute Freiheit für Wort und Schrift nicht gewähren.

Eine andere Errungenschaft der Freiheitsjahre ist die Theilnahme am öffentlichen Leben, besonders durch die Wahl von Volksvertretern. Hier könnte eine ähnliche Frage aufgeworfen und untersucht werden, ob und wie weit ein allgemeines Recht, zu wählen und gewählt zu werden, den wahren Rechtsideen entspräche. Thatsächlich wird meistens auf die Steuerzahlung Rücksicht genommen, und zwar auf diese fast allein. Ob aber nicht andere Rücksichten schwerer wiegen und deßhalb von größerer Entscheidung sein müßten, dürfte wohl einer Erörterung werth sein. Doch auf diese und ähnliche Fragen wollen wir jetzt nicht näher eingehen. Indem wir das Recht, wie es thatsächlich oder dem Namen nach vorliegt, hinnehmen, beschränken wir uns darauf, die Wichtigkeit dieses Rechtes nebst den mit ihm verbundenen Pflichten des Nähern zu beleuchten, und zwar mit besonderer Rücksicht auf unsere gegenwärtige Lage.

Wir sagten: wie das Recht thatsächlich oder dem Namen nach vorliegt; denn vergleichen wir Beides mit einander, dann tritt uns in der gesetzlich ausgesprochenen Wahlberechtigung und in der Volksvertretung, wie sie aus den Wahlen hervorgeht, nicht selten ein großes Stück Lüge und Heuchelei entgegen. Dank der Vergewaltigung mancher Wähler oder der durchdachten Irreleitung derselben von Seiten der Parteiführer, dank auch einer oft tendenziös durchgeführten Wahlkreiseintheilung wird

die Volksvertretung häufig zu einer Parteiherrschaft und Parteibedrückung. Allein immer hat die Volksvertretung auch ein Stück Wahrheit, und wenn dieselbe nicht zur vollen Wahrheit wird, so geschieht das selten ohne alle Schuld der Wähler selbst. Häufig sind diese sich der Pflicht nicht genug bewußt, welche mit und in dem Rechte ihnen geworden ist.

Als es sich darum handelte, den Ruf des Volkes nach Verfassung und Kammerrecht laut und eindrucksvoll ertönen zu lassen, da wußte man die Würde nicht hoch genug zu preisen, welche darin läge, daß man an dem Geschick der Gesammtheit Mitbestimmung übe oder daß ein Volk sein Geschick selber bestimme; da wußte man nicht laut genug von dem Rechte zu sprechen, das ein gebildetes Volk habe, Herr seiner selbst zu sein. Diese Selbstbestimmung wurde freilich von manchen Volksführern oder Volksverführern so gedacht, daß sie folgerichtig jede höhere Autorität beseitigte. Das Volk selbst sollte alle Würde und alle Macht in sich vereinen. In Wirklichkeit war es aber nicht einmal das irregeleitete Volk, welches herrschte, sondern die Partei oder deren Führer wußten alle Herrschaft an sich zu reißen. Ein solches Zerrbild der Selbstbestimmung richtet sich selbst. Die für den Gesammtkörper des Volkes sowohl als für die Einzelnen einzig brauchbare Selbstbestimmung ist diejenige, welche die göttliche und gottgesetzte Autorität achtet und innerhalb der durch diese gesteckten Grenzen sich entwickelt und fortschreitet. Das ist die einzig menschenwürdige Freiheit; sie allein adelt und erhebt, weil sie auf Wahrheit beruht. Auf solche Weise, in Unterordnung unter Gott, in Unter- oder Nebenordnung zu den andern berechtigten Factoren theilnehmen an der Förderung des Gesammtwohles, an der Regierung des Vaterlandes und des Gesammtvolkes ist in der That eine Theilnahme an dem, was in der Ordnung der Natur als das Höchste und Erhabenste angesehen werden muß, weil es sich mit dem göttlichen Thun und Schaffen berührt und gleichsam verschmilzt. Wir denken hier insbesondere an die gesetzgebende Thätigkeit. Normen des Rechts und der Pflicht aufstellen, die nothwendigen Marken für Tugend und Sünde verengen oder erweitern und auf solche Weise in das Heiligthum des Gewissens, ja in die Ewigkeit hineinreichen: das sind Acte, welche unmittelbar an Gottes Weisheit und Gottes Vorsehung und Allgewalt sich anlehnen, wie sie auch von Seiten Gottes bestätigt und besiegelt werden. Nicht ohne Grund führt die heilige Schrift selbst vor allen andern menschlichen Thätigkeiten die ebengenannte auf Gott zurück: „Durch mich," heißt es von der unerschaffenen Weisheit, „herrschen die

Könige, und setzen fest die Gesetzgeber, was recht ist; durch mich befehlen die Fürsten und üben die Gewalthaber Gerechtigkeit aus" (Sprüchw. 8, 15 und 16).

Diese gottähnliche Thätigkeit üben in Gemeinschaft mit dem Landesherrn unmittelbar freilich nur diejenigen aus, welche als Volksvertreter in den gesetzgebenden Körperschaften thätig sind; mittelbar aber das Volk selbst, d. h. die natürlichen Repräsentanten des ganzen Volkes, die stimmberechtigten Männer, die Wähler. Diese hohe Würde wird um so weniger angetastet, als es im Bewußtsein der Wähler sowohl als der Gewählten liegt, daß die Wähler, also das Volk, die Auftraggeber, die Gewählten als solche die Mandatare sind. Das ganze Geschäft eignet nun seiner Thätigkeit und Arbeit nach wohl mehr dem Mandatar, seiner Würde nach mehr dem Auftraggeber; aber auch seiner Verantwortlichkeit nach lastet es auf dem Auftraggeber. Und diese kommt zur vollen Geltung beim W a h l g e s c h ä f t. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Verantwortlichkeit, bevor wir zu den einzelnen Pflichten der Wähler übergehen.

Es ist ein allgemeines Gesetz des menschlichen Lebens, daß, je erhabener und ehrenvoller eine Thätigkeit ist, sie auch eine um so größere Verantwortlichkeit mit sich führt. Dieselbe nimmt in unserm Falle um so mehr zu, je mehr gerade durch die jeweiligen Umstände die Bedeutung und Wichtigkeit der Gegenstände wächst, welche der Thätigkeit der gewählten Volksvertreter unterstehen. Die größte Wichtigkeit liegt unzweifelhaft dann vor, wenn, wie jetzt schon seit geraumer Zeit in Deutschland, ein Kampf um die heiligsten Güter entbrannt ist, um Güter, welche ihrer Natur nach den Discussionen der Kammerparteien weit entrückt sein sollten. Wenn aber thatsächlich eine Partei oder ein Factor der öffentlichen Gewalt sich Eingriffe in das Heiligthum der Religion und der vom Gottmenschen gestifteten Kirche erlaubt, oder wenn auch nur die Gefahr einer solchen Vergewaltigung droht, dann ist das Wahlrecht zu einer Nothwehr geworden, durch welches die Unterdrückten ihr Recht gegen ihre Angreifer schützen, bezw. zurückerobern müssen.

Die nächste und hauptsächlichste Pflicht der Wähler, auf die sich gewissermaßen die ganze Verantwortlichkeit zusammendrängt, bezieht sich auf die Auswahl geeigneter Männer, welche für die wahren Güter mit Entschiedenheit einzustehen sowohl fähig als gewillt sind. Blicken wir auf das Beispiel der Kirche hin, so sehen wir, wie dieselbe bei kirchlichen Ämtern und Würden auf die richtige Auswahl ein so großes Gewicht legt, daß sie

durchgängig strengstens die Betheiligten anhält, den nach Eigenschaft und Umständen Würdigsten und Tauglichsten zu ernennen oder zu wählen. Sie schätzt eben die Wirksamkeit derer, welche eine öffentliche Stellung einnehmen, nach ihrer vollen Bedeutung; sie weiß, daß unendlich viel Gutes oder Böses durch dieselben geschehen oder veranlaßt werden kann. Zwar steht das übernatürliche Gebiet und was unmittelbar zu ihm gehört, unvergleichlich höher, als das zeitliche; allein je nach den Umständen berührt das politische oder bürgerliche das kirchliche Gebiet sehr stark, und die auf ersterem geschaffenen Erfolge oder Mißerfolge können daher sehr wohl denen des andern Gebietes ebenbürtig sein, ja dieselben überragen. Ohne Zweifel ist es also eine hohe Aufgabe und schwere Pflicht, auch bei der Auswahl von Männern, welche in's öffentliche Leben des Staates eingreifen sollen, auf durchaus würdige und fähige Candidaten zu achten.

Gerade in unsern Tagen aber, wo beständig die großen Principienfragen entweder ausdrücklich im Vordergrunde der Berathungen stehen oder doch vielseitig berührt werden, hieße es einen Treubruch an der heiligen Religion und an Gott selber begehen, wollten Katholiken ohne Weiteres einen Mann in die volksvertretende Versammlung wählen, der von religionsloser, kirchenfeindlicher, ja auch nur von kirchlich incorrecten Grundsätzen sich in seinen Entschließungen leiten ließe oder solche Grundsätze begünstigte. In erster Linie schließen wir also Jene aus, welche unrichtige Grundsätze in ihrem parlamentarischen Leben zur That werden lassen: das zunächst Maßgebende sind eben nicht so sehr die im Innern sich bergenden falschen Grundsätze, als vielmehr die zu Tage tretende Frucht derselben; ist ja der Abgeordnete nicht in seinen Gesinnungen, sondern in seinen Handlungen und Gesinnungsäußerungen Bevollmächtigter seiner Wähler. Daher kann es vorkommen, daß bei Disharmonie der Grundsätze dennoch Harmonie vorhanden ist bezüglich eines praktischen Programms, zu dessen Durchführung Jemand sich ehrlich verpflichtet. Jedoch gehört ein solcher Fall zu den seltenen Ausnahmen und ist eher möglich, wenn es sich nur um bestimmte Einzelfragen handelt, als wenn auf der ganzen Linie der discussionsfähigen Gegenstände ein Programm befriedigen soll. Verkehrte Principien werfen naturgemäß ihre Schatten auch auf die Thaten. Es kann nicht ausbleiben, daß die Grundsätze eines Mannes über kurz oder lang auch dessen öffentliche Thätigkeit beeinflussen: der Weg vom Herzen zum Wort und zur That läßt sich nicht für lange versperren. Die Frage über kirchliche Freiheit,

über Rechtsgewährung an die Kirche oder Rechtsverweigerung und Vergewaltigung derselben, die Fragen über Schule und Erziehung werden immer und immer wieder in dieser oder jener Gestalt vor die Entscheidung der volksvertretenden Körperschaften gelegt; es kann Keiner dieselben richtig lösen, richtig über sie urtheilen, dessen Grundsätze in diesen Dingen unwahr oder schwankend und veränderlich sind, dessen Grundsätze, um es kurz zu sagen, losgelöst sind von dem Felsen der katholischen Wahrheit. Selbst die großen socialen und wirthschaftlichen Fragen wird derjenige nicht richtig erfassen und nicht richtig der Lösung entgegenführen, welcher vor der Wahrheit, die Christus gebracht hat, seinen Blick verschließt. Die erste Wahlpflicht — soll sie nicht in Mißbrauch des Wahlrechtes sich verkehren — liegt daher in der Wahl eines gesinnungstüchtigen Katholiken. Mögen Andere es ihre Pflicht nennen, ja ihren Stolz dareinsetzen, einer Partei zu dienen, eine Regierung zu stärken, ein wirthschaftliches Sonderinteresse zu fördern: wahre Pflicht erfüllt nur derjenige, der sich bemüht, für das Recht und die Wahrheit einzustehen, insbesondere dem unterdrückten Rechte aufzuhelfen, der niedergehaltenen Wahrheit Gehör zu verschaffen. Die Fäden der Wahrheit mögen sich weithin ausspinnen und verzweigen in alle nur denkbaren menschlichen Verhältnisse: sie müssen dennoch ihren Einigungspunkt finden in dem Centrum aller menschlichen Interessen, in der richtigen Stellung des Menschen zu Gott.

Ist nun die Wahl eines grundsätzlich katholischen Mannes so sehr Aufgabe und Pflicht der katholischen Wähler, daß hier niemals eine Ausnahme zuläßig ist? Es gibt in der That nicht unbedeutende Theologen, welche es verneinen, daß es jemals erlaubt sei, einen Candidaten zu erwählen oder einem zum Siege zu verhelfen, welcher in unrichtigen und schlechten Grundsätzen befangen ist; sie meinen, hier sei der Satz anwendbar: man darf nie ein schlechtes Mittel anwenden zur Erreichung eines guten Zweckes, nie etwas Böses thun, um Gutes zu erreichen oder auch nur um ein größeres Übel zu verhindern. Allein mit der größern Anzahl der Gelehrten halten wir dafür, daß in jener Wahl nicht immer und unter allen Umständen etwas Böses liege, und daß daher sehr wohl gewisse üble Folgen zugelassen werden können, um größeres Übel zu verhüten. Läge in der Wahl eines bestimmten Candidaten nothwendiger Weise und unter allen Umständen die Billigung aller Grundsätze, die derselbe ausspricht und nach denen er voraussichtlich handeln wird: dann wäre es richtig, daß es nie erlaubt sein könne, zu einer solchen Wahl

mitzuwirken. Unrecht — vor Allem Unrecht im Princip — darf nie und nimmer gebilligt werden, wenn auch die ganze Welt darob zu Grunde ginge. Doch eine solche Billigung liegt in unserm Falle nicht nothwendig vor. Wenn von einer Partei Candidaten als Männer ihres Vertrauens aufgestellt und rückhaltlos anerkannt werden, dann bekunden die Angehörigen dieser Partei durch ihre Wahl freilich eine Billigung der Gesammtrichtung und der Grundsätze ihres Candidaten. Wenn aber Andere durch förmliche Erklärung oder offenkundige Thatsachen gegen gewisse Grundsätze und Handlungen eines Candidaten Protest erheben und unter diesem Protest andere leitende Ideen desselben Candidaten oder die von ihm gefaßten Entschlüsse und betheuerten Versprechungen anerkennen und annehmen: so ist dieses nur eine theilweise Anerkennung; die Billigung kann sich auf dasjenige beschränken, was gebilligt werden darf. Auf diese Weise ist es möglich und zulässig, daß eine bestimmte Wählerschaft einen durch Andere aufgestellten Candidaten nur nach der einen, guten Richtung hin als ihren Beauftragten anerkennt, der andern Partei und deren Gewissen aber es überläßt, ihm nach seiner schlechten Richtung und auf seine verwerflichen Grundsätze hin ihre Zustimmung zu schenken und ihn mit ihrem Mandat zu betrauen. Diese Möglichkeit einer *theilweisen* Anerkennung und Billigung gibt von selbst jene Fälle und Bedingungen an die Hand, in welchen und unter welchen es zulässig ist, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Wenn wir die katholischen Wähler als ein großes Ganze nehmen, so können wir noch genauer feststellen, was sich für diese in bestimmten Zeitverhältnissen als allgemeine Norm ausweist, was als allgemeine Forderung oder Gestattung der Sittengesetze angesehen werden muß. Ob in irgend welchen verwickelten Einzelfällen wegen einer subjectiven Zwangslage eines bestimmten Wählers für diesen die Forderungen des Sittengesetzes außerdem noch gemildert werden können oder nicht, gehört nicht zu unserer Erörterung: wir lassen es daher unberührt.

Um also einen Candidaten, dessen Grundsätze und dessen Actionsprogramm nicht allseitig anerkannt werden dürfen, die vielmehr gegen die kirchlich ausgesprochenen Lehren über Recht und Sitte verstoßen, deßungeachtet wählen zu können, müssen folgende Bedingungen zusammentreffen: 1. Es muß in dem Programm des Candidaten wenigstens etwas Gutes sein, welches er thatsächlich vertreten will, so zwar, daß auf die Verwirklichung dieses Willens oder Versprechens zu rechnen ist. Ein solches Gut kann auch in der Abwehr eines Unrechtes liegen oder zu-

weilen gar in einem mindern Übel, als dasjenige ist, welches sonst unvermeidlich drohen würde. 2. Dieses Gute, für das der Candidat auftreten will, muß von so hoher Bedeutung und Wichtigkeit sein, daß dadurch die Schattenseiten verhältnißmäßig überboten werden. Sollten die dunkeln Flecken im Actionsprogramm voraussichtlich einen wirksamen Erfolg haben, so muß dieser schlimme Erfolg jedenfalls Dinge niederer Ordnung betreffen oder minderwerthig sein, als die guten Folgen, welche erzielt werden. 3. Es muß in irgend einer Weise zu Tage treten, daß die Wahl des betreffenden Candidaten nicht eine volle Billigung seiner Grundsätze und seines Programmes enthalte. Dieses ist um so mehr geboten, je schlimmer seine verwerflichen Grundsätze sind und je stärker dieselben zu Tage treten, zumal dann, wenn das erwartete Gute nur auf ein minderes Übel zusammenschrumpft. Allein in solchen Fällen tritt die Absicht der Wähler, den Gewählten nur in sehr beschränktem Sinne als beauftragten Vertreter anzuerkennen, von selbst sehr leicht zu Tage. Eine förmliche Erklärung der nur bedingten und beschränkten Anerkennung ist gerade da am meisten gefordert, wo die verwerflichen Bestrebungen mit manchem Guten und Annehmbaren sich verhüllen und sich mischen. 4. Die Wahl eines allseitig guten Candidaten muß in vorliegendem Falle nicht durchführbar sein. Sonst fehlt jeder rechtmäßige Grund, zu einem andern Candidaten zu greifen. Unter denjenigen aber, welche eine allseitige Billigung nicht finden können, ist selbstverständlich, so weit die Möglichkeit eines erfolgreichen Wahlversuches vorliegt, derjenige vorzuziehen, welcher annehmbarer oder minder verwerflich ist. 5. Die Theilnahme an der Wahl eines nicht unbedingt wählbaren Candidaten muß nothwendig sein, um eine schlechtere Wahl wirksamer zu verhindern oder um einen andern guten Erfolg zu sichern.

Diese allgemeinen Sätze, welche in weiten Umrissen die Verhaltungsregeln zeigen, haben in der Wirklichkeit eine vielfach verschlungene Anwendung. Insbesondere ist es oft schwer zu entscheiden, wem von den nicht allseitig annehmbaren Candidaten der Vorzug zu geben sei; ebenso ist manchmal nicht leicht zu sagen, ob eine Enthaltung vom Wahlgeschäft oder eine Betheiligung den Vorzug verdient.

Verhältnißmäßig leicht ist es noch, irgend eine Abstufung der wählbaren und nicht-wählbaren Männer anzugeben, wenn der Maßstab allein von ihrem Verhältniß zu der Kirche und der religiösen Wahrheit hergenommen wird. Die Reihenfolge von oben nach unten dürfte alsdann so lauten: 1. Gesinnungsfeste und kirchlich treue Katholiken. 2. Katho-

liken, die ihrem Glauben zwar treu bleiben wollen, sich aber doch in einigen Punkten zu irgend einer verkehrten Richtung hinneigen. 3. Akatholische, aber gläubige Christen. 4. Akatholiken, welche der geoffenbarten Religion den Rücken kehren, auf rein natürlichem Gebiete jedoch über Gott und Religion und die Grundsätze des Rechts in wesentlichem Irrthume nicht befangen liegen. 5. Solche, die ohne Gott und Religion die menschlichen Rechtsverhältnisse ordnen zu können wähnen. 6. Ausgesprochene Gottesläugner. 7. Solche, die mit der Läugnung Gottes auch die nächsten Fundamente aller gesellschaftlichen Ordnung ausgesprochenermaßen läugnen und auf Umsturz derselben abzielen. Praktisch wird sich indessen die Sache meistens anders gestalten. Diejenigen, welche nach der sittlichen Schätzung der Principien recht tief stehen, können unter Umständen sehr wohl, wenn auch aus unrichtigen Principien, ein gar hohes Recht, das von Andern gefährdet wird, thatsächlich in Schutz nehmen wollen: und dieser Schutz kann praktisch weit werthvoller sein, als die Hervorkehrung anderweitiger schlechter Grundsätze schaden kann, besonders wenn diese nach sicherer Berechnung nicht zur praktischen Geltung kommen. Andererseits können Solche, die Glauben und Christenthum auf ihre Fahne schreiben und auch im Herzen tragen, verschuldeter oder unverschuldeter Weise so feindselig gegen die Kirche und ihre göttlichen Rechte gesinnt sein, daß ein unnachsichtlicher Bruch mit ihnen unter Umständen besser ist, als an ihrer Seite und so zu ihrer Erstarkung die minder wichtige materielle Seite des Staatswohles zu fördern. Wiederum kann ein gläubiger, christlich gesinnter Akatholik bei folgerichtigem Ausdenken und Ausführen seiner Meinungen der Kirche und ihren Forderungen gerechter werden, als ein in falscher Richtung sich bewegender Katholik, als ein charakterschwacher Auchkatholik.

Dieß alles sind Umstände, welche die praktische Vernunft von Fall zu Fall in Betracht ziehen muß. Und weil nicht Jeder über all die Dinge und Verhältnisse, welche zu einer vollen Würdigung der ganzen Sachlage gehören, durch sich selber die nöthige Einsicht erwerben kann, darum ist es von großer Wichtigkeit, daß auch katholischerseits von den Führern des Volkes vor den Wahlen genügende Aufklärung gegeben, die Männer gekennzeichnet und Candidaten aufgestellt werden. Nicht Wahlumtriebe, aber wohl energischer Wahlbetrieb ist da ganz am Platze, wo die heiligsten Güter noch immer ein Kampfgegenstand sind. In dem Gebiete der Gegner läßt man es häufig an förmlichen Wahlumtrieben nicht fehlen; mancherorts ist eben jedes Mittel recht. So können und

dürfen wir nicht von der Höhe der guten Sitte herabsteigen; aber erlaubte Mittel, die zum Ziele führen, sollen und dürfen nicht unbenützt bleiben.

Das führt uns geradenwegs auf eine weitere Frage. Bisher haben wir eigentlich nur die Grenzen der Pflicht betrachtet, wenn es sich um die Art und Weise der Wahl handelt. Aber es muß auch darüber noch ein Wort gesagt werden, ob und wie weit eine Pflicht zur Wahl selbst, oder umgekehrt zur Wahlenthaltung vorliegt.

Bezüglich der Wahlenthaltung besitzen wir bekanntlich von Seiten des Heiligen Stuhles für den Raubstaat Italien eine doppelte, ganz verschiedene Vorschrift, je nachdem es sich um Wahlen zu den Deputirtenkammern oder um Munizipalwahlen handelt. Für letztere wird die Theilnahme der Gutgesinnten gewünscht; für erstere nicht. Das rührt freilich aus dem besonderen Grunde her, weil nach den in Italien, zunächst in dem Kirchenstaate herrschenden Verhältnissen die Theilnahme an den öffentlichen Wahlen gar zu leicht eine Billigung der gottesräuberischen Usurpation in sich einschlösse und die Erlaubniß seitens des Heiligen Stuhles als ein Aufgeben der rechtlichen Ansprüche auf das Patrimonium des hl. Petrus gedeutet werden könnte. Bei den städtischen Wahlen liegen diese Rücksichten ferne. Wenn daher anderswo ähnliche Zustände obwalteten, so könnte auch anderswo die Wahlenthaltung aus solchen Gründen zur Pflicht werden. Allein weil anderswo selbst eine Vergewaltigung eines rechtmäßigen Herrschers kaum je eine so scharf zugespitzte principielle Bedeutung erreichen kann, darum wird dort eine Wahlenthaltung auch kaum je in gleicher Weise Pflicht werden; meistens wird die nöthige Sorge für das Gemeinwohl die entgegenstehenden Bedenken überbieten und wirkungslos machen, gerade wie es im römischen Gebiet bezüglich der Stadt- und Gemeindewahlen geschehen ist.

Wenn nun betreffs der Wahlenthaltungspflicht durchgängig jener Unterschied zwischen Stadt- oder Gemeindewahlen einerseits und der Wahl zur Landes- oder Volksvertretung andererseits nicht so scharf auftritt: so ist bezüglich der Pflicht zur Wahl gerade jene Unterscheidung unseres Erachtens von großer Wichtigkeit. Wir glauben nämlich, daß bezüglich der Stadt- oder Gemeindewahlen viel leichter an die einzelnen Wähler eine schwere Pflicht, das Wahlrecht auszuüben, herantreten kann, einmal weil viel leichter von den einzelnen Stimmen die Wahl bestimmter Persönlichkeiten abhängen kann, und zweitens weil die Wahl eines einzigen

schlechten Gliedes, freilich innerhalb der Grenzen der engern Rechtsbefugnisse, weit wirksamer üble Folgen nach sich zieht, als es für's Gewöhnliche bei den Wahlen der Landesvertretung der Fall ist.

Natürlich stehen bei letzterer viel weitergreifende Interessen auf dem Spiel, und unter dieser Rücksicht ist die allgemeine Pflicht, dort für eine gute Wahl zu sorgen, im Ganzen eine höhere, als bei Stadt- und Gemeindewahlen; doch für den Einzelnen wird die Verpflichtung bei jenen seltener eine schwere, als bei diesen.

Es wird dieß sofort einleuchten, wenn die Momente angegeben werden, welche für den Einzelnen die Wahlpflicht zu einer schweren, die Verletzung dieser Pflicht objectiv zu einer Todsünde machen. Das Wahlrecht ist den einzelnen Bürgern nicht so fast als ein besonderes Amt übertragen, sondern vielmehr wie eine Ehre und ein Vorrecht zugestanden. Die Pflicht zum Gebrauche dieses Rechtes bemißt sich daher nach der Wichtigkeit des nothwendigen Gutes, das durch den Rechtsgebrauch erzielt, ohne ihn verwirkt würde, oder nach der Bedeutung des Übels, welches durch den Rechtsgebrauch verhindert, ohne ihn voraussichtlich in's Werk gesetzt würde. Um daher eine schwere Pflicht constatiren zu können, müssen zwei Bedingungen verwirklicht sein: 1. Ohne die fragliche Stimmenabgabe muß die Gefahr nahe liegen, daß der absolut oder relativ erwünschte Candidat unterliege. 2. Es muß durch das Unterliegen dieses einen Candidaten Gefahr eintreten, daß in wichtigen Fragen die Majorität zu Ungunsten der guten Sache wirksam entscheide; eine solche Gefahr ist natürlich vorhanden, sobald die Majorität der Guten eine nur schwache ist. Ginge die angedeutete zweifache Gefahr in Gewißheit über, dann könnte die Pflicht des Einzelnen zur Theilnahme an der Wahl so dringlich werden, daß er selbst mit Aufwand sehr großer Opfer dazu gehalten wäre; sonst kann je nach der größern oder geringern Gefahr ein unverhältnißmäßig großes Ungemach den Einzelnen noch von strenger Pflicht entbinden. Nun ist jedoch klar, daß jene Gefahren, um so mehr jene Gewißheit, nicht gerade häufig in dem angegebenen Maße dringlich sind, und daß sie noch seltener nach ihrer ganzen Tragweite erkannt werden. Jede Pflicht, bezw. jede Pflichtverletzung hört freilich darum noch nicht auf. Und je lässiger im Großen und Ganzen das katholische Volk in irgend einem Lande sich zeigen würde, welches bei Anstrengung all seiner Kräfte der guten Sache den Sieg verschaffen könnte, desto schwerer lastet unter dieser Rücksicht auch auf dem Einzelnen die Verpflichtung, sich aufzuraffen und wenigstens das Seinige zu thun. Das gilt sogar von

den einzelnen Urwählern. Die Pflicht steigert sich natürlich bedeutend bei den sogenannten Wahlmännern.

Wir haben bisher die Wahlpflicht nur von Seiten der eigentlichen und schweren Pflicht und Pflichtverletzung angesehen. Wenn wir aber den Kreis unserer Umschau erweitern und auf dasjenige ausdehnen, was die sittliche Aufgabe des christlichen Wählers irgendwie erheischt oder empfiehlt, so entdeckt das Auge innerhalb dieser Grenzen noch mehrere Punkte, welche Beachtung verdienen. Für immer und überall dürfen wir es wohl als geziemend bezeichnen, daß im Allgemeinen diejenigen, welchen ein Anrecht zuerkannt ist, irgendwie direct oder indirect, unmittelbar oder mittelbar an den Angelegenheiten des öffentlichen Wohles theilzunehmen, diese ihre Berechtigung auch gebrauchen oder wenigstens zu gebrauchen bereit seien, falls ihre Theilnahme irgend einen Erfolg erwarten läßt. Ohne einen besondern Grund daher eines derartigen Rechtsgebrauches sich begeben, verdient im Allgemeinen nicht Lob, sondern Tadel, wenn auch für den Einzelnen häufig eine Pflicht im strengen und eigentlichen Sinne des Wortes nicht vorliegt.

Gewisse Zeitverhältnisse aber erweitern und schärfen die Pflicht. Blicken wir auf die gegenwärtige Lage der Katholiken, so ist sie fast überall die Lage der Bedrückten. Der Kampf gegen die heiligsten Güter ist leider zur Thatsache geworden. Träger der staatlichen Gewalt und ihre verschiedenen Factoren bemühen sich nach Kräften, der Kirche die Lebensluft zu entziehen. Da ist es Sache eines jeden Katholiken, nach Kräften aufzutreten für die heilige Sache: die laute Forderung eines ganzen Volkes, die wiederholte Forderung hat auch ihre moralische Macht. Und da zählt jede Stimme, jede Stimme verstärkt den Ruf. Einstimmen in diesen lauten Ruf um Recht ist das Geringste, was ein Jeder für die Kirche thun kann und soll, auch dann, ja gerade dann, wenn ihm der Weg zur thatsächlichen Hilfe abgeschnitten ist. Selbst wenn nach jeder andern Rücksicht die Wahl katholischer Männer wirkungslos verschwände; wenn auch all ihre Anstrengungen bei entscheidenden Fragen von den Feinden der Kirche niedergestimmt und niedergetreten würden: die Wahl selber ist ein offenes Bekenntniß des katholischen Glaubens, und dieß thut noth in unserer religionslosen Zeit; sie wird zur Pflicht, wo Schweigen Charakterlosigkeit und Feigheit bekundet. Aus diesem Grunde ist es auch am Platze, beim ersten Wahlgang in der Regel einen katholischen Candidaten aufzustellen. Das ist ein Hochhalten der Fahne, ein öffentliches Bekenntniß des heiligen Glaubens. Wenn freilich durch

dieses Verfahren ein schlechter Candidat in die Stichwahl käme und Aussicht auf schließlichen Erfolg gewänne, wo er auf andere Weise hätte wirksam ausgeschlossen werden können und vor Anderen auszuschließen wäre: dann dürfte es nicht am Platze sein, des bloßen dermaligen Bekenntnisses katholischer Gesinnung halber eine solche Gefahr heraufzubeschwören; jenes Bekenntniß kann ja auch sonst in vielfacher Weise abgelegt werden.

Es war im Obigen einzig unsere Absicht, vom Standpunkte der Sittenlehre über die Betheiligung an den öffentlichen Wahlen einige leitende Gedanken unsern Lesern vorzulegen. Andere, unkirchliche Parteien mögen die wilden Leidenschaften aufregen und dadurch die Massen zu sich herüberzuziehen suchen. Dem Katholiken muß der stärkste Hebel die Pflicht und die Verantwortlichkeit vor Gott sein und eine auf den ewigen Wahrheiten beruhende unversiegbare Begeisterung, zur Förderung des Guten und Rechten nach Kräften beizutragen, für und mit der Kirche, für und mit Christus zu kämpfen und zu siegen.

A. Lehmkuhl S. J.

Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht.

Das Thema von der Bartholomäusnacht will nicht von der Tagesordnung verschwinden. In schaurigen Weisen tönt es uns immer und immer wieder aus dem Theater entgegen; wie viele haben nicht das fanatisirende Geschrei der in Rauchmantel und Kasel gekleideten Priester in Meyerbeers „Hugenotten" hören müssen, und das neuere Stück: „Die Bluthochzeit, eine geschichtliche Tragödie in vier Acten von Albert Lindner", wird auf seiner Runde über die Hauptbühnen Deutschlands wohl keine frommen Weisen gesungen haben! Die Tagespresse bleibt hinter dem Theater nicht zurück: hat ja selbst das Organ des Reichskanzlers an dem dreihundertjährigen Gedenktage (24. August 1872) ausposaunen dürfen, daß „damals, obwohl noch in den Kinderschuhen der Entwicklung stehend, der jesuitische Geist seine entsetzliche Orgie feierte". Und Männer der That, darunter zwei französische Generäle und zwei ehemalige Mi=

nister, Bardoux und Waddington, haben sich zusammengethan, um „dem Martyrer der Bartholomäusnacht", dem Admiral Coligny, ein Denkmal zu errichten. Die französische Regierung bewilligte einen Beitrag von 33 000 Francs, und die Stadt Paris schenkte einen passenden Platz [1]. Endlich hat die historische Forschung gerade in der neuesten Zeit mit einer gewissen Vorliebe die Pariser „Bluthochzeit" zum Gegenstande ihrer Studien gewählt: in den letzten fünf Jahren sind wohl ein Dutzend Bücher erschienen, welche sich ausschließlich oder doch in hervorragender Weise mit der Nacht vom 23. auf den 24. August 1572 beschäftigen [2]. In den meisten dieser Werke wird besonders lebhaft die Frage discutirt, ob die Bartholomäusnacht von langer Hand her vorbereitet war, oder ob sie das Resultat von Berathungen und Entschließungen weniger Tage oder Stunden gewesen ist. Mit der Beantwortung dieser Frage wollen wir uns auch hier hauptsächlich beschäftigen, ohne jedoch die Besprechung einiger anderer Punkte auszuschließen.

Vergegenwärtigen wir uns vor Allem die Lage in Frankreich. Der unsittliche Franz I. (1515—1547) hatte trotz seines Bundes mit den deutschen Protestanten und dem Erbfeinde der Christenheit endlich scharfe Maßregeln gegen die Anhänger Calvins ergriffen. Seinem Beispiele folgte der noch unsittlichere Heinrich II. (1547—1559). Vereint mit den deutschen Protestanten ging er auf deutschen Städteraub aus, und seine unermüdlichen Bemühungen in Constantinopel brachten es wirklich dahin, daß fast jedes Jahr eine wohlgerüstete türkische Flotte nach dem Mittelmeer aus-

---

[1] Das Denkmal soll an der Rue de Rivoli, gegenüber dem Louvre, zu stehen kommen. Trotz der Beiträge aus der ganzen Welt fehlen dem Comité laut Berichterstattung vom 1. Februar 1884 noch 35 000 Francs.

[2] H. Wuttke, Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Herausgegeben von G. Müller-Frauenstein. Leipzig 1879. 216 S. — H. Bordier, La Saint-Barthélemy et la critique moderne. Genève 1879. 4⁰. 116 p., avec planches. — Lefortier, La Saint-Barthélemy et les premières guerres de religion en France. Paris 1879. 464 p. — Vic. de Meaux, Les luttes religieuses en France au XVIe siècle. Paris 1879. 415 p. — K. Türke, Rom und die Bartholomäusnacht. 1. Theil. Die Zeit Pius' V. Chemnitz 1880 (Realschul-Programm). 39 S. — M. Combes, L'Entrevue de Bayonne et la question de la Saint-Barthélemy. Paris 1882. — H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht. Straßburg 1882. 263 S. — Ch. Buet, L'amiral de Coligny et les guerres de religion du XVIe siècle. Paris 1884. 435 p. — Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux (1560—1585). Bruges 1883—1885. 4 Bde., besonders 2. u. 3. Bd. — Ochsenbein, Ein Flüchtling der Bartholomäusnacht. Bern 1885. 80 S. — Delaborde (Le comte J.), Gaspard de Coligny, amiral de France. Paris. 3 Bde. Ein von der französischen Akademie Ende 1883 preisgekröntes Werk.

lief[1], Tod, Schande und Verzweiflung über die christlichen Küstenbewohner zu bringen, während in Frankreich selbst die Flammen des Scheiterhaufens über dem Jammergeschrei der Calvinisten zusammenschlugen. Wegen dieser persönlichen Mängel, dieser himmelschreienden Inconsequenz, dann der leider nur zu häufigen Niedertretung der kirchlichen Rechte braucht man sich nicht zu wundern, wenn der Calvinismus trotz der gegen ihn angewendeten schauerlichen Strafmittel immer weiter vordrang; war 1555 nur ein calvinischer Prediger angestellt, so zählte man im Jahre 1562 schon über 2000 calvinische Gemeinden[2]. Der venetianische Botschafter Correro unterscheidet unter den Hugenotten drei Klassen: die Großen, die Bourgeoisie und das Volk. Die Großen treibe der Ehrgeiz, die Bürger die Sucht nach den Kirchengütern, das gemeine Volk die Unwissenheit[3]. Der Marschall Blaise de Montluc nennt noch besonders als Anhänger der neuen Lehre die Finanzmänner und die Juristen[4].

---

[1] J. W. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa. Gotha 1854. II. 884 S. Vgl. S. 875 f. und für Franz I. S. 762 f.

[2] Schiller hat in seinen späteren Jahren die Gründe für die Ausbreitung des Calvinismus in Frankreich kurz in die Worte zusammengefaßt: „Eine Reihe schwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen“ (Janssen, Schiller als Historiker. Freiburg 1879. S. 206).

[3] Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux, I. 32.

[4] Nouvelle Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France. Paris 1866. VII. 211. — Der Marschall Gaspard de Saulx, Seigneur de Tavannes, schildert in seinen Memoiren die Hugenotten also: „Ceux de la Ligue disent que l'Eglise de Dieu, catholique, apostolique et romaine, durera eternellement; demandent où estait celle des Huguenots depuis quinze cens ans; qu'ils se sont introduicts sans miracles ... qu'ils sont cogneuz par leurs oeuvres, estans source des meurtres, assassinats, volleries, forcements, et de tous autres pechez communs et inevitables aux guerres qu'ils ont suscitées, pour maintenir les mal-contents et rebelles en Flandres, France, Allemagne et Angleterre, infracteurs de la vigne du Seigneur. Par la breche qu'ils y ont faicte, sont entrez Lutheriens, Calvinistes, Zuingliens, Oecolampades, Trinitaires, Nicolaistes, Anabaptistes, et, le pis de tout, l'atheïsme ... pour reformer un abus ils en ont fait mil, pour oster une tache legere ils ont gasté le visage et la face de l'Eglise.... En Angleterre ils ont soustenu l'inceste et le divorce, en Allemagne la desobeyssance; ont introduicts les Anglais et reistres (deutsche Reiter), anciens ennemis de la France dans icelle; leur ont donné le Havre, donné des batailles aux roys, entrepris sur leurs personnes, assassiné leurs generaux, fait enroollemens, levées d'hommes et de deniers.“ Am Schlusse dieser Charakteristik spricht Tavannes die Meinung seiner Zeit aus über die Bestrafung der Häretiker: „Si ceux qui ont outragé les corps et les biens sont punis de mort,

Die erste große Verschwörung der Hugenotten, gegen den 16jährigen Franz II. (1559—1560), den Gemahl der unglücklichen Maria Stuart, wurde durch die Wachsamkeit des Herzogs von Guise vereitelt. Doch die Guisen dürfen nicht zu mächtig werden; die Verschwörer werden durch das erste Toleranzedict vom 17. Januar 1562 belohnt: so verlangt es die Politik der Karl IX. (1560—1574) vollständig beherrschenden Königin-Mutter, Katharina von Medici. Wir müssen bei dieser Frau einen Augenblick verweilen. Geboren 1519 als Tochter jenes Lorenzo di Medici, für den Macchiavelli sein berüchtigtes Buch vom Fürsten geschrieben, hat sie freudenlose Tage an der Seite ihres untreuen Gemahls Heinrich' II. verlebt. Nach dem frühen Tode ihres ältesten Sohnes Franz' II. gelangte sie zur Vormundschaft und damit zur Regierung. Das Princip des ihrem Vater gewidmeten Buches: zur Behauptung der Gewalt ist dem Herrscher jedes Mittel erlaubt, leitet und bestimmt auch die Mutter dreier französischen Könige. Der Marschall Tavannes, welcher Katharina genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sagt von ihr in seinen Memoiren: „Die Königin versucht Alles im Gleichgewicht zu halten, sie hegt und pflegt die Eifersucht der Großen, um durch die Aufrechthaltung zweier Parteien immer über eine derselben verfügen zu können, wenn ihr die andere entgegen.“ [1] Ist es ihr gelegen, so unterstützt sie die Rebellen; kann sie die Führer derselben nicht anders gewinnen, so läßt sie die Verführungskünste ihrer Hofdamen spielen [2]; ihre Schwiegertochter Maria Stuart gibt sie der teuflischen Elisabeth preis [3]; sie handelt in gleicher Weise mit Calvinern, Lutheranern und Türken; sie kann die päpstliche Dispens für die Heirath ihrer Tochter mit Heinrich von Navarra nicht erlangen, aber eine gefälschte Dispens thut auch den Dienst [4]; an den Papst schreibt sie sehr fromme Briefe [5], und auf die Jesuiten kann sie grimmig schimpfen [6]. „Alle religiösen wie politischen Interessen waren

---

combien plus grand supplice faut-il pour ceux qui perdent les ames eternelles, leur preschant par ambition la religion qu'eux-mesmes bien souvent ne croyent pas!“ (Nouv. Collect. VIII. 397 s.)

[1] Nouv. Collect. VIII. 246. — Ganz übereinstimmend urtheilt der venetianische Botschafter Micheli: „Pour se rendre nécessaire, il lui fallait des troubles, et elle les fomentait de son mieux; elle favorisait les deux factions pour se servir, selon ses intérêts, de l'une ou de l'autre“ (Kervyn de Lettenhove l. c. I. 14). [2] Nouv. Collect. VIII. 246.

[3] Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht, S. 152.

[4] Kervyn de Lettenhove l. c. II. 528.

[5] Theiner, Annal. Eccles. I. 337 sq. [6] Baumgarten S. 19.

der Königin-Mutter" — so sagt ein neuerer protestantischer Historiker — „an sich ziemlich gleichgiltig, sie gewannen ihr Werth nur insofern, als sie von ihnen Förderung oder Hinderung ihrer persönlichen Interessen erwarten konnte." [1]

Ob Katharina mit ihrem Toleranzedict das Richtige getroffen, sollte sich bald zeigen. Hatten die Hugenotten schon im Jahre vorher (1561) Steuern auferlegt, Soldaten ausgeschrieben, die Bauern mit Ochsenziemern in die Predigten geprügelt, Kirchen und Klöster geplündert, katholische Gutsherren ermordet, die Gerichte eingeschüchtert, daß dieselben an vielen Orten für die Katholiken nicht mehr einzuschreiten wagten [2], so brachte das Jahr 1562 mit dem Toleranzedict den offenen Krieg, den ersten Hugenottenkrieg. Man hat mit Recht behauptet, daß die Hugenottenkriege ein Werk der Toleranz sind [3]. Die Greuel der Hugenottenkriege sind bekannt. In dem ersten Kriegsjahre allein haben die Calvinisten, nach ihrem eigenen Geständniß, wie Aubert Le Mire erzählt, 4000 Ordensleute ermordet, 12 000 Nonnen entehrt, 20 000 Kirchen verwüstet, 2000 Klöster, 90 Spitäler zerstört [4]. Sind diese Zahlen auch nicht darnach angethan, um unbedingten Glauben zu verdienen, so kennzeichnen sie doch einigermaßen das rasende Treiben der Rebellen [5]. Ihre Wuth im Zerstören brandmarkt selbst der fanatische Beza in einem Briefe von Orléans an Calvin: „In dem Bilder- und Altarzerstören haben sie (die hugenottischen Soldaten) einen unglaublichen Eifer, dem wir leider selbst hier auf keine Weise steuern konnten. Kurz, es ist Alles das Unterste zu oberst gekehrt, so daß mich bei diesem Anblick Betäubung und Staunen zugleich ergreift. Denn in hundert Jahren würden die Feinde, wenn sie auch Sieger wären, das nicht wieder herstellen können, was nur in Zeit von etwa zwei Stunden zerstört worden ist." [6]

---

[1] Baumgarten S. 103.

[2] Die einzelnen Züge nach den Memoiren des Augen- und Ohrenzeugen Montluc (Nouv. Collect. VII. 211. 218). Dort auch (p. 213. 221) die Versuche der Prediger, durch große Geldsummen Montluc zu bestechen und zur Treulosigkeit gegen den König zu bewegen.

[3] Nachgewiesen von P. Bauer in den „Stimmen aus Maria-Laach", Bd. XI.

[4] L. c. XI. 512.

[5] Dieß wird durch alle neueren Publicationen bestätigt. Vgl. z. B. Les Huguenots en Bigorre. Documents inédits publiés pour la Société historique de Gascogne. Paris 1884. Die Kirchen und Abteien wurden geplündert und verbrannt, Priester und Ordensleute massacrirt, Tarbes so ausgebrannt, daß es mehrere Jahre lang nicht mehr bewohnt war.

[6] Baum, Th. Beza. Leipzig 1851. II. 611.

Unzählbar sind also die Kunstdenkmale, welche diese Culturkämpfer vernichteten; von den Bibliotheken, welche ihrer Wuth zum Opfer fielen, sei nur die werthvollste, die des altehrwürdigen Clugny [1] mit den unersetzbaren Manuscriptenschätzen, genannt.

Auch zum Meuchelmorde nahmen die Hugenotten schon in dem ersten Kriege ihre Zuflucht. Die beiden Führer der königlichen Truppen, der Marschall von Saint André und der Herzog von Guise, waren die ersten Opfer. Als sich der Marschall nach der Schlacht von Dreux bei der Verfolgung der Hugenotten zu weit vorgewagt, wurde er von einem hugenottischen Hauptmann, seinem früheren Diener, gefangen genommen, eine Strecke weit mitgeführt und dann ermordet [2]. Dieß war am 19. December 1562. Zwei Monate später, am 18. Februar 1563, wurde der ritterliche Herzog Franz von Guise [3], der die Rebellen überall zu Paaren getrieben, von einem in Coligny's Diensten stehenden Edelmanne Namens Poltrot meuchlings erschossen. Man hat oft bestritten, daß Coligny wirklich Mitschuldiger an der Ermordung des Herzogs war, und doch ist dieß unbestreitbar, wenn wir auch nur auf das Geständniß Coligny's Rücksicht nehmen. Coligny ließ nämlich schon am 12. März 1563 von Caen aus eine von ihm, La Rochefoucault und Beza unterzeichnete Vertheidigungsschrift erscheinen, in welcher fortwährend „Déposition" (Aussagen Poltrots) und „Response" (des Admirals) abwechseln. Daraus nur einige Worte Coligny's: „Er (Coligny) gesteht, daß er seit jener Zeit, wenn er Einen die Äußerung thun hörte, daß er, wenn möglich, den gedachten Herrn von Guise tödten würde, und wäre es in seinem eigenen Lager, ihm nicht davon abrieth ... Anlangend die zwanzig Thaler, deren im vorigen Artikel Erwähnung geschah, so anerkennt er als wahr, daß er bei seiner letzten Rückkehr nach Orléans, beiläufig zu Ende des verflossenen Jänner ... ihn (Poltrot) zu verwenden gedachte, um Neuigkeiten aus dem Lager des gemeldeten Feindes zu erhalten, und daß er ihm zu diesem Zweck zwanzig Thaler habe einhändigen

[1] Kervyn de Lettenhove l. c. I. 80.

[2] Mémoires de Vieilleville (Nouv. Collect. IX. 323). — Ranke drückt das so aus: „Unter vielen anderen namhaften Männern ist da der Marschall von Saint-André gefallen" (Französ. Gesch. I. 254). Über die Unzuverlässigkeit seiner Darstellung der Hugenottenkriege s. Laacher Stimmen II. 505 ff.

[3] Über Guise siehe das schöne Urtheil aus Feindes Mund in den Calendar of State Papers. For. Eliz. 1563. n. 354, 7.

lassen."[1] Poltrot hatte ferner ausgesagt, daß der Admiral ihm 100 Thaler gegeben zum Ankauf eines guten Pferdes, um sich nach der That retten zu können. In der Antwort auf diese Aussage schreibt Coligny: „Immerhin war der gedachte Herr Admiral auf Bericht der Ansicht, daß man sich seiner (Poltrots) bedienen könne, um sichere Nachricht aus dem gedachten Lager zu haben, und übergab ihm zu diesem Zwecke die fraglichen 100 Thaler, theils um sich bekömmlicher ausstatten, theils um die nöthigen Maßnahmen zur Einziehung der Kunde vornehmen zu können . . . Ferner erinnert sich jetzt der genannte Herr Admiral wohl, daß der gedachte Poltrot bei seiner Berichterstattung so weit ging, ihm zu sagen, er würde den genannten Herrn von Guise gern tödten; aber der genannte Herr Admiral drang nie in ihn, um so mehr, als er es für eine Frivolität hielt, und öffnete bei seinem Leben und seiner Ehre nie den Mund, ihn aufzureizen, es zu unternehmen."[2]

Trotz aller Abschwächungen, die Coligny versucht, können und müssen wir sagen: Habemus confitentem reum. Denn Coligny gesteht: 1) Poltrot stand in seinen Diensten. 2) Poltrot schlägt seinem Herrn den Mord des Herzogs vor. 3) Der Admiral mißbilligt dieß nicht und verbietet mit keinem einzigen Worte die Unthat; dieß mußte dem Diener genug sein, denn: qui tacet (ubi potest et debet loqui) consentire videtur. 4) Der Admiral gibt ihm oder entzieht ihm nicht die Mittel (100 Thaler)

---

[1] „Il (Coligny) confesse que depuis ce temps-là, quand il a ouy dire à quelqu'un que, s'il pouvoit, il tueroit ledit seigneur de Guyse jusques en son camp, il ne l'en a destourné . . . Quant aux vingt escus dont il est fait mention au précédent article, il recognoist estre vray qu'à son dernier retour à Orleans, environ la fin de janvier dernier . . . il délibéra l'employer (Poltrot) à sçavoir des nouvelles du camp des susdits ennemis; et pour cest effect, luy feit délivrer vingt escus."

[2] „Toutesfois ledit seigneur admiral l'ayant ouy, jugea qu'on s'en (Poltrot) pouvoit servir pour entendre certaines nouvelles dudit camp; et pour cest effect, luy délivra les cent escus dont est question, tant pour se mieux monter, que pour faire les diligences requises en tels advertissemens . . . Davantage ledit seigneur admiral est bien recors maintenant, que ledit Poltrot s'advança, luy faisant son rapport, jusques à luy dire qu'il serait aise de tuer ledit seigneur de Guyse; mais ledit seigneur admiral n'insista jamais sur ce propos, d'autant qu'il l'estimait pour chose du tout frivole; et sur sa vie et son honneur, n'ouvrit jamais la bouche pour l'inciter à l'entreprendre." Die ganze Schrift des Admirals ist den „Mémoires-Journaux du duc de Guise" beigefügt. Die angeführten Stellen Nouv. Collect. VI. 521. 523.

zur Ausführung, trotzdem er die Absicht Poltrots kennt[1]. Wenn das alles keine wirkliche Mitschuld begründet, was begründet dann noch eine solche? Nach den Memoiren der Schwester des Königs Karl' IX., Margaretha von Valois, wäre Coligny auch schuld an dem Morde des Gardecapitäns Charry, welcher von Edelleuten aus der Umgebung des Admirals gemeuchelt wurde[2].

Die Verbindungen der Hugenotten mit dem Ausland, den deutschen Protestanten, den Geusen, den Engländern, den Türken, übergehe ich hier; ebenso die Repressalien, welche die durch furchtbare Schandthaten und besonders durch die systematisch betriebene Verhöhnung des allerheiligsten Sacramentes auf's Äußerste gereizten Katholiken an den Hugenotten und besonders an deren Predigern vornahmen; letztere sind zudem weit und breit in fast allen protestantischen Geschichtsbüchern geschildert.

Trotz der verschiedenen Niederlagen, welche die Hugenotten in den folgenden Religionskriegen 1567 und 1569 erlitten, wurde ihnen doch 1570 im Frieden von St. Germain en Laye in ganz Frankreich mit einziger Ausnahme von Paris freie Religionsübung gewährt; zudem erhielten sie noch vier feste Sicherheitsplätze — als ewige Revolutionsnester. Freilich, die Geldnoth drückte die Krone gar sehr: die deutschen Reiter wollten nicht mehr gehorchen, und die Schweizer gingen auf und davon. „Wer die diesem Frieden vorangehenden Verhandlungen zwischen

---

[1] Von diesem Gelde weiß Ranke wieder nichts; er sagt nur: „Coligny hütete sich, ihn darin zu bestärken, aber auch abgehalten hat er ihn nicht“ (Französ. Gesch. I. 256). Freilich hätte das noch viel weniger zu der maßlosen Vergötterung (S. 290 ff.) gepaßt: Ranke feiert den Admiral als gewaltigen Helden und großen Heiligen — wie, wenn ein katholischer General gegen den König von Preußen aufgetreten, wie der calvinische Coligny gegen seinen angestammten König? ? — Nach Schott (in Herzogs Realencyklopädie III. 315) „ist Coligny einer der Männer, deren Namen schon das Herz jedes Protestanten mit gerechtem Stolz erfüllt“. — Der Schweizer Ochsenbein hat zu seiner großen Freude herausgefunden, daß die Frau von Téligny, die Tochter Coligny's, „nichts Geringeres ist, als die Ahnfrau des jetzigen deutschen Kaiserhauses! Sie verheirathete sich nämlich in zweiter Ehe mit Wilhelm von Nassau, dem Gründer der holländischen Republik, und ihre Enkelin, Louise Henriette von Nassau, wurde die Gemahlin Friedrich Wilhelms von Brandenburg, so daß derjenige, der in unseren Tagen das stolze Frankreich gedemüthigt hat, wie noch Keiner vor ihm, ein direkter Nachkomme Coligny's ist. Wie wunderbar doch die Wege des Herrn sind und wie zuverlässig seine Gerichte.“ So Ochsenbein, Ein Flüchtling der Bartholomäusnacht, S. 78.

[2] „Qu'aussi l'assassinat qu'avoit fait ledit Admiral de Charry, maistre de camp de la garde du Roy“ (Nouv. Collect. X. 408). — Den Marschall Tavannes suchte Coligny kurz vor seinem eigenen Tode durch einen sogen. Querelle d'Allemand aus dem Wege zu räumen. Siehe die Erzählung Tavannes' (Nouv. Collect. VIII. 375).

Spanien und Frankreich vor sich hat," sagt Baumgarten[1], „wird wohl wissen, was er von der alten Tradition zu halten hat, Katharina habe den Hugenotten die außerordentlich günstigen Bedingungen des Friedens von St. Germain lediglich gewährt, um sie in's Garn zu locken und dann leichter und sicherer zu verderben. Die französische Krone hat diesen Frieden geschlossen nicht in irgend einer hinterlistigen Absicht, sondern der Noth gehorchend."

Katharina hatte einen andern Plan; sie hoffte die Hugenotten durch die Verheirathung ihrer Tochter Margaretha mit Heinrich von Navarra, dem spätern Heinrich IV. „le Grand", an ihr Haus zu fesseln. Diese Fessel sollte für sie eine verderbenbringende Schlinge werden. Vorerst standen freilich dieser Heirath noch große Hindernisse im Wege. Der Heilige Stuhl wollte die aus dem doppelten Grunde der Verwandtschaft und der Häresie des Bräutigams nöthige Dispens nicht geben, weil man in der Heirath der Schwester des Königs mit dem Haupte der Hugenotten nur das Verderben Frankreichs erblickte. Pius V. sandte einen eigenen Legaten, den Cardinal Alessandrino, mit dem Jesuitengeneral, dem hl. Franz Borgia, nach Frankreich, um die Heirath zu vereiteln. Letzterer stellte Katharina in der Audienz vom 23. Februar 1572 vor, man möge wohl bedenken, daß man nicht, um den Schwiegersohn zu gewinnen, die Tochter in's Verderben führe. Katharina erwiederte, wenn sie nicht glaubte, Gott dadurch einen großen Gefallen zu erweisen, würde sie es nicht thun; deßhalb lasse sie auch viele Gebete veranstalten. Der Jesuitengeneral entgegnete, er glaube das wohl, aber es falle ihm schwer, anzunehmen, daß man Gott durch etwas dienen könne, was man ohne Gott thue, und das würde doch eine Heirath ohne Dispens des Papstes sein. Darauf erwiederte Katharina, er möge nicht zweifeln, daß die Heirath entweder mit Dispens oder gar nicht stattfinden werde. Diesen Entschluß lobte dann Franz Borgia sehr und erklärte: wenn das die Absicht sei, brauchten sie nicht mehr Zeit mit Reden zu verlieren, denn die Dispens werde der Papst nie geben. So Baumgarten nach dem Berichte Borgia's an Philipp II.[2]

---

[1] A. a. O. S. 20. Andere Beweise dafür aus den Berichten des Florentiner Diplomaten Petrucci S. 21 f., und aus den Briefen des Königs und der Königin an ihren Gesandten am englischen Hofe S. 23. — Was nach den Memoiren Mergey's (Nouv. Collect. IX. 574) dagegen vorgebracht wird, beweist nichts.

[2] Baumgarten S. 127. — Nach Kervyn de Lettenhove (II. 362, Anm. 5) befinden sich im Nationalarchiv zu Paris (K. 1526) mehrere Briefe Philipp' II. an Borgia und von Borgia an Philipp II., die auf diese Angelegenheit Bezug haben.

Die Schwierigkeiten von einer andern Seite, nämlich der Mutter des Prinzen, Jeanne d'Albret, wurden leichter überwunden. Diese Jeanne d'Albret, Königin von Navarra, wollte unter keinen Umständen die katholische Trauung zugeben, und sie fürchtete zudem Beeinflussung ihres Sohnes durch die katholische Braut. Ob Jeanne d'Albret, „die Päpstin der Hugenotten", Recht hatte, in ihren Briefen über die Corruption des französischen Hofes loszufahren, da Beza ihr noch vor einigen Monaten eine Verbindung, welche sie ohne jede religiöse Ceremonie eingegangen war, zum Vorwurf gemacht und von ihr Erkenntniß ihrer Fehler und Reue gefordert hatte [1], dürfte wohl bezweifelt werden. Baumgarten preist sie als eine „seltene Frau, von einem lebhaften, ja leidenschaftlichen Pflichtgefühle, welches in ihrem Glauben das höchste, unter allen Umständen zu wahrende Gut erblickte" [2]. Wäre das richtig, so hätte sie doch wohl nicht in die Heirath ihres Sohnes mit der „Papistin" einwilligen dürfen. Trotz alles Jammerns hat sie aber eingewilligt, und Katharina ließ trotz ihres dem hl. Franz Borgia gegebenen Versprechens am 11. April 1572 den Heirathscontract unterzeichnen.

Katharina sah bald die Früchte ihrer Lügen reifen. Ihre Alleinherrschaft über den schwachen, jagdsüchtigen und ausschweifenden König ward bedenklich bedroht. „Ich weiß," schrieb schon am 22. April der sehr gut unterrichtete Florentiner Gesandte Petrucci, „man arbeitet daran, den König mit seiner Mutter zu entzweien und so diese um ihre Auctorität zu bringen; aber sie steht fest und hofft den König unter allen Umständen wieder zu gewinnen." [3]

Unterdessen hatten sich calvinische Piraten der Niederlande, die Meergeusen [4], am 1. April 1572 Brielle's und Ende desselben Monats Vlissingens bemächtigt. Als der Herzog Alba die Einnahme Brielle's erfuhr, soll er gesagt haben: No es nada, das ist nichts [5]. Und doch war es etwas. Die Einnahme der kleinen Hafenstadt war der erste nachhaltigere Schritt für die Unabhängigkeit der holländischen Generalstaaten. Die siegreichen Piraten aber schrieben aus Hohn gegen Alba nach der Besetzung Vlissingens auf ihre Fahnen: No es nada.

Die Hugenotten suchten auf die Kunde hiervon Karl IX. noch mehr als vorher auf alle Weise zur Unterstützung ihrer niederländischen Glaubens-

---

[1] Kervyn de Lettenhove II. 360. [2] S. 140.

[3] Baumgarten S. 162.

[4] Über die Räubereien und Schandthaten der Meergeusen s. Kervyn de Lettenhove II. 416 ss. [5] Kervyn de Lettenhove II. 427.

genossen zu bewegen; das hieß nichts Anderes als Krieg gegen Spanien. Krieg mit Spanien wollte aber die Königin-Mutter nicht aus Furcht vor den spanischen Waffen[1]. Trotzdem wurde der König für den Krieg gewonnen. Am 22. April befahl Karl IX. zwar seinem Gesandten in Madrid, Saint-Gouard, den Spaniern zu versichern, daß er gar nicht an eine Begünstigung der Geusen denke[2], und am selben Tage sandte der König ein Schreiben an Alba, welches von Freundschaftsversicherungen für Spanien überfloß[3]; aber nur einige Tage später, am 27. April, schrieb derselbe König an den Piraten-Admiral, Ludwig von Nassau, er werde alle ihm von Gott verliehenen Mittel zur Befreiung der von Spanien unterdrückten Niederlande aufwenden, wozu ja jeder christliche Fürst bereit sein müsse[4], und wieder einige Tage später ließ dieser christliche Fürst dem türkischen Großherrn versichern, daß er eine Flotte ausgerüstet habe unter dem Vorwande, die französische Küste zu schützen, in der Wirklichkeit aber mit der Absicht de tenir le roy catholique en cervelle et donner hardiesse à ces Gueux des Pay-Bas de se remuer et entreprendre[5]. Die Rüstungen Frankreichs wurden immer auffallender, die Klagen Spaniens immer dringender.

Um den Krieg zu verhindern, sandte der eben gewählte Papst Gregor XIII. einen Verwandten des Hauses Medici, den Bischof Anton Maria Salviati, nach Paris. Derselbe traf am 25. Juni ein, aber seine Bemühungen vermochten keinen Stillstand in den Rüstungen zu bewirken. Schon im Mai waren Abtheilungen der Hugenotten in den Hennegau eingebrochen: am 23. überraschten sie Valenciennes; bald darauf besetzte Ludwig von Nassau die Festung Mons. Am 29. Mai wurde die erstere Stadt von den Spaniern wiedererobert. Um das ebenfalls bedrohte Mons zu entsetzen, überschritt am 16. Juli ein ca. 5000 Mann starkes Hugenottenheer die Grenze, erlitt aber schon am folgenden Tage durch den Sohn Alba's eine entscheidende Niederlage. Der Befehlshaber des Corps, Genlis, der in die Hände der Spanier fiel, zeigte ein Patent des französischen Königs vor, und auf der Folter gestand er, im Auftrage des Königs gehandelt zu haben[6].

---

[1] L. c. II. 434. Anm. 3. [2] L. c. II. 431.
[3] L. c. 436. Anm. 2. [4] L. c. II. 433.
[5] Brief vom 11. Mai an den abgefallenen Bischof von Acqs, französischen Gesandten in Constantinopel, l. c. 431. Kervyn de Lettenhove citirt dafür Noailles, Henri de Valois I. 9.
[6] Baumgarten S. 207. Kervyn de Lettenhove II. 496. Die Meinung, Karl IX. selbst habe den Zug an Alba verrathen, ist unbegründet (Baumgarten S. 202 f.).

Während das gutkatholische Paris bei der Nachricht von dieser Niederlage Dankprocessionen abhielt und Freudenfeuer anzündete, ergingen sich die Hugenotten in den heftigsten Drohungen gegen die Spanier, und Coligny ließ dem spanischen Botschafter in Paris, Çuñiga, sagen, wenn Spanien die gefangenen Hugenotten nicht freilasse, werde der Gesandte und seine Landsleute in ganz Frankreich nicht mehr sicher sein [1]. Auf den König übte die Kunde eine etwas abkühlende Wirkung; die Königin-Mutter wurde dadurch bestärkt in ihrer Furcht vor den spanischen Waffen und somit vor dem Krieg gegen Spanien. Aber die Führer der Hugenotten ließen dem König keine Wahl zwischen dem Krieg gegen Spanien und dem Bürgerkriege [2]. Der Admiral ging noch einen Schritt weiter: „Ohne auf die Macht Rücksicht zu nehmen, welche die Königin auf ihre Kinder hat durch Creaturen, die sie ihnen von Jugend an als Diener gegeben hat, versucht er unkluger Weise Zwietracht (zwischen dem König und seiner Mutter) zu säen; er stellt dem König vor, daß er nie eine herrliche That verrichten werde, wenn er nicht ihre Macht beschränke." So Tavannes [3].

Dieser neue Versuch wird der Königin-Mutter hinterbracht, und die Wirkung bei der Herrschsüchtigen ist ein blutiger, verhängnißvoller Entschluß. Tavannes berichtet uns denselben mit den Worten: „Die Eifersucht auf das Regiment ihres Sohnes und den Staat, sowie ein ungemessener Ehrgeiz entzünden und verbrennen die Königin innen und außen, und sie geht mit dem Plane um, sich des Admirals zu ent-

---

[1] Brief Petrucci's vom 23. Juli (Kervyn de Lettenhove II. 497. Baumgarten S. 204. 206).

[2] Der englische Gesandte Walsingham berichtet, die Hugenotten hätten dem König zu überlegen gegeben, „whether it were better to have foreign war with advantage, or inward war to the ruin of himself and his estate" (Lingard, History of England. Ed. Paris 1826. VIII. 437 Anm. Vgl. Kervyn de Lettenhove II. 505. Damit stimmt genau, was Tavannes sagt: „L'Admiral ne perd courage, possede le Roy, fait nouvelle levée de trois mil hommes de pied sous Villars et autres, emporté d'audace . . . dit qu'il ne pouvoit plus tenir ses partisans, qu'il fallait une des guerres espagnolle ou civile" (Nouv. Collect. VIII. 384. — Ebenso Petrucci's Bericht vom 6. August bei Baumgarten S. 211. — Je mehr man die Memoiren Tavannes' mit den Berichten der verschiedenen Gesandten vergleicht, um so mehr überzeugt man sich von der Richtigkeit des Urtheils Baumgartens über Tavannes, daß nämlich „dessen Erzählung von der Bartholomäusnacht . . . merkwürdig genau mit der besten Überlieferung übereinstimmt" (Baumgarten S. 258 Anm. Vgl. Kervyn de Lettenhove II. 505. Anm. 2).

[3] Nouv. Collect. VIII. 385. Vgl. die oben angeführte Depesche Petrucci's vom 22. April.

ledigen.“[1] Der päpstliche Nuntius Salviati sagt dasselbe in seiner Depesche vom 2. September: „Während der Admiral am Hofe war, hatte er mit List und Gewalt (con arte ed imperio) so sehr den König gewonnen, daß er gleichsam regierte; der größte Theil der Geschäfte wurde sozusagen nach seinem Gutdünken erledigt zum größten Ärger (gelosia) der Regentin. In heimlicher Verhandlung mit der Herzogin von Nemours beschloß sie, ihn tödten zu lassen.“[2] Ebenso erzählt später der venetianische Botschafter Cavalle in seiner Relation vom Jahr 1574: „Seit dem Entschlusse des Königs, den Krieg anzufangen, begann die Königin an den Tod des Admirals zu denken.“[3]

Mit dem Plane scheint Katharina einige Tage vor der Hochzeit ihrer Tochter in's Reine gekommen zu sein. Die Vermählung Margaretha's mit Navarra wurde wirklich am 18. August mit großem Gepränge vollzogen, obgleich man die päpstliche Dispens trotz aller Mühe nicht hatte erlangen können. Die Braut wollte ihr Jawort nicht einmal am Altare geben; aber ihr Bruder, der König, stieß sie von hinten am Kopfe, und das dadurch bewirkte Nicken wurde als Jawort angesehen und die Einsegnung vollzogen[4]. Kein Segen ruhte auf dieser Ehe; sie war eine sehr unglückliche, besonders wegen der Ausschweifungen Heinrichs von Navarra. Am 17. December 1599, da Navarra schon seit zehn Jahren als Heinrich IV. über Frankreich herrschte, wurde die Ehe für nichtig erklärt.

Der Admiral ist unterdessen wieder guter Dinge, war ja doch der König für den Krieg gewonnen[5]. Scherzend sagt Coligny, man solle ihm die 50 000 Thaler geben, die auf seinen Kopf gesetzt seien; den Hof hält er für vollständig begraben in die Maskeraden und Tourniere, durch welche während mehrerer Tage die Hochzeit verherrlicht wird. Da, als

---

[1] „La jalousie du gouvernement de son fils et de l'Estat, ambition demesurée, enflamme, brusle la Royne dehors et dedans, et tient conseil de se defaire de l'Admiral“ (Nouv. Collect. VIII. 385 s.). Die Königin fürchtete, man würde sie nach Florenz zurückschicken (l. c. p. 386). Margaretha von Valois theilt in ihren Memoiren mit, daß die Königin-Mutter dem Könige gestanden: „qu'aussi voyoit-elle que ledit Admiral ne seroit jamais que tres-pernicieux en cet Estat et quelque apparence qu'il fist de luy avoir de l'affection et de vouloir servir Sa Majesté en Flandre, qu'il n'avait autre dessein que de troubler la France, que son dessein d'elle n'avoit esté en cet affaire que d'oster cette peste de ce royaume, l'Admiral seul“ (Nouv. Collect. X. 409).

[2] Theiner, Annal. Eccles. I. 331. Vgl. p. 332.

[3] Ranke, Französ. Gesch. V. 90.

[4] Nouv. Collect. X. 394. [5] Kervyn de Lettenhove II. 513 s.

er es am wenigsten ahnt, erreicht ihn die Kugel aus tückischem Hinterhalt. Am Abend des 22. August berichtet Salviati: „Als heute der Admiral vom Louvre nach seiner Wohnung ging, wurde aus einem Fenster eine Büchse auf ihn abgeschossen, wodurch ihm ein Finger der rechten Hand zerschmettert und das Gelenk der linken durchbohrt wurde.“ [1] „Der Admiral meint,“ so schreibt am folgenden Tage der spanische Botschafter, „der Herzog von Guise habe diesen Schuß auf ihn thun lassen. Sie sind auf dem Punkte, ihm den Arm abzunehmen. Das, was ich erfahren kann, ist, daß es die Königin-Mutter ist, welche es anordnete und thun ließ. Der König war gerade mit dem Herzoge von Guise beim Ballspiel, als er es hörte. Er war wie todt, ohne alle Verstellung.“ [2]

Bei den Hugenotten rief der Anschlag große Erbitterung hervor. Der Ritter Cariana sagt in seinem Bericht vom 27. August, die Hugenotten seien durch den Vorfall so aufgeregt worden, daß sie erklärt, wenn der König ihnen nicht Gerechtigkeit verschaffe, würden sie es mit eigener Hand thun. „Sie fügten noch schlimmere Drohungen hinzu, welche die Ursache ihres Verderbens geworden sind.“ [3] Nach dem Bericht des Venetianers Micheli drohen die Hugenotten: dieser Arm des Admirals werde 40 000 andere Arme kosten; wenig hätte gefehlt, daß sie das Louvre gestürmt [4]. Der Nuntius Salviati meldet in seiner Depesche vom 24. August: „In der kurzen Zeit nach dem Schuß auf den Admiral haben sich die Hugenotten mit der größten Anmaßung benommen, und besonders gestern sagten Rochefoucauld und Téligny der Königin zu große Unverschämtheiten.“ [5] Diese Drohungen der Hugenotten werden auch stark in den Memoiren Tavannes' und der eben vermählten Margaretha betont [6].

---

[1] Theiner, Annal. Eccles. I. 328.

[2] So nach der Übersetzung bei Baumgarten, S. 231.

[3] A. a. O. S. 239. — Ähnlich berichtet Çuñiga am 24. August (s. Kervyn de Lettenhove II. 551 s.).

[4] Kervyn de Lettenhove II. 553; Ranke, Französ. Gesch. V. 77. — Andere Drohungen bei Theiner (Annal. Eccles. I. 335).

[5] Theiner I. 328 sq. — Nunc tacite regi ipsi, nunc planius et apertius reginae matri fratribusque minantur (Pibrac, Ep. ad Elvidium bei Kervyn de Lettenhove II. 554. Anm. 4).

[6] Tavannes: „Les Huguenots . . . demandent justice ou qu'ils la feroient sur le champ; menacent leurs Majestez“ (Nouv. Collect. VIII. 386). Margaretha: „Cette blessure de l'Admiral offença tellement tous ceux de la religion que cela les mit comme en un desespoir; de sorte que l'aisné Pardaillan et

Nach dem Zeugnisse nicht allein sehr gut unterrichteter, sondern auch selbst betheiligter Personen steht also ein Zweifaches fest: 1) Daß die Königin-Mutter, um ihren Einfluß auf die Regierung zu wahren, das Attentat auf Coligny veranlaßte; 2) daß die Hugenotten sich in Folge dessen zu wüthenden Drohungen, besonders gegen die Anstifterin des Verbrechens, hinreißen ließen.

Wer nun die Hugenotten kannte — und Katharina kannte sie aus langjähriger Erfahrung — wußte, daß sie nie bei Worten stehen blieben. Diese klare Erkenntniß der Königin-Mutter und die Furcht vor der ihr drohenden Gefahr hat die Bartholomäusnacht herbeigeführt. Die Beweise hierfür sollen uns wiederum die Zeitgenossen liefern.

Beginnen wir mit der Erzählung der Tochter Katharina's. Margaretha schreibt: „Als Pardaillan während des Abendessens bei der Königin, meiner Mutter, durch seine Drohungen die schlimme Absicht der Hugenotten verrieth, und da sie sah, daß, käme man ihrem Plane nicht zuvor, noch in derselben Nacht gegen den König und sie selbst vorgegangen würde, faßte sie den Entschluß, dem König die ganze Wahrheit zu gestehen und ihm die Gefahr auseinanderzusetzen, in welcher er schwebte . . . Der König Karl, welcher seiner Mutter immer sehr gehorsam gewesen war, faßte (nach langem Drängen der Mutter) den Entschluß, sich ihrem Willen zu fügen."[1] Ähnlich berichtet Tavannes: „Wenn die Königin die Urheberschaft des Attentats von sich hätte ablenken können, so hätte sie schwerlich das gethan, wozu sie die Umstände zwangen: der Zufall der Verwundung anstatt des Todes, die Drohungen nöthigen den Conseil zum Entschluß, alle Führer zu tödten, was dann dem Könige vorgeschlagen wurde."[2]

---

quelques autres des chefs des Huguenots en parlerent si haut à la Reyne, ma mere, qu'ils luy firent penser qu'ils avoient quelque mauvaise intention" (l. c. X. 408).

[1] Nouv. Collect. X. 408.

[2] L. c. VIII. 387. — Kurz vorher sagt er ebenso bestimmt: „Du peril present de Leurs Majestez et des conseillers tenus en crainte naist la resolution de necessité, telle qu'elle fut, de tuer l'Admiral et tous les chefs de part: conseil nay de l'occasion par faute et imprudence des Huguenots et ne se fust peu executer sans estre descouverte si elle eust été premeditée." — Auch Brantôme schreibt die Schuld den Drohungen der Hugenotten zu (bei Kervyn de Lettenhove II. 559) und sagt vom Könige: „Il y fut tant poussé de la reyne et persuadé du mareschal de Raiz qu'il s'y laissa aller" (Kervyn de Lettenhove II. 570. Anm. 2). — Vgl. ebenfalls die Memoiren des Herzogs von Bouillon (Nouv. Collect. XI. 9) und des Kanzlers Philipp Hurault, Graf von Cheverny (l. c. X. 470 s.).

Vergleichen wir mit diesen Aufzeichnungen die Meldungen der verschiedenen Gesandten. Der päpstliche Nuntius schreibt am 24. August an den Staatssecretär: „Wenn der Büchsenschuß den Admiral sogleich getödtet, glaube ich nicht, daß so viel geschehen“[1], und am 2. September: „Da nun die Regentin sah, daß der Admiral nicht starb, und welcher Gefahr sie sich ausgesetzt, wurde sie von ihrem eigenen Gewissen und den verwegenen Drohungen der ganzen Hugenottenpartei argwöhnisch gemacht, die durchaus nicht glauben wollten, daß der Anschlag im Auftrage des Herzogs von Alba gemacht worden sei, während sie immer gemeint, es sei leicht, ihnen diesen Glauben beizubringen. Deßhalb machte sie sich an den König und forderte ihn zur Ermordung Aller auf.“[2] Indem Salviati am 22. September seine früheren Nachrichten als auf Wahrheit beruhend aufrecht hält, schließt er mit den Worten: „Wäre der Admiral gleich gestorben, so hätte man die Anderen nicht getödtet; da er aber nicht starb und die Regentin irgend ein großes Unglück befürchtete, verhandelte sie lange mit dem Könige, und sie beschlossen, alle Scham bei Seite zu setzen und ihn mit den Anderen ermorden zu lassen, und diese selbe Nacht wurde für die Ausführung bestimmt.“[3] Nicht sehr abweichend meldet der spanische Gesandte am 31. August an Alba: „Die Ermordung dieser Hugenotten war nicht vorher erwogen, sondern plötzlich beschlossen. . . . Aber sie wollten nur den Admiral tödten und dann die Meinung erwecken, der Herzog von Guise habe es gethan, um sich bei den vornehmsten Hugenotten in diesem Reiche und bei den Engländern und deutschen Protestanten rein zu waschen. Da aber der, welcher den Schuß that, ein schlechter Zieler war und der Admiral hörte, woher er kam, beschlossen sie, die Maske abzuwerfen und zu thun, was sie gethan haben, da sie die Rache des Admirals fürchteten.“[4] Obgleich der florentinische Gesandte Petrucci in den ersten Briefen nach der Niedermetzelung einen lang gehegten Plan annimmt, gesteht er in seinem Berichte vom 31. August: „Ich höre die Sache in einer Weise, daß ich mich nicht durchaus entschließen kann (anzunehmen), die Sache komme von langer Hand, wenn ich auch glaube, daß daran gedacht worden, und das Bestürmen der Anderen hat Ihre Majestäten zum Entschluß gebracht . . . Mir wächst

---

[1] Theiner, Annal. I. 329.

[2] L. c. I. 331. [3] L. c. 332.

[4] Bei Baumgarten S. 237. Dieser Brief auch bei Forneron, Histoire de Philippe II. II. 327; vgl. Kervyn de Lettenhove II. 561. Anm. 1.

der Glaube, daß es nicht von langer Zeit her vorbedacht gewesen."[1] Der Venetianer Cavalli stellt in seinem Bericht vom Jahre 1574 die Sache ähnlich dar: „Da die Königin wußte, daß man keine Gerechtigkeit widerfahren lassen könne (nämlich den Hugenotten wegen des vermeintlichen Urhebers des Attentats, des Herzogs von Guise), und daß die Hugenotten ganz sicher ohne diese zum Kriege kommen würden — sie standen ja schon für Flandern vollständig gerüstet da —, so beschloß sie, um so mehr, weil die Wunde des Admirals nicht für tödlich gehalten wurde, um sich vor so großen Gefahren sicherzustellen, die Hauptführer, welche fast alle zur Hochzeit in Paris sich eingefunden hatten, tödten zu lassen. Wenn dieser Gedanke, die Hugenotten zu vernichten, vor dem Schusse vorhanden gewesen, so ließ er sich ausführen, ... ohne Gefahr zu laufen, daß durch das Attentat ein guter Theil sich entfernte; aber es schien der Königin nicht räthlich, weiter zu gehen, ohne den König Antheil nehmen zu lassen ... Dem König schien der Plan hart und gefährlich, deßhalb widersetzte er sich anderthalb Stunden; aber von Mutter und Bruder bestürmt, willigte er endlich ein."[2]

Es stimmen also mit den Aufzeichnungen betheiligter Personen die Berichte des päpstlichen, spanischen, venetianischen und florentinischen Botschafters, denen Alles daran liegen mußte, ihren Hof über die Motive der Metzelei genau zu informiren, vollständig darin überein, daß die Königin-Mutter erst nach dem mißglückten Attentat auf Coligny, aus heller Angst vor den Drohungen der Hugenotten, den Plan gefaßt, sie alle ermorden zu lassen, und daß es ihr gelang, nach kurzem, aber hartem Kampfe die Beistimmung des Königs hierfür zu erhalten. Sollten nun einige dunkle, unbestimmte Versprechen[3], die der mit Vertröstungen und Verheißungen

[1] Baumgarten S. 239.

[2] Ranke a. a. O. V. 91. Vgl. auch den Bericht Cavriana's vom 27. August, der ebenfalls in den Drohungen der Hugenotten die Ursache ihres Verderbens sieht, Kervyn de Lettenhove II. 560. — Daß die Ausführungen des andern venetianischen Gesandten, Micheli's, der die Sache von langer Hand vorbereitet werden läßt, nichts beweisen, zeigt Baumgarten S. 248 f.

[3] Das Versprechen, welches Karl IX. dem Cardinal Alessandrino gegeben haben soll, und in dem Acton, Bordier und Wuttke einen Beweis für den Vorbedacht erblicken, findet sich gewürdigt bei Baumgarten S. 130 ff. — Am 1. August 1572 erklärte der französische Gesandte am spanischen Hofe, Jean de Vironne de Saint-Gouard, dem spanischen Könige: „Vous aurez bientôt, Sire, des preuves de la sincérité de mon maître." Durch diese Worte hält Graf de la Ferrière (in der Revue des questions historiques 1883. XXXIV. 519) den Vorbedacht für erwiesen: „Le voilà donc enfin, et dans la bouche de notre ambassadeur, le secret de

so freigebig um sich werfende französische Hof gemacht, wirklich mehr Werth beanspruchen dürfen, als alle diese Zeugnisse? Gewiß nicht. Zumal nicht, wenn man bedenkt, wie die Annahme eines langen Vorbedachtes, einer langen Vorbereitung der Bartholomäusnacht uns vor eine Reihe völlig unlösbarer Räthsel stellt. Wie wäre es denn möglich gewesen, diesen Plan geheim zu halten, da der Hofstaat der Königin zum guten Theil aus calvinischen Damen bestand, der König aber im engsten Verkehr mit den Hugenotten lebte, von denen manche, wie z. B. Coligny und Téligny, jeden Augenblick Zutritt zu ihm hatten? Wenn der vernichtende Schlag lange vorbereitet, vom Papste gewußt und gebilligt war, warum macht denn der Heilige Stuhl so enorme Anstrengungen, die Heirath mit Navarra zu hintertreiben? Warum verweigert der Heilige Stuhl bis zum letzten Augenblicke, trotz aller königlichen Schreiben und Bitten, die verlangte Dispens und stellt so die Hochzeit, die doch die Hugenotten zur Schlachtbank versammeln soll, völlig in Frage? Wenn es auf eine lang geplante allgemeine Schlächterei abgesehen, warum wird denn dieser so treu gehütete und so wohl vorbereitete Plan in den verschiedenen Städten nicht an einem, sondern an ganz verschiedenen Tagen ausgeführt?[1] Etwa um recht viele Hugenotten entkommen zu lassen?[2] Wenn der König den Krieg in Flandern gegen Spanien mit Hilfe der Hugenotten führen wollte — und das steht durch viele diplomatische Verhandlungen der verschiedensten Art außer Frage —, warum gibt er sich denn so viele Mühe hierfür, da er doch im Voraus weiß, daß diesen Hugenotten sammt ihren Führern bald das Athmen schwer gemacht werden soll? Endlich, wenn man die Hugenotten möglichst zahlreich nach Paris lockte, um sie dort auf einen Schlag aus dem Wege zu schaffen, wie konnte man so thöricht sein, durch das Attentat auf den Admiral alle Hugenotten gleichsam mit Gewalt aufzurütteln, vorsichtig

---

meurtre si bien gardé jusqu'ici!" Aber in derselben Revue (1884. XXXV. 386—412) wurde auch dieser neue Beweis von Guy de Bremond d'Ars durch ausführlichere Mittheilungen aus der Correspondenz des Gesandten vollständig beseitigt. Saint-Gouard wußte so wenig von diesem Geheimniß, daß er die in Folge der Niederlage der Hugenotten bei Philipp II. erzeugte großartige Bereitwilligkeit Frankreich gegenüber gar nicht ausnützen konnte, weil er ohne alle Instructionen war (Revue XXXV. 401).

[1] Z. B. am 25. August in Orléans und Meaux, am 29. in Saumur und Angers, am 30. in Lyon und erst am 23. September in Toulouse (s. Revue des quest. hist. XXVII. 276).

[2] In der ersten Bestürzung flüchteten 3000—4000 Hugenotten nach England.

zu machen, manche vielleicht aus Furcht zur schnellen Flucht zu bewegen[1], kurz den ganzen, so trefflich verborgen gehaltenen Plan auf die sicherste Weise der Gefahr der Vereitelung auszusetzen? Warum wartet man nicht noch zwei oder drei Tage bis zur Stunde, wo auf das Zeichen der Palastglocke der Admiral mit den Anderen zugleich seinen Henker finden wird?[2]

Die Greuel der Bartholomäusnacht sind zu oft geschildert, als daß dieselben hier wiederholt zu werden verdienten[3]. Nur einige Übertreibungen seien noch namhaft gemacht. Da sind zuerst die furchtbaren Zahlen. Wie bei schrecklichen Ereignissen in der ersten Zeit immer übertrieben wird, bis allmählich genauere Feststellungen gemacht sind, das haben wir selbst in unseren Tagen trotz Eisenbahn und Telegraph schon oft erlebt. Nun nehmen wir das Zeitalter der Pferdepost; dann die Art und Weise des Blutbades, welche genauere Erhebungen oft unmöglich machte; endlich den Haß der Hugenotten, die aus Partei-Interesse das Blutbad möglichst schrecklich auszumalen suchten: welchen Werth können da zumal die hugenottischen Angaben beanspruchen? „Wer wollte von den Männern, welche nach der Bartholomäusnacht zur Feder griffen,“

---

[1] Die Hugenotten hatten wirklich den Plan, Paris zu verlassen und den verwundeten Admiral mitzunehmen; aber die Ärzte erklärten jeden Transport für unthunlich.

[2] Was D'Aubigné gegen diese Schwierigkeit vorbringt, ist völlig haltlos. Vgl. **Daniel, Hist. de France X. 775 s.**

[3] Über die Ermordung des Admirals Coligny berichtet ein Actenstück im Archiv zu Luzern nach einem Augenzeugen: „Habend sy klopffet, man sölle uffthun. Da Jnen deß Printzen von Navarren gwardi Knecht, so in der Herberg gsin, geantwort und sy nit wöllen harinlassen. Daruff sy . . . die thür uffgloffen, hinufftrungen und die . . . gwardi Knecht vermant still zu stan, so begären sy, sy nit zu beleidigen. Da aber ettlich sich zwör gstellt, deßhalb dann Jro zwen umbkomen, namlich einer von Zürich, genannt der Röist, so Lüttenant gwäsen . . . Volgend sind sy ins Admirals gmoch trungen, der dann in einer langen schuben spaziert, da ein gwardi Knecht von Glarus Jne bim Hals angriffen, zum Fenster gfürt und gfragt, wär er sige? Daruff er anzeigt: sölle sines Alters schonen und Jne gfangen nemen, er wölle sich ergeben. Jn selbigem ist ein anderer gwardi Knecht . . . darzukomen und gfragt: wär er sige? Hatt der von Glarus gredt: Es ist der Admiral, er will sich gfangen geben. Daruff der von Fryburg gredt: ‚botz du schelm, bist dus!‘ und damit den schwynspieß in Jne gstoßen und als er angfangen sincken gschruwen: wir hand den schelmen!‘ Admiral geantwortet: ‚noch nit!‘ Daruff der gwardi Knecht Jne zum Fenster uffgeworfen, allda yeder sich an Jme rechen wöllen und wär Jme nit ein stich oder stoß geben mögen, dem ist nit wol gsin. Daruff dann der Lärmen sin fürgang ghan, also das by 6000 Personen in der Stadt Paris umbkommen“ (Ochsenbein, Ein Flüchtling der Bartholomäusnacht, S. 40 f.).

sagt Baumgarten [1], „kalte, unbefangene Prüfung erwarten? Frankreich starrte von dem Blut ihrer erschlagenen Glaubensgenossen: nicht historische Wahrheit, sondern Rache an den infamen Mördern war das Verlangen ihres Herzens. Leidenschaftlicher Haß hat alle diese Schriften dictirt." Und doch werden die Zahlen der zeitgenössischen Schriftsteller von den spätern Historikern auf's Gerathewohl verfünffacht und verzehnfacht. Papyre Masson (1573), der den Wunsch ausdrückt, die Zahl möchte größer gewesen sein, schreibt 10 000; das Martyrologe des Calvinistes (1582) nimmt im Allgemeinen 30 000 an, beschränkt aber im Detail die Zahl auf 15 138 und führt nur von 786 die Namen an; La Popelinière (1581) schätzt die Zahl auf mehr als 20 000; de Thou (1604) redet von 30 000 [2], Davila (1630) von 40 000, Perefixe (1661) von 100 000. Die Zahlen werden also um so größer, je weiter die Schriftsteller von der Zeit der Begebenheit entfernt sind [3]. In Paris allein wurden 1000—2000 Hugenotten niedergemacht. Nach einer Aufzeichnung in dem Archiv des Pariser Stadthauses vom 23. September 1572 wurden den Todtengräbern 20 Livres bewilligt „pour avoir enterré depuis huit jours onze cents corps morts aux environs de St. Cloud, Autueil et Chaillot." [4] Papyre Masson rechnet 2000 [5], La Popelinière 1000 [6].

---

[1] S. 252.

[2] Thuani Histor. sui temporis. P. II. Ed. Francofurt. 1614. p. 1072: „Proditumque a multis triginta hominum millia toto regno in his tumultibus varia peste extincta, quamvis aliquanto minorem numerum credo." — De Thou ist oft und viel gepriesen worden, obgleich oder vielmehr weil sein Haß gegen die Katholiken nicht zu verkennen ist. Jetzt kommt man auch bei den Protestanten dazu, die historische Zuverlässigkeit de Thou's in weniger rosigem Lichte anzusehen. So schreibt Baumgarten (S. 213 Anm.) bei der Besprechung eines Memoires Coligny's: „Wenn man den Text Thuans mit dem Original vergleicht, entdeckt man eine Reihe von Abweichungen, welche auf Thuans historische Zuverlässigkeit in solchen Stücken kein günstiges Licht werfen. Nicht nur hat er . . . diese ganze höchst persönliche Farbe in seinem gekünstelten Latein vollkommen verwischt, sondern sich sogar eine Anzahl von größeren Zusätzen einzuschieben erlaubt." Wenn das bei Actenstücken, was erst bei anderen Berichten! P. Gretser veröffentlichte bald nach dem Erscheinen der Geschichte Thuans: „In J. A. Thuani Histor. libros Notationes auctore J. B. Gallo" mit dem Motto: „Longe plus nocet falsus Catholicus quam si verus appareret haereticus." Die Schrift findet sich in den gesammelten Werken Gretsers, Bd. XVII. II. 23—61. Auch P. Possevin schrieb „Animadversiones in Historiam Thuani" (s. Zaccaria, Iter litter. per Italiam ab a. 1753 bis 1757. p. 304).

[3] E. A. Schmidt, Gesch. von Frankreich. Hamburg 1846. III. 146 Anm.

[4] Daniel, Hist. de France X. 576. [5] L. c.

[6] Hortig-Döllinger, Kirchengesch. II. 544.

Der Auctor des 1582 gedruckten „Martyrologe des Huguenots“ setzt für Paris 10 000 an, während nach ihm auf die Provinzen 5000 bis 6000 kommen. Ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Zahl 10 000 durch 5 zu dividiren, um das Richtige zu erhalten, so dürfen wir wohl die Zahl 6000 wenigstens durch 2 dividiren, und wir erhielten dann für die Provinzen 3000. De Thou, der augenscheinlich die Metzelei recht gehässig darstellen will, gibt für Orléans etwas mehr als 1000 [1] an, für Lyon 1300 [2]; in den übrigen Städten Meaux, Troyes, Bourges, Angers, Romans, Rouen, Toulouse, Bordeaux sind verhältnißmäßig wenige getödtet worden. Es wird immer eine Schwierigkeit bleiben, die Zahlen ganz genau zu bestimmen. Das liegt einestheils in der Art und Weise der schwer controlirbaren Procedur, anderntheils an dem Charakter der Berichte, die meist den Stempel der Partei an der Stirne tragen. In jedem Fall ist es nicht recht begreiflich, wie Ranke schreiben konnte: „Nach den gemäßigtsten Berechnungen sollen in Paris bei 2000, in Frankreich bei 20 000 Menschen massacrirt worden sein.“ [3]

In keiner rührenden Beschreibung der Bartholomäusnacht darf ferner der Zug fehlen, wie der König vom Balkon herab die zu Tode gehetzten Hugenotten niederschießt. Dieß ist ja sicher wahr: denn Bordier widmete die ersten 50 Seiten seines oben angeführten Buches dem Nachweis dieses königlichen Vergnügens. Leider können wir aber über die Arbeit Bordiers kein günstiges Urtheil fällen. In diesem Buche, sagt Baumgarten [4], „trat mir recht lebhaft entgegen, wie leidenschaftlich viele, vielleicht die meisten französischen Protestanten heute noch von dieser Frage (des Vorbedachtes) berührt werden, wie es ihnen fast eine Glaubenssache zu sein scheint, die Bartholomäusnacht im denkbar schwärzesten Lichte zu sehen und zu zeigen . . . er (Bordier) schreibt über Karl IX., seine Mutter, seine Brüder und die damalige katholische Klerisei mit einer Animosität, welche ihn in der Forschung die stärksten Mißgriffe begehen läßt.“ Wenn dieß ein Mann wie Baumgarten sagt, dem gleich

---

[1] L. c. p. 1067.

[2] L. c. p. 1070. Die Zahlen bei de Thou kann man meines Erachtens ruhig um die Hälfte reduciren.

[3] Französ. Gesch. I. 327.

[4] S. 254 f. — Die Revue des quest. hist. hat gleich nach dem Erscheinen des Werkes im Jahre 1880 (XXVII. 272—279) ein negatives Urtheil über die Resultate desselben gefällt. — Der häufig citirte Discours Heinrich' III. ist nach dem von Bordier beigebrachten Material und den Ausführungen Baumgartens (S. 267 f.) aller Wahrscheinlichkeit nach als nicht authentisch zu betrachten.

auf der folgenden Seite (S. 256) „die französischen Hugenotten damals mit ihren niederländischen Freunden (Piraten!) hoch über der trägen Indolenz der deutschen Protestanten und der doppelzüngigen Falschheit der Königin Elisabeth standen", dann dürfen wir wohl Bordier seinem Schicksale überlassen. Doch vernehmen wir auch Beweise. Bordiers erster Beweis ist eine hugenottische Flugschrift: der „Réveille-matin", welche 1573 erschien; dieselbe leitet den Zug ein mit einem „Encor m'a on dict". Wenn aber eine hugenottische Flugschrift einen Beweis abgeben könnte, dann müßte man die französische Geschichte ganz von Neuem schreiben. Kein Augenzeuge weiß etwas von dem Schießen des Königs[1]. Einen zweiten Beweis erblickt Bordier auf einem Gemälde im Museum zu Lausanne. Das Gemälde stellt die Greuel der Bartholomäusnacht dar und zeigt u. A. ein Haus, aus dessen Eckfenster Jemand schießt. Daß dieses Haus aber das Louvre und dieser Jemand der König ist, kann nicht bewiesen werden[2]. Und wenn auch, haben dann die Farben des Malers eine größere Beweiskraft, als die Tinte seiner Quelle, der hugenottischen Flugschrift?

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchung kurz zusammen. Von einer längern Vorbereitung der Bartholomäusnacht kann keine Rede sein; ebenso wenig kann die katholische Religion für dieselbe verantwortlich gemacht werden, da die Motive Katharina's von Medici mit Religion absolut nichts zu thun haben; endlich sind die verschiedenen Schilderungen der Greuel des 24. August 1572 mit der größten Vorsicht aufzunehmen, weil Haß und Parteisucht die meisten Berichte entstellt haben.

B. Duhr S. J.

---

[1] Aber der Herzog von Alba berichtet dasselbe in einer Depesche, die sich auf Berichte von Augenzeugen stützte. So Bagenault de Pouchesse (in der Revue des quest. hist. XXVII. 278). — Diese Depesche existirt nicht. Zwar hatte sie Bagenault de Pouchesse dem von der französischen Akademie gekrönten Werke „L'Histoire des ducs de Guise et de leur époque" von Forneron entnommen, welcher seinerseits dafür eine Publication von Gachard citirte; aber dort fand sie sich nicht, und auf eine Anfrage mußte Forneron erklären, „qu'il s'était trompé et que les citations n'existent pas" (Revue des quest. hist. XXVIII. 268 Anm.).

[2] Baumgarten S. 257.

Schwebende Fragen der Astronomie.

(Schluß.)

---

4. Die Planeten. Um den geneigten Leser nicht mit all den einzelnen Fragen der zahlreichen Planetenfamilie zu ermüden, wollen wir die Hauptprobleme summarisch zusammenfassen.

Die Theorie der Bewegung der Planeten um die Sonne kann man im Allgemeinen ein gelöstes Problem nennen, insofern die Planetentafeln von Leverrier, Hill und Newcomb für mehrere Jahrzehnte keiner bedeutenden Correction bedürfen. Ausgenommen ist nur Merkur, der Benjamin in der Familie, der sich wider Erwarten am schlechtesten von allen aufführt. Das Perihel seiner Bahn eilt nämlich jedes Jahr um nahezu eine halbe Bogensekunde voraus, wie Leverrier vor dreißig Jahren angekündigt und Newcomb seither durch Vergleichung aller beobachteten Vorübergänge vor der Sonnenscheibe außer Zweifel gestellt hat. Leverrier stieg mit der Überzeugung in's Grab, daß innerhalb der Merkursbahn ein unbekannter Planet sei, der diese Störung verursache, und die mit Erfolg gekrönte Ankündigung desselben Astronomen über die Existenz des Neptun hat solches Vertrauen eingeflößt, daß man diesem problematischen intramerkuriellen Planeten schon den Namen „Vulkan" gab. Seine Existenz ist aber trotz vieler Bemühungen bis heute noch nicht festgestellt und eben deßhalb unwahrscheinlich geworden. Man hat zwar manchmal auf der Sonnenscheibe schwarze runde Flecke gesehen, und Watson, Swift und Trouvelot haben während totaler Finsternisse in der Nähe der Sonne Sterne gesehen; es sind aber die runden Flecke nicht genau genug gemessen worden, um als Planeten erkannt zu werden, und jene sogenannten Finsternißsterne sind nachher als Fixsterne erkannt worden. So war z. B. der rothe, von Trouvelot gesehene Stern kein anderer, als Alpha Arietis. Von der andern Seite haben Holden und Palisa die fünf kostbaren Minuten der totalen Finsterniß von 1883 auf das Aufsuchen dieses „Vulkan" verwandt, mit vollständig negativem Resultate.

Ein um die Sonne sich herumziehender Massenring, ähnlich dem Saturnring oder dem Zodiakallichtring, könnte zwar das Voreilen des Perihels der Merkursbahn erklären, würde aber auch die Knoten derselben

stören, was der Wirklichkeit nicht entspricht. Man hat deßhalb in Ermangelung eines bessern Erklärungsgrundes, ähnlich wie beim Monde, an der strengen Giltigkeit des Newton'schen Gravitationsgesetzes gezweifelt und an verschiedene andere Kräfte, herrührend vom Magnetismus oder der Strahlung der Sonne, gedacht; vielleicht aber würde die Lösung des Problems der drei Körper auch über diesen Punkt Licht verbreiten. Unterdessen bleibt den Astronomen kein anderes Mittel zur Construction der Merkurtafeln, als die Beifügung eines empyrischen Correctionsgliedes, dessen Ursprung sie nicht kennen. — Ähnlich wie von einem intramerkuriellen, hat man auch schon von einem ultraneptunischen Planeten gesprochen, auf dessen Existenz kleine Unregelmäßigkeiten der Neptunsbahn hindeuten.

Über die Axendrehung und die daraus entspringende Abplattung der Planeten wissen wir äußerst wenig. Die Tageslänge des Merkur ist zweifelhaft, aber noch unbekannt die des Uranus und Neptun. Daß Neptun überhaupt eine Rotation besitze, wollte man aus Helligkeitsänderungen schließen, die sich jedoch nicht bestätigt haben. Venus und Mars gaben durch ihre deutlichen Flecke schon bessere Anhaltspunkte zur Bestimmung ihrer Rotationsdauer, während Jupiter dasselbe räthselhafte Voreilen der äquatorialen Flecke aufweist, wie die Sonne.

Über die physikalischen Eigenschaften der Planeten sind unsere Kenntnisse noch spärlicher. Merkur hüllt sich zu sehr in den Schleier der Sonnenstrahlen, während die beiden Vettern Uranus und Neptun sich noch gar zu weit außer dem Bereiche der stärksten Fernrohre halten. Die Oberflächen von Venus und Mars bieten ähnliche Erscheinungen wie unsere Erde, während Jupiters Verhalten mehr dem der Sonne gleicht. Die Zeichnungen dieser Planeten aber, die unsere Kenntnisse über ihre Oberflächen darstellen sollen, sind so von einander abweichend, daß sie, wie oben im Falle des Mondes, nicht als unparteiische Zeugen von vergangenen oder zukünftigen Veränderungen gelten können. Wie unwissend wir über die eigentlich physikalischen Eigenschaften der Planeten sind, mag uns ein Blick auf Jupiter zeigen, der doch dreimal so mächtig ist als alle andern zusammengenommen. Erst kürzlich ist ein Fleck auf seiner Oberfläche verschwunden, der die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt mehrere Jahre hindurch in Anspruch genommen hat. Was man aber von ihm weiß, beschränkt sich auf Folgendes: Sein Aussehen war röthlich, seine Entfernung vom Äquator 40 Grad und seine Rotation fünf Minuten langsamer als die der Flecke des

Äquators. Ob es ein wolkenartiger Körper war, oder ein Lavastrom, oder eine Hebung oder Senkung des Bodens u. s. w., davon schweigen die Berichte der Sternwarten.

Von einer Kenntniß der meteorologischen Eigenschaften der Planeten, wie Barometerdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Höhe der Atmosphäre, Polarlichter, Gewitter und anderer magnetischer Erscheinungen, kann bis jetzt noch gar keine Rede sein, viel weniger aber von der Frage, ob daselbst auch Vegetation oder anderes organisches Leben vertreten sei. Die in manchen populären Abhandlungen über Astronomie eine so große Rolle spielende Frage, ob Venus, die Zwillingsschwester unserer Erde, oder Mars oder andere Planeten vernünftige Wesen beherbergen, kann man eigentlich nicht zu den schwebenden Fragen der Astronomie rechnen; denn die Astronomie stellt sich dieses Problem gar nicht, in der Voraussicht der Unmöglichkeit, dasselbe je zu lösen.

Ob Venus einen Mond besitze, ist immer noch zweifelhaft, während die beiden Satelliten des Mars erst vor einem Jahrzehnt entdeckt wurden. Die Verfinsterungen der Jupiterstrabanten sind schon Jahrhunderte hindurch beobachtet worden, haben durch den Dänen Roemer eine wahre Weltberühmtheit erlangt und sind vielfach zu Zeit- und Längenbestimmungen benutzt worden. Dennoch, wer sollte es glauben, sind es erst sieben Jahre her, daß man ein Mittel gefunden hat, dieses so interessante, so leicht und häufig zu sehende und an Resultaten so fruchtbare Phänomen mit Genauigkeit zu beobachten. Und diese Methode ist so einfach, daß sie an das Ei des Columbus erinnern könnte. Sie besteht nämlich in photometrischer Messung der allmählichen Lichtabnahme beim Eintritte des Mondes in den Schatten Jupiters und der Zunahme beim Austritt. Diese genauere Beobachtungsmethode hat aber das Problem der Jupiterstrabanten keineswegs gelöst, sondern im Gegentheil den Mangel der mathematischen Theorie erst recht fühlbar gemacht. Zur Berechnung der Bahnen der vier Trabanten dieses Königs der Planeten brauchte man nothwendig die Lösung des Problems nicht der drei Körper, sondern von fünf Körpern.

Derselbe Mangel macht sich in noch viel höherem Maße geltend in Bezug auf die acht Monde des Saturn und ganz besonders auf seinen Ring. Es war zwar ein großer Fortschritt, daß man mit Maxwell die frühere Idee von einem fest zusammenhängenden Ringe, gleichviel ob starr oder flüssig, fallen ließ und an seine Stelle einen Schwarm kleiner Monde setzte; aber interessant ist es doch, zu sehen, wie viel es dem

Menschen kostet, alte widerspruchsvolle Ideen aufzugeben und mit einfachen und klaren zu vertauschen. Man wußte längst vor Laplace, daß ein fest zusammenhängender Ring um einen Centralkörper im labilen Gleichgewichte sei, also in Folge der geringsten Störung durch einen der Monde zusammenstürzen müsse, man sah die Schattenlinie des Saturn auf dem Ringe uneben und zerrissen, man erkannte, daß die Cassini'sche, Encke'sche und Struve'sche Linie in dem Ringe sich änderte, und trotz alledem mußte der Ring bis in die neueste Zeit zusammenhängend sein, bloß weil man an diese Idee gewohnt war. Alle diese Schwierigkeiten schwanden durch die Hypothese eines discreten Schwarmes. Die einzelnen Körper dieses Ringes kann man mit den stärksten Fernrohren nicht erkennen, zum großen Troste der Astronomen; denn sonst stünden sie vor dem Probleme nicht von fünf, sondern von Tausenden von Körpern.

Dieser Trost ist ihnen nicht geblieben in Betreff der Asteroiden. Mit Bangigkeit sehen sie die Anzahl der bekannten Glieder dieses Planetengürtels seit den letzten drei Jahrzehnten sich durchschnittlich um sieben jedes Jahr vermehren, so daß sie jetzt schon dritthalbhundert Bahnen zu berechnen haben, mit der Voraussicht, mit jedem Jahre mehr Arbeit zu bekommen, ohne daß das Interesse durch neue Erscheinungen oder Erfahrungen angeregt würde. Diese kleinen Weltbürger, von denen keiner die Größe unseres Mondes, ja kaum die der Insel Sicilien erreicht und deren Gesammtmasse von Leverrier auf ein Drittel der Erdmasse geschätzt wurde, hatten, wie Olbers aus der Übereinstimmung ihrer Bahnen schließt, einen gemeinsamen Ursprung, irren aber jetzt als zersprengte Waisenkinder zwischen der Mars- und Jupitersbahn herum. Wenig im Hader mit sich selbst, werden sie von Jupiter und Saturn in ihrem friedlichen Laufe stark gestört und bilden so ein weiteres „Problem von drei oder vier Körpern". Von physikalischen Eigenschaften dieser Planetoiden, wie Dichte, Form, Temperatur, Rotation u. s. w., wissen wir einfach nichts, und doch wären es gerade diese unscheinbaren Körperchen, die uns über die physische Theorie unseres Sonnensystems Aufschluß geben könnten.

Wir schließen diesen Abschnitt über das Planetensystem mit der Bemerkung, daß auch seine Dimensionen noch ein offenes Problem bilden. Das dritte Keppler'sche Gesetz gibt uns nur die relative Entfernung der einzelnen Planeten; aber die absolute Entfernung des Neptun von der Sonne ist dreißigmal unsicherer, als die der Erde.

5. Kometen und Meteore. Über die zweite Art von Sternen, die sogenannten Haarsterne, und die ihnen verwandten Meteorschwärme

können wir uns kurz fassen, nicht als ob sie uns keine „schwebenden Fragen“ böten, sondern weil ihre ganze Erscheinung nur ein großes offenes Problem ist.

Was man bei andern Himmelskörpern als selbstverständlich gar nicht frägt, bildet hier schon einen Streitpunkt, nämlich wem diese geschwänzten Gäste eigentlich angehören, oder woher sie kommen. Während Newton, Heis, Schiaparelli dieselben als gefangene Fremdlinge aus andern Welten betrachten, vertheidigen Andere noch die Explosionstheorie und erklären die Kometen für eine Art vulkanischer Auswürflinge, während wieder Andere glauben, es seien Trümmer einer untergegangenen Welt. Wenn dieselben von andern Welten kommen und von der Sonne aufgefangen werden, so steht so viel fest, daß sie den Weltenraum sehr langsam durchreisen: sonst könnten ihre Bahnen nicht alle elliptisch oder parabolisch sein. Die Bahn wird nämlich eine mehr oder weniger gestreckte Ellipse, so lange die Anfangsgeschwindigkeit eine gewisse Grenze nicht überschreitet. Über diese Grenze hinaus werden alle Bahnen Hyperbeln, und nur wenn die Anfangsgeschwindigkeit den bestimmten Grenzwerth selbst hat, ist die Bahn eine Parabel. Nun ist die Bahn bei keinem einzigen bekannten Kometen nachweisbar hyperbolisch, wahrscheinlich auch nicht parabolisch, obwohl das kurze elliptische Stück der Bahn, das man mit dem Fernrohre verfolgen kann, in manchen Fällen mit einem gleich großen parabolischen Bogen innerhalb der Beobachtungssphäre congruent ist. Diese Frage über den Ursprung der Kometen würde man indessen besser versparen, bis man mehr über ihre physische Beschaffenheit weiß.

Das könnte aber noch lange dauern; denn unsere heutigen Kenntnisse über die Constitution der Kometen bilden erst recht eine sogenannte tabula rasa. Denn ihre staunenswerth große Ausdehnung, ihre unbegreifliche Dünne und Leichtigkeit, ihr Selbstleuchten und Durchscheinen, Reflectiren und Polarisiren des Lichtes, die Stellung des Schweifes, die Änderung der Lichtintensität, ihr Spectrum, die Gestalt des Kernes mit der sogenannten Coma und den ausstrahlenden Ästen, die so häufige Kern- und Schweiftheilung, alles das sind noch schwebende Fragen. Schon Bessel hat nachgewiesen, daß die Gravitation nicht im Stande sei, die Sprünge der Kometenschweife zu bewirken, und hat der Kraft, die hier im Spiele sein müsse, den Namen „elektive Attraction“ gegeben. Zöllner und Andere haben dann auf diese Ansicht ihre „Elektrische Theorie der Kometenschweife“ aufgebaut.

Daß manche Kometenbahnen mit Bahnen von Meteorschwärmen

übereinstimmen, ist seit Schiaparelli's Untersuchungen allgemeine Ansicht geworden, aber auch nur eine Ansicht. Denn das Beobachtungsmaterial über diese Meteorschwärme und die theoretischen Untersuchungen ihrer Bahnen, ihrer Strahlungspunkte und deren Verschiebungen ist noch zu spärlich, um die Grundlage einer eigentlichen Theorie zu bilden.

6. Fixsterne. So kämen wir also zu der letzten und großartigsten Scene unserer Himmelsschau, zur Fixsternwelt, die ihrer Mannigfaltigkeit wegen der ungelösten Probleme mehr enthält, als unser ganzes Planetensystem zusammengenommen. Ist sie ja selbst die Summe von unzähligen Sonnensystemen, die theils noch in ihrer Bildung begriffen, theils schon ihrem Untergange anheimgefallen sind. Die Fragen, welche gegenwärtig die Astronomen beschäftigen, sind aber sehr bald aufgezählt.

Die Hauptarbeit der heutigen Sternwarten, die am meisten Geld, Zeit und Mühe kostet, aber auch am meisten für die Zukunft verspricht, ist ohne Zweifel das Anfertigen von Sternkatalogen, d. h. von Verzeichnissen, welche die Stellungen der Sterne so genau als möglich angeben. Eine Idee von dieser Arbeit könnte der Katalog von Stone geben, dessen Bearbeitung am Cap der guten Hoffnung wenigstens drei Astronomen zehn Jahre lang beschäftigte und beinahe eine Million Mark gekostet hat. Vergleicht man später die zu verschiedenen Zeiten verfertigten Kataloge mit einander, so wird sich zeigen, daß die Sterne im Laufe der Jahrhunderte ihre Stellung ändern, also streng genommen keine Fixsterne sind. Ein Theil dieser Bewegungen kann optische Täuschung sein in Folge der Bewegung unseres Sonnensystems, während der andere die Eigenbewegung der Fixsterne darstellt. Aus der Combination all dieser Bewegungen wird sich dann vielleicht nach Jahrhunderten ein Schluß ziehen lassen über den physischen Zusammenhang der verschiedenen Sonnensysteme, Sternhaufen und Milchstraßen.

Was diese Sternhaufen selbst betrifft, so ist das Problem, das sie uns bieten, höchst einfach, nicht so die Lösung. Zuerst sind die Distanzen und Winkel der einzelnen Sterne eines solchen Haufens in Bezug auf einander mikrometrisch zu messen, und aus den hieraus sich allenfalls ergebenden Bewegungen wären dann der gemeinsame Schwerpunkt und die Bahnen durch Rechnung zu bestimmen. Wie weit die Lösung der ersten Hälfte dieses Problems gediehen ist, ersieht man aus der Thatsache, daß man von dem interessantesten und am besten gemessenen Sternhaufen, den Plejaden, erst so viel weiß, daß es wahrscheinlich ein physisch zusammenhängender Sternhaufe ist. Daß die Lösung der zweiten Hälfte

des Problems noch in weiter Ferne liegt, ersieht man leicht aus den mehrfach gemachten Andeutungen über das „Problem der drei Körper", das sich hier als Problem vieler Hunderte von Körpern darbietet.

Viel einfacher wird das Problem indessen, wenn nur zwei Sterne um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen, also keinen Sternhaufen, sondern einen Doppelstern bilden. Wie wenig dieses weite und interessante Feld der Astronomie noch bearbeitet ist, folgt daraus, daß von den 3000 Doppelsternen, die in verschiedenen Katalogen cursiren, nach Burnham wahrscheinlich nur die Hälfte wirkliche Doppelsterne, d. h. physisch zusammenhängende Paare sind, während die andere Hälfte nur optische Doppelsterne bilden. Von den Bahnen dieser Sterne sind indessen noch keine zwei Dutzend berechnet worden.

Ein anderes Problem, das die feinsten Instrumente und die besten Beobachter dieses Jahrhunderts in Anspruch genommen hat, ist das der Sternparallaxen, d. h. der Winkel, unter denen, von den Sternen aus gesehen, der Halbmesser der Erdbahn erscheint. Dieser Winkel bildet offenbar ein Maß für die Entfernung des Sternes. Der verstorbene Professor Heis pflegte die Schwierigkeit dieser Messungen durch folgenden Vergleich populär zu machen. Wenn man von Münster aus nach Trier hinblicken und dort einen zwölfzölligen Stab beobachten könnte, so gäbe letzterer ein Bild des Erdbahnhalbmessers, während die Entfernung der beiden Städte ungefähr die Entfernung der nächsten Fixsterne veranschaulichte. Beim Anblick eines so schmalen Dreieckes, dessen Basis einen Fuß mißt und dessen Höhe von Trier bis Münster reicht, wird man sich freilich nicht wundern, daß die Entfernung der bestgemessenen Fixsterne immer noch auf mehrere hundert Millionen Meilen unsicher ist. Aber auch dieser unsicheren Resultate hat man noch nicht zwanzig gewonnen. Hoffentlich werden die neueren zahlreichen Messungen von Gill und Elkin in Südafrika, von Struve in Rußland und Hall in Amerika unsere spärlichen Kenntnisse in dieser Richtung bald bereichern.

Seit 1875 hat die Stellar-Photometrie sich zu einer neuen Wissenschaft ausgebildet und eine große Lücke in der Astronomie ausgefüllt. Diese Wissenschaft setzt sich zum Ziele, die Helligkeit der Sterne zu messen, und zwar nicht bloß, wie dieß früher geschah, durch bloße Schätzungen, sondern mit eigens dazu construirten Instrumenten, sogenannten Photometern. Als Nestor dieser Wissenschaft kann Professor Pickering in Cambridge, Mass., bezeichnet werden, der neulich einen Katalog aller in unsern Breiten mit bloßem Auge sichtbaren Sterne, mit

genauer Angabe ihre „Größe“ oder Helligkeit, veröffentlicht hat. Wie dann eine Vergleichung verschiedener Positionskataloge auf die Ortsveränderungen oder „Eigenbewegungen“ der Sterne schließen läßt, ebenso werden auch die zu verschiedenen Zeiten verfertigten photometrischen Kataloge über die Helligkeitsänderungen der Sterne Aufschluß geben. Bis jetzt sind nur 188 Fixsterne mit Sicherheit als Veränderliche bekannt, während etwa 1200 als sogenannte Verdächtige (suspected), d. h. als zweifelhaft veränderlich angegeben werden. Da aber ein Druckfehler in einem Kataloge oder eine unter ungünstigen Verhältnissen angestellte Beobachtung genügt, um auf einen Stern den Verdacht der Veränderlichkeit zu werfen, so wird mit der Zeit wohl ein großer Bruchtheil jener 1200 von der Liste der „Verdächtigten“ gestrichen werden. Um die Ursache dieser Lichtveränderungen der Sterne muß man die Astronomen heute noch nicht fragen, außer man wolle sich mit der Aufzählung der verschiedenen Möglichkeiten begnügen. Die nächstliegende ist wohl in den Flecken der Sterne zu suchen, ähnlich den Sonnenflecken, die unsere Sonne zu einem veränderlichen Sterne mit zwölfjähriger Periode machen. Eine andere mögliche Ursache bilden Vorübergänge von dunkeln Trabanten, ähnlich unsern Merkur- und Venusdurchgängen und den eigentlichen Sonnenfinsternissen. Eine Lichtveränderung müssen auch die Doppelsterne aufweisen, die ihrer gegenseitigen Nähe wegen nicht als Doppelsterne erkannt werden. Wenn die beiden Trabanten in ihrem Kreislaufe um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt neben einander zu stehen kommen, müssen sie offenbar als ein hellerer Stern erscheinen, als wenn sie hinter einander stehen. Welche Erklärung ist nun die richtige? Wahrscheinlich sind alle drei richtig in Bezug auf verschiedene Sterne, und die zu lösende Frage ist nur: welche trifft bei den einzelnen Veränderlichen zu? Obige Ursachen legen auch die Vermuthung nahe, daß alle Sterne ohne Ausnahme in geringem Grade veränderlich sind, da wohl alle eine gefleckte Oberfläche und eine Anzahl dunkler oder heller Begleiter besitzen. Die Veränderlichkeit der Sterne, die sich indessen nicht nur in der Helligkeit, sondern auch in der Farbe zeigt, wird des ungeheuern noch zu bewältigenden Materials wegen in nicht ferner Zukunft einen eigenen Zweig der Astronomie bilden.

Ein mit der Veränderlichkeit der Sterne zusammenhängendes, aber bis jetzt noch sehr dunkles Feld bilden die Spectra der Sterne. Die systematische Classificirung der Sterne nach der Beschaffenheit ihrer Spectra wurde zuerst von P. Secchi begonnen, aber ein eigentlicher

spectroskopischer Sternkatalog, ähnlich den Positions- und photometrischen Katalogen, existirt noch nicht. Die Sternwarte in Potsdam ist indessen seit Jahren mit der Vorbereitung eines solchen beschäftigt. Die Schwierigkeit liegt theils in der Classificirung, theils in der Erklärung der Spectra. P. Secchi hat zwar durch spectroskopische Untersuchung von mehr als 500 Sternen vier Haupttypen entdeckt, auf welche sich alle andern zurückführen lassen; allein innerhalb dieser Klassen ist die Verschiedenheit so groß, daß fast jeder Stern wieder seinen eigenen Typus besitzt. Viele der hellen Linien dieser Spectra sind noch ganz unbekannt und werden durch ihr zeitweiliges oder gänzliches Verschwinden nur noch räthselhafter. Ob überhaupt all die terrestrischen Gesetze der Spectralanalyse bei den abnormen Druck- und Temperaturverhältnissen noch Geltung haben, ist bei den Fixsternen ebenso zweifelhaft, wie bei der Sonne.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die 10000 bis jetzt bekannten Nebel und Nebelsterne, so müssen wir leider gestehen, daß diese interessanten, vielleicht die Embryologie der Welten darstellenden Objecte des Himmels nur eine einzige große Frage bilden. Wer sich über einzelne Nebel, die er zufällig im Teleskope auffischt, orientiren will, sieht sich vergebens nach einem Kataloge um, der die sämmtlichen Nebel nach Stellung, Größe, Gestalt u. s. w. geordnet zusammenfaßt. Über ihre Natur wissen wir eigentlich nur, daß sie existiren, d. h. nicht einfach noch unaufgelöste Sternhaufen, sondern wirkliche, selbstleuchtende Gasmassen sind. Es ist dieses ein Resultat, an welchem die Spectralanalyse ihre Hauptkraft erprobt hat. Herschel hat dieselben auch in verschiedene Klassen getheilt, je nach ihrer unregelmäßigen oder ringförmigen oder abgeplatteten Gestalt. Man hat auch mit großer Wahrscheinlichkeit Veränderungen an denselben nachgewiesen. Ob sie aber eine Axendrehung besitzen, wie weit sie von uns entfernt sind, welches ihre Größe und Dichtigkeit ist, wie sie ihre ausgestrahlte Wärme ersetzen, ob sie das Ende oder den Anfang einer Welt darstellen, alles dieses sind noch offene Fragen.

Eine neue Frage ist in den letzten Jahren mit besonderem Interesse aufgeworfen worden, besonders von Professor Holden in Madison und Professor Seeliger in München, nämlich die Frage über die Vertheilung der Sterne und die damit zusammenhängende über den Bau des Himmels. Professor Holden schlägt vor, die von Herschel begonnenen Aichungen oder Sternzählungen für jeden Quadratgrad des Himmels mit fünf Teleskopen von verschiedener Größe, angefangen vom kleinsten dreizölligen Objectiv bis zum größten 36zölligen, auszuführen,

und dann die Resultate von einander zu subtrahiren, wodurch man die Vertheilung der Sterne über den ganzen Himmel nicht nur im Allgemeinen, sondern für die einzelnen Größenklassen getrennt erhält. Es könnten sich da für diese Größenklassen allenfalls zusammenhängende Gebilde herausstellen, ähnlich unserer Milchstraße, die jetzt durch ihre Übereinanderlagerung für unser Auge verschwinden. Professor Schönfeld in Bonn hat auch mehr im Einzelnen angegeben, was man Alles zu diesem Zwecke noch beobachten müßte. Bis jetzt steht nur fest, daß die Sterne überhaupt gegen die Milchstraße hin dichter vertheilt sind. Ist aber die Milchstraße selbst ein abgeplatteter Sternhaufen, in dem sich unsere Sonne als Glied befindet? hat dieser Sternhaufe eine Axendrehung? bewegt er sich im Raume fort? um welches Centrum, mit welcher Geschwindigkeit? das sind Fragen, zu deren Lösung noch das Beobachtungsmaterial mangelt und welche die Sternwarten der Welt noch Jahrhunderte lang mit Stoff versehen werden.

7. Schluß. Wenn wir einen Rückblick auf die vielen noch schwebenden Fragen der Astronomie werfen, so werden wir einen charakteristischen Unterschied zwischen den Problemen der Sonne, des Mondes und der Planeten einerseits und denen der Fixsternwelt andererseits nicht verkennen. Während es sich bei den ersteren meistens bloß um die Erreichung größerer Genauigkeit handelt, finden wir bei den letzteren die Frage oft noch ganz offen; während erstere schon Jahrhunderte lang studirt und immer wieder von Neuem untersucht wurden, sind manche der letzteren noch kaum in Angriff genommen; während die Probleme der erstern Art meist so weit gelöst sind, als es die heutigen Mittel der Instrumentenkunde und höhern Mathematik erlauben, eröffnen die letzteren noch ganz unbebaute Felder für astronomische Wirksamkeit; während endlich die ersteren aus dem eben erwähnten Grunde den forschenden Geist zu einer Art Verzweiflung oder doch Resignation zwingen, erfüllen die letzten den strebsamen Astronomen mit Hoffnung und Begeisterung. Wer heutzutage auf astronomische Eroberungen ausgeht und eine Rolle wie Copernicus, Keppler oder Tycho spielen möchte, der lasse Mond und Planeten bei Seite und richte sein Teleskop mit Herschel in die unergründlichen Tiefen des Sternenraumes. Denn die Stellar-Astronomie ist die Astronomie der Zukunft. Im Alterthum waren es besonders Sonne, Mond und Erde, welche die Aufmerksamkeit der Weisen in Anspruch nahmen. Die Mondtheorie gelangte unter den Babyloniern und Griechen zu einer hohen Ausbildung und zu praktischer Bedeutung für die Vorausberechnung

der Finsternisse und für das Kalenderwesen, wie die 18jährige chaldäische Periode und der 19jährige Meton'sche Cyclus zur Genüge beweisen. Auch die Länge des Sonnenjahres, sowie die Neigung der Ekliptik zum Äquator und das Vorrücken der Tag- und Nacht-Gleichen kannten die Griechen mit ziemlicher Genauigkeit schon im zweiten Jahrhundert vor Christus. Die Planetentheorie kam unter dem Drucke des ptolemäischen Systems nicht zur Ausbildung, bis Copernicus sie von den Epicykeln befreite, Keppler die Bahnen zeichnete und Newton die treibende Kraft zu dem neuen Systeme lieferte. Durch Laplace, Gauß, Leverrier und Newcomb wurde die Planetar-Astronomie ihrer Vollendung nahe gebracht, soweit dieß, wie gesagt, die heutigen Mittel der Analyse erlauben. Für die Stellar-Astronomie sind im vorigen Jahrhunderte von Lacaille, Bradley und Lalande werthvolle Vorarbeiten geliefert worden; ihren Aufschwung datirt diese Wissenschaft aber erst vom Anfange dieses Jahrhunderts, als Herschel (Friedrich Wilhelm, † 1822) mit seinem Riesenteleskope die Tiefen des Himmels maß, und Bessel († 1846) die Beobachtungsmethoden zu einer früher nie geahnten Feinheit und Genauigkeit erhob. Vergleicht man aber das Beobachtungsmaterial, das die Sternwarten alljährlich veröffentlichen, mit der heutigen Theorie, so kann man sich nicht verhehlen, daß die Stellar-Astronomie noch in demselben Stadium sich befindet, wie die Planetar-Astronomie zu den Zeiten des Tycho de Brahe († 1601). Der Standpunkt des Ptolemäus ist auch für die Fixsternwelt längst überwunden, und die copernicanischen Ideen von Centralbewegung bilden bereits die Grundlage unseres Sternensystems; allein der Keppler der Stellar-Astronomie ist noch nicht erschienen. Die analytische Mechanik gibt allerdings einige allgemeine Principien, wie das Princip des Schwerpunkts, der Flächenräume und der lebendigen Kraft; allein positive, den Beobachtungen entnommene Gesetze, die uns Aufschluß über den physischen Zusammenhang der Fixsterne, Milchstraßen, Sternhaufen und Nebelflecke, deren Bahnen und Brennpunkte, deren Umlaufszeiten und Entfernungen gäben, wie dieß die Keppler'schen Gesetze für die Planetentheorie thun, besitzen wir nicht. Unser Zeitalter ist auch noch kaum reif für den zu erwartenden Keppler, indem das Beobachtungsmaterial, das der Tycho dieses Jahrhunderts liefert, zur Entdeckung solcher Gesetze noch zu spärlich ist.

Wir können es uns nicht versagen, noch einige Worte über die sog. Kosmogonie beizufügen, da auch sie, mehr als alles Andere, zu den offenen Problemen gehört. Daß man bei dem heutigen Stande der

Stellar-Astronomie nicht von einer Kosmogonie im weitesten Sinne des Wortes, welche alle Fixsternsysteme in sich begreift, reden kann, ist evident; aber auch unser winziges Planetensystem besitzt noch keine solche. Eine Theorie, welche uns Aufschluß gäbe, wie unsere Planeten und Satelliten, Kometen und Meteore, Asteroiden und die übrigen ringförmigen Gebilde aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind und bis zu ihrem heutigen Stadium sich entwickelt haben oder doch haben könnten, existirt nicht. Noch nie hat ein Fachmann eine solche Theorie gelehrt oder geschrieben. Was wir in wissenschaftlichen Werken darüber finden, beschränkt sich auf einige sehr allgemein gehaltene Bemerkungen oder auf die Gestalt eines einzelnen Planeten oder Mondes.

Werthvolle Vorarbeiten für eine solche Entwicklungstheorie sind unlängst von Stephan Alexander [1] und Daniel Kirkwood [2] geliefert worden, es sind dieses aber auch nur Vorarbeiten. Um so zahlreicher und oratorischer sind dafür die populären Schriften über Kosmogonie. Es ist fast komisch zu sehen, wie alle diese kosmogonischen Versuche von Nicht-Mathematikern, angefangen von Kant bis auf den letzten Schriftsteller unserer Tage, dem fatalen Geschicke anheimfallen, fast auf jeder Seite gegen die Principien der Mechanik zu verstoßen. Wir erwähnen dieses nur, um zu zeigen, wie weit dieses Problem noch von seiner Lösung ist.

Wenn wir nun schließlich die hier angedeuteten Probleme mit dem positiven Wissen der Astronomie vergleichen, so wird Niemand läugnen, daß die ersteren weit überwiegen. Und wenn wir erst alle die Fragen, die man noch stellen könnte, mit in die Wagschale legen, so schwindet unser Wissen fast in Nichts zusammen. Dieses kann aber den Astronomen ebenso wenig abschrecken, als Alexander d. Gr. sich entmuthigt fühlte, wenn er die Länder sah, die noch zu erobern waren. Entmuthigt darf sich beim Anblicke solcher Thatsachen freilich derjenige fühlen, der versucht ist, sein kleines Haupt in stolzem Wahn und Eigendünkel gegen seinen Schöpfer zu erheben, anstatt dasselbe demüthig zu beugen vor der unendlichen Allmacht und Weisheit Gottes, der uns die Wunder dieser Welt zum Nachforschen übergeben hat, damit wir ihn dadurch mehr erkennen, bewundern und lieben lernen.

J. G. Hagen S. J.

---

[1] Certain Harmonies of the Solar System, Contrib. to Knowledge, 1875.
[2] The Limits of Stability etc. Sid. Messenger No. 33, 1885.

Bischof Leslie über Maria Stuart, Moray und Bothwell.

Soeben erscheint bei William Paterson in Edinburgh ein Werk, das vielleicht bestimmt ist, die vielbesprochene Stuart-Frage von Neuem auf die Tagesordnung zu setzen. Der Titel des interessanten Buches lautet: Narratives of Scottish Catholics under Mary Stuart and James VI, edited by William Forbes-Leith S. J. Es enthält eine Reihe ungedruckter Akten und Briefe, die, zumeist dem vaticanischen Geheimarchiv entnommen, hier zum ersten Male der Öffentlichkeit übergeben werden. Dennoch stellt das Werk keine diplomatische Urkundensammlung nach unseren Begriffen dar, bietet vielmehr nach einer Übersicht der schottischen Geschichte während der Minderjährigkeit Maria Stuarts die Akten und Briefe nicht in deren Ursprache, sondern in englischer Übersetzung und meist so, daß dieselben durch überleitende Erzählung der zwischenliegenden Ereignisse zu einem fortlaufenden Ganzen vereinigt werden. Daß dem Werke dadurch in historischen Fachkreisen geringeres Interesse zu Theil werden würde, kann dem Verfasser unmöglich entgangen sein; er wird daher der größeren Theilnahme, die es in dieser Form bei einem erweiterten Leserkreise finden dürfte, vor jenem den Vorzug eingeräumt haben.

Trotz des mannigfachen Interesses, das auch die anderen Aktenstücke gewähren — eines derselben, der Brief des P. Goudanus, ist schon früher in diesen Blättern (XIX. 83 ff.) veröffentlicht worden — dürfte doch das Hauptinteresse die Darstellung der Ereignisse von 1562—1571 für sich in Anspruch nehmen, einmal weil sich gerade diesen Jahren augenblicklich die öffentliche Aufmerksamkeit zugewendet hat, vor Allem aber wegen der Persönlichkeit, der wir diese Aufzeichnungen verdanken.

Nachdem unlängst P. Stephenson S. J. eine handschriftliche Darstellung derselben Ereignisse veröffentlicht, die keinen Geringeren zum Verfasser hatte, als den Geheimsecretär der unglücklichen Maria Stuart, Claude Nau, bietet hier P. Forbes-Leith eine ebensolche aus der Feder John Leslie's, des berühmten Bischofs von Roß, eines Mannes, der, mitten in dem Strudel der entfesselten Parteien stehend, dennoch nicht in seinem verfolgten Glauben gewankt, noch seine verfolgte Königin verlassen hat.

Die lateinische Urschrift ist dem vaticanischen Archive entnommen und ist 1568, im zwölften Jahr der Gefangenschaft Maria Stuarts[1], also in einer Zeit geschrieben, wo die schrecklichen Erlebnisse einerseits noch frisch in dem Gedächtnisse des Bischofs haften, andererseits aber sich so weit gesetzt und geklärt haben mußten, daß eine richtige und durchsichtige Darstellung möglich war. Leider ist auch diese Darstellung, wie die Nau's, fragmentarisch, und zwar zu Anfang und zu Ende der Erzählung.

Ist auch das neue Detail, welches diese kurze, 42 Druckseiten umfassende Darstellung bietet, geringer als man bei dem Titel Bishop Leslie's Narrative sich versprechen zu dürfen glaubt, so enthält sie doch manche werthvolle Bereicherung unseres Wissens, namentlich Beiträge zur Charakteristik einzelner Personen, so gleich zu Anfang des Grafen Moray. Zu welch verwerflichen Mitteln dieser Edle zu greifen sich nicht entblödete, wenn er dadurch zum Ziele zu kommen glaubte; wessen derselbe, insbesondere welcher Fälschungen er fähig war: davon zeugt sein Verhalten gegen den Grafen von Huntley. Als John Gordon, einer der Söhne dieses katholischen Edelmannes, es sich mitten in den Straßen von Edinburgh einfallen ließ, in einem Handel die Waffe zu ziehen, schritt die Königin gegen den Grafen mit einer so ungewohnten Strenge ein, daß derselbe sich in der Hitze zu offener Empörung hinreißen ließ. Ein Hauptergebniß war, daß James Stuart die dem Huntley hörige Grafschaft erhielt, von der er sich den Grafen Moray nannte. Hier einiges Detail über Moray's Antheil und Verhalten an dieser Empörung. Lassen wir Leslie selbst erzählen.

„Als man Gordon nach einigen Tagen Gefängniß zu verstehen gab, er solle sich keine Hoffnung machen, gegen Bürgschaft seiner Haft entlassen zu werden, benutzte dieser eine sich bietende Gelegenheit, entzog sich heimlich dem Gewahrsam und begab sich zu seinem Vater in den Norden von Schottland. Moray erkannte die günstige Gelegenheit, den Grafen Huntley in Schwierigkeiten zu bringen, und er lud durch öffentlichen Anschlag John Gordon auf den 3. September nach Aberdeen vor die Schranken. Inzwischen war die Königin dorthin gezogen und war ihr von den Studenten sowohl als den Professoren der Universität, von Bischof und Klerus der feierlichste Empfang zu Theil geworden. Huntley, der jederzeit die größte Ergebenheit gegen die königliche Würde an den Tag legte, erschien zur festgesetzten Zeit mit seinem

[1] She was arrested by Elizabeth and has now been kept a prisoner twelve years (p. 126). Der Titel der Aufzeichnung lautet: Paralipomena ad historiam, comitia et annales. Scotiae Joannis Leslaei Episcopi Rossensis, eodem auctore (Polit. Var. XVI. p. 297). Vgl. Stephenson, The Hystory of Mary Stewart etc. by Claude Nau, p. XIII.

Sohne zu Aberdeen, willens, sich jedem Entschlusse der Königin zu unterwerfen. Auf Moray's Rath befahl sie, ihn auf Schloß Stirling einzukerkern, bis sie nach Vollendung ihrer Reise durch die nördlichen Provinzen selbst dorthin kommen würde. Indeß von seinen Freunden verwarnt, er begebe sich in höchste Gefahr des Lebens, wenn er sich noch einmal zur Haft stelle, hielt er es, berathen und unterstützt von einigen jungen Leuten, die seine Partei ergriffen, für angezeigt, dem Befehle der Königin zu trotzen, und sann darauf, die von Moray erlittene Kränkung zu rächen. Heimlich rüstete er zu diesem Zwecke eine Schaar Bewaffneter und hätte zweifellos Moray zu Inverneß um's Leben gebracht, hätte dieser nicht noch spät am Abend Nachricht von dem Anschlage erhalten und durch Verdoppelung seiner Wache Anstalten zu seinem Schutze treffen können. Tags darauf sandte Moray Namens der Königin der Schloßbesatzung von Inverneß Befehl, ihm die Veste ohne Verzug zu öffnen. Einige derselben weigerten sich dessen, bis sie Anweisung von Georg Gordon, dem ältesten Sohne des Grafen Huntley, hätten, der ihr Herr war; sie und mit ihnen Alexander Gordon kamen durch den Strang um's Leben. Die Königin verweilte nun einige Tage zu Inverneß und kehrte dann nach Aberdeen zurück. Unterwegs erfuhr sie, daß die Gordons bei Strathspey einen weiteren Hinterhalt für Moray gelegt. In Folge hiervon bot sie die Häupter der Clans und die andern Einwohner der Umgegend auf und kehrte, unter starker Bedeckung und auf einem andern Wege, nach Aberdeen zurück. An dieser Straße liegt das starke Schloß Findlater; dorthin sandte Moray die Herolde der Königin mit der Aufforderung zur Übergabe. Die Besatzung weigerte sich durchaus, dem Befehle nachzukommen ohne Ermächtigung von John Gordon, der Herr des Platzes war. Deßhalb wurde John Stuart, der Befehlshaber der königlichen Garde, mit 300 Mann hier zurückgelassen, einen Ausfall der Besatzung zu verhüten. Indeß gelang es einige Tage später den Vertheidigern, Verstärkung an sich zu ziehen, worauf sie einen Ausfall vollführten, John Stuarts Söldner im Schlafe überfielen, ihnen Waffen, Geld und alles, was dieselben hatten, abnahmen und sie zum Verlassen der Gegend nöthigten, während John Stuart als Gefangener in den Händen der Sieger zurückblieb.

„Während die Königin also in Aberdeen verblieb, gingen Boten aus, alle Edelleute in Fife, Loudoun, Mearns und andern Nachbarbezirken aufzurufen, die Königin oder richtiger Moray gegen die Anschläge Huntley's zu beschützen. An den Grafen erging sodann die Aufforderung, sich zu Aberdeen vor dem königlichen Rath zu verantworten. Dieser sandte aber Magister Thomas Keir, seinen Secretär, ihn bei Ihrer Majestät und ihrem Rathe zu entschuldigen, daß er nicht bei Hofe erschienen; dazu fehle ihm jede Sicherheit seiner Person, da bisher stets zum Vortheile und nach Anweisung Moray's vorgegangen. Damit es indeß nicht den Anschein habe, als suche er einem Processe aus Schuldbewußtsein auszuweichen, erbot er sich, zu Edinburgh, Stirling oder irgend einem andern festen Platze sich zur Haft zu stellen, unter der Bedingung, daß ein Todesurtheil nur mit Zustimmung des gesammten schottischen Adels ausgesprochen werde. Aber Moray wußte zu verhüten, daß diese Botschaft

der Königin zu Ohren käme; er warf den Boten in's Gefängniß und zwang ihn unter Androhung der Folter zu Aussagen gegen seinen Herrn und seines Herrn Kinder. Auch nahm er ihm das große Siegel ab, das Huntley als Kanzler von Schottland ihm anvertraut hatte.

„Auf die Nachricht von diesen Vorgängen sandte Huntley einen andern Boten, Alexander Keir, den Bruder des Vorigen, mit dem gleichen Auftrage an die Königin; aber auch ihm preßte Moray durch gewaltthätige Mittel Geständnisse gegen Huntley und seine Söhne ab. Inzwischen verließ John, Prior von Coldingham, ein anderer natürlicher Bruder der Königin, Aberdeen und eilte nächtlicher Weile mit 50 Leichtbewaffneten nach dem 24 Meilen entfernten Schlosse Strathbogie, in der Hoffnung, den Grafen Huntley und seine Söhne zu überraschen und aufzuheben. Allein diese hatten Wind von dem Anschlage und entzogen sich demselben durch Flucht in's Gebirge. Coldingham rückte gleichwohl an der Spitze seiner Schaar in das Schloß, wo die Gräfin dieselben äußerlich mit allen Zeichen von Höflichkeit empfing und gastlich bewirthete. Eine verständige Frau, wie sie war, ergriff sie die Gelegenheit, um vor Coldingham und den ihn begleitenden Edelleuten die Unschuld und Königstreue ihres Gatten zu vertheidigen und sie dringend um Fürsprache bei der Königin zu ersuchen. Diese kehrten nach Aberdeen zurück; Huntley aber, überzeugt, daß kein Schloß ihm hinreichende Sicherheit in seinen Mauern biete, sammelte eine Schaar von 1200 tapfern und zuverlässigen Männern unter seinen Verwandten, Unterthanen und Anhängern, mit denen er die ganze hügelige Umgegend besetzt hielt. Ferner sandte er Lady Gordon zur Königin mit demselben Erbieten, das er schon früher wollte bestellen lassen; allein zwei Meilen von Aberdeen entfernt kam ihr eine königliche Botschaft entgegen mit dem Befehl, so schleunig wie möglich auf ihr eigenes Schloß zurückzukehren. Dieser Befehl kam von Moray; denn die Königin verlangte im Gegentheile sehr, sie zu sehen, und Moray war sich völlig klar, Maria werde, wenn es irgend Jemand gelänge, ihr betreffs Huntley's Unschuld und seiner eigenen Ränke die Wahrheit zu berichten, höchst wahrscheinlich den Grafen zu Gnaden annehmen, ihm aber inskünftig nur sehr geringes Vertrauen schenken. Huntley rückte nun, nachdem jeder Versuch, Zutritt zur Königin zu erlangen, gescheitert war, gegen Aberdeen vor, sandte aber, in seinem äußersten Verlangen, sich friedlich zu vergleichen, einen calvinistischen Prediger Namens Strachan mit derselben Botschaft, die er vorher ausrichten zu lassen versucht hatte, und mit dem Auftrage, wenn an der Bestellung derselben verhindert, wenigstens den Adel sowohl als den gemeinen Mann in öffentlicher Rede und vertraulicher Unterhaltung von seiner Unschuld zu überzeugen. Der Bote ward eingekerkert, wie die früheren, und gewann sich nur Bande als Lohn für seine Sendung."

Nun war ein Zusammenstoß nicht länger zu vermeiden. Eiligst rückte Moray dem Feinde entgegen und traf zu Corrichie, vier Meilen nördlich von Banchory, mit ihm zusammen. Hier mußte Huntley, noch im letzten Momente von vielen seiner Anhänger verlassen, die Entscheidung

wagen. Sie sprach gegen ihn. Der Graf selbst wurde gefangen und gegen den ausdrücklichen Befehl der Königin getödtet, indem Moray ihm, wie behauptet wird, eine Muskete auf's Ohr setzen und Feuer geben ließ. Auch ward des Grafen Sohn, der Laird von Findlater, zugleich mit vielen Edelleuten gefangen genommen.

„Die Königin hatte Moray beim Abmarsche aus Aberdeen den gemessenen Auftrag gegeben, das Leben des Grafen Huntley zu schonen, und sie vernahm die Kunde von seinem Tode mit Thränen. Ihr Gram steigerte sich noch und der gesammte Adel theilte denselben, als Moray auch Findlater zum gleichen Loose verdammte. Sein Spruch ward vollzogen nicht nur an diesem, sondern an zahlreichen Dienern und Anhängern, die sämmtlich gehängt wurden. Danach verblieb Moray im unbestrittenen Besitze unumschränkter Gewalt; denn keiner der Edelleute wagte es, auch nur den Mund gegen ihn zu öffnen, und ohne Widerstand zu finden, konnte er die mächtigsten derselben vernichten gegen den Wunsch, oft ohne jegliches Vorwissen der Königin."

Das Parlament, das wenige Monate später in Edinburgh zusammentrat und in dessen Mitte die Leiche Huntley's ausgestellt war, ververhängte unter Moray's Druck auch gegen Huntley's ältesten Sohn, Georges Gordon, den der Herzog von Chatelherault ergriffen und eingeliefert hatte, Todesstrafe. Über die Rettung dieses jungen Edelmanns, die Leslie nur im Allgemeinen auf die Vermittlung der Königin zurückführt, gibt eine Aufzeichnung des P. James Tyrie S. J., die sich im Archiv der Gesellschaft Jesu befindet, näheren Aufschluß. Da sein Bericht zur Charakteristik Moray's von Wichtigkeit ist und den des Bischofs ergänzt, mögen seine Worte hier angefügt werden:

„Da Moray wahrgenommen, daß die Königin Mitleid mit Gordon fühlte, und fürchtete, sie möchte ihn früher oder später begnadigen (ein Schritt, der, wie Moray einsah, seinen Plänen sehr hinderlich wäre), sandte dieser einen mit dem Siegel der Königin versehenen Brief an den Befehlshaber des betreffenden Schlosses mit dem Befehle, dem [jungen] Grafen von Huntley unverzüglich den Kopf vor die Füße zu legen, ohne indeß irgend einen Grund für dieß Verfahren beizufügen. Als der Brief ankam, war Huntley eben daran, mit dem Befehlshaber selbst sich des Würfelspieles zu vergnügen; als letzterer plötzlich erblaßte, ahnte der Graf sofort, wie die Sachen stünden, redete ihm zu, guten Muthes zu sein, er selbst verzeihe ihm, da ihn nicht der mindeste Tadel treffe, von Herzen. Der Andere aber war ein kluger Mann, und obschon er weder an der Echtheit des Siegels noch an der der Unterschrift der Königin zweifeln konnte, noch auch die Gefahr verkannte, in die er durch Verzug sein eigenes Leben bringe, hielt er es für das Gerathenste, einige Erkundigung einzuziehen. Nachdem er Huntley mitgetheilt, welchen Befehl er erhalten und wie dringend und drohend der Brief abgefaßt, entschied

er sich trotz eigener Gefahr, die Königin aufzusuchen. In größter Eile begab er sich an den Hof und bat die Königin um Verzeihung, daß er nicht sofort ihren Befehl vollstreckt habe. Als Maria von ‚ihrem Briefe‘ hörte, war sie nicht wenig erstaunt und vertraute ihm, daß sie keinen Brief in dieser Angelegenheit an ihn gesandt habe, noch auch Willens gewesen, es zu thun. Sobald er den Brief vorzeigte, durchschaute sie Moray's Betrug, und um Huntley gegen ähnliche Gefahren sicherzustellen, befahl sie, ihn sofort in Freiheit zu setzen."

Es folgt nun in Leslie's Bericht eine kurze Geschichte der Heirath Maria's mit Darnley, der wir einen weiteren Zug zur Charakteristik Moray's entnehmen. Die entfernte Vorbereitung des Heirathsplanes bestand in der Rückkehr und Restauration des Grafen Lennox. Dieselbe kam Moray höchst ungelegen, wie er denn schon die sämmtlichen Heirathsprojecte nur als eine Gefahr für seinen eigenen unbeschränkten Einfluß ansah. Was er in der tiefsten Tiefe der Seele bisher verborgen, mit welchen Plänen und Hoffnungen er sich trug, das offenbarte er der Königin bei einer vertraulichen Unterredung. Der Vortrag, den Leslie denselben der Königin halten läßt, ist ein kleines Meisterwerk, aber leider so ausgedehnt, daß wir es uns versagen müssen, ihn hier wiederzugeben. Auf seine Abmahnung von jeder Ehe erwiederte die Königin, daß das Wittwenleben, das sie die letzten fünf Jahre geführt, allerdings ihrer Neigung am besten entspräche; ein Gedanke allein beunruhige sie, der, daß die Thronfolge an die Hamiltons übergehe, die sich allzeit den Stuarts wenig freundlich bewiesen hätten.

„Daraufhin feuerte Moray den Schuß los, den er die ganze Zeit in Bereitschaft gehalten, er rieth und drängte, sie solle die Stände des Reiches zusammenrufen und ein Gesetz einbringen des Inhalts, daß Niemand, er sei denn ein Stuart, die Krone Schottlands tragen könne. Für sich und seine Kinder forderte er dreist den nächsten Platz in der Erbfolge nach der Königin; nach ihm sollte Graf Lennox und seine Nachkommenschaft folgen, dann der Graf von Athole und sein Bruder, der Prior von Coldingham, endlich Methven, Innermeath und so fort in rechtmäßiger Folge. Die Königin, überrascht von so viel Hochmuth und Vermessenheit, konnte die Thränen nicht zurückhalten; dann jedoch, ihrem Gram gebietend, rief sie in der edlen Absicht, den Sturm ehrsüchtiger Pläne zu mäßigen, der in der Brust ihres Bruders zu toben schien, aus: ‚Ist es möglich, theuerster Bruder,‘ denn so nannte sie ihn seiner Unebenbürtigkeit unerachtet oftmals aus Hochachtung für seinen Rang und öffentlichen Charakter und wegen der Zuneigung, die sie für ihn hegte, ‚ist es möglich, daß du so nach der königlichen Würde geizest, meine Zustimmung zu Maßregeln zu begehren, die, aller anderen Einwände zu geschweigen, für mein eigenes Gefühl etwas Widerstrebendes haben müssen und im Widerspruche

mit den Gesetzen und Gewohnheiten des Landes stehen? Was hat das Haus Hamilton verbrochen, sei es gegen uns, sei es gegen die Gesetze des Landes, daß es seines gerechten Anspruchs auf sein Erbe sollte beraubt werden? Hätte solch ein Gesetz, wie du es vorschlägst, ehedem bestanden, die königliche Würde wäre wahrscheinlich niemals an die Stuarts gelangt.'"

Der weitere Verlauf dieser ersten Heirath, das Attentat auf Riccio und der Mord Darnley's erhalten in Leslie's Bericht nur wenig neues Licht, wenngleich einzelne Umstände seiner Erzählung Beachtung verdienen. Von größerem Interesse ist die Darstellung der Bothwell-Ehe; nicht als ob dieselbe alles Dunkel aufhellte, es sind vielmehr einzelne Punkte, die vielleicht noch räthselhafter werden; sondern deßhalb, weil neue Streiflichter auf das Verhalten der Königin fallen. Wir wollen hier den Faden der Leslie'schen Erzählung wieder aufnehmen.

„In dem folgenden Parlamente, welches so früh als möglich, nämlich im April 1567, zusammentrat, wurden die Grafen Huntley und Sutherland einstimmig in ihre erblichen Würden und Besitzungen wieder eingesetzt, um welche Moray durch Gewalt und List sie gebracht. Auch das freisprechende Urtheil des Gerichtshofes in Sachen Bothwells wurde von den drei Ständen des Reiches bestätigt. Daher begann nun Bothwell, also in aller Form für unschuldig erklärt, offen mit ihnen zu handeln betreffs seiner in Vorschlag gebrachten Ehe mit der Königin, und machte alle Anstrengungen, deren Einwilligung zu erlangen, indem er die Einen durch Versprechungen zu gewinnen suchte, gegen Andere aber die schrecklichsten Drohungen anwandte. Als er jedoch fand, daß sein Vorschlag ziemlich allgemein auf Verdacht und Mißgunst stieß, entschloß er sich, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und sein Vorhaben mit Gewalt zu verwirklichen. In dieser Absicht bewog er seine Helfershelfer bei dem Verbrechen [des Königsmordes], ihre Namen unter ein Schriftstück zu zeichnen, welches er selbst aufgesetzt hatte und welches die Erklärung enthielt, daß er frei sei von jedem Verdachte der Schuld und daß da Niemand sei, den die Königin besser heirathen könne, denn ihn. Alle unterschrieben das Instrument ohne jede Schwierigkeit; denn ihre einzige Hoffnung auf Sicherheit ruhte nun, wie sie wohl wußten, auf seiner Erhebung zur obersten Gewalt. Sodann lud er die anderen Edelleute, von denen er wußte, daß sie ihn verabscheuten, in sein eigenes Haus ein, und unter Drohungen, er werde sie von der königlichen Leibwache, die er damals befehligte, ergreifen lassen, zwang er sie, auch ihrerseits dasselbe Aktenstück zu unterfertigen — ein Wunsch, dem sie, vor die Wahl zwischen Unterschrift und Tod gestellt, sich fügten.

„Bothwells eigene Ehefrau, die Schwester des Grafen Huntley, war noch am Leben. Mithin war es nothwendig für ihn, von ihr des ehelichen Bandes entlassen zu werden, ein Ziel, das er zuerst durch Schmeichelei zu erreichen suchte, indem er sie bat, in eine Trennung oder Ehescheidung zu willigen. Aber alle seine Bitten und Überredungskünste erwiesen sich als völlig wirkungs-

los, da seine Frau sich rundweg weigerte, an einem so schändlichen Beginnen Theil zu nehmen. Bothwell beschloß daher, diese Last durch einen Gewaltstreich sich vom Halse zu laden. Er brachte Lady Bothwell nach Crichton-Castle und bot ihr, als er allein mit ihr im Zimmer war, einen Becher vergifteten Weines: sie müsse entweder den Wein trinken oder ihren Namen unter das Ehescheidungsinstrument setzen. Um der dringenden Gefahr des Lebens zu entgehen, willigte sie ein, daß die Notare herbeigerufen würden, wollte indeß erst unterzeichnen, nachdem sie erklärt hatte, daß sie es unfreiwillig und unter offener Vergewaltigung thue. Der einzige Grund, den Bothwell für die Ehescheidung anführte, enthielt ein öffentliches Bekenntniß seiner Schlechtigkeit und seiner gänzlichen Hintansetzung jedes Anstandes; denn er bestand im Bekenntnisse seines eigenen Ehebruches, begangen mit einem Weibe niedrigster Klasse, das er in Gegenwart der calvinistischen Prediger als Zeugin aufführte. Die Folge war, daß diese ihn des ehelichen Bandes lösten, und es erfolgte die öffentliche Verkündigung von der Kanzel, in Besonderheit durch John Craig, einen Prediger von Edinburgh, daß es Bothwell nunmehr völlig freistehe, ein Weib zu nehmen, welches er wünsche. Moray verließ nach eingehender Berathung, welche Schritte er thun solle, unter irgend einem Vorwande Frankreich und begann auf der Durchreise durch England Geld aus eigenen Mitteln aufzubringen und eine bewaffnete Mannschaft zu sammeln.

„Die Königin ging um diese Zeit von Edinburgh nach Stirling, ihr Kind zu besuchen, das daselbst auf's Sorgfältigste bewacht wurde. Auf dem Heimwege begegnete ihr Bothwell an der Spitze einer großen Zahl von Edelleuten und Bewaffneten und zwang sie durch Einschüchterungen und Drohungen, ihn ganz gegen ihren Willen auf das benachbarte Schloß Dunbar zu begleiten. Dort erzwang er ihre Einwilligung dazu, daß sie ihn heirathe, ihn zum Befehlshaber des Schlosses von Edinburgh ernenne, nachdem sie ihn dahin würde begleitet haben, ihm die angewandte Gewalt verzeihe und sofort zur Feier der Hochzeit schreite.

„Bei dieser Eheschließung — die indeß streng genommen eine Ehe nicht genannt werden kann, da sie gegen die Gesetze der Kirche abgeschlossen ward — waren nur wenige Edelleute zugegen. Denn alle kirchlichen Würdenträger und der größere Theil des Adels, soweit sie sich offen zum Katholicismus bekannten, widersprachen laut einer solchen Heirath. Vor Allem boten der Erzbischof von St. Andrews, die Bischöfe von Roß und Dunblane, der Graf von Montgomery und Lord Seton, die sämmtlich sich allzeit als die Hauptstützen der Königin bewiesen hatten, bei dieser Gelegenheit ihren ganzen Einfluß auf, einen Vorgang zu hintertreiben, der, in sich unerlaubt, sie voraussichtlich in Gram und Schande stürzen mußte. Dafür zogen sie sich die unverhohlene Feindschaft Bothwells zu. Als die Königin bei ihrer Rückkehr von der unerlaubten Ceremonie einige der Genannten in ihren Gemächern traf, konnte sie die Thränen nicht zurückhalten. Sie ließ sofort den Bischof von Roß rufen und erschloß ihm unter häufigen Zähren das Innerste ihres Herzens; sie gab die aufrichtigsten Zeichen der Reue und versprach, daß

sie nie mehr etwas den Gebräuchen der katholischen Kirche Zuwiderlaufendes thun oder in ihrer Gegenwart geschehen lassen werde, und sollte sie darüber ihr Leben in Gefahr bringen. Am kurz darauf folgenden Pfingstfeste empfing sie öffentlich die heilige Communion nach voraufgehender sacramentaler Beicht, um durch ein so löbliches Beispiel der Frömmigkeit das Unheil zu sühnen, das ihr Fehltritt veranlaßt hatte. Es verdient beigefügt zu werden, was ziemlich allgemein und auf sprechende Anzeichen hin geglaubt wurde, daß Bothwell die Königin durch Anwendung von Zauberkünsten in einen Zustand geistiger Betäubung versetzte und so zur Einwilligung in diese Ehe brachte. Welche anderen Mittel sie sonst dazu sollten gebracht haben, einen so ungehörigen und so unziemlichen Schritt zu thun, der so gar nicht mit ihrem sonstigen Verhalten übereinstimmt, das kann ich, ich muß es bekennen, nicht begreifen.

„Während sich dieß in Edinburgh abspielte, traten in Stirling zusammen die Grafen Argyll, Mar und Morton, Lord Lindsay, die Barone von Tullibardine und Lethington, letzterer der Secretär der Königin, der kürzlich seine Entlassung genommen und sich von ihrer Sache getrennt hatte. Diese hatten später noch die Grafen Glencairn und Athole, sowie Lord Huntley und viele Andere auf ihre Seite gezogen. Sie alle erklärten sich gegen die Königin und schickten sich an, eine bewaffnete Macht zusammenzubringen, um dieselbe aus der Gewalt Bothwells zu befreien und ihn wegen des Mordes des Königs zur Strafe zu ziehen.

„Vierzehn Tage nach der Hochzeit überredete Bothwell die Königin, Edinburgh zu verlassen, theils um ihr Erholung und einen Wechsel zu verschaffen, theils um sich ihres Namens und Ansehens zu bedienen, um Lady Bothwell aus Crichton-Castle zu vertreiben. Sie zogen nach Borthwick und blieben daselbst zwei Tage, als plötzlich mitten in der Nacht der Graf von Huntley dieses mit mindestens 500 Berittenen umzingelte. Mit Tagesanbruch kam auch Morton mit beträchtlichen Verstärkungen; auch Mar, Lindsay und andere verbündete Edelleute zogen eilig heran mit so viel Söldnern zu Roß und Fuß, als sie zusammenraffen konnten. Schon begannen sie eine regelrechte Belagerung, als es Bothwell gelang, die Königin heimlich nach Dunbar zu schaffen, worauf die Verschwörer, da ihnen ihre Beute entgangen, nach Edinburgh zurückkehrten. Der hochwürdigste Bischof von Dunblane war als Gesandter der Königin nach Paris gegangen, den allerchristlichsten König und die Oheime der Königin über die Umstände ihrer Ehe aufzuklären und dieselbe zu entschuldigen, zugleich mit der Versicherung, es sei ihre geheime Absicht, sich aus dem Wirrsale, in das sie verstrickt worden, herauszuwinden, sobald sich Aussicht auf Erfolg bieten würde. Die oben beschriebenen Unruhen verhinderten den Bischof, nach Schottland zurückzukehren, woselbst seine Standhaftigkeit im Bekenntniß des katholischen Glaubens wohl bekannt war."

Des Weiteren erzählen Leslie's Paralipomena auf zwei Druckseiten, wie die Königin aus Bothwells Gewahrsam in den der Verschworenen

überging, wie Bothwell in Dänemark und Maria nach ihrer Flucht aus Loch Leven und ihrer Niederlage bei Langside in England gefangen gesetzt wurden. Dann endet die Handschrift, mitten in dem Satze abbrechend, ebenso abgerissen, wie sie begonnen.

Es ist hier nicht unsere Absicht, Leslie's Bericht in seinen Einzelheiten zu prüfen, ihn mit anderen Berichten zu vergleichen und die sich ergebenden Abweichungen zu lösen; es würde uns zu weit führen und zu sehr in die Detailforschung verwickeln. Es kam vielmehr, wie schon in der Aufschrift hinlänglich angedeutet, zunächst darauf an, Leslie's eigene Darstellung zur Geltung zu bringen, da bei den eigenartigen Schicksalen der Bücher diese zwar wenigen, aber wichtigen Zeilen unter dem zum Theile ungleichartigen Materiale der Narratives of Scottish Catholics unbeachtet bleiben konnten. Dieß werden sie in Zukunft nicht dürfen. Vor Allem bei Beurtheilung der Bothwell-Ehe werden sie von Gewicht sein, und es dürften wohl wieder die Worte Stephensons in ihr altes Recht treten: „Ich sehe mich nicht in der Lage, alle Umstände, die Ehe Maria's und Bothwells betreffend, zu erklären, geschweige denn zu rechtfertigen, da sie wußte, daß er verheirathet war, als sie ihn zum Gatten nahm." Daneben verdienen vor Allem die vielfältig sich widersprechenden Nachrichten über das Verhalten der Lady Bothwell einer genauen Prüfung unterzogen zu werden.

G. M. Dreves S. J.

Islands mittelalterliche Literatur.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Island ist das einzige der germanischen Länder, das seine alte Sprache seit einem Jahrtausend nahezu unverändert bewahrt hat — jene Norraena oder Danska tunga, welche einst den ganzen skandinavischen Norden beherrschte, eine schöne, an Worten und Formen reiche, höchst gesetzmäßig ausgebildete, klangvolle und poetische Sprache, in mancher Hinsicht den Tochtersprachen überlegen, welche sich aus ihr entwickelt haben und nunmehr die Landessprachen Dänemarks und der skandinavischen Halbinsel sind.

Mit diesem köstlichen Erbstück brachten die norwegischen Auswanderer und Landnámamänner des neunten Jahrhunderts reichen andern Baustoff zu einer künftigen Literatur mit aus der alten Heimath herüber: eine speculativ zwar sehr unbefriedigende, aber poetisch anschauliche und fruchtbare Göttersage, welche alle Kräfte und Erscheinungen der Natur vermenschlichte und zu einer großen Welttragödie verband; eine Heldensage, voll der reichsten und ergreifendsten Motive; eine volksmäßige Spruchweisheit, die neben mancher Spreu doch auch echte Goldkörner enthielt; ein sehr entwickeltes Rechtssystem, welches, obwohl noch ungeschrieben, doch in lebendiger Wirksamkeit alle privaten und öffentlichen Verhältnisse umspannte und in demokratischen Volksversammlungen von den fähigsten Männern stets weiter ausgebildet ward; dann Liebe und Übung der Dichtkunst sowohl seitens eigentlicher Skalden oder Dichter von Beruf, als auch von Seiten des Volkes; endlich Familienüberlieferungen, durch welche jeder Clan mit der früheren Heimath in Verbindung stand und seinen Ruf in der neuen begründete. Während beliebte Dichtungen im treuen Gedächtniß des Volkes weiterlebten und zu anderen anregten, schuf die jugendkräftige Phantasie und das abenteuerliche Leben der Colonisten der Poesie wie der Geschichte beständig neuen Stoff. Alle Küsten der Nordsee, die britischen Inseln, die Orkneys und Faröer, Grönland und Amerika, besonders aber die alte Heimath Norwegen ward von ihren Meerdrachen besucht. Island selbst war unaufhörlich der Schauplatz kleiner Kämpfe. Mit dem Christenthum drang ein Element der gewaltigsten Verwicklung und Gährung in das Leben des Inselvolkes. Religion, Cult, Bildung, Gesetzgebung, öffentliches und privates Leben gestaltete sich langsam um, ohne gewaltsam entscheidenden Kampf, aber unter desto häufigerem kleinen Zusammenstoß. Jahrzehnte lebten Christenthum und Heidenthum, sich stets berührend, bekämpfend, mischend und entzweiend neben einander fort, das erstere politisch siegreich, das andere durch alte Gewohnheit noch die Geister fesselnd.

Der Riese Christophorus hatte trotz des Althingsbeschlusses vom Jahre 1000 arge Mühe, sich an das Tragen des Christkindes zu gewöhnen. Von Zeit zu Zeit setzte er es wieder an's Ufer, um seinen Vikingerfahrten und Abenteuern nachzugehen. Dann fügte er sich wieder unter das so sanfte, aber ihm wegen seiner Sanftmuth widerstrebende Joch. Furchtbare Gewaltthaten, Mordbrennereien, Zweikämpfe, Fehden hören auch nach der officiellen Bekehrung nicht auf. Der Dichter Hallfreðr Ottarsson Vandrädaskald will sich nur taufen lassen, wenn der König Olafr Tryggvason ihm Pathe werden will, tritt dann als Christ in dessen Dienste, bekommt Heimweh nach den alten poetischen Göttern, weiht sich auf's Neue Christus, schlägt dem König einen Dienstmann todt, wird für ein Gedicht begnadigt, heirathet in Schweden die Heidin Ingibjörg, verläßt sie nach zwei Jahren wieder auf eine Mahnung Olafs im Traum, kehrt nach Island zurück, zwingt seine frühere Geliebte Kolfinna zum Ehebruch, schlägt ihrem Manne Gris einen Neffen todt, wird durch die Nachricht vom Tode des Königs Olafr gerührt, zahlt Buße, geht nach Norwegen, will den Tod des Königs rächen, zieht in Schweden, Norwegen und Island herum, stirbt auf dem Meer. Sein Sarg wird auf der Insel Jona an's Land getrieben, dort geplündert, die Leiche erst durch eine Erscheinung des Königs Olafr zur friedlichen Bestattung gebracht.

So geht es kraus durcheinander bei diesen Neubekehrten. Viele schwanken. Viele leben nach der Taufe wie zuvor. Reiche Höfdinge werden die ersten Bischöfe der Insel, Vater und Sohn. Doch faßt das Christenthum immer tiefere Wurzeln. Durch die ersten Oberhirten zieht die abendländische Bildung endlich in die Gehöfte der Insel ein. Die gewaltigen Vikinger lernen lesen und schreiben, lateinisch beten und Psalmen singen. Die einsamen Höfe zu Haukadalr und Oddi werden Schulen, und der reiche, unabsehbare Stoff, der sich in zwei Jahrhunderten aufgespeichert hatte, gestaltet sich endlich zu einer Literatur, lange bevor der Sagenschatz des frühen Mittelalters in Deutschland und Skandinavien gehoben ward, schon gegen Ende des elften Jahrhunderts.

Was vor dieser Zeit liegt, kann kaum als eine Literatur bezeichnet werden, aus dem einfachen Grunde, weil Niemand schreiben konnte und deßhalb nichts aufgezeichnet wurde. Es sind zwar eine Menge Namen von Skalden, sowohl norwegischer, als isländischer, erhalten. Die frühesten, Starkaðr und Bragi der Alte, sind halb mythische Gestalten und gehören, wie Thjóðólfr von Hvin, Thórbjörn Hornklofi, Eyvindr Finnsson, noch dem Stammland Norwegen an. An der Spitze der isländischen Skalden steht Egill Skallagrimsson (904—990), dessen Erinnerung nebst Bruchstücken seiner Dichtungen später durch eine biographische Saga erhalten wurde. In die Hände des Königs Eirikr Blutaxt gefallen, entriß er sich dem Tode durch ein auf den König verfaßtes Lobgedicht Höfuðlausn (Hauptlösung); nach Island zurückgekehrt, widmete er seinem Freunde Arinbjörn das Gedicht Arinbjarnardrápa; im Alter endlich seines liebsten Sohnes Böðvar beraubt, der im Meer ertrank, machte er seinem Zorne gegen die Götter in einigen schmerzlichen Strophen Luft, welche gleich der „Höfuðlausn" vollständig in

der Egilssaga erhalten sind. Dieselbe Saga erwähnt auch seinen etwas jüngern Freund Einar Helgason, der den mächtigen Norweger Hákon Jarl in dem Gedicht Vellekla (Goldmangel) verherrlichte und dafür eine Wagschale zum Geschenk erhielt. Kämpfe und Abenteuer zweier anderer Dichter, des Gunnlaug Orstunga (Schlangenzunge) und des Skáld Hrafn, sind, nebst Bruchstücken aus ihren Liedern, in der Gunnlaugs-Saga berichtet, welche alle Elemente eines vollständigen Romans enthält. Doch ist die Liebe und Eifersucht, welche sie zum Kampf entflammt, durchaus nicht romantisch ausgeführt; was die Isländer weit mehr anzog, waren blutige Heldenthaten, Zweikampf, Mord und Brand. Auch der Liebes-Skalde Kormákr Ögmundarson, der umsonst seine Geliebte Stengerde in wunderlichem Heldenpathos besingt, lebt und stirbt als Viking, nachdem sie einen Andern, den Holmgang-Berse, zum Mann genommen. Von den Dichtungen des Thórleif Skúma, des Tindr Halkelsson, des Glum Geirason sind nur kleine Bruchstücke gerettet. Bei Weitem der merkwürdigste der Skalden ist der schon erwähnte Hallfreðr der Störrische, eine wilde, unruhige Kraftnatur, Krieger und Barde zugleich, schwankend zwischen den alten Göttern und Christus, nur durch die Diensttreue zu König Olafr Tryggvason aus den tiefsten Verirrungen sich erhebend und erst im Tode rastend an der Insel des hl. Columba.

Gleich ihm waren auch die folgenden Skalden kühne Abenteurer, die sich bald am Hofe der norwegischen Könige, bald in Island, bald auf dem Meer, den Orkneys, Shetlandsinseln, den Faröern, den Hebriden und britischen Inseln, bald in Norwegen, Dänemark und Grönland herumtummelten, Kämpfe lieferten und Kämpfe besangen, um schöne Frauen warben und schweres Leid um sie litten, die Thaten der Könige feierten und die Feste des Volkes verherrlichten, mehr Poesie lebten als eigentlich dichteten. Von den schreibseligen Literaturhistorikern späterer Zeiten ist das Verdienst dieser Skalden nicht selten zu gering angeschlagen worden. All ihr Ruhm ist nahezu auf den Geschichtschreiber Snorri Sturluson übertragen worden, der den guten Gedanken hatte, mit den noch im Volksmund erhaltenen Drápen und Flokken derselben seine norwegische Chronik auszuzieren. Der poetische Hauch, der sein Geschichtswerk durchweht, rührt aber zu gutem Theil von jenen Barden her, welche die Abenteuer des elften Jahrhunderts und der folgenden mit durchlebten, durchaus nicht als feile Hofdiener und Speichellecker der Könige, sondern als kampfgewaltige freie Männer, die dienen konnten, wem sie wollten, und sich dessen bewußt waren. Sie standen nicht als eine eigene Menschenklasse da, sie traten nur als die geistig Begabteren des kriegerischen Zeitalters hervor. Denn, wie jedermann, König, Krieger und Volk, von Kämpfen und Meerfahrten zu erzählen wußte, so dichtete auch fast jedermann, von dem König herab bis zu seinem letzten Dienstmann.

Da die Dichter Worte und Formen, Bilder und Gedanken, Stabreim und Strophenbau den früheren Götter- und Heldenliedern entlehnten, in ihrem wilden Treiben noch halb heidnisch blieben, so behielt die Skaldenpoesie auch im elften Jahrhundert und in der Folgezeit großentheils ihren frühern, vorherrschend weltlich-kriegerischen Charakter mit mythologischer Färbung.

Thordr Kolbeinsson besang den Jarl Eirikr Hákonsson in seiner Eiriks- oder Belgskakadrápa, besuchte dann den hl. Olafr, verherrlichte ihn in einer Olafsdrápa und erhielt dafür Goldring, Gürtel und Schwert. Von Björn Hittdaelakappa mit einem andern Goldring an dessen Braut Oddny gesandt, gab er dieser vor, daß Björn gestorben sei, und heirathete sie. Daraus erwuchs furchtbarer Zwist zwischen beiden; sie bekämpften sich erst in Spottgedichten (nidvísar) und endlich mit dem Schwerte, wobei der betrügerische Thordr obsiegte.

Viel bedeutender als Thordr war Sighvatr Thórdarson, ein begeisterter Anhänger und Krieger des hl. Olafr. Er machte die große Schlacht zwischen diesem König und Svend Jarl bei Naes mit und besang sie in seiner Nesjavisur. Dann fuhr er mit dem Marschall (stallari) Björn im Dienste des Königs gen Schweden, dichtete dabei sein Ostfahrtlied (Austrfararvisur) und ward nun selbst „Stallari". Wie alle Helden jener Zeit, hatte er aber keine Ruhe, zog gen Dänemark zu Knut dem Großen, dann nach Rudeborg in Valland, d. h. nach Rouen in der Normandie, und endlich gen England wieder zu Knut dem Großen. Als zwischen diesem und dem hl. Olafr Krieg ausbrach, wandte er sich nach Norwegen zurück; Olafr wollte erst nichts von ihm wissen, aber bald nahm er ihn wieder in Gnaden auf. Die Entscheidungsschlacht am Stikklestad, in welcher Olafr des Martyr- und Heldentodes starb, traf den Sänger nicht an seines Königs Seite, da er mit dessen Erlaubniß eben nach Rom gefahren war; er verherrlichte indeß den König in zwei Drápas (Olafsdrápa und erfidrápa). Nach weiteren Zügen durch Jaemtland und Helsingland in Schweden kam er abermals nach Norwegen zurück und ward hier durch das Loos zum Stimmführer der aufrührerischen Bauern erkoren, welche König Magnus als die Mörder seines Vaters strenge verfolgte. In ihrem Namen dichtete er die „Bersöglivisur", das freimüthige Lied, worin er den König von weiterer Verfolgung abmahnte.

Einen noch treuern Anhänger fand der hl. Olafr an Thormodr, welcher wegen seiner Liebeslieder auf Thorbjörg mit den schwarzen Augenbrauen der Kolbrúnarskáld hieß. Nachdem er zeitweilig bei Knut dem Großen, dann in Norwegen und Grönland gelebt hatte, schloß er sich später wieder dem Gefolge Olafs an, begleitete ihn auf seiner Flucht aus Norwegen, kehrte mit ihm dahin zurück und war der Waffengefährte seiner letzten Kämpfe.

In der Schlacht von Stikklestad schwer verwundet, versuchte er nach dem Fall des Königs umsonst zu entfliehen. Ein Pfeil streckte ihn vollends nieder. Nachdem eine der Arzneikunst erfahrene Frau umsonst versucht hatte, ihm den Pfeil aus der Brust zu ziehen, faßte er ihn selbst mit einer Zange und riß ihn heraus. Als mit der Spitze rothe und weiße Fasern heraus kamen, sagte er: „Gut hat der König uns genährt, Fett hab' ich noch an der Herzwurzel" (vel hefir konúngrinn alit oss, feitt er mèr enn um hjartaraetr). Und dann sank er hin und starb.

Diesen hervorragenden Skalden des zehnten und elften Jahrhunderts folgte ein ganzes Heer von andern. Bis zum Jahre 1400 werden 425 namhaft gemacht, von welchen nur einer ein Däne war, 45 Norweger, die andern 379

Isländer. Eine ebenso große Menge von Namen wird verloren gegangen sein. Denn an eine strenge Trennung von Kunst- und Volksdichtung ist kaum zu denken. In dem einsamen Gehöfte wie der Königshalle war die Erzählung von Heldenthaten die Unterhaltung an den langen Winterabenden, der Vortrag von Lob- und Kampfgesängen die Krone der Feste, und Verse aller Art die Würze des gesprächigen Volksverkehrs. Die Poesie war nicht als Geschäftssache, oder professioneller Kunstzweig, oder gar als Damen- und Salonsdivertissement von dem großen öffentlichen Leben, von Recht, Politik und Religion getrennt, sondern der Jubelruf, Schmerzensschrei, die Freude und Unterhaltung, die stete unmittelbare Lebensäußerung des noch kerngesunden, männlichen, thatenlustigen Volkes. Auch als mit der Kunst der Schrift eine eigentliche Literatur begann, versiegte jene überströmende Fülle echt-poetischen Lebens noch lange nicht: die Lieder der Vergangenheit lebten noch immer im Volksmund weiter und regten stets zu neuer Dichtung an.

Als Ausgangspunkt der eigentlichen isländischen Literatur ist Haukadalr in der Nähe des großen Geysir, im Flußthal der Hvitá, zu betrachten. Dort fand Ari — später der Weise genannt — als sein Vater Thorgil auf einer Romfahrt gestorben war, als siebenjähriger Knabe Aufnahme, Pflege und Unterricht bei Hallr, der selbst noch im Jahre 999 von dem deutschen Missionär Thankbrandr als dreijähriges Knäblein getauft worden und mit der ersten christlichen Generation des Volkes aufgewachsen war. Als Studiengenossen hatte Ari bei dem angesehenen Hallr u. A. auch Teit, den Sohn des Bischofs Isleifr, und wurde so früh mit den wichtigsten Überlieferungen des Landes bekannt. Mit einem Goðord, d. h. mit der Vorsteherschaft einer frühern Tempelgemeinde, betraut, erhielt er auf dem Althing Sitz und Stimme; Bischof Gizurr weihte ihn zum Priester, und so ward er einer der einflußreichsten und angesehensten Männer des Landes. Zu einer Zeit, wo noch die Bekehrungsgeschichte Islands in unmittelbar lebendigem Andenken stand, über das weiter zurückliegende Jahrhundert wenigstens noch verläßliche mündliche Zeugnisse vorhanden waren, hatte er den glücklichen Gedanken, die älteste Geschichte des Landes, wenigstens in ihren Hauptumrissen, niederzuschreiben. Er that dieß mit dem scharfen und umfassenden Blick eines in geistlichen wie in weltlichen Dingen wohlerfahrenen Mannes, das Wichtige taktvoll vom Unbedeutenden sichtend, kurz, klar und genau, mit der Sicherheit eines gewandten Politikers und Geschichtschreibers. Sein Islendigabók, die Grundlage der isländischen Geschichtschreibung, von 874 bis 1220 reichend, ist in jeder Hinsicht ein Meisterwerk. Andere historische Arbeiten, wie das Konungabók, die Anfänge des Landnámabók und die Kristni-Saga, welche ihm theilweise zugeschrieben wurden, fußen jedenfalls auf seinen Forschungen und Vorarbeiten. Er starb im Jahre 1148, im Alter von 81 Jahren. Von seinem Zeitgenossen und Freund Saemund Sigfusson (geb. 1056, gest. 1133), welcher in Deutschland und Frankreich studirt hatte und ebenfalls Priester war, ist keine Schrift erhalten; doch genoß er als Kenner der alten Überlieferungen eines hohen Rufes und hat wahrscheinlich die später niedergeschriebenen Königschroniken schon theilweise entworfen und chronologisch geordnet. Beim

Volke stand er im Rufe eines Magiers und wurde als solcher in viele abergläubische Sagen hineingezogen; die späteren Geschichtschreiber aber berufen sich des öftern auf ihn, und lange wurde ihm die Sammlung der älteren eddischen Gesänge zugeschrieben. Auf die später durch Snorri Sturluson niedergeschriebene Prosa-Edda hat er jedenfalls dadurch Einfluß gehabt, daß dieser im Kreise der Familie Saemunds seine Erziehung erhielt und aus den von ihm übermittelten Kenntnissen schöpfte.

Neben den beiden Geschichtschreibern trat fast gleichzeitig in Thoroddr (geb. um 1085) der erste Grammatiker auf. Bei dem Althing des Jahres 1117 aber wurde beschlossen, daß das bestehende Recht aufgezeichnet werden sollte. Im folgenden Winter fand unter Leitung des Gesetzessprechers Bergthor Hrafnsson und des Goden Haflidi Mársson die Aufzeichnung statt, und im nächsten Sommer konnte schon der über Mord und Zweikampf handelnde Theil (Vigslodi) nebst anderen Gesetzen zur Vorlesung kommen. Als Bestandtheil des spätern Gesetzbuches Grágás (Graugans) sind diese Gesetze noch erhalten. Ebenfalls um diese Zeit, oder nicht viel später, wurden schon Homilien der lateinischen Kirchenväter in's Isländische übersetzt und die unter dem Titel Rimbegla noch erhaltene Sammlung arithmetischer Abhandlungen angelegt. Die so nach allen Seiten begründete Literatur erreichte schon im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts ihre höchste Blüthe, entwickelte sich in den drei folgenden Jahrhunderten noch immer in erfreulicher Weise weiter und ward erst durch die gewaltsame Unterdrückung der katholischen Kirche für lange Zeit geknickt. Im übrigen Europa ward diese reiche Literatur kaum bekannt und beachtet, bis der protestantische Bischof Brynjulfr Sveinsson 1639 die nahezu verschollenen eddischen Gesänge wieder entdeckte und als Merkwürdigkeit nach Kopenhagen sandte. In Deutschland fand die Edda erst im Laufe dieses Jahrhunderts die verdiente Aufmerksamkeit; die übrige isländische Literatur hat verhältnißmäßig sehr wenig Beachtung gefunden.

Das höchste Kleinod der isländischen Literatur und zugleich das Bindeglied, welches sie am innigsten mit dem deutschen und mit dem europäischen Geistesleben überhaupt verbindet, sind unzweifelhaft jene Götter- und Heldensagen, welche ohne eine einheitliche, künstlerische Zusammengehörigkeit in der sogen. ältern Edda gesammelt sind. Man mag sie mit einer Wunderblume vergleichen, deren Keim gleich allen älteren abendländischen Volksüberlieferungen im fernen Orient wurzelt, deren Gezweige sich dann in mannigfacher Verschlingung über das Abendland hinrankte, und sich bereits entfaltete, als die heutigen germanischen und skandinavischen Völker noch dieselbe Göttersage umfing. Von den ersten norwegischen Ansiedlern ward sie hinübergepflanzt auf die entlegene Insel und entwickelte sich hier unter dem matten Schein der Polarsonne und unter der Feuerpracht des Nordlichts zum seltsamsten Eisgebilde voll grotesker Phantastik, voll wilden, urwüchsigen Lebens in seinen Figuren, aber starr und kalt in seinen Farben, das Bild einer längst untergegangenen Welt. Welche Bestandtheile der gemeinsamen indogermanischen Abstammung, welche der germanischen Völkerfamilie überhaupt, welche hinwieder dem skandinavischen Elemente und insbesondere den Isländern zu-

zuschreiben sind, die diese merkwürdigen Dichtungen zuerst fixirten, wann die schriftliche Aufzeichnung stattfand und wer dabei im Spiele war: alle diese Fragen und andere mit ihnen zusammenhängende haben schon ganze Schaaren gelehrter Forscher beschäftigt, und doch hat sich das darüber waltende Dunkel noch keineswegs gelichtet. Sicher ist, daß man sie nicht als ein ausschließliches Nationalheiligthum des skandinavischen Nordens betrachten darf, daß sie aber noch viel weniger unter die deutsche Nationalflagge gehören, daß vielmehr das nächste und beste Recht darauf jenes Volk hat, in dessen Sprache sie geschrieben sind und das der letzte Hüter des alten germanischen Mythenschatzes war, als derselbe, als Religion entwerthet, immer weiter in den Norden geflüchtet wurde und auch da endlich seine religiöse Bedeutung verlor, um als Dichtung der fruchtbare Keim einer ganzen Literatur zu werden.

Von den 16 mythologischen Dichtungen ist bei Weitem die großartigste der Spruch der nordischen Sibylle, die „Völuspá". Weltanfang, Weltuntergang und Welterneuerung, die ganze Theogonie und Weltgeschichte ist hier in eine ergreifende Vision zusammengedrängt, die den nicht Vorbereiteten erst wie ein indischer Götzentempel anstarren mag, aber den ruhig Forschenden immer mehr wie eine gewaltige Elegie anmuthen wird, welche das nordische Heidenthum, seinen nahen Sturz ahnend, sich selbst gesungen. Im „Grimnismál" und im „Vafthruðnismál" werden einzelne Züge des großen Gesammtbildes weiter ausgemalt, in dem erstern besonders die zwölf Himmelsburgen, in dem andern einige Momente der Schöpfungsgeschichte und des Weltendes. Die Vorboten, Anzeichen und bangen Ahnungen des letztern sind in „Odins Rabenzauber" (Hrafnagaldr Oðins) ergreifend ausgeführt, nicht weniger schön die Ahnungen der Götter über Baldurs Tod in der „Vegtamskviða" (dem Liede vom Wanderer). Das einfachste, klarste und künstlerisch abgerundetste der eddischen Lieder ist die „Thrymskviða" oder „Hamarsheimt" (die Heimholung des Hammers). Um sich seinen Hammer wieder zu verschaffen, der in die Hände des Riesen Thrym gerathen ist, verkleidet sich der rothbärtige Gott Thor als Freya und läßt sich in Loki's Begleitung als Braut anmelden. Zur Verlobung reicht Thrym den Hammer her, den aber Thor nur ergreift, um den Riesen und sein ganzes Geschlecht zu zermalmen. Ebenso listig, standhaft, kraftvoll zeigt sich der beliebteste der nordischen Volksgötter in der „Hymiskviða", wo er mit dem Riesen Hymir auf den Fischfang auszieht und ihm nach verschiedenen Kraftproben endlich den Bierkessel entreißt, dessen die Götter zu ihrem Festmahl bedürfen. Im „Harbarðsljóðh" dagegen, einem Gespräch zwischen dem unter dem Namen Harbarð verborgenen Oðinn und Thor, zieht dieser, der Gott des Ackerbau's, des Friedens und des irdischen Waltens, den kürzeren gegen den mächtigsten der Asen, seinen Vater, den Gott des Krieges und des Heldengeistes. Das Fragespiel „Alvismál" ahmt das „Vafthruðnismál" nach. Wie dort Oðinn in den mannigfachsten Fragen über den Riesen Vafthruðnir triumphirt, so gewinnt hier Thor dem klugen Zwerg Alvis den Vorrang ab. Während in den bisherigen Dichtungen Oðinn und Thor im Vordergrund stehen, schildert „Skirnisför" die Werbung des Gottes Freyr durch seinen Diener Skirnir um die schöne

Riesentochter Gerðr, das „Hyndluljoð“ den zärtlichen Antheil der Göttin Freya an ihrem sterblichen Günstling Ottar und an dessen Genealogie, das „Rigsmál“ endlich die Abstammung der verschiedenen menschlichen Stämme von dem Gotte Heimdall. Einen weitern Umblick über die Mythologie gewährt „Ögisdrecka“ (Ögirs Trinkgelage), die dramatisch lebhafte Schilderung eines großen Gelages bei dem Meergott Ögir, bei welchem Loki, der Stifter alles Bösen, der Satan des nordischen Göttervolkes, der Reihe nach alle Götter verhöhnt, lästert und in derbster Weise verspottet, bis der abwesende Thór endlich erscheint und seinem Unwesen ein Ende macht. Das Ganze ist eine so furchtbare Satire, daß man darin sogar den Angriff eines christlichen Skalden gegen das Götzenthum hat erblicken wollen; doch paßt der Schluß keineswegs zu dieser Annahme, und in Loki's Treiben ist an sich kein Widerspruch gegen eine Götterwelt, die von vornherein dem schließlichen Untergang geweiht erscheint. An die meist balladenartig, lebhaft dialogisirten Sagen reiht sich im „Hávamál“ (Lied des Hohen) ein kerniges, bildreiches Spruchbuch, das Oðinn in den Mund gelegt ist, aber die Weisheit eines alten Viking nicht übersteigt, welcher die Erfahrungen seiner Kämpfe, Geschäfte, Liebesabenteuer, Feindschaften und Freundschaften seines ganzen privaten und öffentlichen Lebens mit großer Ruhe und Gemüthlichkeit zum Besten gibt, nicht ohne einen wehmüthigen Nachklang von unglücklicher Liebe, zugleich aber mit hoher Verehrung für die Macht der Runen, Poesie, Wissen und Weisheit. Der letzte Theil des „Hávamál“, das sogen. Runenlied Oðins, ist in „Grógaldr“ (Erweckung der Gróa) nachgeahmt, worin Mutter Gróa ihrem Sohne zehn segenbringende Runensprüche mit auf seine Lebensfahrt gibt. Die Erwähnung, daß das Zusammentreffen mit christlichen Leichen kein Unheil bringe, weist bereits auf christliche Einflüsse hin. Ganz christlich aber ist das von Simrock und anderen deutschen Forschern vollständig vernachlässigte „Sonnenlied“ (Sólarljoð), das man indeß wohlgemuth den heidnischen zur Seite stellen kann. Im Keime ist Dante's Göttliche Komödie darin enthalten. Ein Verstorbener besucht seinen Sohn, schildert ihm das Menschenleben, warnt ihn gegen dessen Laster, beschreibt ihm seinen Todeskampf und seinen Abschied von dieser Welt und zeigt ihm endlich in einigen großen Zügen Hölle, Fegfeuer und Paradies. Zum ersten Mal ertönt darin das glaubensvolle Requiem aeternam dona eis, Domine, in isländischer Sprache:

„Drottinn minn gefi dauðum ró
Hinum likn er lifa.“

Herre mein, gib den Todten Ruh,
Lindrung denen, die leben!“

Räthselhaft ist trotz vieler Forschungen das „Fjölsvinnsmál“ geblieben. Es schildert die Rückkehr eines Wanderers Namens Vindkaldr zu der Burg seiner Braut Menglöð. Der Wächter Fjölsviðr wehrt ihm den Eintritt, was zu einer weitläufigen Beschreibung der mythischen Burg, ihres Gartens, ihrer Umgebung und ihrer Insassen führt. Am Schluß erklärt sich der Wanderer als der Bräutigam, dem Menglöð trotz seiner langen Abwesenheit

treu geblieben; Menglöð kommt, erkennt ihn, und das freudige Widersehen klingt in die frohe Zuversicht aus, ewig selig zusammen zu leben.

Wie die alte Göttersage, so hat sich auch die Heldensage bei den Nordmännern nicht zu einem einheitlichen, abgeschlossenen Epos gestaltet. Die unruhige Phantasie, stets durch neue Thaten beschäftigt, durch kein Schriftthum und keine friedliche Cultur gefesselt, faßte nur sprungweise bald diesen, bald jenen Hauptzug der Sagen in's Auge, zeichnete ihn in großen Umrissen hin und schenkte ihm ihre ganze, ungetheilte Begeisterung. Die einzelnen Theile ordnen sich nicht zur geglätteten Mosaik zusammen, aber die ursprüngliche Kraft und Leidenschaft des alten Volks- und Heldenthums spricht sich darin ebenso gewaltig aus, als in den deutschen Heldenbüchern. Von den zweiundzwanzig für sich abgeschlossenen Heldendichtungen ist eine dem Schmiede Völundr, dem deutschen Wieland, gewidmet, eine andere erzählt den Heldentod des Helgi, König Hjörvarðs Sohn, zwei die Thaten und Geschicke eines andern Helgi, des Hundingtödters; die übrigen endlich verherrlichen die verschiedenen Helden der Völsungen, Niflungen und Gjukungen, besonders Sigurðr, Brynhildr, Guðrun, Atli und Högni. Die feierliche Weissagung des Gripir führt Sigurðr (den deutschen Siegfried) als Haupthelden ein; dann folgt die Geschichte des unheilbringenden Schatzes, um dessentwillen König Hreiðmar von seinem Sohne Fafnir ermordet wird, die Entzweiung der Brüder Fafnir und Regin, Regins Bund mit Sigurðr, Sigurðrs Sieg über den in Drachengestalt seinen Schatz hütenden Fafnir, Regins Tödtung durch Sigurðr, welcher nunmehr alleiniger Herr des Schatzes ist und stolz zu Giuki's Burg reitet. Auf dem Wege entdeckt er Brynhildr und entzaubert sie von dem durch Oðinn über sie verhängten Schlafe, freit und heirathet Guðrun (die Chriemhild des Nibelungenliedes), erwirbt Brynhildr für seinen Schwager Gunnar, Giuki's Sohn. Brynhildr, in Sigurðr verliebt, auf Guðrun neidisch und deßhalb unglücklich, reizt Gunnar zu dessen Morde auf. Högni mahnt davon ab, aber Guthorm vollzieht die Blutthat. Brynhildr ersticht sich, um im Tod mit Sigurðr vereint zu sein. Dann folgt Guðrun's Verheirathung mit Atli (Etzel), Atli's Verrath an den Gjukungen Gunnar und Högni. Nachdem Atli beide schrecklichem Tode überantwortet, erhebt sich Guðrun als Rächerin, tödtet ihre mit Atli erzeugten Söhne, läßt Atli ihr Herz essen und ihr Blut trinken, durchbohrt ihn selbst in trunkenem Schlummer und steckt die Burg in Brand. Ihr schreckensvolles Jammerschicksal ist damit noch nicht erfüllt. Der König Jörmundrekr, den sie nun heirathet, läßt ihre Tochter Svanhild von Rossen zerstampfen; sie reizt dafür ihre Söhne Hamdir und Sörli zur Rache auf, diese hauen Jörmundrekr Hände und Füße ab und werden endlich selbst auf Oðins Dazwischenkunft getödtet. Als jammervolle Niobe aller Kinder beraubt, durch Ströme von Racheblut besudelt, ruft sie endlich ihren Geliebten Sigurðr herbei und besteigt den Scheiterhaufen.

So schauderhaft sich die Gestalt der nordischen Chriemhild oder Guðrun ausnimmt, wenn man die gesammte Sage überblickt, so tiefergreifend mildert sie sich in einzelnen Liedern, während andere allerdings die volle Herbheit des

heidnischen Rachegefühls nicht sparen. So klingt das „Atlamál" (der Gesang von Atli) in die Verse aus:

„Selig heißt seitdem, dem solch eine kühne
Tochter gegönnt ist, wie Giuki zeugte.
Überleben wird in allen Landen
Der Vermählten Feindschaft, wo sie Menschen hören."

Das „Gudrunarhvöt" — der letzte Abschied Guðruns vom Leben — schließt dagegen mit Worten, welche sehr deutlich jene Rührung bezeichnen, die den Griechen als Hauptwirkung der Tragödie galt:

„Allen Männern werde sanfter zu Muth,
Allen Schönen lindr' es die Schmerzen,
Wenn sie mein Harmlied hören."

Ein strenges Silbenmaß, einen scharfgegliederten Accent und den eigentlichen Schlußreim kennt die älteste nordische Poesie nicht; doch die zum Stabreim verbundene Assonanz und Alliteration verlieh der Dichtersprache sowohl Wohlklang, als auch ein rhythmisches Gepräge, und reichte hin, das Gedächtniß zu fesseln. An Großartigkeit, Kraft, Schwung und Lebendigkeit der Darstellung aber erreichen die eddischen Dichtungen völlig die beste mythische Volkspoesie der höchststehenden Völker.

Vielleicht noch bevor diese merkwürdigsten aller isländischen Dichtungen niedergeschrieben wurden, erhielt Island eine Geschichts- und Unterhaltungsliteratur, wie sie um jene Zeit noch keines der anderen europäischen Völker aufzuweisen hatte. Die isländische Sagaliteratur steht in ihrer Art auch heute noch ganz einzig da.

„Saga", pl. „Sögur", bezeichnet, wie das griechische λόγος, sowohl das mündliche Wort, als den schriftlich aufgezeichneten Bericht im weitesten Sinn. Ihre Erlebnisse und Abenteuer zu berichten, anderer Helden Thaten und Schicksale zu erzählen, „sagnaskemtan", war die Lieblingsunterhaltung der alten Isländer. Im Allgemeinen hielten sie dabei auf schlichte Treue und Wahrhaftigkeit, und ein altes Sprichwort sagt: „Jede Saga muß so erzählt werden, wie es wirklich gegangen hat" (þat verðr að segja svá hverja sögu sem hún gengr). Bei dem vielen Verkehr, den steten Wanderungen, der republikanischen Öffentlichkeit des gesammten Lebens, der Kraft und Treue des Gedächtnisses, an das selbst Gesetzgebung und Rechtspflege gewiesen waren, fand die angeborene Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe des Volkes in dessen eigenen Zuständen den kräftigsten Schutzwall. Dabei geschahen genug merkwürdige Dinge, man brauchte sich nicht nach erfundenen umzusehen. Erst als die Poesie im Leben selbst abnahm, kamen vollständig erfundene Geschichten auf und wurden — bezeichnend genug — einfach Lügensagen (skröksögur) genannt, gerade wie ein falscher Zeuge skrökvátti oder skrökvitni hieß.

Bei einem so lebhaften, gefühlvollen und redeseligen Volke konnte indeß der erste erzählte und dann niedergeschriebene Bericht derselben Thatsachen, ganz innerhalb der Grenzen der Wahrheit, bald kürzer, bald länger,

bald einfacher, bald ausführlicher, bald ruhiger, bald lebhafter ausfallen. Ohne irgendwelche Verletzung oder Fälschung entstanden über dieselben Zeitereignisse, Personen, Geschichtsabschnitte Darstellungen sehr verschiedenen Charakters, nüchterne Genealogieen, gedrängte Chroniken, weitläufige Berichte, poetisch angehauchte Erzählungen und endlich Geschichte, die dem prosaischen Leser des 19. Jahrhunderts fast wie ein Stück Roman oder Novelle klingen mögen. All das aber wird einfach „Saga" genannt. Was im Landnámabók in ein paar kurzen genealogischen Strichen verzeichnet ist, finden wir in den Localsögur der vier Landschaften zu höchst romantischen Geschichten ausgeführt; was in der Kristni-Saga nur kurz berührt wird, spinnt sich in der Hungrvaka zu ganzen Bischofsbiographieen aus. Die Einführung des Christenthums wird uns, im Wesentlichen, ja bis selbst in ganz kleine Umstände hinein, durchaus übereinstimmend, doch von verschiedenen Sögur in fast allen Tonabstufungen geschichtlicher Darstellung berichtet. Ari der Weise gibt nur die allerwichtigsten Momente an, kurz, bündig, fast wie ein Tacitus; das Landnámabók vertheilt sie ebenfalls sehr kurz auf die Betheiligten der verschiedenen Landschaften; die Kristni-Saga führte sie mit einer Menge kleiner Umstände zum religiös-kirchengeschichtlichen Bilde aus; die jüngere Saga des Königs Olafr Tryggvason geht auf viele dieser Umstände noch viel einläßlicher ein, während die Niálls-Saga nur das Hauptsächlichste davon in die romantische Familiengeschichte des alten Niáll eingegliedert hat und andere, kleinere Sögur nur die Thatsache der Bekehrung oder einzelne besondere Nachrichten darüber erwähnen. Die sachliche Übereinstimmung ist aber hier, wie in anderen Theilen isländischer Geschichte, so groß, daß man auch die anscheinend poetischeren und ausführlicheren Darstellungen als vollwerthiges Quellenmaterial betrachten darf. Kleine Abweichungen oder Unebenheiten klären sich meist aus den Umständen selbst, und da die reicheren Aufzeichnungen nicht willkürlich erweitert sind, sondern meist nur aus eingehenderen persönlichen, culturgeschichtlichen, beschreibenden Zuthaten erwachsen, eine Einzelperson oder Familie oder wichtige Ereignisse aus der Gesammtgeschichte hervorheben, so erwächst aus der Zusammenstellung der verschiedenen Berichte nicht selten ein überraschend concretes, lebendiges Geschichtsbild.

Den eigentlich geschichtlichen Sögur geht nur eine geringe Anzahl mythischer voraus, wie die Hrolfs Kraka-Saga, die Völsunga-Saga, die Ragnars-Saga, die Fridthiofs-Saga, die Harvarar-Saga und einige andere.

Im Übrigen haben wir in der Saga-Literatur eine vorwiegend geschichtliche Literatur vor uns, in den Isländern ein Volk, das ernst, kernig und tüchtig genug war, seine liebste Unterhaltung nicht in erfundenem Phantasiespiel, sondern in den wahren, wirklichen Erinnerungen seiner eigenen Vergangenheit zu suchen. Aus diesen Erzählungen schöpfte der Knabe die ersten Begriffe von Welt und Leben, an ihnen entflammte sich der Jüngling zu kühner That, an ihnen ergötzte sich der Mann mitten im Wirrwarr seiner eigenen Abenteuer und Meerfahrten, an ihnen erlabte sich der Greis noch am Rande des Grabes. Wie ein heiliges Vermächtniß gingen sie von Geschlecht zu Geschlecht, und die ersten Bischöfe und Priester waren darin un-

zweifelhaft besser bewandert, als in subtilen Fragen der Philosophie und Theologie. In diesen Erinnerungen, welche durch die schriftliche Aufzeichnung keineswegs verblaßten, wurzelte der kraftvolle Volksgeist, die mächtige Heimathsliebe, der kühne Thatendurst, der die ersten Jahrhunderte isländischer Geschichte so anziehend macht. Deutlich tritt darin der lebhafte Antheil hervor, den Jeder nach bestem Vermögen an dem hochentwickelten Rechtsleben und den politischen Fragen der Zeit nahm, die innige Zusammengehörigkeit und das mächtige Ehrgefühl der einzelnen Familien, bei vielen Zügen von Wildheit und Grausamkeit doch ein männlicher, ritterlicher Geist, aufopfernde Treue, hoher Edelmuth, Heldensinn in allen nur erdenklichen Gefahren. Das Weib befand sich durchweg unter ähnlicher Bevormundung, wie das Kind, und ward nur langsam zu jenem höhern sittlichen Einfluß herangezogen, den die christliche Civilisation ihm zuwies. Erscheint es auch oft als der Spielball und Zankapfel wilder Leidenschaft, so fehlen doch auch nicht Bilder der schönsten häuslichen Tugend, unbesieglicher Treue und starken Opfermuthes. Da die älteren Sögur sich fast sämmtlich mit den ersten zwei Jahrhunderten der isländischen Geschichte beschäftigen, so waltet theils das heidnische Element, theils noch jene merkwürdige geistige Gährung in ihnen vor, welche das erste Zusammentreffen des Heidenthums mit dem Christenthum, ihren Kampf, ihr Compromiß, ihr Nebeneinanderwirken hervorbrachte. Sie bieten gerade hierin ein psychologisch und culturgeschichtlich überaus interessantes Bild. Da alle Poesie schließlich ein Nachbild der Natur und des Menschenlebens ist, so konnte es der isländischen Saga auch an Poesie nicht fehlen. Die abenteuerlichen nordischen Gestalten, die Shakespeare im Macbeth, Hamlet, Lear so kunstvoll idealisirt hat, stehen hier in einfacherer Zeichnung, aber als wirkliche Wesen von Fleisch und Bein leibhaftig vor uns; titanenhafte Charaktere, riesige Leidenschaften, die unbändigen Naturkräfte der Menschenbrust, furchtbare Verwicklungen, schauderhafte Thaten, erschütternde Katastrophen; aber dazwischen auch die gemüthlichsten Bilder eines noch einfachen Culturzustandes, große patriarchalische Familien mit ihrem altererbten Besitz, frohe Hochzeiten und mächtige Volksversammlungen, weite Seereisen und abenteuerliche Wanderungen, das stille Wirken der Gnade, merkwürdige Beispiele von Buße und Bekehrung, das milde Aufblühen der Kirche und der ersten christlichen Bildung, die Pilgerfahrten der ersten Bischöfe nach Rom, das Leben und Walten frommer und heiliger Männer. Auch an weltlicher Poesie gebricht es nicht. Skalden waren überall mit dabei, einige Sögur handeln nur von ihnen, wie andere von berühmten Höfdingen, Bischöfen und norwegischen Königen. Da nichts Wichtiges geschah, ohne daß Verse dabei entstanden, Drápas oder Flokken gedichtet wurden, so sind die Sögur voll von Strophen und Citaten, wohl auch von ganzen Gesängen, welche im Volksmund noch lebten und als echt historisches Zeugniß Ereignisse und Stimmungen schildern halfen. Als gesundes Element des Lebens, ward die Dichtung ein nicht weniger gesundes Element der Geschichte. Leben, Poesie und Geschichte waren nicht zergliederte und getrennte künstliche Gewächse, sie durchdrangen sich als ein organisches Ganze. Dank der republikanischen Verfassung traten weder

Dichter noch Gelehrte, weder die Häupter der mächtigen Familien noch der Klerus als eine gesonderte Kaste aus dem Volk heraus; die größten Talente thaten sich mehr darauf zu Gute, ihre Heimathsprache, ihre eigene Literatur und Geschichte gründlich zu kennen, als mit lateinischen Kenntnissen und fremder Weisheit zu prunken, und bis zur Glaubenstrennung arbeiteten Bischöfe, Äbte und Priester auf's Segensreichste mit an der Pflege heimischer Sprache, Geschichte und Dichtung. Durchaus charakteristisch ist es dabei, daß von den Zweigen des religiösen Wissens die Kirchengeschichte und Heiligenlegende in Form der Saga den reichsten Antheil erhalten hat und daß von der Bibel selbst zunächst die geschichtlichen Bücher übersetzt wurden, und zwar als Juden-Saga, Gyðinga-Sögur.

Obwohl schon vom Anfang des 13. Jahrhunderts an französische Ritterromane und andere ähnliche continentale Literatur über Norwegen nach Island drang, hing das Volk doch im Allgemeinen mit großer und rührender Treue an seiner ältern eigenen Geschichte fest. Das war und blieb ihm das Theuerste bis auf den heutigen Tag. Das Verständniß der Edda und besonders ihrer dunkeln Göttermythen mußte im Lauf der Zeit natürlich abnehmen; aber die alten Sögur sind so schlicht und einfach, daß auch der gemeine Mann sie versteht.

Das Niederschreiben der Sögur begann um das Jahr 1140, seine Blüthezeit erreichte es in den Jahren 1220—1280. Den größten seiner Geschichtschreiber aber erhielt Island an Snorri Sturluson, geb. 1178 zu Hvamm, ermordet 1241 auf seinem Hofe zu Reykhólt.

Den Grundstein der Saga-Schreibung bildet das „Isländerbuch" Ari's des Weisen, ihren genealogischen und topographischen Grundriß das von demselben Priester und Gelehrten begründete, dann von Andern fortgesetzte und erweiterte Landnámabók. Jenes gibt die Grundlinien der gesammten Profan- und Kirchengeschichte, dieses den Ausgangspunkt der einzelnen Familienchroniken und Localhistorien. Bald nach Ari's Tod im Jahre 1148 beginnt auf der ganzen Insel das Aufzeichnen der bis dahin mündlich fortgepflanzten Überlieferungen, von welchen die meisten die verhältnißmäßig kurze Zeit von etwa 960 bis etwa 1060 berühren, also gerade die Übergangsperiode vom Heidenthum zum Christenthum.

Guðbrandr Vigfusson, wohl der beste Kenner der isländischen Sprache und Literatur, gruppirt die kleineren Sögur, die von 1140—1220 niedergeschrieben wurden, in folgender Weise, wobei die beigefügte Zahl die Zeit der Handlung andeutet:

Südwest-Island: Harðar- oder Holmverja-S. (980); Haensa-þóris-S. (993).

West-Island: Bjarnar-S. (1010—1024); Gunnlaugs-S. Ormstungu (980—1008); Gull-þóris-S. (um 930); Gisla-S. Surssonar (960 bis 980); Harvardar-S. Isfirdings (997—1002).

Nord-Island: Baudmanna-S. (1050—1060); Ölkofra-þattr (um 1000); Heiðarviga-S. (990—1014); Vatzdaela-S. (890—980); þórvalds-

S. Vidförla (980—984); Svarfdaela-S. (900); Liósvetninga-S. (1009—1024; 1050—1060); Valla-Ljóts-S. (um 1010); Viga-Glums-S. (um 990); Reykdaela-S. (um 990).

Ost-Island: Vapnfirðinga-S. (950—1000); þórsteins-S. Hvita (um 900); þórsteins-S. Stangarhöggs (985); Hrafakels-S. Freysgoða (960); Droplaugarsona-S. (997—1007); Brauðkrossa-þattr (?); Gunnars-S. þiðranda-bana (Njarðvikinga-S. 1000—1008); þórsteins-S. Sidu-Hallssonar (1014); þiðranda-S. (996).

Grönland und Vinland (Amerika) Floamanna-S. (?); Eiriks-S. Rauða. (þórfinns-S. Karlsefnis 990—1000); Fostbraeðra-S. (1015 bis 1030); Graenlendiga-þattr.

Alle diese Geschichtserzählungen sind in überaus einfachem Stile gehalten, schlicht und naiv wie Herodot. Der Erzähler tritt völlig zurück. Naturschilderungen, lange Personenbeschreibungen, künstliche Gespräche, vorbereitende Auseinandersetzung und absichtliche Gruppirung kennt er nicht. Er erzählt, wie die Dinge sich zugetragen. Wo Erklärungen aus der Vergangenheit nöthig sind, flicht er sie einfach ein. Die Personen werden mit etlichen kurzen Zügen, oft nur mit einem Adjectiv oder mit ihrem genealogischen Titel gezeichnet. Alles entwickelt sich aus der Handlung selbst heraus. In der Handlung kehren vielfach dieselben Hauptmotive wieder: Rechtshändel, Blutrache, Mordbrennereien (das war die beliebteste Specialität), Heirathen, stürmische Althingssitzungen, Seeabenteuer, Träume und abergläubischer Spuk, Streitigkeiten aus Eifersucht, blühender Aufschwung oder schreckliche Schicksalsschläge ganzer Familien. Abwechslung bietet nicht bloß die reiche Verschiedenheit der Charaktere, Localbeziehungen, Schicksale der Einzelnen, sondern auch die Selbständigkeit und Eigenartigkeit jeder einzelnen Landschaft. Das Volk besteht nicht aus farblosen Atomen, sondern aus lauter selbständigen Gemeinwesen, von denen jedes seine eigenen Stammväter, sein eigenes organisches Leben und seine eigene Geschichte hat. Die geographische Theilung der Sögur ist deßhalb die wahrste und richtigste.

Als Beispiel, wie die schlichte Volkserzählung nicht selten den Reiz eines vollendeten Romans besitzt, mag hier kurz der Inhalt der Gunnlaugs-Saga skizzirt werden. Zu Borg an der Westküste, nur eine Tagereise vom heutigen Reykjavik, lebt Thorsteinn Egilsson. Er sieht im Traume einen Schwan von wunderbarer Weiße; zwei Adler fliegen herbei, kämpfen um ihn und fallen beide in furchtbarem Kampfe. Der Schwan weint bei ihrem Tode. Ein dritter Vogel kommt und fliegt mit ihm davon. Durch diesen Traum geschreckt, befiehlt Thorsteinn seiner Frau, das zu erwartende Kind auszusetzen, wenn es ein Mädchen ist. Sie bringt es aber nicht über's Herz. Die kleine Helga wird zu Verwandten gebracht und bei ihnen aufgezogen. Das Kind ist so schön und lieblich, daß Thorsteinn seiner Frau ihren Ungehorsam verzeiht und das Kind zu sich nimmt. Zu Gilsbakki, weiter im Lande drin, wohnt der biedere Illugi, von dessen zwei Söhnen der eine, Gunnlaug, ein kecker junger Recke ist. Da sein Vater ihn nicht auf Heldenthaten aus-

ziehen lassen will, zieht er ohne Aussteuer trotzig davon zu Thorsteinn nach Borg, läßt sich von ihm in der Gesetzeskunde unterrichten und verlobt sich mit Helga. Er soll ihre Hand aber erst erhalten, wenn er drei Jahre in fremden Landen gereist ist. Der künftige Schwiegervater Thorsteinn rüstet ihm selbst ein Schiff aus, und damit zieht er lebensfreudig in die Weite. Er besucht, als trefflicher Skalde überall gern gesehen, den Jarl Eirikr in Norwegen, den König Adalrad in England, den König Sygtrygg in Irland, den Jarl Sigurðr auf den Orkney-Inseln, den Jarl Sigurðr zu Skara in Gothland. Helden- und Dichterruhm krönen seine Fahrten. Doch nun trübt sich sein Glück. Zu Moßfell, zwischen Borg und Reykjavik, an der Westküste Islands, ist gleichzeitig mit ihm ein anderer Held und Dichter aufgewachsen, Hrafn, der Sohn des Önund. Jahr für Jahr zieht dieser auf Abenteuer aus, und so trifft er mit Gunnlaug am Hofe des Königs Olafr in Swithioð (Schweden) zusammen. Es entspinnt sich Streit zwischen ihnen, der Streit wächst zur bittersten Feindschaft empor. Hrafn thut das Schlimmste; er kehrt nach Island zurück und freit um Gunnlaugs Braut, die schöne Helga. Sie wird ihm erst verweigert. Thorsteinn und Illugi der Schwarze, Gunnlaugs Vater, verabreden, daß noch länger auf die Rückkehr des ersten Bewerbers gewartet werden soll. Aber Gunnlaug kommt nicht. Er wird erst in England, wo man einen Einfall der Dänen erwartet, dann in Norwegen aufgehalten. Hier erst — zu spät — erhält er Nachricht von Hrafns Werbung um Helga. Er säumt nun nicht länger, sondern kehrt mit dem Skalden Hallfreðr dem Störrischen nach Island zurück. Aber die festgesetzte Frist, welche ihm den Besitz Helga's gesichert hatte, ist abgelaufen. Der Hochzeitstag für Hrafn und Helga ist schon da. Bei der Landung von Thorðr verwundet, ist Gunnlaug nicht einmal im Stande, nach Borg zu gehen. Helga ist kaum Hrafns Gattin geworden, als sie vernimmt, daß Gunnlaug zurückgekehrt. Da wacht ihre erste Liebe mit unwiderstehlicher Gewalt auf, sie hält es bei Hrafn nicht aus, und dieser bringt sie selbst ihren Eltern zurück. Bei einer Hochzeit, derjenigen Svertings, trifft Gunnlaug die ihm entrissene, seither unglückliche Braut wieder. „Die Weiber saßen auf der Querbank, Helga die Schöne zunächst der Braut; oft schweifte ihr Auge hinüber zu Gunnlaug, und es bewährte sich der Spruch, daß die Augen es nicht verbergen, wenn ein Weib einen Mann liebt." Beim Abschied spricht Gunnlaug mit seiner einstigen Verlobten und schenkt ihr ein Gewand. Eifersüchtig tritt Hrafn dazwischen, und nur die Väter verhindern, daß es zwischen den beiden Gegnern zum Kampfe kommt. Im nächsten Sommer beim Althing in Thingvellir stoßen jedoch beide abermals zusammen; Gunnlaug fordert den Hrafn öffentlich zum Zweikampf auf. Nach drei Nächten schlagen sie sich auf Öxarholm, auf der Insel, welche die Öxará bildet, nachdem sie, aus der Almannagjá hervorgebrochen, sich dem Thingvalla-See nähert. Gunnlaug wird verwundet, Hrafn verliert sein Schwert; beide rühmen sich des Sieges. Ein weiterer Zweikampf wird von den Verwandten verhindert, am nächsten Tag der bis dahin gesetzlich erlaubte Zweikampf von der Volksversammlung für immer abgeschafft. Die feierliche Einführung eines neuen Rechts scheint der furcht-

baren Fehde nun für immer ein Ende zu machen; allein die Wuth Hrafns ist nicht gesättigt. Er ladet Gunnlaug auf das nächste Jahr nach Norwegen zum Zweikampf vor, zieht gleich nach Throndhjem und überwintert in dem benachbarten Lifangr (Levanger). Gunnlaug zieht erst zu Sigurðr, dem Orkney-Jarl, kämpft mit diesem auf seinem Inselreiche und in Schottland, und besucht dann den Jarl Eirekr in Norwegen. Umsonst verbietet dieser das angesagte Duell, vergeblich spottet das Volk über die beiden Kampfhähne: da Hrafn Lifangr schon verlassen, wandert ihm Gunnlaug von dem Fjord von Throndhjem in das Thal der Vera nach, Tag und Nacht, bis er ihn endlich am Morgen bei Sonnenaufgang erreicht, auf dem Vorgebirge eines kleinen Landsee's. Zwei Norweger werden als Zeugen bestellt. Dann stürzen die zwei Eifersüchtigen mit ihren Leuten auf einander los. Nachdem Jeder dem andern einen Mann getödtet, holen sie endlich im Zweikampf gegen einander aus. Gunnlaug schlägt Hrafn den einen Fuß ab, und dieser wäre des Sieges nun völlig verlustig, wenn der Sieger nicht in seinem biedern, offenen Edelsinn ihm selbst, auf seine Bitte, im eigenen Helm einen Labetrunk aus naher Quelle herbeibrächte. In hämischer Wuth greift er mit der Linken nach dem dargereichten Helm, mit der Rechten aber nach dem Schwert und bringt dem unbewehrten Gunnlaug eine tödliche Wunde am Haupte bei. Noch am Boden ringen sie verzweifelt mit einander, bis Hrafn endlich der Todesstreich trifft. Sterbend gesteht er noch: „Ich gönne dir Helga die Schöne nicht!" Sein Wunsch erfüllt sich: Gunnlaug erliegt nach drei Tagen seinen Wunden und wird in der Kirche von Lifangr begraben. Während der blutige Zweikampf vermöge der Blutrache von beiden Familien noch weitere Opfer fordert, findet auch Helga die Schöne kein Glück mehr. Sie wird an Thorkell, einen ruhigen, biederen Mann, verlobt; aber sie liebt ihn nicht. Gunnlaug kam ihr nicht aus dem Sinn, ob er auch todt war. Sie härmt sich ab und erkrankt. An einem Sonnabend läßt sie sich auch den Mantel bringen, den Gunnlaug ihr einst geschenkt, sah ihn lange an und sank dann sterbend hin.

Wie schon in diesem kleinen Familienroman, der alle Züge der Wirklichkeit besitzt, das öffentliche Rechtsleben Islands, das ganze Culturleben des Nordens und die gesammte Welt der nordischen Insel- und Küstenreiche großartig hineinspielt, so ist das noch weit mehr bei andern dieser Erzählungen der Fall, besonders aber bei jenen, welche Vigfusson mit vollem Recht als die „großen Sögur" Irlands bezeichnet und welche nach seiner Ansicht erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts niedergeschrieben worden sind. Groß mag man sie nennen, weil sie nicht nur an Gestalt und Form, Umfang und Bedeutung die andern überragen, sondern auch bis auf den heutigen Tag die beliebtesten Volksbücher geblieben sind. Es sind die Niáls-Saga, die Eyrbyggja-Saga, die Laxdaela-Saga, die Egils-Saga und die Grettis-Saga. Die darin geschilderten Thatsachen gehören sämmtlich der Übergangszeit von 970—1030 an. In dem alten, gesetzeskundigen Niáll ist der altisländische Republikaner, in Egill Skallagrímsson der wanderlustige Skalde, in Grettir der für vogelfrei erklärte Abenteurer und Freibeuter mit Meisterhand gezeichnet; die Eyrbyggja-Saga gewährt den besten Einblick in

den alten Götzendienst und den Aberglauben, die Laxdaela-Saga in das gesammte Volksleben überhaupt.

Während ungenannte und unbekannte Schriftsteller diese aus dem Volksmund und dem Volksleben selbst geschöpften Historien der Nachwelt aufbewahrten, gingen aus den Klöstern und Schulen des Landes aber auch Geschichtschreiber hervor, welche mit dem Gewicht ihres Namens und Ansehens für ihr Zeugniß eintreten konnten und wollten. Oddr Snorrason, Benedictinermönch von Thingeyrar, schrieb (1160—1180) das Leben des Königs Olafr Tryggvason, des waffengewaltigen Bekehrers der nordischen Reiche. Gunnlaug, ebenfalls ein Mönch († 1219) verfaßte ein Leben des Königs Olafr des Heiligen, von dem jedoch nur Bruchstücke in dem sogen. Flateyarbók und den Biskupa-Sögur erhalten sind. Karl Jónsson, Benedictinerabt von Thingeyrar, wurde in den Jahren 1185—1187 auf den Wunsch des norwegischen Königs Sverrer dessen Biograph. Sein treffliches Werk wurde später von dem Priester Styrmir Karason hinn Frödi fortgesetzt und ergänzt.

Alle diese Geschichtschreiber übertraf indeß Styrmirs Freund, der große Staatsmann und vielseitige Gelehrte Snorri Sturluson. Zu Hvammr in einem der Thäler am Breiðifjördr 1178 geboren, kam er schon als Knabe von drei Jahren auf den Hof zu Oddi, der durch Saemund den Weisen bereits zu einer Schule höherer Bildung geworden war und wo jetzt dessen Enkel Jón Loptsson, einer der besten Gesetzeskenner und der beliebteste Mann auf ganz Island, wohnte. Jón Loptsson stand aber nicht nur durch seine Verwandten väterlicherseits mit den ersten bahnbrechenden Männern isländischer Geistesbildung in nächster Beziehung; da seine Mutter Thóra eine Tochter des norwegischen Königs Magnus Barfuß war, so trafen Islands ehrwürdigste Erinnerungen in seinem Hause auch mit jenen des Stammlandes und seiner Herrscher zusammen. In diesem Kreise wuchs Snorri auf und erlangte, bei tüchtiger Schulung, eine Kenntniß der altnordischen Mythologie, Heldensage und Geschichte, wie sie vor ihm noch keiner seiner Landsleute besessen hatte. Als Jón Loptsson starb, blieb er bei dessen Sohne Saemund, heirathete mit zwanzig Jahren die reiche Herdis Bersadóttir und ward, als deren Vater 1202 starb, der Erbe eines ungeheuren Vermögens. Er verließ nun Oddi, zog nach Borg und dann nach Reykhólt, wo er sich mit fürstlicher Pracht einrichtete. Schon 1215 trat er als Gesetzessprecher für vier Jahre an die Spitze der Republik, lebte längere Zeit in Norwegen und Schweden, ward abermals für acht Jahre zum Gesetzessprecher gewählt, wußte durch geschickte Politik die Pläne des Königs Hákon des Alten auf Eroberung Islands vorläufig zurückzuhalten, war aber weniger glücklich in seiner innern Politik, indem er zwar durch günstige Verheirathung seiner Kinder immer mehr Besitz, Macht und Einfluß im Lande gewann, aber auch im Schooße der eigenen Verwandtschaft sich mächtige Gegner erweckte. Andere beneideten den Mann, der, einem König gleich, mit tausend Mann zum Thingfeld ritt; wieder Andere wurden durch die Anmaßung seines Sohnes Órækja gereizt. König Hákon, der umsonst erwartet hatte, daß Snorri seine Landsleute zur Unterwerfung unter Norwegen bereden würde, benützte die

Erbitterung und forderte Gizurr Thorvaldsson auf, ihn entweder gefangen nach Norwegen zu bringen oder aus dem Leben zu schaffen. Eine Anzahl Verschworener thaten sich zu diesem Zweck zusammen, und Snorri Sturluson fiel unter ihren meuchlerischen Händen am 23. September 1241 auf seinem eigenen Gute zu Reykhólt. In den mehr als vierzig Jahren seines öffentlichen Wirkens hatte er indeß Zeit gefunden, sich neben der Politik mit allen Zweigen isländischer Geistescultur zu beschäftigen. Er besang selbst als Skalde den Jarl Hákon und den Jarl Skuli und erwarb sich dafür gleich anderen Sängern Schwert, Schild, Harnisch und Banner. Zu Nutz und Frommen anderer Dichter stellte er unter dem Titel „Gylfaginning" die gesammte altnordische Götterlehre, den besten Commentar der älteren Edda-Lieder, zusammen, entwickelte im „Skáldskaparmál" eine vollständige Poetik, worin die dichterischen Umschreibungen, Synonyma und Anspielungen der mythologischen Sprache erklärt werden, und gab endlich in seinem „Háttatal" ein Probegedicht mit 100 verschiedenen Versarten, das angehenden Skalden die Theorie in praktischer Weise erläuterte. Sein Hauptwerk aber ist „Heimskringla" (der Weltkreis), wie sein großes Geschichtswerk später nach dessen Anfangswort benannt worden ist, eine norwegische Königschronik, welche von den mythischen Zeiten bis auf König Magnus Erlingsson und dessen Kämpfe gegen die Birkebeiner einschließlich (1177) reicht.

Es ist eines der schönsten Geschichtswerke des Mittelalters, auf umfassendster Erforschung aller alten Überlieferungen, verständiger Kritik und genauer Kenntniß der betreffenden Länder, Norwegen, Island und Schweden, beruhend, mit dem praktischen Scharfblick eines erfahrenen Staatsmannes aufgefaßt, mit der Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit eines echten Dichters ausgeführt, das herrlichste Denkmal isländischer Geistesbildung und ein Zeugniß, daß das so abgelegene Inselland sein Stammland in geistiger Regsamkeit weit überflügelt hatte.

Ein Geschichts- und Literaturdenkmal von ebenfalls hohem Werthe ist die Sturlunga-Saga, auch die große isländische Saga oder die „Blume" genannt, gleich der Heimskringla im einfachen Stile der Saga gehalten, Hauptquelle für die furchtbar bewegte Zeit, welcher Snorri Sturluson selbst theilweise noch angehörte und welche nach seinem Tode noch einen düsterern Charakter annahm, bis es 1272 dem König Hákon endlich gelang, die isländische Republik zu stürzen. Ein Theil der umfangreichen Saga wird dem Sturla Thordarson zugeschrieben, einem Neffen Snorri's, der als Mitglied der Sturlungafamilie selbst in die furchtbarsten Wirren des innern Bürgerkrieges verwickelt war und nach zahllosen Abenteuern am 30. Juli 1284 starb.

Mit seinem von Anderen fortgesetzten und ergänzten Werke, das unter Anderem auch die höchst merkwürdige Lebensbeschreibung des Priesters Gudmundr enthält, ist die isländische Geschichtschreibung noch lange nicht erschöpft. An die Königssögur der Heimskringla reiht sich noch die Knytlinga-Saga (ein ansehnliches Stück dänischer Geschichte, darunter diejenige Amloði's — Hamlets — enthaltend), die Jomsvikinga-Saga, deren Fortsetzung, die Orkneyinga- und die Faereyinga-Saga. Auch die englische Geschichte wurde in einigen Theilen herangezogen. Erst nach der Vollendung der Sturlunga-

Saga kam die erfundene Saga, der Roman, auf und verdrängte theilweise die herrliche bisherige Volksliteratur. Doch nur zum Theil, denn schon um jene Zeit begann man auch die alten historischen Sögur zu sammeln, und die Umsetzung mancher kleineren in Balladen (Rimur) deutet ebenfalls darauf hin, daß man noch seine Freude daran hatte.

Dem Scharfblick und praktischen Sinne des isländischen Klerus macht er hohe Ehre, daß er dem Geschmack des Volkes am Geschichtlichen überhaupt und an der überlieferten Sagaform insbesondere höchst liebevoll entgegenkam und den religiösen Unterricht — einige Sammlungen von Homilien abgerechnet — fast immer in die Form der Saga kleidete. Die Marienlegende trat als „Mariu-Saga" in das Leben des Volkes hinein; die Apostel, die vier Evangelisten und der hl. Johannes der Täufer wurden ihm durch die „Postula-Sögur" gleichsam als Helden eines neuen Zeitalters vorgeführt; die beliebtesten Heiligen des abendländischen Martyrologiums und Kalenders wurden in den „Helgra-Manna-Sögur" sein Eigenthum; die historischen Bücher des Alten Testaments brauchten in der schlichten Einfachheit ihrer Erzählungsweise nur übersetzt zu werden, um im Geiste des Isländers gewinnend anzuklingen. Näher als die christliche Geschichte des europäischen Festlandes lag dem auf seiner Insel abgeschlossenen Volke seine eigene heimische Kirchengeschichte, zu der Ari Frodi in seinem Isländerbuch schon die Grundlinien gezeichnet hatte. Ein Leben des heiligen Bischofs Thórlák von Skálholt ist bereits in einer Handschrift vom Jahre 1200 erhalten. „Hungerweckerin" (Hungrvaka) ist der Titel eines ebenfalls sehr alten Werkes, in welchem das Leben der ersten fünf Bischöfe von Skálholt beschrieben ist. Erhalten sind außerdem ein anderes Leben des hl. Thórlák und besondere Biographieen der Bischöfe Páll († 1211), Jón Ögmundarson († 1121), Arni († 1198), Laurenz Kalfsson († 1331) und des Priesters Gudmundr († 1236), von denen einige trefflich geschrieben sind. In den Klöstern wurde, im gläubig-gemüthlichen Geist des Mittelalters, neben fast allen Zweigen des Wissens auch die fromme Legende gepflegt. Bergr Sokkason, Benedictinerabt von Thverá († 1350), schrieb ein Leben des heiligen Erzengels Michael und des hl. Nikolaus; Arni, Mönch von Thingeyrar († 1296), ein Leben des hl. Dunstan; der Priester Grim Hansteinsson († 1298) ein Leben des hl. Johann Baptist; der Priester Bergr Gunnsteinsson († 1211) ein Leben des hl. Thomas von Canterbury; der Priester Jón Holt († 1301) ein Leben desselben Heiligen.

Die Zeiten sind vorüber, wo man hochnäsig das ganze Mittelalter einfach ignoriren zu dürfen glaubte. Protestantische Gelehrte aus Skandinavien haben selbst Hand angelegt, alle diese katholischen Erzeugnisse zu retten und durch quellenmäßige Publicationen zu erneuern. Vieles ist indeß auf diesem Gebiete noch zu thun und harrt der Thätigkeit katholischer Forscher, welche in jenen Erzeugnissen nicht bloße Äußerungen der Menschheit erblicken, sondern ehrwürdige Spuren von dem Walten der einen, wahren Kirche.

Obwohl sich durch die religiöse Geschichte, Legende und Unterweisung allmählich reicher Stoff für eine religiöse Poesie anspeicherte, verging doch lange Zeit, bis eine solche kräftigere Blüthen trieb. Die Hauptschwierigkeit

war eine technische. Bei aller Glaubensinnigkeit des Volkes hatte sich die poetische Sprache nun einmal aus der Mythologie herausgebildet. Sobald der Isländer dichten wollte, mußte er sich in dieselbe zurückversetzen. Das Meer hieß Ögir oder Ran, die Wellen waren Ögirs Töchter, die Poesie selbst Odins Becher oder Odins Meth. Die Schwierigkeit, ein Dichter zu werden, bestand hauptsächlich darin, alle diese Götterattribute und Umschreibungen der gewöhnlichsten Dinge in mythologischer Sprache zu lernen. In die christliche Ideenwelt hinein paßte diese Erinnerung vielfach noch schlechter als die Namen des griechischen oder heidnischen Olymps. Ein guter Anfang war im „Sólarljoð“ gemacht. Aber die mythologisirende Skaldenkunst fuhr fort, die weltliche Dichtung zu beherrschen. Nur langsam bildete sich daneben eine christlich-poetische Sprache aus. Die früheste Probe einer solchen bietet die Olafsdrápa, „Gisli“ (Strahl) betitelt, des Einar Skúlason aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Nachdem aber einmal das Beispiel gegeben, nahm die religiöse Dichtung, besonders die Marienminne, einen lebhaften Aufschwung und wuchs im 14. Jahrhundert zu ansehnlicher Fülle an. Es machte sich auch allmählich das Gefühl geltend, daß die geschraubte Kunstsprache der Skalden, auch abgesehen von ihrem mythischen Beigeschmack, für christliche Stoffe nicht recht passen wollte, und der Augustiner Eysteinn Ásgrimsson († 1360) verurtheilte sie entschieden:

„Wer ein schwierig Maß will wählen,
Muß sich zum Gedichte quälen,
Alte Worte, kaum zu zählen;
Schwer wird's dann, den Sinn zu stehlen.“

In seiner „Lilja“, dem schönsten Gedichte des spätern Mittelalters, ging er deßhalb theilweise von der alten Kunstform ab und vertauschte sie mit einer einfacheren, natürlicheren. Von andern Dichtern erwarb sich Jón Pállsson, Ökonom der Kirche von Hólar († 1272), den Namen „Mariu-Skáld“, Sänger Maria's. Noch gegen die Zeit der Glaubenstrennung hin galten zwei Geistliche, Einar Snorrason (um 1532), der Oldfryggjar-Skáld genannt, und der Priester Gunnar zu Hólar, für tüchtige Dichter. Weit bedeutender war indessen der letzte Bischof von Hólar, Jón Arason, dessen „Kroßvisur“ (Kreuzlieder), „Piislagrátur“ (Passionsklagen), „Ljómur“ (der Glanz), nebst anderen Gedichten, gleich der „Lilja“ noch bruchstücksweise im Volke fortlebten, auch nachdem es protestantisch geworden war. Sie sind ein Denkmal der innigsten Frömmigkeit, wie eines echtpoetischen, schöpferischen Geistes.

Die Dichtung „Ljómur“, welche mit dem alten Stabreim auch den Schlußreim in überaus kunstreicher Weise verbindet, hebt mit folgender erhabenen Anrufung an den heiligen Geist an:

Höchster, heiliger Geist!
Himmelskönig voll Stärke,
Liebend schau nieder zu mir!
Zu Land und Meer gesegnet.
Wahr in Willen und Werken,
Hör mich! Ich rufe zu Dir.

Laß dem Pfuhl des Feindes mich entweichen,
Daß mich seine Qualen nicht erreichen;
Durch Maria's Sohn, den gnadenreichen,
Laß mein Lied zur Ehre Dir gereichen!

Ähnlich wie in der „Lilja" wird dann das ganze Leben und Walten des Erlösers in seinen großen Hauptumrissen dargestellt, als der entscheidende Weltkampf des größten aller Helden, aus dessen scheinbarer Niederlage der ewige Triumph hervorgeht. Alles wird aber nur kurz, mit der lebendigen, dramatischen Kraft der alten Skaldendichtung ausgeführt. So die Passion in folgenden zwei Strophen:

Dreiunddreißig Jahre
Lebt der Himmelskönig
Hier in Knechtsgestalt;
Aber ihm zu schaden,
Wuchs im Volk der Juden
Bittern Neids Gewalt.

Judas Skariot läßt sich gewinnen,
Spricht und handelt ganz nach Satans Sinnen,
Haß und Bosheit wächst im Herzen drinnen:
„Den ich küsse, laßt ihn nicht entrinnen!"

Da fuhr Angst und Bangen
In die Judenschaaren,
Jeder denkt nur sein.
Alle schreckbefangen
Flieh'n vor den Gefahren,
Jesus bleibt allein.

Nur Maria und Johannes, beide
Halten fest im bittern Herzeleide,
Trotzen allem Haß und allem Neide,
Stehen unverzagt dem Kreuz zur Seite.

In ebenso gedrängter Weise schildert die Dichtung dann den Sieg Christi und das Weltgericht, in welchem Maria und Johannes, die Getreuen am Kreuze, zum letzten Mal als Fürbitter auftreten. Mit ihrem Flehen vereint der Dichter dann das seine, das noch nach seinem Tode in Island und auf den Faröern fortklingen sollte bis auf den heutigen Tag.

A. Baumgartner S. J.

Der neueste Religionsstifter und sein „Evangelium“[1].

Man sollte es kaum für möglich halten — „aber ich will nicht vorgreifen,“ sagt Paula Erbswurst.

Also, um von vornen und regelrecht zu beginnen, Wilhelm Jordan, der 1848er Marineminister Preußens, der Reiseapostel seiner „Nibelunge“, außerdem der „größte lebende Verskünstler“, hat einen Roman geschrieben, und dieser Roman ist das Evangelium einer neuen Religion. Die Thatsache ist nicht ohne Vorbild.

1773 erschien Nikolai's „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“. In diesem Roman sucht der Held Sebaldus das positive Christenthum zur „Höhe“ des damals grassirenden Rationalismus emporzuheben, ergeht sich in gleicher Weise gegen die intoleranten Orthodoxen, wie gegen deren Feinde, Pietisten, Separatisten u. s. w. Schließlich wird gefragt: Ist denn aber zwischen blindem Glauben an die Offenbarung und schädlichem Unglauben gar kein Mittelweg? Diese Frage wird bejaht und dieser Mittelweg am besten gefunden bei der holländischen Secte der Collegianten oder Reinsburger, die, ohne nach besonderen Lehrmeinungen und Confessionen zu fragen, jeden Christen aufnehmen in das Band ihrer Gummielasticums-Liebe und Toleranz. Nur der Jesuitismus ist von dieser Toleranz ausgeschlossen; denn eine Dämonologie muß jede Religion doch nun einmal haben. Was für die Naturreligion und den Offenbarungsglauben der Teufel, das ist für alle Rationalisten u. s. w. der Jesuitismus. „Der Jesuitismus,“ sagt Eichendorff, „ist und bleibt nun einmal, als Fluch der Lächerlichkeit für unsere religiöse Spaltung, der wüste mittelalterliche Schutthaufen, auf welchen jeder Vorübergehende die Scherben jedes Topfes, den er selbst zerbrochen, hinwirft, und dann sich höchlichst verwundert und erbost, daß der Berg immer höher wird.“

Jener Nikolai'sche Sebaldus ist jedenfalls der Großvater der Jordan'schen Sebalds. „Die Grundidee der Sebalds,“ sagt Fritz Mauthner, „ist der Kampf gegen die Orthodoxie, d. h. gegen den dummen und böswilligen Fanatismus aller Confessionen. Die Juden und die Katholiken, welche einen zu breiten Platz im Raume des Romans einnehmen, kommen scheinbar am schlechtesten weg; denn die rabbinische Orthodoxie wird an einem widerlichen Talmudisten und seinen hirnverbranntesten Ceremonialvorschriften gegeißelt, die katholische an einem geheimen Agenten der Jesuiten, für den Kinderraub und Seelenmord zur größeren Ehre Gottes all-

[1] Die Sebalds, Roman von W. Jordan. 2 Bde.

tägliche Dinge sind. Aber die protestantische Orthodoxie, deren Vertreter modernere Menschen sind, wird dennoch vor Jordans Worten erbleichen und wünschen, ebenso verächtlich behandelt worden zu sein, wie der Rabbiner und der Jesuit. Denn während der Dichter die Beiden nur mit dem Fuße anstößt, um sich zu überzeugen, daß diese besiegten Feinde schon Leichen sind [merci du peu!], wendet er seine ganze geistige Kraft der jüngsten Hierarchie zu, zeigt sich ihr in allen theologischen Fechterkünsten gewachsen und natürlich an Überzeugung und Wissen überlegen. Und hierin liegt der Grund, warum Jordans ‚Sebalds‘ bis tief in die Schichten des Volkes dringen wird, welche sich den schwerer verständlichen Schriften der Philosophen Strauß und Hartmann verschlossen haben und welche auch die verwandten Romane von Heyse nicht würdigen konnten. Denn Strauß, v. Hartmann und Heyse sind glaubenslos, weil ihre Religion selbstbewußt auf dem Standpunkt des Reymond'schen Ignorabimus steht. Die tiefe Religiosität aber, welche mächtig im deutschen Volke, namentlich im norddeutschen, arbeitet, sehnt sich unabläßig nach einer festen Form des Glaubens oder wenigstens nach einer annehmbaren Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, eben jenem Wissen, welches der Staat von den Kathedern der Universität lehrt, die Orthodoxen aber von den Kanzeln aller Confessionen mehr oder weniger geschmacklos verfluchen. Da tritt Wilhelm Jordan mit dem Selbstvertrauen eines Religionsstifters vor das Volk, erzählt ein Märchen, das wie ein Roman klingt, und schenkt dem Leser als Moral eine neue Lehre, in welcher ein Bekenner Darwins zu Gott zu beten vermag... Jordan ist der Dichter des Darwinismus. Als solcher hat er sich schon in seinem wenig bekannten faustischen Drama ‚Demiurgos‘ bewährt, er hat die Zuchtwahl auch in seinen ‚Nibelunge‘ als deus ex machina benutzt; aber so vollständig zum Prediger des Darwinismus ist er noch nie geworden, wie in seinem Romane, der in der That für das allgemeine Verständniß der epochemachenden Lehre mehr geleistet haben wird, als die niedere Wissenschaft von Haeckel und Vogt. Jordans Parabel von der Weltschöpfung durch Emanation aus einem gelangweilten Zeus ist wohl die geistreichste dichterische Leistung, zu der der dichtungsfeindliche Darwinismus bisher Veranlassung gegeben hat.“ Soweit F. Mauthner im Berliner Tageblatt.

Gehen wir nach diesem allgemeinen Überblick zu einigen Einzelheiten der neuen Religion über und beginnen wir mit dem ebenerwähnten Ursprung der Schöpfung. Die grob gotteslästerliche Sprache, welche der Leser hier vernehmen wird, ist eben auch ein Zeichen der Zeit. Wird die Sache bisweilen noch obendrein über alles Maß langweilig, schwerfällig und absurd, so wolle man nicht uns, sondern dem Roman die Schuld geben, dessen glänzendste Seiten wir dem Leser vorführen. Also: Im Anfange war „Gott“. „Da er allein war, langweilte er sich in der Einsamkeit allervollkommenster Freiheit.“ Ebenso blasphemisch klingen die Worte, welche diesem „Gott“ in den Mund gelegt werden: „‚Ich ertrage mich so nicht länger. Ich will Abwechslung; ich will schlafen, träumen und erwachen.

Ich will mich vergessen und mich meiner allmählich wieder entsinnen. Ich will mich vergnügen, indem ich mich selbst in die Unendlichkeit ausstreue und langsam wieder zusammensuche.‘ Und so löste er sich in tausend Billionen Mal so viele Theile, als wir Sonnen am Himmel aufglimmen sehen. Wie die Stecknadeln des Gefangenen in das Stroh [1], so flogen, von seinem Willen beschwingt, die Gottesatome, deren jedes das rechte Maß aller seiner (?) Eigenschaften enthielt, ausgesät hinaus in den Raum und hinein in die regungslos ringsum schwebenden Staubwolken todten Stoffes. Da begannen sie (?) belebt zu kreiseln in Schneckenlinien; da ballten sie sich zu Sonnen und umrollenden Planeten. Draußen in Himmelsfernen gewahren wir wenig mehr von ihm (?), als den auch schlafgefangen noch wirkenden Willen. Wir nennen ihn das Gesetz der Bewegung. Etwas besser kennen wir das Aufkeimen und das Wachsthum nur von dem Tausendbillionstel, welches wiederum tausendfach vertheilt dem Staube einverleibt ward, aus dem sich unsere Erde gesammelt, dieser winzige, aber unzweifelhaft vor Hunderten anderer Weltkörper zur Muttergottesschaft ersprießlich veranlagte Himmelsstern. Wir fangen an, einige Abschnitte seiner Leidens- und Erlösungsgeschichte lesen zu lernen. Wir spüren sein Morgengeträum in der Formenanmuth der Palme, im Duft und der Farbenpracht der Lilien und Rosen, sein Erwachen zu heiterem Kinderspiel und jauchzender Lebenslust in der flinken Behendigkeit des zierlichen Gazellengeschlechts, im meisterlichen Flug der Schwalbe, im Geflöte der Amsel und im reich gemodelten Liede der Nachtigall. Hinter unserer Stirn endlich entsinnt sich der erdvermählte Gottestheil seiner Herkunft und erobert sich Kraft und Erkenntniß im Kampf mit dem Leide. Mit dem erwachten Bewußtsein urständlicher Allwissenheit und Allmacht arbeitet er sich in derjenigen großen Familie des Menschengeschlechts, der ihre Gotteskindschaft offenbar geworden ist, aus der freiwillig übernommenen Passion der Knechtschaft zur Freiheit empor und weiter auf der Bahn, an deren fernem Ziel er den Thron der Erdengottheit besteigen will. Doch damit wage ich (der Erzähler) mich schon grenzverletzend in das Reich eines Anderen.“

---

[1] Die Parabel, auf welche hier und wiederholt angespielt wird, ist folgende: „Sie haben wohl gehört von den wunderlichen Spielen, mit denen sich Gefangene die Langeweile der Einsamkeit erträglicher machten. Von einem solchen, der in seiner Zelle außer dem Wassertopf nichts hatte als einen Haufen Stroh zum Nachtlager, auch weder eine Fliege noch eine Spinne zur Zähmung entdecken konnte, erzählt man, daß er durch irgend einen Zufall in den Besitz einer Schachtel voll Stecknadeln gelangt war. Die zählte er genau. Es waren gerade tausend. Nachdem er das Lagerstroh ausgebreitet, bis es den ganzen Boden der Zelle bedeckte, versäte er die Stecknadeln mit kräftigen Würfen nach allen Seiten und suchte sie dann wieder zusammen. Die Entdeckung der neun vorletzten kostete Monate rastloser Forschung. Ein volles Jahr war vergangen, als er endlich mit unsäglichem Fundvergnügen auch der tausendsten wieder habhaft wurde . . . Doch der Freude . . war ein Bedauern beigemischt, daß der beglückende Zeitvertreib ein Ende habe. Schon wollte er das Spiel von vorne beginnen, als die Thür aufrasselte und der Schließer ihm seine Entlassung ankündigte“ (II. 61).

„Ich wüßte kaum etwas einzuwenden gegen Ihre Parabel," versetzte Hildegard, „wenn Sie hinzufügen wollten, daß jener Welteinsame nicht seine ganze Wesensfülle ausgestreut habe, wie der Gefangene den ganzen Inhalt seines Kästchens voll Nadeln, sondern genug von sich zusammenbehalten, um dem Drama der Allgeschichte, das seine Selbstaussaat in Scene gesetzt, auch genießend zuzuschauen."

„Die Annahme, es sei so, wehrt Ihnen meine Parabel ganz und gar nicht. Aber ich bin mit ihr noch nicht fertig. Lassen Sie mich hinzufügen, daß wir uns, mit dem Gleichniß zu reden, ungefähr so weit vorgerückt befinden, wie mein Gefangener, als er etliche Hundert Nadeln wieder beisammen hatte. Seine Wochen sind uns Jahrtausende, sein Suchjahr ist das Weltenjahr der Dauer unserer Gattung, seine Entlassung aus dem Gefängniß nach Findung der tausendsten Stecknadel das Ende des Erdenwallens Gottes in Menschengestalt." — „Und wann meinen Sie, werden wir die tausendste Nadel gefunden haben?" — „Nach erlangter Allmacht über die Erdennatur" (II. 61 f.).

Das also ist die geistreichste dichterische Leistung des Darwinismus! Man fragt sich wahrlich, ob nicht ein Narr diesen Blödsinn geträumt — oder ob es denn wirklich einem gesunden Menschenverstand möglich ist, eine solche Fülle philosophischen Unsinns niederzuschreiben, ohne selbst an sich irre zu werden.

Und nun erst solch eine kaleidoskopische Zusammenrüttelung strahlender Glasscherben und bunter Fetzen eine geistreich dichterische Leistung zu nennen!

Es ist wahrlich demüthigend für das Menschengeschlecht, wenn man solche ernstgemeinte Verirrungen der „Koryphäen moderner Bildung" antrifft. Auch der einfachste, rein philosophische Begriff von Gott, wie ihn das gesunde Heidenthum abstrahirte, macht diese ganze Seifenblase zerplatzen und als einen schmutzigen Tropfen niederschlagen. Eine weitere Widerlegung müßten wir geradezu für eine Beleidigung des Lesers halten.

Daß es Herrn Jordan aber blutiger Ernst ist mit seiner Schöpfungsgeschichte, das geht aus dem ganzen Buche mit trauriger Gewißheit nur zu deutlich hervor. Das letzte Wort seines Schöpfungsberichtes lautete, die tausendste Nadel sei gefunden „nach erlangter Allmacht über die Erdennatur". Daß wir dieser Allmacht schon bedeutend nahe gekommen sind, also das Weltende und die zweite Ankunft des Weltheilandes schon bevorsteht, ist ebenfalls ein Grunddogma der neuen Religion.

„Ist nicht unvergleichlich werthvoller für uns, als die Wiederkunft des Herrn, die am Ende der Tage und des Erdsterns erfolgen soll, die erlangbare Gewißheit, daß er in der Wiederkehr längst begriffen ist, ja, daß er bereits in täglich wachsender Herrscher- und Segensmacht in lebendiger Gegenwart vor unseren Augen waltet?" — „Reden Sie im Ernst?" frug Hildegard, ihn erschrocken anstarrend. — „In vollem, heiligem Ernst. Hören Sie mir aufmerksam zu. Nehmen Sie Ihre ganze Geisteskraft zusammen für einen Jahrtausende weit vorleuchtenden Ausspruch eines der gewaltigsten Religionsgenies. Erst jetzt, nachdem etwa sechsundfünfzig Men-

schengeschlechter über die Erde gegangen sind, seit er gethan wurde, ist dieser Ausspruch verständlich und aus der griechischen Sprache richtig übersetzbar geworden. Nur dadurch ist er es geworden, daß er sich inzwischen weit genug erfüllt hat, um die ganze Erfüllung, die er meint, fordert und verheißt, wenigstens ahnen zu können (sic!). Er steht zu lesen im vierten Kapitel des Briefes an die Epheser. Da bezeichnet es der Apostel Paulus als den Beruf aller Bekenner, aber insbesondere der geistlichen Diener des neuen Glaubens, ihre Arbeit zu widmen dem Aufbau des Leibes Christi. Dieser Aufbau soll dadurch zu Stande kommen, daß einst die Einigung aller Menschen im Glauben und in der Erkenntniß des Gottessohnes den vollkommenen Menschen — wir würden sagen das Menschheitsideal — dermaßen verwirklicht, daß die ganze Wesensfülle Christi gestaltet vorhanden ist. Bald neunzehn Jahrhunderte dauert die Arbeit an diesem Aufbau. Immer noch sind wir weit, sehr weit entfernt von seiner Vollendung. Noch kein Sechstel des Menschengeschlechtes hat sich geeinigt zu christlichem Glauben. Dieser Bruchtheil, die Christenheit, hat von der Wesensfülle seines Vorbildes, von den Gotteseigenschaften Christi, wiederum erst Bruchtheile in bescheidener Annäherung verwirklicht. Aber diese Verwirklichung hat sich in unserm Jahrhundert so staunenswerth gesteigert und beschleunigt, und die christlichen Völker, wenn wir ihren heutigen Zustand mit dem frühern vergleichen, auf ihrem Wege nach dem schwindelfernen Endziel, dem Erwerb der göttlichen Allgüte, der göttlichen Allwissenheit, der göttlichen Allmacht, um eine so bedeutende Strecke vorwärts gebracht, daß wir blind sein müßten, um zu verkennen, wie sich in der gigantischen Sammelgestalt, welche die Herrschaft über den Erdball antritt, ihr göttliches Vorbild immer mehr verleiblicht, wie sich also in ihr eine sehr faßliche Wiederkunft Christi schon vollzogen hat und immer weiter vollzieht. In einem Reisegespräch kann ich das unermeßlich reiche Thema nicht zum Hundertsten erschöpfen. Auch ist ja die beste Leistung unserer Religion die im Reiche der Christenheit unvergleichlich höher als irgendwo außerhalb veredelte Gesittung, zugleich so sehr die alleroffenbarste und mindest bestrittene, daß es nicht erst meines Nachweises bedarf, bis zu welcher merklichen Näherung zum Ideal göttlicher Allgüte jener Aufbau des Leibes Christi und seine allmähliche Wiederkunft in uns gediehen ist. Nur etliche Leuchtfunken will ich daher auswerfen, um Sie gerade dort Früchte des Christenglaubens erblicken zu lassen, wo die meisten seiner Berufsdiener nicht nur keine Spur seines Wirkens gewahren wollen, sondern sogar den Teufel sündiger Weltlust, den leibhaftigen Antichrist, zeternd anklagen, als arbeitend an der Zerstörung des Reiches Gottes. Der Elektriker, wenn er in seinem Experimentirzimmer das Telephon verbessert und immer geeigneter macht, unsere Stimme wohl erkennbar Hunderte von Kilometern durchklingen zu lassen, oder wenn er uns Sonnenschein in die Hand gibt, um auch bei Nacht Wachsthum und Fruchtbildung der Pflanzen zu fördern; der Ingenieur, wenn er von zwei Seiten her, auf den Zoll zusammentreffend, ein Gebirg durchbohren lehrt, mit einem Weg für den adlerschnellen Feuerwagen; der Himmelschemiker, wenn er mit dem Spectralrohr ein bisher unbekanntes

Element erstmalig in der Sonne entdeckt und dasselbe Element den Erdenchemiker dort suchen und finden lehrt, wo unser Planet die letzten spärlichen Zeichen ausathmet, einst eine kleine Sonne gewesen und in seinem Innern noch jetzt zu sein, in den Dampfniederschlägen des Vesuv: — alle diese erfindsam forschenden Männer des Gewerbfleißes und der Wissenschaft, obwohl sie meistens selbst keine Ahnung davon haben und nicht selten sogar wähnen, die Jünger einer neuen, feindlichen Lehre zu sein, und sich damit wunderlich brüsten, — alle diese Männer, sage ich Ihnen, sind gleichwohl treuere Mitarbeiter am Aufbau des Leibes Christi und erfolgreichere Thatapostel des Christenthums, als die große Mehrzahl seiner berufenen Prediger. Sie sind das bahnbrechende Geniecorps, die Avantgarde der welterobernden Christenheit, während Ihr Herr Vater nicht ganz Unrecht hat, die Geistlichen als hinterste Nachzügler und Marodeure anzuklagen.“

Hier sieht nun der Herr Prediger Sebald selbst eine ganz kleine Schwierigkeit — was hat nämlich Elektricität und Mathematik mit dem Christenthum zu thun? Darum fährt er im Frageton fort:

„Ich frage Sie: Halten Sie es für einen Zufall, daß durchaus nur die Christenheit den Besitz einer allumfassenden Wissenschaft erarbeitet hat, deren Kenntnißfülle, ein unabsehbares Wachsthum verbürgend, schon jetzt erheblich genug ist, um mit ihr verglichen die früheren Vorstellungen von der Allwissenheit der Götter mehr als nur kindlich zu finden? Halten Sie es für einen Zufall, daß mit dieser Wissenschaft wieder durchaus nur die Christenheit sich eine Herrschaft über die Erde und ihre Natur erobert hat, deren Schranken und ungeheure Lücken wir zwar zu wohl erkennen, um sie schon für Allmacht auszugeben, die aber immerhin diesen zu stolzen Namen unvergleichlich mehr verdienen würde, als die Allmacht, welche Homer seinem Zeus, der Dichter des Hiob seinem Jehovah zuschrieb? Halten Sie es für Zufall, daß nur die Christenheit das Dampfschiff, die Eisenbahn, den Telegraphen erfunden hat? Den Beweis, daß den Erwerb dieser Wissenschaft und Macht nur das Christenthum ermöglichen konnte, macht das Zeugniß der Geschichte eigentlich überflüssig (!?). Aber ich hab' ihn in Schriften auch öffentlich geführt und gezeigt, wie und warum eben nur *wir* aus unwissenden und ohnmächtigen Sklaven der Natur zu erkennenden Beherrschern derselben, zu mächtigen und wissensreichen Gottessöhnen erwachsen konnten, indem wir in unserer Gemeinschaft unser Vorbild, den Gottessohn, arbeitend zu verwirklichen trachteten und aus unserem Glauben die Zuversicht schöpften, es auch zu vermögen. Wir haben bewunderungswürdiges Wissen, bewunderungswürdige Macht erarbeitet, weil uns von unserer Religion die Aufgabe gestellt war, den allwissenden und allmächtigen Wunderthäter Christus nachahmend zu verleiblichen“ (I. 115 ff.).

Wir denken, es geht dem Leser wie es uns ergeht, während wir diese Zeilen abschreiben. Je weiter wir voranschreiten in dieser aberwitzigen Beweisführung, um so mehr verdrängt, aus dem innersten Herzen aufsteigend, ein gewaltiges Gefühl des Schmerzes, der Wehmuth und des Mitleides das anfangs noch hie und da auftauchende Heiterkeitsgefühl über den pompösen,

gespreizten Unsinn. Und der Grund solcher Gemüthsänderung liegt nur zu sehr am Tage. Die Komik und selbst die Satire hört auf, wo es sich um das gewaltige unaussprechliche Elend unsterblicher Seelen handelt. Wir stehen in Wilh. Jordan und der Theologie seines Sebald der Repräsentation — der „Verleiblichung“ — eines großen, verheerenden Zeitenübels gegenüber. Der rationalisirte, verwissenschaftlichte Protestantismus macht einen letzten Versuch, sich mit dem modernen Nichtsglauben zurechtzufinden. Niemals gewohnt, in das Heiligthum der Gottesoffenbarung und der Menschwerdung einzudringen, neigt er jetzt dahin, die im Nebel geschauten Spitzen der heiligen Berge für Fabrikschornsteine oder Festungsthürme zu erklären. Das große Geheimniß der Erlösung löst sich ihm auf in einen Schnellzug oder eine telegraphische Depesche — die hohe klare Allmacht eines Gottes in den kleinlichen Kampf menschlicher Pygmäen gegen blinde Naturgewalten — das sittliche Ideal der Gottähnlichkeit in das richtige Zusammentreffen zweier Tunnelgänge. Nimmt sich gegen solches „Christenthum“ das Heidenthum eines Plato und Aristoteles oder eines Cicero nicht unendlich edler, ja christlicher aus? Und was das Traurigste ist, W. Jordan vertritt durchaus nicht den schlechtesten Theil des Protestantismus, den unedelsten Theil der akatholischen Bevölkerung Deutschlands — es ist ihm offenbar sehr herzlicher Ernst mit seiner Versöhnung von Glauben und Wissen —, und andererseits geht aus dem ganzen Roman hervor, daß er mehr als die weitaus größte Anzahl von Roman- und Zeitungsschreibern sich mit den positiven Errungenschaften modernen Wissens bekannt gemacht hat. Bei aller „Bildung“ geht ihm leider ein Ding ab, das bei Versöhnungsversuchen der Art unumgänglich nöthig ist: die richtige Kenntniß der zu versöhnenden Extreme. Wenn von der einen Seite die positiven Resultate der Wissenschaften weit übertrieben, d. h. Zweifelhaftes als sicher, Falsches als richtig, Einzelnes als allgemein giltig u. s. w. dargestellt wird, so fehlt auf der andern Seite erst recht die Kenntniß des wahren Glaubensinhaltes, die allerelementärste Theologie. Doch wir gerathen hier in ein Fahrwasser, für das unser leichter Nachen literarischer Kritik nicht gebaut ist. Nur soviel möchten wir durch diese Zwischenbemerkung dem Leser nahegelegt haben, ein wie großes, unschätzbares Gut für die Seele, nicht bloß in übernatürlicher Beziehung, sondern auch für die natürliche Vernunft, der katholische Katechismus — mit anderen Worten unser heiliger Glaube ist, den wir als unverdientes Gnadengeschenk von Gott vor so vielen, vielen Anderen voraushaben. Aber gerade diese Freude an unserm Glauben, dieser Dank gegen Gott für diesen Glauben, scheint für die neue Religion ein Stein des Anstoßes zu sein; denn sie will sich nur aufbauen auf der wahren Demuth der — Wissenschaft.

„Aber eben diese Demuth der echten Wissenschaft (Sebalds) gewann (bei Hildegard) den entscheidenden Sieg über Marpingers (des ‚katholischen‘ Lehrers) bequeme Scheinallwisserei. Auch die härtestschalige Erkenntniß mit anfangs erschreckend bitterem, dafür aber auch zur Vollkraft geistiger Gesundheit stärkendem Kerne ging für Hildegard endlich auf: daß des katholischen Professors in allen Fragen unausbleiblicher Schlußbescheid, die Einschaltung

eines menschenhaft vorberechnenden Weltkünstlers zur Erklärung jedes noch unbeantwortbaren Wie und Warum, durchaus nichts erkläre, sondern eben nur der Unwissenheit ein eitel verhüllendes Märchenmäntelchen umhänge; daß man sich zwar einst habe begnügen müssen mit diesem ehrwürdigen Gleichniß der Weltvernunft, aus dem man die Hoffnung, den Trieb und die Kraft geschöpft, die Entdeckung ihrer Gesetze allmählich zu erarbeiten, daß aber jetzt, nachdem das eine ansehnliche Strecke weit geschehen, dieß Versteckespiel unehrlich, schädlich, verwerflich geworden sei. Denn eine Fülle wirklich schon erlangten Wissens lüge es wieder fort; es verhindere die künftige Erforschung der noch weit zahlreicheren ungelösten Räthsel, indem es mit einem beschwichtigenden Scheinwesen träge mache, es unterdrücke mit solcher schimmernden Verkleidung der Ignoranz das zum Fleiß spornende offene Geständniß: das wissen wir nicht!“ (II. 12.)

Wir glauben an einen Gott, den Schöpfer der Welt — sind und bleiben aber demüthig genug, zu bekennen: das wissen wir nicht, wie einerseits nur das Christenthum den Fortschritt der Wissenschaft verursacht und andererseits der Glaube an den persönlichen Weltenschöpfer die Wissenschaft ertödte. Wahrscheinlich ist dieser logische Widerspruch eines der Mysterien der neuen Religion!

Ein anderes Mysterium derselben ist die seltsame Dreizahl der Götter: Sonne — Gott — Christus! Das soll durchaus kein Scherz sein bei W. Jordan; der Dichter meint es vollkommen bitter-ernst damit, wie das Band II, S. 28—33 des Ausführlichen zu lesen ist. Im ersten Bande S. 228 heißt es: „Mein kolossalischer Jesus Christus lebt auf Erden in der Gegenwart als Christenheit. Sie ist nicht Gott; aber das Göttliche hat in ihr die zur Zeit höchste Stufe der Menschwerdung erreicht. Sie ist nicht allgütig, sondern auch im Großen und Ganzen immer noch behaftet mit schlimmen Eigenschaften und argen Gebresten. Aber sie hat ein Wollen des Guten, eine Erfüllung der Pflichten der Nächstenliebe, eine Erziehung dazu, eine Bändigung des Bösen, eine Unterdrückung des Verbrechens, eine Annäherung zum Frieden, zur Aufgabe ihrer Gesetze und Staatsordnung gemacht, wie nirgend sonst und niemals zuvor. Sie ist nicht allwissend noch allmächtig; aber sie verfügt mit der Gesammtheit ihrer Wissenschaften über ein Maß von Kenntnissen, und mit deren Anwendung in der Arbeit über ein Maß von Macht, gegen welches die kindlichen Vorstellungen früherer Jahrhunderte von der Allmacht und Allwissenheit der Götter und Gottes weit zurückbleiben.“

Kurz und gut — trotz aller Demuth muß Jordan es doch immer und immer wieder aussprechen und nachdrücklichst betonen:

„wie wir's so herrlich weit gebracht“.

Aber es gibt trotz alledem der Ignoramus noch so viele, daß uns die neue Religion „eine Linderung des Bedauerns“ schuldet, „wenn unserer unstillbaren Wißbegier die Flügel zur Erhebung über den Menschenhorizont immerdar versagt bleiben sollen“. Die „wirksamste“ dieser Linderungen lautet nun folgendermaßen:

„... Trotz Fernrohr und Spectroskop ist der Menschenhorizont, dem All gegenüber, doch wieder ähnlich beschränkt, wie der Ameisenhorizont gegenüber dem Erdball. Daß uns eine Weltkunde, welche die unserige ebenso weit überstiege, als die menschliche die der Ameisen, gleich unvorstellbar ist, als unsere den Ameisen, das berechtigt uns nicht im geringsten, ihr wirkliches Vorhandensein auf einem andern Gestirn für unmöglich zu erachten. Für deren Unerreichbarkeit aber gibt es einen dreifachen Trost. Den ersten, zweifelhaft phantastischen dürften Sie, als einen Wechsel auf die allerentlegenste Zukunft, wenig annehmbar finden. Er beruht darauf, daß aller Wahrscheinlichkeit nach unsere Erde einst wieder in Weltstaub zerfallen und dieser an Neubildungen theilnehmen wird; da dann, was hier als Erdgeist im Menschen zur höchsten Entwicklung gelangte, vielleicht auch die Organisation zu höherer Geisteskraft erarbeiten könnte. Schon besser ist der zweite: daß wir unseren Vorfahren weit überlegen sind und unsere Nachkommen sicherlich Vieles wissen werden, was wir noch nicht einmal zu fragen verstehen. Denn in der That übersteigt unsere Weltkunde diejenige vor dreitausend Jahren kaum weniger weit, als etwa die homerische die Weltkunde der Ameisen. Der beste ist der dritte: daß nicht der Besitz, sondern das Erwerben, nicht das Wissen, sondern das Lernen die höchste Lust gewährt; wonach wir die Größe des noch nicht gelernten Pensums zu betrachten haben als Bürgschaft für eine noch lange Dauer der beglückendsten Arbeit."

„Mich wundert," versetzte Hildegard lächelnd, „daß Sie einen vierten, wenn nicht besseren, so doch einfacheren Trost für unsere Beschränktheit unerwähnt lassen."

„Und der wäre?"

„Daß uns Alles erreichbar ist, oder doch einst werden wird, was wir brauchen zur bestmöglichen Einrichtung unseres Lebens. Dafür, will mich bedünken, wißt ihr Naturforscher bald genug. Was ich durch Ihre Freundlichkeit habe naschen dürfen von eurem Erwerb in allen Gebieten, das macht mir den Eindruck, als häuftet ihr, wie Geizhälse, immer weitere Schätze, die doch schließlich nur die Sammelpassion der Kenner unterhalten, statt das erworbene Kapital segensreich anzulegen. . . . Wer trägt die Schuld, daß in Millionen Köpfen, wie bis Cliffhouse auch in dem meinigen, immer noch der Aberglaube festsitzt, der seine Lebenswurzel verlöre mit der Ausrottung jenes Grundirrthums? Euer Zagen, eure egoistische Bequemlichkeit! Das Arsenal ist übervoll von Kriegsgeräth; aber anstatt in Wehr und Waffen auszurücken gegen das Obscurantenheer, schmiedet ihr still vergnügt immer weiter. Zu forschen, zu wissen, auch selbst frei zu fühlen, das ist eure selbstgenügsame Lust. Über der vergeßt ihr die Pflicht, auch zu erlösen, zu erlösen aus den Banden der Ignoranz, wie Sie mich erlöst haben, weil ich Ihnen zufällig in den Weg gelaufen kam. Also vorwärts! Ihr meint zu wissen, daß ein Bläschen, dann ein Wurm unser Urahn gewesen. Meinetwegen! So sehr es mich anfangs verdroß, daß ich meine Hand von Meerkatzen ererbt haben soll, nun seh' ich die blöde Dummheit ein, daß es meinem Ahnenstolz besser gefiel, aus Lehm geknetete Ureltern zu haben, als mich zu verdanken der

rüstigen Arbeit einer unendlichen Reihe wackerer Emporkömmlinge. Wenn ihr Muße dazu habt, spürt immerhin weiter nach den Zwischenästen unseres Stammbaums, womit sich, wie Sie sagen, so viele ernste Männer jetzt abmühen. Aber vergesset darüber nicht die Hauptsache. Was ihr wisset von den Mitteln, mit denen uns die Natur so weit erzogen hat, das verwerthet auch und lehrt uns darnach die Menschenkunst, die das Naturwerk mit Bewußtsein fortsetzt, um uns stärker, schöner, klüger und besser zu machen. Nicht länger begnügt euch, die Architektur des Universums nachzuzeichnen. So wenig es auch sei, was ihr ergründet von ihrem Gesetz, es reicht schon hin, um damit tüchtige Architekten für unsern Weltwinkel zu werden. Erbauet! Errichtet dem Menschenglücke das neue Erdenhaus!“

Da haben wir's. Wem diese vier Trostgründe nicht genügen, der mag sich andere suchen, aber das ist sicher: derjenige muß schwer zu trösten sein, dem es den Schmerz nicht lindert, wenn er doch weiß, daß die Gelehrten genug wissen zur bestmöglichen Einrichtung unseres Lebens, besonders aber zur Ausrottung unseres alten Aberglaubens von der Erschaffung des Menschen durch Gott. Die Auflösung der Heilslehre in die Entwicklungstheorie, das ist die Erlösung des Menschengeschlechtes, und wenn dieses Menschengeschlecht durch diese Erlösung kein Haar glücklicher wird — tant pis pour lui! dann scheer' es sich zur Meerkatze oder zum Seelöwen von Cliffhouse!

Aber noch einmal, so sehr auch die selbstgenügsame Salbaderei, womit die unsinnigsten Theorien vorgetragen werden, die Satire herausfordert, die Sache bleibt darum doch viel zu ernst und traurig, um nicht traurig zu stimmen, und selbst auf die Gefahr hin, für einen Pharisäer und Tartüff gehalten zu werden, erheben wir die Augen dankbar zum Himmel und sprechen: „O Gott, ich danke dir, daß ich durch deine Gnade ein Kind deiner Kirche bin!“

Und damit genug über die „religiöse“, oder besser gesagt, die „dogmatische“ Seite des Romans; betrachten wir jetzt seine künstlerische Seite als Erzählung.

Schon aus dem Voraufgehenden mag der Leser ersehen haben, daß die Erzählung ganz bedeutend vor der Dogmatik zurückstehen muß; denn die mitgetheilten Erörterungen und das, was sie voraussetzen, sind der Art, daß sie eine gewöhnlich künstlerisch aufgebaute Erzählung erdrücken müssen. In der That geht denn auch die ganze Geschichte in der Tendenz auf, ja die Erzählung ist nur der Tendenz wegen vorhanden. Es soll aus den Worten der Helden einerseits der Inhalt der neuen Jordan'schen Religion gezeigt werden — andererseits sollen uns die Thaten derselben Helden beweisen, wie man zu dieser Religion bekehrt wird.

Im Großen und Ganzen ist die Handlung folgende. Die Familie der Sebalds hat sich zur Zeit der Reformation zu Luther gewendet und der jeweilige Stammherr ist seit jener Zeit protestantischer Prediger an der von den katholischen Vorfahren gegründeten Sebalduskirche in Odenburg gewesen. Die Baronie mit dem Hauptgute und alten Stammschloß Sebaldsheim verschrieb der erste protestantische Prediger seinem jüngern Bruder, jedoch mit

der Clausel, daß sie an den ältesten Sprossen der ältern Linie zurückfallen solle, wenn die jüngere dem protestantischen Bekenntniß untreu würde. — „Erst im dritten Decennium des vorigen Jahrhunderts — als die jesuitische Reaction übermächtig wurde (!?) und in der Vertreibung der protestantischen Salzburger einen ihrer Haupttriumphe feierte, trat eine Unterbrechung dieser Erbfolge ein. Die Freiherren Sebald von Sebaldsheim, seit mehreren Geschlechtern durch einträgliche Staatsämter und Offizierspatente für ihre jüngeren Söhne dem Wiener Hofe verpflichtet und kürzlich zu Grafen erhoben, waren längst wieder heimliche Katholiken. Jetzt erhielten sie aus höchsten Regionen einen Wink, dieser bisher geduldeten Heimlichkeit ein Ende zu machen, zugleich die bündigste Versicherung, daß jene Clausel in der Urkunde ihres Besitzes als ein Act der ketzerischen Rebellion null und nichtig sein und bleiben solle. Da ließ sich denn der regierende Graf mit seiner Familie im Stephansdom zu Wien mit herausforderndem Gepränge eine Messe celebriren, um seine Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche recht eindrucksvoll zu bekunden. Daraufhin hielt Ulrich Sebald, derzeit Hauptpastor an der Sebalduskirche zu Odenburg, das aussichtslose Wagniß, jene vergessene Clausel geltend zu machen, für seine Familienpflicht ... Nachdem er Monate lang auf Antwort gewartet, erhielt er eine Vorladung vom kaiserlichen Stadtgericht, als angeklagt eines unerhörten Erpressungsversuches, und sogar als dringend verdächtig einer Urkundenfälschung, da ein Document mit der von ihm in angeblicher Abschrift angeführten Bestimmung gar nicht existire“. Kurz, die Jesuiten hatten das Document gestohlen und der arme, edle Pfarrer Ulrich sah sich genöthigt, in Preußen ein Unterkommen zu suchen, bis die bösen Jesuiten Österreich verlassen und Odenburg wieder „von der jesuitischen Vergewaltigung frei wurde“. Nur so viel über die Vorgeschichte, die freilich im Roman einen hochbedeutenden Raum einnimmt. Gegenwärtig ist der ältere Sohn der Pfarrerswittwe Sebald, Ulrich, seinem Vater als Prediger an der Sebalduskirche gefolgt, der jüngere Bruder Arnulf reist studienhalber in Amerika. Der Vertreter der gräflichen Linie hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn hat sich mit einer Kunstreiterin eingelassen, dieselbe aber auf seinem Todesbette geehelicht. Ein Sohn, den jedoch der aristokratische Großvater nicht anerkennen will, ist die Folge des Verhältnisses. Die junge Gräfin heißt Hildegard und ist wegen ihres Reichthums nicht bloß eine vielumworbene Heirathspartie, sondern auch das Augenmerk der Jesuiten, die ihr Möglichstes thun, eine so einflußreiche Erbin ihrer Partei zu erhalten. Hildegard ist denn auch wirklich auf dem besten Wege, eine Hauptstütze des Jesuitismus zu werden, bis sie leider auf einer Schweizerreise von ihrem unbekannten protestantischen Vetter, dem Prediger Ulrich, gerettet und mit den ersten Bekehrungsversuchen zur Sebald'schen neuen Religion inficirt wird. Eine Heirath zwischen ihr und dem Vetter kommt nicht gleich auf der Reise zu Stande — obgleich sie selbst sich dem Herrn rundweg anbietet, weil — nun weil es der Dichter nicht brauchen kann. Aber, wie gesagt, Hildegard ist ein- für allemal zum Sebaldismus bekehrt, und das merken auch die Jesuiten sehr bald. Sie schicken darum das beste

ihrer Subjecte zu der Wankelmüthigen in's Haus, sie wieder zu gewinnen und der Partei zu sichern, und das Subject — Dr. Marpinger ist sein Name — gibt sich alle Mühe, seinen Oberen zu willfahren. „Dazu (d. h. „Hildegards Erinnerung an Ulrich möglichst zuzudecken und verblassen zu machen mit einem Gegenbilde“) hatte man eben Marpinger erkoren, und nicht zum wenigsten in der Voraussetzung, daß ihn zu solchem Dienst neben seiner Begabung und gesellschaftlichen Gewandtheit auch sein ausdrucksvoller Kopf, seine stattliche Figur und seine bis in die Mitte der Vierziger noch wohl bewahrte männliche Frische besonders gut befähigen würden. Doch zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er diesen ihm unausgesprochen zugedachten Theil seiner Rolle zu spielen verschmähte. Sein Gewissen verbot es ihm schwerlich; denn dieß hatte sich noch immer als grenzenlos elastisch erwiesen, so oft ein Vortheil für seine Kirche erreichbar schien. Entweder widerstrebte es seinem lebhaften Würdegefühl, seinen anderweiten Neigungen (?!), oder — und das ist das Wahrscheinlichste — er war nur klüger als seine Absender, und sah mit seiner Menschenkenntniß deutlich ein, daß er sich bei einem Charakter wie Hildegard den Weg zum Heil nur selbst verlegen würde mit dem leisesten Versuch, durch seine Manneseigenschaften in ihr das Weib zu gewinnen.“ Trotz Allem aber war der frühere Eifer für die Kirchenlehre bei Hildegard nicht mehr zu erwecken, zumal sie auch bald darauf mit ihrem Vater in Geschäften nach Amerika reiste und so dem Einfluß Marpingers entzogen wurde. An den Küsten des stillen Weltmeeres traf sie dann mit dem reisenden Bruder des Predigers zusammen, und dieser setzte den in der Schweiz begonnenen Unterricht zum Sebaldismus mit großem Eifer und der noch größern Entsagung fort, seinem Bruder in Hildegard eine dessen würdige Braut und Apostelin zu erziehen. Unterdessen hat Ulrich zu Haus ebenfalls eine Schülerin, eine lebensüberdrüssige Jüdin, welche er nun seinerseits im Sebaldismus ausbildet, um dem aus Amerika heimkehrenden Arnulf eine geistesverwandte Gattin zu geben. An Großmuth ist bei den Sebalds kein Mangel. So erschöpft sich denn das Corpus des Romans in den platonischen Unterrichtsstunden diesseits und jenseits des Oceans. Der arme Leser gibt schon alle Hoffnung auf, daß überhaupt in dem Roman noch etwas geschehen könne: aber wie reichlich und angenehm wird er für seine Geduld und Aufmerksamkeit bei den gelehrten Abhandlungen enttäuscht!

Es geschieht schließlich noch Unglaubliches. Daß Dr. Marpinger bei Ausführung eines großartig und geheimnißvoll im Auftrag seiner Obern angelegten Planes zum Kinderraub vom Unglück verfolgt und ertappt wird, ist wohl nicht so überraschend, als daß W. Jordan in einem so vornehm und realistisch angelegten Roman sich eines Schauer- und Trauermotivs von der Art eines Kinderraubes durch Jesuiten bedienen zu dürfen glaubt! Haben wir denn wirklich seit Eugène Sue keinen noch so schüchternen Anlauf zum Fortschritt genommen, daß so entsetzlich lächerliche Dinge wie diese Kinderraube durch Jesuiten immer und immer wieder selbst von Autoren gewagt werden, die doch als gebildete Leute eines Besseren belehrt sein sollten? Glaubt Herr Jordan wirklich an derlei Schaudermärchen, oder will er sie

seinem Publikum bloß als Kurzweil vorführen? Das Unglaubliche aber ist der Abschluß des ganzen Romans. Ulrich, der wegen seines Unglaubens von den Orthodoxen seines Amtes entsetzte Prediger, heirathet die Jüdin, und zwar absichtlich bevor sie noch getauft ist; Arnulf heirathet Hildegard; die Stelle des trauenden Geistlichen vertritt der alte Graf, der sich von seiner Freigeisterei zum frommen Sebaldismus erschwungen; die Trauceremonien sind ein Gemisch aus jüdischem Ritualismus, christlichem Symbolismus und poetischer Allegorie. Daß der alte Graf seinen Enkel, den Sohn der Kunstreiterin, anerkennt, dazu muß ein im Walde improvisirter Circus mithelfen, wo sich in ganz unerwarteter Weise einige Helden und Heldinnen des Romans als Kunstreiter und Reiterinnen produciren. Kurz, der Schluß des Romans ist die Idealisirung der Tendenz: Juden, Katholiken, Protestanten, kommet und umarmet euch im Schatten der heiligen Haine des Sebaldismus, der keinen Unterschied kennt zwischen Graf und Kunstreiter, wenn nur die Fußspuren adelig und die Körper gesund entwickelt sind.

Damit der Leser diesen letzten Satz verstehe, müssen wir schon etwas weiter zurückgreifen.

Als echter Darwinist hat nämlich der Dichter nothwendig eine hohe Achtung vor körperlicher Kraft und Geschicklichkeit. Er glaubt daher auch eine Apologie der „Athleten, Seiltänzer, voltigirenden Centauren und Amazonen" wagen zu sollen, denen „man oft Unrecht thut mit der verbreiteten Meinung, daß sie ein liederliches Leben führen". „Wenigstens für Meister und Meisterinnen in den schwierigsten und gefährlichsten Productionen ist sie weit öfter falsch als richtig. Wer sich mit den Fußspitzen festzuhalten hat im haushoch schwingenden Trapez, sicheres Lächeln im Gesicht und jeden Augenblick bedacht, mit seinem Körper ein anmuthiges Bild darzubieten; wer beim Schaukelflug über die ganze Breite der Arena und des Zuschauerraumes kein Zehntel einer Sekunde zu früh oder zu spät greifen darf nach der Querstange der entgegenpendelnden Schaukel oder nach den Händen des fliegenden Kameraden, um nicht stürzend das Genick zu brechen, der bedarf einer Muskelkraft, einer Nervenruhe, einer Geschwindigkeit der Glieder und einer uhrwerkartigen Pünktlichkeit ihres Gehorsams, die man sich nimmer aneignen und erhalten kann ohne die allerstrengste leibliche Zucht." Daß Miß Arabella sich vor der Ehe Mutter fühlt, ist freilich nach dem Sittlichkeits-Katechismus der neuen Religion kein Verbrechen. Daß Jordan sie aber auch trotz dieses „Gefühls" noch immer ihrem halsbrecherischen Thun nachgehen läßt, ist doch etwas zu stark! Doch es geht Alles noch gut im Roman, und sie bricht erst das Rückgrat, nachdem ihr Kind schon in der Obhut des Predigers ist. Als sie zum Sterben kommt, läßt sie, obwohl früher Katholikin, den protestantischen Pfarrer rufen, dem sie auch ihr Kind zur Taufe gebracht und zur Erziehung übergeben hatte. Der Prediger fragt die Sterbende: „Wünschen Sie . . das Abendmahl zu nehmen? Das Geräth habe ich mitgebracht." — „Ich bin katholisch. Aber ich will keinen katholischen Geistlichen, auch wenn ein solcher zu erlangen wäre. Von solchen selbst und ihren ausgeschickten Kundschaftern wurde ich seit einiger Zeit lästig umspäht und mit Fragen nach meinem

Kinde beunruhigt. Wenn Sie mir das Brod ohne den Wein geben dürfen ..." — „Ja, bei Todesgefahr darf ich's." — „So werd' ich bereit sein, es zu nehmen und mit Ihnen zu beten." — Bald jedoch hat sie sich anders besonnen. „Was noch folgt," sagt die sterbende Akrobatin, „sind Ermahnungen für meinen Sohn. Lassen Sie mich hinzufügen, daß ich mich scheidend versöhnt fühle mit meinem harten Schicksale. Denn meine Augen, bevor sie brechen, sind Seheraugen geworden. In der entschleierten Zukunft schau' ich das Kind unserer wonnig heißen Leidenschaft zum Prachtmenschen gediehen durch Ihre Hilfe. Jetzt ein Gebet und das heilige Brod, meinetwegen auch Wein dazu; denn ich fühle mich himmelhoch über dem Giftnebel des Glaubensgezänkes. Bleiben Sie bei mir, bis Alles vorüber ist." Es ist dem Dichter vollauf ernst mit der Bekehrung dieser edeln reinen Tochter der Kunst zu der Allerweltsreligion. Freilich, die Ansichten über das Dogma sind ebenso frei, wie diejenigen über Moral, und so kann man auf dem Papiere schon leicht Bekehrungen machen. Übrigens gönnen wir dem Sebaldismus diese edle Neophytin mit den Seheraugen. Nur finden wir es etwas anmaßend von dieser, daß sie sich von der ganzen Emissärenschaar des Jesuitismus verfolgt und ausspionirt glaubt, als ob dieser Jesuitismus nichts Wichtigeres zu thun hätte, als alle gefallenen Akrobatinnen, Seiltänzerinnen u. s. w. überwachen zu lassen. Das streift schon etwas an Größenwahn und Verfolgungswahnsinn.

Späterhin beginnt Arnulfs darwinistische Liebe zu Hildegard mit der Messung ihrer Fußspuren. Das Räthsel, warum der Gelehrte diese Operation vorgenommen, gehört jedenfalls zu den great attractions des überlangweiligen Romans, und der Dichter hat diese Spannkraft des „Fußspurenmotivs" außerordentlich ökonomisch ausgebeutet. Erst am Schluß erfahren wir die überraschende Lösung des Räthsels:

„Wisse nun" (so sagt Arnulf zu seiner Gattin, die er auf die Fußsohle küßte — wahrscheinlich eine neue Mode der neuen Religion!), „daß der Menschengestalt Allereigenstes nächst dem Haupte die Fußbildung ist, als Erwerb der Aufrichtung zum Schauen des Himmels und seiner Gestirne. Ja, zum Kennzeichen und Maßstabe der innerhalb unserer Gattung erklommenen, sehr verschiedenen Stufenhöhe eracht' ich sie fast noch mehr geeignet, als das Gefäß des Denkorgans, mit dem wir uns siegreich ein Stück über die Natur aufgeschwungen haben. — Laß eine Magd, womöglich eine nichtgermanische, barfuß über aschebestreute Dielen schreiten; thu' dann du dasselbe und vergleiche die Spuren. Fast die ganze Unterseite des Fußes der Magd, von der Ferse bis zu den Zehen, wirst du abgedrückt finden, dagegen von deinem Fuß außer der Ferse und dem Vorderballen der Sohle nur einen fingerbreiten Streifen auf der Außenseite, der beide verbindet. Die Höhe der Aufwölbung auf der Innenseite der Sohle und die Schmäle ihrer Auftrittleiste an der Außenseite sind das untrügliche Merkmal leiblichen Adels. Gleich auffällig entwickelt wie an meinen Eltern und Ulrich hatte ich es noch nie gesehen. Als ich es drüben am Gestade der Südsee ähnlich stark sogar in den Stiefelspuren (!) deines Vaters angedeutet sah, aber noch weit entschiedener aus-

geprägt in den Stapfen deiner Füße, die ein glücklicher Zufall entblößt hatte, da mußt' ich Sebalds in euch ahnen, wie ich denn auch Loa (den Sohn der Kunstreiterin) als echten Sprößling des alten Stammes daran erkannte, daß er sich dieser Bildung in erstaunlichem Maße erfreut und darin sogar dich noch übertrifft" (II. 290).

Und was wird die Folge dieser Entdeckung Jordans sein? Daß alle Leserinnen und viele Leser „barfuß über aschebestreute Dielen schreiten werden", um sich von ihrem Adel und der Zugehörigkeit zu der Heldenfamilie der Sebalds zu überzeugen! Sehr demüthig sind diese Sebalds übrigens nicht: natürlich, denn davon steht kein Wort in dem neuen Katechismus, und so mögen sie denn glauben, daß es ihnen am Sohlen- und Leisten-Adel Keiner zuvorthut.

Ein anderes Mittel, die Ahnenprobe und den geschriebenen Stammbaum zu ersetzen, ist — die Eleganz beim Austernessen.

„Aus der Art, wie derselbe, die kleinen Schalen zierlich mit dem Daumen und Zeigefinger der Linken haltend, die Fleischblättchen der zarten Seethiere mit der verbreiterten Messerzinke der kurzen Silbergabel geschickt ablöste und hastlos speisend zum Munde führte, schöpfte er die Überzeugung, einen wohlerzogenen Mann von guter Herkunft vor sich zu haben. Denn die zur Gewohnheit gewordene, mühelos anmuthige Haltung, die selbst in bester Gesellschaft nicht vollkommen zu erlernen ist ohne ein von mehreren Vorgenerationen überkommenes Erbtalent, zeigt sich immer am deutlichsten bei Tafel, und bei keiner andern Tischbeschäftigung so leicht erkennbar, als gerade beim Austernessen" (I. 285). An einer andern Stelle (II. 9) des Buches kommt Jordan auf die Beweiskraft des Austernessens noch einmal zurück; trotzdem halten wir ihn für viel zu vernünftig, selbst trotz des Romans, um das Sohlenmessen und Austernverzehren nicht für einen Scherz zu halten, den sich der Dichter schon gegen ein Publikum erlauben durfte, das ihm so geduldig durch die trockenen Steppen der Wissenschaft gefolgt war. Denn wie sollte ein Mann von der wissenschaftlichen Bildung Ulrich Sebalds oder vielmehr W. Jordans nicht bedacht haben, wie bei dem langsamen Verkehr zu Zeiten unserer „Vorgenerationen" der Genuß der Auster denn doch etwas versalzen war, wenn man im Herzen Deutschlands wohnte! Oder schickten die Adeligen jener voreisenbahnlichen Zeiten ihre Kinder etwa drei bis vier Jahre in einen Seehafen, um dieß überkommene Erbtalent des Austernessens weiterzubilden? Doch wie gesagt, als Witz kann die Sache in dem sonst bis zur Langweiligkeit ernsten Buche schon passiren.

Eine andere Überraschung für Katholiken bietet die seltsame Darstellung, welche W. Jordan von einer katholischen Messe gibt. Der freigeistige Graf Sebald und seine damals noch jesuitische Tochter feiern den Todestag ihres Sohnes und Bruders auf ihrer Schweizerreise und lassen „sich eine Messe lesen". Unbemerkt folgt ihnen der protestantische Vetter, Prediger Ulrich, und so erfahren wir denn das Ceremoniell: „. . . Auf dem Altar, beleuchtet von vier hohen Wachskerzen, standen Kelch nebst Kännchen und das Ciborium bereit. Neben der untersten Stufe der Estrade hielten zwei Chorknaben die Weihwasserschale, den Wedel und das an drei vergoldeten Kettchen hängende

Rauchgefäß. Der Geistliche, ein schöner alter Mann mit liebreich-mildem Gesicht, stand noch nicht vor dem Sacrament, sondern auf einem roth-beschlagenen kleinen Podium, nahe vor den beiden Messehörenden in der vordersten Bank. Von der vorbereitenden deutschen Rede, die er da gehalten, hörte Ulrich nur noch den letzten Satz, einen Anruf Gottes, des Heilandes und der Heilandsmutter. Dann sprach er lateinisch, vermuthlich vorgeschriebene Formeln, aber zu rasch und leise für das Verständniß des entfernten Lauschers. Desto deutlicher verstand dieser die mit einem Exaudite beginnenden letzten Worte: ‚Erhöret die Gebete, welche Vater und Schwester beim heiligen Meßopfer emporsenden für das ewige Heil ihres Sohnes und Bruders, des heute vor drei Jahren im Kampfe gefallenen Lothar Sebald, Grafen von Sebaldsheim.' . . .

„Er hörte noch lateinisches Gemurmel, aber ohne ein Wort zu verstehen von der ihm sonst so wohlvertrauten Kirchensprache. Er sah noch, wie in halbem Schlafe, oben auf der Estrade den altarwärts gekehrten Priester unter Knixen und Bücklingen mit dem Meßgeräth hantiren oder den Sprengwedel und das Rauchfaß schwingen" (I. 50).

In der jüdischen Liturgie scheint der Dichter besser zu Hause zu sein. Er schildert uns den Einzug eines orthodoxen Juden in seine neue Wohnung mit einer Umständlichkeit und Anschaulichkeit, daß es eine wahre Lust ist. Die Beschreibung füllt nicht weniger als sieben Seiten und ist über und über mit hebräischen Brocken gewürzt. R. v. Gottschall hat übrigens Recht, wenn er sagt: „Dergleichen kann man aus jedem jüdischen Ritualbuch abschreiben; aber es ist erstaunlich geschmacklos, dieß in einem Roman den Lesern für eine poetische Schilderung ausgeben zu wollen." Wir fügen nur hinzu, daß man erwarten sollte, die Dichter gäben sich bei Schilderung katholischer Dinge dieselbe Mühe, die sie sich bei jüdischen oder heidnischen nehmen, sie frügen ein authentisches Ritual oder einen authentischen Katechismus. Allein das wäre ja eine unverantwortliche Zeitvergeudung, man kennt ja von Jugend auf katholischen Aberglauben, den „Götzendienst der Messe" u. s. w.; über altbabylonische Alterthümer oder über Schwarzwälder Bauern zu schreiben, erfordert Studien, eingehende Studien, aber in katholischen Sachen ist der erste beste Schreiber competent und das erste beste protestantische oder jüdische Conversationslexikon eine genügende Quelle. Ein falsches Wort in einem Bauernpatois wird gleich von der aufmerksamen Kritik als Verstoß gegen die Localfarbe angemerkt, aber eine katholische Messe oder anderes katholisches Wesen — die Jesuiten in Frack und Unterrock eingeschlossen — darf Jeder nach eigenem Belieben sich darstellen; die Kritik wird dazu schweigen, weil die Kritik selbst nichts davon versteht.

Wenn übrigens R. v. Gottschall schon die jüdische „Einkleidung" abgeschmackt fand, was sollen wir dann erst zu den endlosen, specifisch wissenschaftlichen Excursen des Buches sagen? Diese Excurse erstrecken sich — die Geschichte ausgenommen — auf so ziemlich alle Felder, besonders auf Astronomie, Compaßstudien, Marinewesen (natürlich das Fachstudium des Dichters), Erdmagnetismus u. s. w. u. s. w. Hierzu bemerkt

Gottschall: „Doch er (Jordan) hat die Grenze zwischen naturgeschichtlicher Beschreibung und poetischer Schilderung nicht immer innegehalten. Wo die exacten Angaben des Naturforschers beginnen, da hört die dichterische Anschaulichkeit auf. Auch der naturwissenschaftliche terminus technicus macht einen alle poetische Wärme abkühlenden Eindruck; nun gewinnt aber bei Jordan sehr oft der Naturforscher die Oberhand, und er schildert, wie die Mitarbeiter der ‚Natur' oder eines andern illustrirten Volksblattes zu schildern pflegen."

Aber nicht bloß in dem Stil der naturwissenschaftlichen Blätter, sondern auch in dem Recensionsstil der protestantischen Kirchenzeitungen fühlt sich Jordan zu Hause. Die Sache ist zu interessant, als daß wir sie nicht kurz hervorheben und durch ein letztes Citat erhärten sollten. Der Jesuiten-Emissär Dr. Marpinger ist nämlich kein Anderer als — Professor Janssen, der Frankfurter Landsmann des Frankfurter W. Jordan. Hauptsächlich durch Lesung seiner „Geschichte" hofft Dr. Marpinger sein Ziel bei Hildegard zu erreichen, und darum hält Jordan es für seine Pflicht, uns eine Kritik dieser „Geschichte" zu geben, und die Art, in welcher er es thut, läßt uns in ihm beinahe den langjährigen Mitarbeiter an irgend einem protestantenvereinlichen Literaturblatt vermuthen: „. . . Es war eine Religionsgeschichte des gerühmten Geschichtsprofessors der katholisch-theologischen Facultät der Odenburger Hochschule, Namens Marpinger. Der ihr zumeist empfohlene Band des umfangreichen Werkes war der letzte, der sich überwiegend mit der Reformation und besonders mit Luther beschäftigte.

„Das Buch ist in glänzendem Stile so gewandt als bestechend geschrieben und in vielen Stücken eine wirklich bedeutende Arbeit. Die Wärme und hingebende Begeisterung für die katholische Kirche ist echt und ungeheuchelt. Eine so klare als überzeugende Darstellung finden die unermeßlichen Dienste, welche ihre Institutionen und unter diesen geraume Zeit auch die weltbeherrschende Macht der Päpste der Menschheit und ihrer Cultur unfraglich geleistet haben. Ihre Ausartungen freilich, ihre Verderbniß bis zur ärgsten sittlichen Fäulniß, die Verbrechen der weltlichen Herrschsucht ihrer Priester gegen den Staat und die Wissenschaft, von den Inquisitionsgreueln der Autodafé's, den niederländischen Massenmorden mit Feuer und Richtschwert, der mit Te Deum gefeierten Bartholomäusnacht, dem Giftregiment der Borgias, der Lügenerzwingung von Galilei, der Verbrennung des Giordano Bruno, bis zum jüngsten vaticanischen Concil mit seinem Syllabus und seiner Forderung einer Art von Gotteswürde für den römischen Bischof[1]: das Alles wird von dem wissenden Geschichtsschreiber theils dreist verschwiegen, theils entschuldigt als Übermaß von Eifer im Erstreben löblichster Zwecke, allerhöchstens aber nach thunlichster Milderung und Bemäntelung bedauernd zugegeben als Ausfluß menschlicher Schwächen, die ohne Schuld der Institution den zeitlichen Würdenträgern anhafteten.

---

[1] Natürlich muß jeder Geschichtschreiber der Reformation des 16. Jahrhunderts nothwendig das Vaticanum des 19. Jahrhunderts in den Rahmen seiner Untersuchungen ziehen; er hat nicht bloß Historiker zu sein, er muß auch zum Propheten werden.

„Wie in dieser angeblichen Geschichte die Reformation dargestellt und Luther gezeichnet wird, das ist leicht zu errathen. Die Reformatoren und ihr Anhang sind vom Teufel besessene, nach den Kirchengütern und ungezügelter Sinnenlust begierige Rebellen, Luther nur ein durch einige Begabung übermüthig gewordener, derb-lebenslustiger Mönch, der die strenge Klosterzucht unerträglich fand und zur Theilnahme an seinem ruchlosen Abfall mehr als die Hälfte seines Volkes verleitete, lediglich, um eine Nonne heirathen zu dürfen.

„Je deutlicher man erkennt, daß der Verfasser keine der Quellenschriften undurchforscht gelassen hat, da ihm kein in irgend einer derselben erwähnter Zug entgangen ist, der sich, herausgerissen und entstellt durch Unterdrückung von Nebenumständen, stempeln läßt zu einer menschlichen Schwäche, auch eine solche zuweilen wirklich ist, während er sich hier wohl hütet, der naheliegenden Entschuldigung auch nur mit einer Silbe zu gedenken, geschweige gar von den ebendaselbst berichteten edeln Beweggründen und bewunderungswürdigen Charakterzügen auch nur das Allermindeste verlauten zu lassen, desto verdammender ist mit Recht das Urtheil über diese Stücke ausgefallen. Auch wenn man den höchsten Grad zelotischer Verblendung als Milderungsgrund gelten lassen wollte, die wissenschaftliche Fälschung bleibt eine haarsträubend arge. Daß ein Mann von unfraglich hoher Begabung und anderweit bewiesenem Forschersinn sein Gewissen zu solcher Ruchlosigkeit nothzüchtigen konnte, wird nur begreiflich durch die Annahme, daß die Jesuitenmoral es löblich findet und gebietet, im Kampfe für eine vermeintlich gute Sache selbst das unverschämteste und niederträchtigste Lügengewebe für Geschichte auszugeben" (I. 261 ff.).

Professor Janssen kann sich wahrlich geschmeichelt fühlen ob seiner Popularität, da man ihn bereits für interessant genug hält, seiner Person und seinem Werke ein Denkmal in einem Zeitromane zu setzen. Ob er wirklich schon bei einem Kinderraub mitgeholfen, ob ihm gar derlei Expeditionen mehrmals von seinen Jesuitenobern zugemuthet worden, entzieht sich freilich unserer persönlichen Kenntniß, aber W. Jordan weiß das jedenfalls aus bester und sicherster Quelle...

Doch nun genug. Sagen wir kurz unser Urtheil über Buch und Inhalt: Die neue Religion scheint uns ebenso lächerlich dumm, als die Erzählung an sich langweilig. Jordan hat mit seiner Vermittlungstheorie zwischen Orthodoxie und Rationalismus ebenso seine Zeit verfehlt, als sich der Dichter im Ziel vergriff, da er einen darwinistisch-wissenschaftlichen Roman schreiben wollte. Die Zeit des Mischmasches auf allen Gebieten ist vorüber, der Tag des klaren Ja oder Nein ist angebrochen — „wer nicht für mich ist, der ist wider mich". Ganz und Alles glauben, was die römische Kirche im Auftrag Gottes lehrt — oder gar nichts glauben, das ist heute die einzig mögliche und vernünftige Frage, wie es die einzig vernünftige Ästhetik ist, daß ein Roman vor allen Dingen eine interessante Dichtung sein muß.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

De Inspirationis Bibliorum vi et ratione. Auctore D[re] *Francisco Schmid*, sacrae Theologiae professore. Cum approbatione celsissimi ac reverendissimi Ordinarii. 8⁰. X et 443 pag. Brixinae, typis et sumptibus bibliopolei Wegeriani, 1885. Preis: *M.* 7.20.

Durch vorliegendes Werk wird die theologische Literatur mit einer sehr gediegenen und eingehenden Monographie über die Inspiration der heiligen Schrift bereichert, was um so schätzenswerther ist, als eine so vielseitige Beleuchtung der hier einschlagenden Fragen und eine so ausführliche Erörterung derselben noch nicht existirte. Der Herr Verfasser sagt in dieser Beziehung: librum, in quo omnia, quae circa inspirationem auctoritatemque Bibliorum scitu digna videntur, accurate, plene debitoque ordine exposita legantur, hucusque nullum reperimus; imo nonnulla, quae in hac re theologum catholicum merito habent sollicitum, nullibi cum iusta diligentia exposita invenire potuimus. In eine Polemik mit Akatholiken wird nicht eingetreten. Das ganze Bestreben des Herrn Verfassers geht dahin, zunächst die in den Glaubensquellen über den vorliegenden Gegenstand enthaltenen Sätze darzulegen und zu erklären, sodann aber hauptsächlich in id totis viribus incumbimus, ut omnibus palam faciamus, quid in iis, quae apud catholicos hucusque aut dubia aut incerta videbantur, consequenter ad fidei nostrae principia sentiendum ac retinendum sit (p. IV).

Die Abhandlung zerfällt in sieben Abtheilungen (libri), die selbst wieder in Kapitel und Artikel sich gliedern und durch eine Reihe von kurz und klar formulirten assertiones, sowie durch die ihnen beigegebenen Erläuterungen, Beweisführungen, Scholien den ganzen hier einschlägigen Stoff und die Auffassung des Herrn Verfassers darlegen. Das erste Buch ist insofern grundlegend, als es die in der Kirche anerkannten Sätze über die Irrthumslosigkeit, das göttliche Ansehen der heiligen Schrift und Gott als auctor derselben durch positive Beweisführung zur Darstellung bringt. Auf dieser Grundlage kann nun mit Sicherheit zur Feststellung des Begriffes der Inspiration geschritten werden (zweites Buch), d. h. zur Erörterung dessen, was nothwendig ist, damit sowohl die in der heiligen Schrift niedergelegten Lehren als Gottes Wort auf göttliches Ansehen hin geglaubt werden können, als auch Gott selbst in einem wahren Sinne auctor librorum sei. Nach Abweisung der Theorien, die dem Vollbegriff der Inspiration nicht gerecht werden, wird eingehend erörtert, in welcher Art der göttliche Einfluß auf

Verstand und Willen des Schriftstellers aufzufassen sei. Ist die zum Begriffe der Inspiration nöthige Thätigkeit Gottes besprochen, so reiht sich die weitere Frage an, quo sensu singula inspirata sint ac divina (drittes Buch). Es treten ja in der heiligen Schrift gar verschiedene Personen redend und handelnd auf, der inspirirte Schriftsteller spricht oft im eigenen Namen, manchmal auch unbestimmt, zweifelnd u. dgl. Eine Untersuchung also über Ausdehnung der Inspiration ist da ganz am Platze. Das vierte und fünfte Buch besprechen das Verhältniß zwischen Inspiration und sensus mysticus und sensus multiplex literalis; das sechste bringt den Begriff der Inspiration zum Abschluß durch Erörterung jener Auffassung, die durch die Forderung der Verbalinspiration ebenso nach der einen Seite hin zu viel verlangt, als die Theorien des bloßen göttlichen Beistandes und der nachfolgenden göttlichen Approbation auf der andern Seite unter dem Niveau des zum Begriff der Inspiration Erforderlichen bleiben. Ist aber auch die Verbalinspiration aus gewichtigen Gründen abzuweisen, so ist doch Form und Ausdruck durchaus nicht gleichgiltig; auch sie gehen intra certos limites auf Gott als den auctor zurück. In der genaueren Bestimmung dieser limites verwendet der Herr Verfasser viel Fleiß und flicht viele Detailuntersuchungen ein. Zum Schlusse des Ganzen wird im siebenten Buche die Frage erörtert: quomodo liber inspiratus esse cognoscatur. Nach Abweisung von vier unzureichenden Kriterien wird das einzig ausreichende, die revelatio divina coniuncta cum traditione catholica, besprochen.

Diese kurze Inhaltsangabe zeigt schon, daß es sich für den Theologen der Mühe lohne, mit vorliegender Schrift sich bekannt zu machen. Der Herr Verfasser ist sichtlich und mit Glück bemüht, klar und deutlich zu schreiben, die Begriffe scharf zu zergliedern und die einzelnen Lehrsätze mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu beweisen. Doch kann man sich mehrmals des Eindruckes nicht erwehren, daß gerade das Streben nach Klarheit und die Lust an einer eindringlichen Darstellung der Schreibweise eine unnöthige Breite und Weitschweifigkeit verliehen habe. Die vorgetragenen Anschauungen werden im Allgemeinen auf Zustimmung und Billigung rechnen können. In Fragen untergeordneter Art ist aber wohl hie und da eine andere Auffassung möglich und geboten.

So bestimmt der Herr Verfasser den Einfluß Gottes auf den Verstand des inspirirten Schriftstellers in einer Weise, die kaum die Billigung Aller finden dürfte. Es handelt sich da besonders um den Fall, wenn der inspirirte Schriftsteller die zu berichtenden Thatsachen aus eigener Anschauung oder aus den natürlichen Erkenntnißquellen, z. B. den zuverlässigen Berichten Anderer, erfährt. Der Fall dürfte häufiger anzunehmen sein, als der Herr Verfasser zugestehen will (vgl. S. 83). Es wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß z. B. in den Pentateuch ältere Berichte, Urkunden, Genealogien, und zwar auch ad verbum, eingefügt seien; die Bücher der Könige und der Chronik zeigen gleichfalls an mehr als einer Stelle, daß ältere Aufzeichnungen wörtlich aufgenommen sind (cf. 3 Reg. 8, 8; 9, 21; 12, 19. 4 Reg. 8, 22; 10, 27), abgesehen davon, daß noch andere Andeutungen vorhanden sind, aus

denen abgenommen werden muß, der Inhalt jener Bücher sei wenigstens großentheils aus älteren Quellen geschöpft. Wie ist nun in diesen Fällen der Einfluß Gottes auf den Verstand des inspirirten Schriftstellers zu denken? Mit andern Worten: wie werden diese auf natürliche Weise erkennbaren Dinge Wort Gottes, Mittheilungen Gottes an uns? Dr. Schmid scheint uns hier zu viel zu verlangen. Am bündigsten und klarsten stellt sich seine Ansicht wohl dar in seinen Worten über Lucas; Lucas nämlich habe seinen evangelischen Bericht nicht allein aus den Angaben und Zeugnissen der Augenzeugen und der Apostel geschöpft, sondern er habe dieselben Gegenstände auch aus einer andern Quelle erkannt: se easdem res etiam ex alio fonte v. gr. ex interno lumine Spiritus sancti aut ex immediata Dei revelatione cognovisse, vel saltem sese dum scriberet, sub speciali et infallibili lumine divinitus concesso de rerum, quas ex aliis fontibus hauserat, veritate ac certitudine sibi ultimum iudicium informasse.

Der Abschnitt über die positiven Zeugnisse für den multiplex sensus literalis hat uns weniger befriedigt. Hier vermissen wir einigermaßen die sonstige Umsicht und Akribie des Herrn Verfassers. Es ist unrichtig, daß der hl. Augustin den multiplex sensus ut rem satis certam hinstelle. Ein genaueres Eingehen auf die Stellen des hl. Augustin zeigt, daß er in Conf. 12, 24—32 schließlich auf den Gedanken des multiplex sensus kommt als auf ein Auskunftsmittel, um hartnäckige Streitereien, falls alle andern Wege versagen, abzuschneiden; aber es ist wohl zu beachten, daß er an derselben Stelle, z. B. cap. 30 und 32, den Gedanken an einen wahren multiplex sensus so ziemlich wieder preisgibt. Noch viel weniger kann man sich auf de doctr. christ. 3, 26. 27 berufen. Denn was vom heiligen Geiste dort gesagt ist: providit ut occurreret, ist noch lange nicht identisch mit Spiritus sanctus dixit, wie Dr. Schmid S. 281 erklären will. Sonst wären schließlich alle guten Anmuthungen, die gelegentlich der frommen Lesung der heiligen Schrift entstehen, ebenso viele vom heiligen Geiste gewollte Sinne der heiligen Schrift. Unbegreiflich ist uns aber, wie der Herr Verfasser so zuversichtlich den hl. Thomas als Patron des multiplex sensus literalis anführen kann. Stellt ja doch der hl. Thomas gerade an den Stellen, an denen er ex professo über den Sinn der heiligen Schrift handelt (Summa 1. qu. 1. art. 10. Quodlib. VII qu. 6. art. 14. 15. 16), Sätze auf, die mit der Theorie vom vielfachen Schriftsinn unvereinbar sind. Der Kürze halber nur ein paar Andeutungen: Im Quodlib. stellt er die Frage: utrum in eisdem verbis s. Scripturae lateant plures sensus? Und die Antwort lautet: manifestari veritatem dupliciter: uno modo secundum quod res significantur per verba, und das sei der sensus literalis; alio modo secundum quod res sunt figurae aliarum rerum, das der sensus spiritualis; darauf schließt er: et *sic* s. Scripturae plures sensus competunt. Daß außerdem noch ein multiplex sensus *literalis* da sei, davon weiß er nichts. Ja in der Antwort ad 1. schließt er diesen geradezu aus. Er hatte sich den Einwurf gestellt: dictionibus semel sumptis non est utendum aequivoce vel *multipliciter*, sed pluralitas sensuum facit multiplicem locutionem;

ergo in eadem locutione s. Scripturae non possunt plures sensus latere. Was thut nun der hl. Thomas? Hielt er den multiplex sensus literalis für zulässig, so mußte er den Obersatz verneinen; er aber gibt ihn als selbstverständlich zu und ist nur darauf aus, zu zeigen, daß der sensus literalis und spiritualis keine multiplicitas einschließe: varietas sensuum, quorum unus ab alio non procedit, facit multiplicitatem locutionis; sed sensus spiritualis semper fundatur super literalem et procedit ex eo, unde ex hoc, quod s. Scriptura exponitur literaliter et spiritualiter, non est in ipsa aliqua multiplicitas. Wenn nöthig, ist noch deutlicher, was l. c. im art. 16 abgehandelt wird. Da ist die Frage, wodurch sich die heilige Schrift von profanen Büchern unterscheide. Der hl. Thomas sieht den Unterschied in Betreff des Sinnes bloß darin, daß die heilige Schrift den sensus spiritualis habe, d. h. quod res cursum suum peragentes significant aliquid aliud, quod per spiritualem sensum accipitur. Also hier kann man nur sagen: entweder hält der hl. Thomas den sensus multiplex literalis für etwas so Selbstverständliches, daß er allen profanen Büchern auch innewohne, oder er stellt ihn ganz und gar auch für die heilige Schrift in Abrede; mit andern Worten: er kennt ihn gar nicht. Ebenda ad 1. schneidet er nochmals dem multiplex sensus literalis die Lebenswurzel ab, indem er es für durchaus unzulässig erklärt, ex verbis, quibus una res significatur, significari etiam aliam rem. Oder lehrt er in der Summa anders? Er gibt da genau dieselbe Lehre: sensus isti non multiplicantur propter hoc, quod una vox multa significat, sed quia ipsae res significatae per voces aliarum rerum possunt esse signa. An diesen Stellen ist die Ansicht des hl. Thomas zu suchen, nicht in dem fast wörtlichen Auszug aus der oben berührten Stelle des hl. Augustin; aber selbst hierbei ist beachtenswerth, daß der hl. Thomas zu wiederholten Malen den Worten des hl. Augustin ein salva circumstantia literae einschränkend beifügt. Was Is. 53, 8 angeht, so ist zu bedauern, daß so viele Erklärer nicht daran dachten, das vieldeutige γενεά und generatio nach dem Worte des Originals zu erklären — was sich bei einer Übersetzung eigentlich von selbst verstehen sollte! Zu Gunsten des multiplex sensus kann aus einem solchen Versehen nichts gefolgert werden; für Is. 53, 4 und Matth. 8, 17 findet sich die Lösung schon bei Cornelius a Lapide zu Is. l. c., und vielleicht darf Referent für beide Stellen aus Isaias auch auf seine „Erklärung des Propheten Isaias“ Seite 597 und 602 verweisen. — Es will mir scheinen, daß der Herr Verfasser, wenn er über die Frage de multiplici sensu in derselben Weise und Methode gehandelt hätte, wie er bei der Inspiratio verbalis sich mit den rationes theologicae, den hier gewichtigeren und zahlreicheren Stellen der Väter und den Ansichten zahlreicher Theologen auseinandergesetzt, zu der Ansicht hätte kommen müssen, die Meinung über den multiplex sensus sei ebenso fahren zu lassen, wie die über die Inspiratio verbalis. Es sind doch gewiß für letztere viel mehr und gewichtigere Auctoritäten, als für den multiplex sensus literalis.

Der Herr Verfasser sträubt sich (S. 105 f.), ein engeres schriftstellerisches Abhängigkeitsverhältniß des Verfassers des zweiten Machabäer-

buches von Jason Cyrenäus anzuerkennen (2 Mach. 2, 24 f.). Allein die vorgeschlagene Erklärung thut denn doch dem natürlichen Sinn und der Verbindung der Worte Gewalt an; das ἐπιτομή des V. 28 im griechischen Text, das in so engen Zusammenhang mit dem συγγραφεύς und so auch mit V. 23 gebracht wird, heißt eben doch Auszug aus einem Buche oder dessen Abkürzung. Der Vergleich V. 30 ist Seite 108 unrichtig gefaßt. Zudem bezeichnet der Verfasser des zweiten Machabäerbuches sein Werk dem συγγραφεύς und ἀρχηγέτης der Geschichte gegenüber als μετάφρασις! Den Satz, daß in einer Vision dieselbe Reihenfolge der Begebenheiten wie in der Wirklichkeit eingehalten werden müsse (S. 333), darf man nicht so schroff hinstellen. Man vergleiche z. B. die Vision Ezechiels über Jerusalems Eroberung (cap. 8—11) mit dem geschichtlichen Berichte derselben (vgl. diese Zeitschrift 1879, Bd. 17 S. 521). Der aus Prov. 30, 1 geführte Beweis (S. 71) ist anfechtbar, weil es sehr zweifelhaft ist, wie die Übersetzung zum Sinn des Urtextes sich stellt. Das lumen propheticum würde ich nicht so fast für die Thatsachen als für das theokratische Colorit und die moralisch-religiöse Tendenz der Darstellung in Anspruch nehmen. Die Fauni und Titanes (S. 321) verdanken wir nur den Übersetzungen; daher können wir uns die Erörterung ersparen, wie die heilige Schrift über dergleichen Dinge sprechen kann. Daß Balaam Ammoniter sei (S. 357), beruht auf irriger Übersetzung von Num. 22, 5; man sehe Deut. 23, 5. Ob für den bos triturans und die Beweisführung in 1 Cor. 9, 9 wohl ein sensus mysticus sine typo statuirt werden müsse? Warum soll eine argumentatio a minore ad maius oder a fortiore nicht ausreichen: Gott trug Sorge für den dreschenden Ochsen, also will er a fortiori, daß der evangelische Arbeiter seines Unterhaltes nicht entbehre? u. dgl. m.

Diese Bemerkungen thun dem Werthe des Buches keinen Eintrag. Das Eingangs gegebene Urtheil bleibt in voller Kraft. — Ausstattung und Druck ist sehr gefällig — nur hat die Verlagshandlung es nicht der Mühe werth erachtet, das Buch zu heften; es gibt beim ersten Öffnen bereits fliegende Blätter! Da lob ich mir die Verleger Englands!

J. **Knabenbauer** S. J.

Die Restitutionspflicht des Besitzers fremden Gutes. Eine theologisch-juristische Abhandlung von **P. J. Loenartz**, Hilfsgeistlicher der Diöcese Trier. 8°. XII u. 295 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1885. Preis: *M.* 2.30.

Anlage und Ausführung in der Behandlung dieses für den Beichtvater dornenvollen, aber sehr wichtigen Gegenstandes bekunden, daß der Verfasser nicht weniger Jurist als Theologe ist. Nach beiden Richtungen hin muß jeder Leser die Anerkennung dem Verfasser entgegenbringen, daß derselbe ein reiflich durchdachtes und in seinen Einzelheiten solid begründetes Werk geboten hat. Selbst da, wo Jemand etwa glaubt, eine andere Meinung vertreten zu sollen, kann er der klaren und scharfen Darlegung der entgegenstehen-

den Gründe seine Achtung nicht versagen; wir stehen nicht an, das Werk unbedingt eine Förderung der Wissenschaft zu nennen, mit der man fortan beim Für und Wider der einschlägigen Fragen zu rechnen hat. Eine nähere Inhaltsanzeige zu geben, ist kaum vonnöthen; für jeden in der Moraltheologie auch nur ein wenig Bewanderten ergibt sich diese aus dem Titel von selbst; es kommen eben die verschiedenartigen Kategorien von Fällen zur Sprache, welche einem Besitzer fremden Gutes, je nachdem er guten, oder schlechten, oder zweifelhaften Gewissens ist, die Ersatzpflicht auferlegen können.

Aus den Punkten, in welchen wir anstehen, die Meinung des Verfassers zu theilen, heben wir hier einige aus. Daß bei der „Ersitzung" ein auf Voraussetzung falscher Thatsache beruhender Richterspruch auch im Gewissen bindend sei (S. 74 und 75), vermögen wir nicht einzusehen, weil doch nicht der Richterspruch, sondern das Gesetz den Eigenthumsübergang bewirkt. — In einigen Fällen will uns bedünken, als ob die juristische Bildung des Verfassers denselben etwas voreingenommen sein ließe für die Gerechtigkeit und innere Rechtskräftigkeit positiver Bestimmungen, so zwar, daß einer gegentheiligen Ansicht die praktische Berechtigung aberkannt wird. Dahin rechnen wir z. B. (S. 71. 73) die volle Anerkennung des Grundsatzes des französischen Gesetzbuches: „En fait de meubles la possession vaut titre." Wir geben gerne zu, die Eigenthumsübertragung, welche durch die Ersitzung bewirkt wird, ist positiver Natur, ein bestimmter Zeitraum des gutgläubigen Besitzes läßt sich nicht als naturrechtlich nothwendig nachweisen; aber daß damit auch die Möglichkeit gegeben sei, sich über jeden Zeitraum hinwegzusetzen, vermögen wir nicht einzusehen. Die öffentliche Autorität kann eben doch nicht nach reiner Willkür über Eigenthum verfügen, auch nicht zu bloßen Gunsten von Handel und Wandel; nur in dem, was vernünftiger Weise als nothwendig erachtet wird für die Ruhe und Ordnung der menschlichen Verhältnisse, kann sie sich Eingriffe in das natürliche Eigenthumsrecht erlauben. Darum stehen wir nicht an, den angeführten Paragraphen des französischen Gesetzbuches, wenigstens für den geschädigten Eigenthümer, als nicht verbindlich im Gewissen anzusehen. — Ähnliches dürfte wohl gelten bezüglich der so ausnahmslosen Überweisung der Früchte einer fremden Sache an den gutgläubigen Besitzer. Danken müssen wir jedoch dem Verfasser für den Nachweis, daß auch nach „gemeinem" Rechte die verzehrten Früchte einfachhin dem gutgläubigen Besitzer nicht zwar einer Erbschaft, aber einer Einzelsache gelassen werden — ein Grund mehr, um in Berechnung des Bereichertseins auch im Gewissensforum nicht scrupulös voranzugehen.

Wir würden aber dem Verfasser Unrecht thun, wenn wir den Leser zu dem Glauben veranlaßten, als ob jener nicht ebenso ein offenes Auge für das Gewissensforum, wie für das Gesetz des äußern Forum und für die zuweilen nothwendig werdende Verschiedenheit der beiderseitigen Erkenntnisse hätte. In ein paar Fällen will es uns selbst bedünken, als ob die Berechtigung des Interessenten, die Verfügungen des Gesetzes zu seinen Gunsten in Anspruch zu nehmen, ein wenig vernachlässigt sei; sonst sehen wir nicht

ein, weßhalb es dem wirklichen Eigenthümer auf Grund der Gerechtigkeit verwehrt sein soll, gegen den trüglichen Besitzer fremden Gutes die Forderung auf Herausgabe dessen zu stellen, wozu das Gesetz, wenn auch nur in der Eigenschaft eines Strafgesetzes, diesen verurtheilt (vgl. S. 196 u. 197): der ungerechte Besitzer ist freilich nicht gehalten, aus sich selber so weit zu gehen; der geschädigte Eigenthümer kann auch unter Umständen eine Liebespflicht verletzen; Verletzung der Gerechtigkeitspflicht jedoch ist es nicht, das unter etwaiger Androhung gerichtlichen Belangens zu verlangen, was ein richterlicher Entscheid unzweifelhaft auferlegen müßte.

Die Bemerkung auf Seite 241 bleibt uns unverständlich, insofern bei der Ersitzung eine Bestimmung des französischen Rechtes in Gegensatz zu der entsprechenden Bestimmung des nach den Forderungen der Canones corrigirten römischen Rechtes gestellt und doch als praktisch verwerthbar angegeben wird. Eins von beiden scheint da nothwendig: entweder muß gezeigt werden, daß ein Gegensatz zum canonischen Rechte nicht besteht, oder aber die Bestimmung des französischen Rechtes ist unverwerthbar für das Forum des Gewissens. — Auch mit der theilweisen Entlastung von der Wiedererstattung, wenn für dieselbe an Stelle des wirklichen Gläubigers die Armen gewählt werden dürfen (S. 272), sind wir nicht recht einverstanden; um so mehr jedoch mit den Erörterungen (S. 275 ꝛc.), wo die Befugniß befürwortet wird, über gefundene als über herrenlose Sachen einfachhin zu verfügen, sobald jede Aussicht zur Auffindung des Eigenthümers entschwunden ist; deßgleichen mit der wichtigen Unterscheidung der drückenden Noth als Entschuldigungsgrund sofortiger Wiedererstattung (S. 290 ff.), insofern diese Noth verschieden je nach den verschiedenen subjectiven Lebensverhältnissen ausgelegt wird. — Ein Buch, wie das hier besprochene, gehört nicht zu den Eintagserzeugnissen, sondern hat seinen dauernden Werth.

A. Lehmkuhl S. J.

Hinkmar, Erzbischof von Reims. Sein Leben und seine Schriften. Von Dr. **Heinrich Schrörs.** 8°. XII u. 588 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 10.

Dieses neue Werk über Hinkmar von Reims bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt in der schon oft durchgearbeiteten Geschichte jener Periode. Wenn auch noch genug ungelöster Fragen den künftigen Forscher zu neuer Arbeit anspornen mögen, so sind doch manche früher vorhandenen Zweifel aufgehellt, manches schiefe Urtheil früherer Bearbeiter berichtigt, manche Daten definitiv festgestellt. Wir erhalten ein klares, objectives Bild des einflußreichen und vielgestaltigen Reimser Erzbischofs; daneben werden verschiedene einschlägige historisch-canonistische Fragen eingehend erörtert. Wir verweisen z. B. auf Anhang V. S. 499 ff., wo gegen Lönings und andere neuere Schriftsteller überzeugend nachgewiesen wird, daß auch im neunten Jahrhundert die Ehegerichtsbarkeit vor das Forum der Kirche gehörte; ebenso S. 266, Anm. 111, wo der Verfasser die Behauptung, daß Papst Nikolaus I. pseudo-isidorische

Decretalen benutzt habe, schlagend widerlegt; S. 297, Anm. 21, an welcher Stelle besonders gegen Sohm der Beweis geliefert wird, daß Personalklagen gegen Geistliche vor das kirchliche Gericht gebracht werden mußten.

Im dogmatischen Streite über die Prädestination, welcher durch den unglücklichen Gottschalk veranlaßt wurde, scheint der Verfasser sich eher auf die Seite der Gegner Hinkmars zu neigen. Gegen „die meisten", welche Gottschalks Lehre für häretisch halten, „wenn auch nicht Alle mit gleicher Entschiedenheit dieses Urtheil fällen", kann er „nur mit Wahrscheinlichkeit seine Lehre als haeresim sapiens bezeichnen" (S. 490). Doch gibt der Verfasser S. 102 zu, daß Gottschalk den Heilswillen Gottes und die Kraft der Erlösung Christi nur für die Erwählten gelten läßt, eine Ansicht, die in der Schroffheit, mit welcher Gottschalk sie vertheidigte, wohl nicht mit der Rechtgläubigkeit sich vereinen läßt (vgl. Sent. 5. Jansenii). Wie schroff Gottschalks Auffassung war, geht unter Anderem auch aus seiner Bitte an die Bischöfe hervor, die Unabänderlichkeit der Vorherbestimmung zur Verdammniß dem Volke zu predigen, damit „quia jam praefinitam damnationem evadere non possunt, saltem aliquantulum Deo supplicent, ut statutum eis vel modicum mitiget et leviget poenas" (S. 490). Daß selbst Prudentius von Troyes nachher in jenen Irrthum betreffs des Heilswillens Gottes verfiel (S. 110), beweist, wie sehr der Streit in der Folge die Geister verwirrt hatte. Wie schon so oft, hatten auch dießmal die vermeintlichen Vertheidiger des hl. Augustin diesen Kirchenlehrer mißverstanden. Noch im Jahre 412, also nach dem Ausbruch des Streites mit den Pelagianern, schrieb er (Lib. de spiritu et litt. c. 33. n. 58): „Vult autem Deus, inquit, omnes homines salvos fieri et ad agnitionem veritatis venire; non sic tamen, ut eis adimat liberum arbitrium, quo vel bene vel male utentes justissime judicentur. Quod cum fit, infideles quidem contra voluntatem Dei faciunt . . . experituri in suppliciis potestatem ejus, cujus in donis misericordiam contempserunt."

In Bezug auf die Synode von Valence schreibt der Verfasser S. 144: „In den Beschlüssen wird Niemand Widersprüche finden, wie sie thatsächlich auch immer hohes Ansehen in der Kirche genossen." Doch ist zu beachten, daß die Synode c. 4 die Allgemeinheit der Erlösung beschränken will. Dagegen hatten Hinkmar und Raban von Mainz von Anfang an die Allgemeinheit des Heilswillens Gottes und die Allgemeinheit der Erlösung betont. Gerade diese Wahrheit war für den ganzen Streit von entscheidender Bedeutung und wurde 860 auch in der die Controverse abschließenden Nationalsynode von Tousy zum vollen Ausdruck gebracht.

Größer als im Prädestinationsstreit tritt uns der Reimser Metropolit im Eheproceß des Königs Lothar entgegen. Durch sein klares, entschiedenes Eintreten für Recht und die verfolgte Unschuld gab er dem ganzen Handel eine andere Wendung. Daß Hinkmar bei der Gelegenheit auch die Gottesurtheile billigte, ist ein Beweis mehr, wie schwer es selbst großen Männern wird, sich über die Vorurtheile ihrer Zeit zu erheben. Doch scheint uns der Verfasser eher zu weit zu gehen, wenn er Hinkmar den Ordalen „untrüg-

liche Beweiskraft" zuschreiben läßt (S. 192). Daß derselbe die Möglichkeit teuflischer Einwirkung zugibt, wird vom Verfasser selbst eingeräumt. Überhaupt stellt Hinkmar seine ganze Auseinandersetzung über diese Frage als seine persönliche Ansicht hin: „unusquisque enim in suo sensu abundat", und erklärt sich bereit, gegenüber gegentheiliger Meinung „sine contentione sano intellectui cedere, et libentissime non modo consentire, quin etiam discere" (Migne 125, p. 672). Im Brief an Hildegar von Meaux sagt er über denselben Gegenstand in der Einleitung: „quaeque utrum probabilia aut per auctoritatem et rationem improbanda sint, catholici lectoris judicio derelinquo" (Migne 126, p. 162).

Ein düsteres, aber nur zu wahres Bild entwirft S. 220 ff. der Verfasser an der Hand Hinkmars von der damaligen sittlichen Verwilderung. Welche Mühe kostete es, um die unbändigen Leidenschaften dieser noch rohen Völker in die geordneten Bahnen des christlichen Sittengesetzes einzudämmen! Da war es nothwendig, den Ausschreitungen der Höchstgestellten mit unerschütterlicher Festigkeit entgegenzutreten, um wenigstens den Eindruck des bösen Beispieles zu paralysiren und Allen jede Aussicht auf Nachgiebigkeit von Seiten der Kirche zu benehmen. Diesen Eifer für die Reinheit der Sitten und die Festigkeit auch den Hohen gegenüber muß man Hinkmar zugestehen.

In einem weniger günstigen Lichte erscheint der Erzbischof im Streite mit seinen Suffraganen Rothad von Soissons und Hinkmar von Laon und den sich daraus entwickelnden Differenzen mit dem römischen Stuhl. Eingehend und mit genauer Kenntniß der einschlägigen Quellen werden hier diese Zwistigkeiten erörtert, und daraus besonders nach zwei Richtungen hin Hinkmars Anschauungen klargelegt. Zunächst offenbart sich Hinkmars Verhältniß zur Decretalensammlung des Pseudo-Isidor. Dieselbe wird als ein Machwerk der Gegner des Erzbischofs gekennzeichnet, gegen welche dieser unter großen Schwierigkeiten sich vertheidigen muß. Obgleich er mit unverkennbarem kritischen Scharfblick einzelne Documente daraus als gefälscht nachweist, gelingt es ihm trotz seiner ungewöhnlichen canonistischen Erudition nicht, den ganzen Betrug zu durchschauen. Das Andere, was der Verfasser aus Anlaß dieser Händel klarlegt, sind Hinkmars Anschauungen über die Rechte, die er einerseits den Suffraganen, andererseits aber auch dem römischen Stuhle gegenüber für den Metropoliten in Anspruch nimmt. Während er die Metropolitangewalt gegenüber den Suffraganen über Gebühr erweitert, sucht er derselben Rom gegenüber größere Unabhängigkeit zu verschaffen und zu dem Zweck die Gewalt des Papstes zu beschränken. „Unschwer," sagt S. 406 mit Recht der Verfasser, „sind in diesen Anschauungen einige Grundlinien des spätern gallikanischen Systems zu erkennen." Hinkmar anerkennt zwar die oberste Regierungs- und Richtergewalt des Papstes und stellt die Metropoliten hin als die Vollstrecker „der heiligen Canones und Decrete der Bischöfe des römischen Stuhles, unter Aufsicht und Urtheil eben dieses apostolischen Felsens". Doch will er den Decretalen der Päpste neben den Canones der allgemeinen Concilien nur secundäre und untergeordnete Bedeutung beimessen. „Das Recht, Wächter der heiligen Canones zu sein,

deren Befolgung anzuordnen und als göttliches Orakel nach ihnen Urtheile zu fällen, ist Alles, was er ihr (der römischen Kirche) in dieser Beziehung concedirt" (S. 403). Freilich wagt er nicht, diesen Gedanken mit klaren Worten hinzustellen, doch liegt derselbe unzweifelhaft in der beabsichtigten Tragweite seiner Ausführungen. Schon die Umstände seiner Erhebung auf den Reimser Erzbischofstuhl brachten ihn in eine schiefe Stellung zum Papste. Rom hatte die Absetzung seines Vorgängers Ebo nie unbedingt bestätigt, und somit blieb die Rechtmäßigkeit seiner Erhebung immer in einer gewissen Schwebe, die ihn nie völlig zur Ruhe kommen ließ. Seine Gegner kamen immer wieder auf diesen Angriffspunkt zurück. Wohl darum bedauert er später, im „Hafen des Klosters an zerbrechlichem Taue seinen Anker nachlässig geworfen zu haben, und leichter als nothwendig dem Hinweise seiner Rathgeber auf das Seelenheil Vieler nachgegeben zu haben" (S. 38). Diese schwache Seite suchte er seinen Feinden gegenüber durch seine neuen Rechtsanschauungen zu decken und wurde durch die falschen Decretalen noch mehr nach dieser Richtung hingedrängt. Leider stieg der große Papst Nikolaus I., an dem Hinkmar seinen Meister gefunden hatte, zu früh in's Grab. Dem greisen Hadrian II. gegenüber konnte der mächtige Metropolit jene hochfahrende und höhnische Sprache wagen, welche Hinkmars Charakter von der dunkelsten Seite offenbaren (S. 309 ff.).

Die letzten Lebensjahre versöhnen uns einigermaßen mit dem greisen Staatsmann und Bischof. Seine Treue den rechtmäßigen Herrschern gegenüber (vgl. S. 428), aber auch der Freimuth und die Entschiedenheit, mit welcher er die Eingriffe derselben in die Freiheit der Kirche, besonders der Bischofswahlen, zurückwies, sowie sein Eifer für Sitte und Recht werfen gleichsam einen Schleier über seine frühere Verirrung.

In den beiden Schlußkapiteln (S. 444—475) wird uns der Erzbischof als Historiker vorgeführt, und sein Wirken im engern Kreise seiner Diöcese, sein Privatleben und seine Bildung im Allgemeinen beschrieben. Am Ende seines Lebens mußte Hinkmar, der als leitender Staatsmann des westfränkischen Reiches so viel für dessen Sicherheit und Festigkeit gearbeitet hatte, noch den Schmerz erleben, vor den Normannen aus seiner Bischofsstadt nach Epernay fliehen zu müssen, wo er auch sein thatenreiches Leben beschloß.

Im Anhange werden einige Fragen erörtert, die weniger in den Context der Lebensbeschreibung paßten. Aus ihnen mögen, außer den schon zu Anfang berührten, besonders hervorgehoben werden die Untersuchung über die Echtheit des Synodalurtheils von Quierzy (S. 490) und „die angeblichen Fälschungen und Erdichtungen Hinkmars" (S. 507). Vielleicht wäre auch der an sich werthvolle Nachweis der Rechtsquellen, aus welchen Hinkmar schöpfte, besser in den Anhang verwiesen worden. Den Schluß des Werkes bilden die Regesten Hinkmars mit reichen Anmerkungen, in welchen insbesondere die chronologische Ordnung und die Daten der aufgeführten Actenstücke discutirt werden.

Mit großem Interesse sind wir dem Verfasser von Anfang bis zu Ende seiner Arbeit gefolgt. Wenn auch in einzelnen Fragen eine vom Verfasser

abweichende Meinung statthaben kann, so muß doch das ganze Werk als wohlgelungen bezeichnet werden. Besonders wollen wir noch den edlen, klaren, ruhigen Ton hervorheben, der das Ganze beherrscht und den Verfasser auch dort nicht verläßt, wo er entgegenstehende Auffassungen widerlegt.

A. Caduff S. J.

Sanct Maternus, oder Ursprung des Christenthums im Elsaß und in den Rheinlanden. Von **L. G. Glöckler**, Pfarrer in Stotzheim. 8⁰. 386 S. Rixheim, Sutter, 1884.

Der Verfasser stellt mit großem Fleiße alles zusammen, was sich auf die apostolische Sendung der hll. Eucharius, Valerius und Maternus bezieht, und sucht zu beweisen, daß dieselben Schüler des hl. Petrus waren, die Kirchen von Trier, Köln und Tongern gründeten und in Belgien wie im Elsaß predigten. Die Liebe zu den alten Überlieferungen hat ihn aber zu weit getrieben; denn er unterscheidet gar nicht zwischen ältern, werthvollen Berichten und spätern, die nur mit Vorsicht und Vorbehalt zu verwerthen sind und aus deren legendarischem Schmucke der Kern auszuscheiden ist. Dieser unläugbare Mangel an historischer Kritik ist um so bedauernswerther, weil der Verfasser sich in einer Polemik gefällt, die heute in wissenschaftlichen Werken nicht für statthaft gehalten wird, die unsere Gegner aufgegeben haben und zu deren Wiederaufnahme man sie nicht reizen soll. Überdieß hat derselbe im Vorworte versprochen, er wolle „jedem Philister der angeblichen Wissenschaft", welcher die gläubigen Gemüther zu erschüttern sucht, entgegentreten, um denselben mit seinem eigenen Schwerte, dem der Wissenschaft nämlich, zum Schweigen zu bringen. Leider ist es wenig wissenschaftlich, wenn er z. B. die Reimchronik von Gottfried Hagen und die Koelhoff'sche Chronik als „Bericht der ältesten Chronisten von Köln" und als Zeugen für die „Überlieferungen der Kirche von Köln" in breiten Auszügen anführt, wenn er immer auf die Gesta Trevirorum als unwidersprechbare, lautere und sichere Quelle sich stützt, und die Ansicht ausspricht, die Scheide des Petrusstabes sei „wahrscheinlich schon zur Zeit der Kaiserin Helena verfertigt worden", obgleich es keinem Zweifel unterliegen kann, daß Egbert sie am Ende des zehnten Jahrhunderts anfertigen ließ. Was die weitläufig erzählte Geschichte der Martyrer von Trier im dritten Jahrhundert mit der Maternusfrage zu thun habe, ist rein unerfindlich. Triers altchristliche Denkmäler werden beschrieben, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht wird, jene auszuscheiden und zu verwerthen, die aus der Zeit des hl. Maternus sein mögen. Was beweisen aber jene, die aus dem dritten, vierten und aus spätern Jahrhunderten sind, für die Maternusfrage? Die Absicht des Verfassers, seine Begeisterung für eine schöne, wichtige Frage, seine kirchliche Gesinnung verdienen Lob und Anerkennung; aber wie er selbst eingesteht, müssen wir mit ebenbürtigen Waffen der kritischen Schule entgegentreten, wenn wir unsere Traditionen öffentlich vertheidigen wollen. Lieber keinen Kampf aufnehmen, als ihn so führen, daß unsere Gegner gereizt werden und uns mit Recht Mangel an Kritik vorwerfen dürfen.

St. Beissel S. J.

Aus alten Tagen. Eine epische Erzählung von **Thekla Schneider.** Stuttgart, Verlag der Actien-Gesellschaft „Deutsches Volksblatt", 1885. Preis: *M.* 1.50.

Die fleißige Verfasserin der „Wellen vom Bodensee" beschenkt uns schon wieder mit einer neuen Gabe und bringt dießmal „eine epische Erzählung". Sagen wir's gleich, die junge Dichterin hat sich eine Aufgabe gestellt, vor der selbst Stärkere als sie ohne Makel der Feigheit zurückschrecken dürften; selbst die Warnungstafel mit all den Namen der Verunglückten hält sie nicht zurück von dem steilen Pfad, und noch einmal wagt sie sich unbefangen an das Thema „Konradin"! Aber auch in der Sprache versucht sie Hohes und möchte mit keinem Geringern um die Palme ringen, als mit Weber, dem Sänger von „Dreizehnlinden". In der Nachbildung ihrer Strophen ist Thekla Schneider in der That so offenherzig und unbefangen „weberisch", daß der Kritiker nicht recht zürnen oder tadeln kann, im Gegentheil mit einem wahren Interesse untersucht und wahrnimmt, wie weit die Schülerin dem Meister bereits alle charakteristischen Äußerlichkeiten abgelernt hat.

Was nun den Stoff angeht, so ist derselbe leider zu frauenhaft erfaßt. Die schwäbische Sängerin kommt eigentlich über eine Jugendliebschaft des letzten Hohenstaufen mit der Ammannstochter von Ravensburg nicht hinaus. Aber selbst diese „Liebe" ist so unepischer Natur, daß „Niemand von ihr nichts wüßte", wenn Konstanze nicht beten ginge und Konradin — kein poetisches Tagebuch führte. Wir denken, die Thatsache, daß der junge Hohenstaufe den stummen Blättern des Tagebuches seinen Herzenskummer anvertraut, sagt genug über die „epische" Art, mit der hier erzählt wird. Thekla Schneider hat das Horazische: „Wählt einen Stoff, der euern Schultern paßt", vergessen und sich über ihre Kräfte versucht. Eine Verweiblichung der Epik und Geschichte können wir nur energisch zurückweisen im Namen der guten Sache unserer katholischen Dichtung.

Glaubten wir diesen Tadel nicht unterdrücken zu dürfen, so freuen wir uns, jetzt auch loben zu können. Die Dichterin hat seit ihrem ersten Versuche in den „Wellen vom Bodensee" bedeutende Fortschritte gemacht, sie hat es zu einer Sprachfertigkeit gebracht, welche wir, offen gestanden, durchaus nicht erwartet hatten. Jetzt erst, nach Lesung dieses epischen Versuches, sagen auch wir: Thekla Schneider ist eine Dichterin und kann es zu etwas Gediegenem bringen. Ihre Stärke liegt in der Beschreibung und Schilderung, sei es der Natur, der Menschen oder der Sitten. Sie versteht es in dem Büchlein an manchen Stellen ganz vortrefflich, aus einzelnen Steinchen, die ihr von der Culturhistorie geboten werden, ein ebenso anschauliches als lebendiges Bild alter Tage zusammenzustellen. So baut sie gleich im ersten Gesange die alte Burg, im zweiten die Stadt vor unsern Augen auf, und wahrlich, hier verräth sich bisweilen eine fast männliche Festigkeit in den Strichen und Contouren. Später führt sie uns in eine Ravensburger Rathsversammlung am „Schwörtag" und weiß sich ganz ungezwungen mit all den alten Ausdrücken und Sitten abzufinden . . .

Auf den breiten Eichenstühlen sitzt ein Dutzend Senatoren
Um die Tafel, würd'ge Männer, alle frei und hochgeboren.
Heinrich Humpiß präsidiret, die Perrücke auf der Glatze,
Als geschätzter Bürgermeister oben an dem Ehrenplatze.
Hans von Braunsperch ihm zur Seite,
Stadt-Ammann seit manchem Jahre,
Eine gold'ne Kette trägt er heute auf dem Sammt-Talare.
Dann, zu unterst an dem Tische, Friedrich Holbein mit der Feder,
Und er schreibt in fetten Lettern nieder auf das Schweineleder
Alle Bürger nach der Reihe mit dem Tauf- und Nebennamen,
Wie sie, in den schwarzen Mänteln, heute auf das Rathhaus kamen.
Alles, Alles sollt ihr wissen, wozu Jeder sich verpflichtet,
Alles, was die Bürger schwören, mein Gesang euch jetzt berichtet u. s. w.

Einmal wohnen wir einem Gastmahl auf dem herzoglichen Schloß, ein anderes Mal einer Frohnleichnamsprocession bei — und in jedem Falle findet die Dichterin ebenso frische als abwechslungsreiche Farben auf ihrer Palette. In ihrer Weise sind wieder der XII., XIII. und XIV. Gesang hervorzuheben, weil die Dichterin es hier verstanden hat, Gemüth und Natur in schöne Harmonie zu bringen und den Leser in die von ihr gewollte Stimmung zu versetzen. Überhaupt scheint die letzte Hälfte des Gedichtes, d. h. der Abgesang von Scheiden und Trennung, viel ausgereifter und kräftiger als der Anfang. Aus einem dieser letzten Gesänge führen wir zum Schluß noch eine Stichprobe für die Sprache und Behandlungsweise an:

O, wie heimlich ist die Stube! Bei dem alten Wirth zum Mohren
Sitzen vor den hohen Humpen um den Tisch die Senatoren.
Dieß und Jenes wird besprochen bei dem trüben Lampenlichte,
Über Konradin von Schwaben gehen ängstliche Gerüchte;
Boten seien aus Italien auf dem Schwanstein angekommen,
Mit der Kunde, daß gefangen König Konrad sei genommen.
Doch der Ammann will's nicht glauben, da im Sommer man gehöret,
Wie in Rom und in Verona man als König ihn geehret.
Aber unser Bürgermeister, dem Gerüchte Glauben schenkend,
Spricht, die grauen Locken schüttelnd und die Augenlider senkend:
„Ich und viele Andere haben dieses Unglück wohl geahnet,
Nicht umsonst hat auch der Bischof von dem Zuge abgemahnet;
Und des Herzogs edle Mutter, wie erschrak sie vor dem Kriege!"
Gäßler nimmt aus seinem Becher ein paar ordentliche Züge,
Um die Kehle anzufeuchten, daß die Worte besser fließen,
Weil ihn die des Bürgermeisters ernstlich kränken und verdrießen.
„Wie konnt' denn ein Staufe dulden," fängt er an in derbem Tone,
„Daß ein Karl von Anjou trage seine angeerbte Krone?
Dieser Krieg ist nur zu loben, war der Bischof auch dagegen . . ."
Holbein fällt ihm in die Rede: „Nein, ich hieß ihn auch verwegen,
Denn das Oberhaupt der Kirche ist auf Karl von Anjou's Seite,
Konradin muß unterliegen diesem unglücksel'gen Streite."

Diese Weinhausscene ist wohl das Ausführlichste über die politische Seite des Zuges nach Sicilien; man sieht, viel ist es eben nicht. Von der

andern Seite wird aber auch jeder Leser sich an dem gemüthlichen Ton erfreuen, worin diese Scene gehalten ist, und die natürliche, fließende und wohllautende Sprache anerkennen. Und so möge denn Thekla Schneider mit dieser formellen Bildung sich auch an den rechten Stoff machen, und der volle Erfolg wird nicht ausbleiben. Im Übrigen kann sie ihrem Motto treu bleiben, das da lautet:

„Es wär' doch eine Sünde
Von einem Schwabenkinde,
Mit seinen Liederweisen
Die Heimath nicht zu preisen."

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. **Die christliche Geschichtsauffassung.** Von Professor Dr. Hipler in Braunsberg. 8⁰. 100 S. Köln, Bachem, 1884. Preis: *M.* 1.80.

Es ist ein Zug unserer Zeit, wie auf den übrigen Gebieten der Wissenschaft, so auch auf dem der Geschichte alle Bemühungen fast ausschließlich in Kleinarbeit aufgehen zu lassen. Gewiß, diese Kleinarbeit hat ihren großen Nutzen. Gerade für die Geschichte haben die zahllosen Detailuntersuchungen und die ausgedehnten Quellenpublicationen den Wissensschatz unserer Zeit bis in's Unabsehbare vermehrt. Allein die große Gefahr, welche sich aus jener Richtung naturnothwendig ergibt, besteht darin, über alles Kleine das Große, über das Einzelne das Ganze, über die bis in's Unendliche sich auswachsende Vielgestaltigkeit die Alles beherrschende Einheit aus dem Auge zu verlieren. Dieser Gefahr will die vorliegende, höchst interessante Schrift dadurch entgegentreten, daß sie auf die ideale Auffassung der Geschichte, wie sie vorzugsweise dem Christenthume erwächst, in wirksamer Weise hinweist. Sie wählt zu diesem Zwecke den geschichtlichen Weg, indem sie, ausgehend von den heiligen Urkunden des Alten und des Neuen Bundes, durch die Väterzeit und das christliche Mittelalter voranschreitet bis in die neue Zeit, um so die hauptsächlichsten Gestaltungen, in denen sich die christliche Geschichtsauffassung im Laufe der Jahrhunderte ausgesprochen hat, zur Darstellung zu bringen. Und in der That, es werden dem Leser, soweit es innerhalb eines so engen Rahmens geschehen kann, die geschichtsphilosophischen Anschauungen der christlichen Zeit nach ihren Hauptvertretern klar und übersichtlich vorgeführt. Bei der Neuzeit, wo auch die Gegenströmungen gebührende Berücksichtigung fanden, hätte eine etwas größere Ausführlichkeit nicht geschadet; Mancher dürfte Namen wie Stolberg und Katerkamp ungern vermissen.

Katholische Studien. Heft 68—70:

Der neuere Pessimismus. Aus seinen Hauptquellen dargestellt und kritisch beleuchtet von Dr. Joseph Dippel. 8⁰. 140 S. Würzburg, Wörl, 1884. Preis: *M.* 1.80.

Maria Stuart von der Ermordung Riccio's bis zur Flucht nach England (1566—1568). Aufzeichnungen ihres Secretärs Claude Nau. Nach der französischen Original-Ausgabe des P. J. Stephenson übersetzt und erläutert von Dr. H. Cardauns. 8⁰. 94 S. Würzburg, Wörl, 1885. Preis: *M.* 1.20.

Die „Katholischen Studien", deren Herausgabe der bewährten Leitung des Herrn Universitätsbibliothekar Dr. J. B. Stamminger unterstellt ist, schreiten in letzterer Zeit zwar in einem etwas langsameren Tempo voran, erfreuen aber noch stets den Leser durch die sehr zeitgemäße Wahl der Themata und durch die zuverlässige Weise der Behandlung. Gegenwärtig liegt bereits die ansehnliche Zahl von 70 Heften vor.

Die an erster Stelle angezeigte Schrift (ein Doppelheft) gewährt einen lehrreichen Einblick in die letzte Entwicklung der neueren deutschen Philosophie. Die sogenannten Systeme der Pessimisten Schopenhauer und Eduard von Hartmann werden kurz und klar, soweit das bei den vielen Widersprüchen überhaupt angeht, auseinandergesetzt und einer kritischen Beleuchtung unterzogen. Die knappen Bemerkungen des Verfassers sind meist recht zutreffend; auf S. 86 ff. dürfte jedoch Manches einer nähern Erklärung bezw. Berichtigung bedürfen. Aus der ganzen Darlegung der Grundanschauungen des Pessimismus geht mit erschreckender Deutlichkeit hervor, wie groß die Verworrenheit der Ideen und wie unsäglich traurig die Verirrungen des menschlichen Willens sind, denen derartige Systeme zum größten Theile ihr Dasein verdanken. Der unbefangene Leser gewinnt unwillkürlich den Eindruck, daß es sich bei solchen Systemen kaum noch um Wissenschaft und Wahrheit, sondern fast nur um einen mit philosophischen Flicken ausstaffirten Deckmantel für die Unordnungen des Lebens handelt.

Die andere Schrift bietet eine gelungene Übertragung der von Claude Nau verfaßten und unlängst zum ersten Male von P. J. Stephenson veröffentlichten Lebensbeschreibung Maria Stuarts. Über das Original sind in diesen Blättern (Bd. XXVIII. S. 40) die nöthigen Bemerkungen gemacht worden, um die Bedeutung dieser leider fragmentarischen Aufzeichnungen erkennen zu lassen. Es war eine gewiß sehr dankenswerthe Arbeit, der sich der Übersetzer unterzog, als er das ebenso wichtige als interessante Material weiteren Kreisen zugänglich machte.

Die Wirkungen der heiligen Communion. Von Max Heimbucher, erzbischöfl. Seminarpräfect in Freising. 8⁰. XII u. 256 S. Regensburg, G. J. Manz, 1884.

Die Schrift kennzeichnet der Verfasser selbst als sein Erstlingswerk auf theologischem Gebiete, das aus der preisgekrönten Bearbeitung des Thema's: „Historisch-dogmatische Erörterung der Wirkungen der heiligen Communion", entstanden ist. Mit großem Fleiße und hingebender Liebe für seinen Gegenstand hat er die jeweiligen Stellen aus den Vätern der ersten Jahrhunderte sowohl, als auch aus den hervorragendsten Theologen späterer Zeit erhoben, und in vier Gruppen: einigende, reinigende, heiligende und heilende Wirkungen, zusammengestellt. Er erschloß sich damit ein weites Gebiet, um allseitig die erhabenen Wirkungen des hochheiligen Sacramentes zu beleuchten; manche recht werthvolle und verwerthbare Stellen finden sich mitgetheilt oder angedeutet. — Der kritisch-dogmatischen Seite der Schrift können wir nicht so ganz beistimmen. Die Kritik der verschiedenen theologischen Meinungen über die Art und Weise, wie diese oder jene Wirkung der heiligen Eucharistie statthabe, ist mehrmals zu kurz und apodiktisch abgemacht durch Hinweis, daß die eine oder die andere

Erklärung wohl besser den Ausdrücken der heiligen Väter entspräche; dabei ist aber nicht genug beachtet, daß die bildlichen Ausdrücke und Vergleiche, deren die Väter sich bedienen, in erster Linie geeignet sind, die Wirkung selbst festzustellen und zu erklären, nicht aber in gleicher Weise herangezogen werden können, um sich über die Wirkungsart einen klaren und correcten Begriff zu machen. Uns will daher auch bedünken, daß die unmittelbaren und physischen Wirkungen der heiligen Communion über Gebühr vervielfältigt sind, und daß die erste Gruppe „einigende Wirkungen" schwerlich als gleichartiger Theil mit den drei folgenden Theilen zusammengestellt werden dürfte.

Impedimentorum matrimonii synopsis seu brevis expositio ad usum seminariorum, auctore G. Allegre, Doctore in S. theologia et in jure canonico, necnon S. Basilicae Lauretanae canonico. 8°. 80 p. Parisiis, Roger et Chernoviz.

Diese kirchenrechtliche, besonders auf den Gebrauch der Pfarrer und Beichtväter berechnete Monographie über die Ehehindernisse gehört mit Rücksichtnahme auf die gedrängte Kürze zu den klarsten und genauesten Erörterungen dieses wichtigen Gegenstandes. Ohne gerade für jeden einzelnen Ausdruck eintreten zu wollen, können wir doch sagen, daß vor Allem die Natur und Ausdehnung der einzelnen Ehehindernisse und ihre geschichtliche Entwicklung, soweit sie positiven Rechtes sind, eine recht gute Darstellung gefunden hat.

Die Perle der Tugenden. Gedenkblätter für die christliche Jugend von P. Adolph von Doß, Priester der Gesellschaft Jesu. 4. Auflage. 12°. 160 S. Mainz, Kirchheim, 1884.

Die Standeswahl, im Lichte des Glaubens und der Vernunft betrachtet. Aphorismen, Erwägungen, Rathschläge, der gebildeten Jugend zur Beherzigung, von P. Adolph von Doß, Priester der Gesellschaft Jesu. 2. Aufl. 12°. 111 S. Mainz, Kirchheim, 1885.

Das erstere dieser zwei Büchlein, das abermals in neuer Auflage vorliegt, haben wir bereits in diesen Blättern (Bd. XXI. S. 214 f.) auf's Eindringlichste empfohlen. Die große Verbreitung und die außerordentlich günstige Aufnahme, welche das Schriftchen gefunden, haben uns um so mehr erfreut, als wir kein Buch kennen, welches geeigneter wäre, für „die Perle der Tugenden" — die heilige Reinheit — der Jugend Hochschätzung und Liebe einzuflößen.

„Nächst der Bewahrung der Unschuld," heißt es mit Recht in der Vorrede des andern Schriftchens, „dürfte wohl die Wahl eines Lebensstandes die weitaus wichtigste Aufgabe eines Jünglings sein." Über diesen belangreichen Schritt ertheilt nun der hochw. Verfasser wahrhaft goldene Lehren. Zuerst wird der Begriff „Stand" und „Beruf" mit der Leuchte der Vernunft und des Glaubens in das rechte Licht gestellt und darauf die hohe Wichtigkeit der Standeswahl mit besonderem Hinweise auf die Folgen nachdrücklichst betont. Nachdem sodann über die verschiedenen Stände und Lebensrichtungen Umschau gehalten, werden die Mittel besprochen, deren Anwendung eine richtige Wahl zu erleichtern geeignet ist. Wie gering auch der Umfang des Büchleins ist: es enthält eine Fülle der beherzigenswerthesten Wahrheiten. Die sehr edle und ansprechende Darstellungsweise macht die Lectüre zu einem Genuß. Möge das Buch bei der studirenden Jugend, aber auch bei allen, welche in Sachen der Berufswahl Rath zu ertheilen haben, die verdiente Beachtung finden.

Dom Pothiers **Liber Gradualis** (Tournayer Ausgabe), seine historische und praktische Bedeutung. Von Paul Schmetz. 8°. VIII u. 46 S. Mainz, Kirchheim, 1884.

Der Titel dieses Schriftchens gibt den Inhalt desselben nur ungenügend wieder. Dieser ist kurz folgender. Der I. Abschnitt vergleicht Pothiers Graduale mit den Lesarten des Codex Wirzenbornensis (Wirzenborn bei Montabaur), der dem 13. Jahrhundert zugewiesen wird. Es ergeben sich dabei nur unwesentliche Varianten. Der II. Abschnitt vergleicht das neue Tournayer Graduale mit dem Lütticher als Repräsentanten der „jeweils eingeführten Ausgabe", weniger mit Rücksicht auf die melodischen Abweichungen, als mit Bezugnahme auf die Vortragszeichen. Der III. Abschnitt entscheidet sich — gewiß mit Recht — für Begleitung des Chorals durch die Orgel, ohne jedoch das innere „Wie" dieser Begleitung zur Besprechung zu ziehen; glaubt dagegen — und dieß wohl mit Unrecht — eine große Erleichterung desselben in der Heranziehung der Pothier'schen Choralschrift für die Orgelpartitur zu erblicken. Für Freunde des Chorals und seiner Entwicklungsgeschichte wird das Büchlein nicht ohne Interesse sein.

Mariengarten. 34 Lieder zur Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria. Von Michael Haller. Op. 32. 8°. 98 S. Regensburg, Pustet, 1885. Preis: Part. *M.* 2.40; St. *M.* 1.60.

Diese Sammlung zwei- und dreistimmiger Marienlieder, die, wie zu erwarten, sämmtlich durch Frische, Ausdruck und Wohlklang sich auszeichnen, scheidet sich in zwei Gruppen. Nr. 1—18 (die Texte sämmtlich von W. v. Born) werden hier zum ersten Male dem Publikum geboten; Nr. 18—21, 23—32 sind aus des Verfassers Op. 17 entnommen und durch diese Bearbeitung zu weiterer Verbreitung befähigt. Der verdiente Componist hat bei seinen Liedern zunächst Familie und Schule im Auge gehabt. Vom kirchlichen Gebrauche schließen sich Nr. 1—18 mit wenigen Ausnahmen schon durch die Texte aus, und möchte es darum gewagt erscheinen, die runde „Mehrzahl" der Lieder als für kirchlichen Gebrauch geeignet zu bezeichnen. Vielmehr wäre es aus praktischen Gründen wünschenswerth gewesen, daß zwischen Kirchlich und Außerkirchlich streng geschieden wäre. Denn wo gewiegte Kenner verschiedener Meinung sein können und sicher sein werden, darf diese Auswahl nicht den aufführenden Kräften überlassen bleiben, die in vielen, vielleicht den meisten Fällen zu wenig über der Sache schweben, um sicher zu gehen. Als leitender Grundsatz kann dabei gelten, daß die zwar außerliturgische, doch innerkirchliche Andacht um so mehr ist, was sie sein soll, je mehr sie den Geist der liturgischen athmet.

Gedichte von Theresia Gräfin Korff-Schmising-Kerssenbrock, geb. Gräfin Lažansky. 16°. 96 S. Prag, Druck der Cyrillo-Methodschen Buchdruckerei, 1885.

Der Wunsch der Herausgeber dieser Gedichte dürfte sich erfüllen: „Freunde und Freundinnen" der Verstorbenen werden „das freundlich Gebotene freundlich entgegennehmen zur Erinnerung an die Heimgegangene". Diese schlichten, in jeder Hinsicht, wir möchten fast sagen, kindlich unbefangenen Lieder lassen uns wirklich in ein edles, gotterfülltes Herz blicken. Selbst wir Fernstehende fühlen die Wahrheit dessen, was die herausgebenden Verwandten im Vorwort bemerken, daß nämlich diese „Gedichte nur der Ausfluß einer frommen Seele waren, die von der frühesten Jugend an in allen Lebens-Jahren und -Verhältnissen nach oben gerichtet war und das Bedürfniß

hatte, ihren Gefühlen und Gedanken stillen Ausdruck zu geben; sie sind darum wie die Gebete eines Kindes, einfach, still, unbefangen". Unter den deutschen Gedichten (das Büchlein enthält auch zwei recht charakteristische in französischer Sprache) hat uns besonders das letzte aus dem Jahre 1881 als echtpoetische Situation gefallen. Die Dichterin kommt früh Morgens aus der Wallfahrtskirche hoch droben auf den Bergen und will nun hinunter zum väterlichen Schloß. Sie ist noch in frommer Unterhaltung mit dem Heiland, den sie eben empfangen hat, und sieht dabei vor sich ausgebreitet die morgenschöne, weite, reiche Landschaft — Berg und Thal, Wald und Au, und fern das blaue Meer . . . Aber von all der Pracht zieht es sie immer wieder in das eigene Herz zu ihrem Heiland:

Er ist so groß, wir sind so klein,
Doch will er weilen in unserer Mitte;
Er kommt zu uns, tritt bei uns ein,
Der Königssohn in des Bettlers Hütte!
O ewige Liebe, die Ihn vermag,
Zu treten unter der Armuth Dach!

So wohnt Er in uns, so tragen wir Ihn
Als Gast und Herrscher in unserm Herzen!
Hier kann ich nur blicken zum Himmel hin,
Voll Liebe, voll Reue und Schmerzen!
Wie sind wir würdig, wie sind wir werth,
Daß Gottes Sohn bei uns einkehrt?

So lobt Ihn denn, Berge, und lobet Ihn, Höh'n;
So preiset Ihn, funkelnde Sterne!
Sein Lob ertön' in des Windes Weh'n,
Ihn preise das Meer in der Ferne!
Daß aller Orten sein Lob erschallt
Und Himmel und Erde es wiederhallt!

Der heilige Wolfgang in seinem Leben und Wirken. Quellenmäßig dargestellt von Dr. Joseph Schindler, k. k. Regierungsrath, o. ö. Universitäts-Professor. 8°. VI und 204 S. Prag, Rohlicek und Sievers, 1885.

Ein schönes und würdiges Denkmal, das der Verfasser in dieser Schrift einer der liebenswürdigsten Gestalten der deutschen Heiligen setzt, aber auch ein schöner und erhebender Gegenstand für den Biographen. Es ist von Herzen zu wünschen, daß das Interesse, welches Deutschland und seine östlichen Nachbarländer diesem Heiligen schuldig sind, auch auf dieß Buch sich übertragen möge. Wolfgang gehört durch seine Abstammung dem Schwabenlande, durch seine Studien Reichenau und Würzburg, durch seine erste, fast achtjährige ascetische und scholastische Thätigkeit dem Trierer, durch sein Zusammen-Leben und -Wirken mit dem hl. Bruno dem Kölner Erzstifte, als Mönch dem Kloster Einsiedeln und der Schweiz, als Missionär und Apostel den Ungarn, als Freund ihrer großen Bischöfe Ulrich und Pilgrim den Bisthümern Augsburg und Passau, durch seine uneigennützige Mitwirkung bei Begründung des Prager Erzstiftes Böhmen, vor Allem als Kleinod und Krone dem Regensburger Bischofssitze, endlich durch seine Beziehungen zu den beiden großen Ottonen und zu dem heiligen Kaiser Heinrich, dessen Erzieher er war, dem gesammten Deutschland an.

Fügen wir bei, daß all' dieß an der Hand der Quellen mit Liebe erforscht und mit Begeisterung dargestellt ist, so wird es gewiß nicht an Geschichtsfreunden fehlen, die sich aus diesem Buche ein Gesammtbild eines der einfluß- und segensreichsten deutschen Kirchenfürsten werden zu bilden trachten. Aber auch denen, die vor Allem Erbauung, die in erster Linie den „Heiligen" suchen, wird diese Lebensbeschreibung reiches Genügen gewähren.

Die Grafschaft Glatz unter dem Gouvernement des Generals Heinrich August Freiherrn de la Motte Fouqué. 1742—1760. Von Alois Bach. Herausgegeben von Dr. Volkmer, Königlichem Seminar-Director. 8°. 90 S. Habelschwerdt, J. Franke, 1885. Preis: *M.* 1.

Das Büchlein bietet werthvolle und wohlbegründete Beiträge nicht bloß zur Lokalgeschichte Schlesiens, sondern zu wichtigen Episoden der schlesischen Kriege. Besonders ausführlich ist die tragische Geschichte des Priesters (nicht Jesuiten) Andreas Faulhaber, der so recht paschamäßig zum Tode befördert worden. Hoffentlich übersehen unsere Geschichtskönige die bescheidene Leistung nicht, sondern nehmen daraus Veranlassung, der Wahrheit die Ehre zu geben und endlich tendenziös entstellte Thatsachen rückhaltlos zu entschleiern. Auch die Persönlichkeit Fouqué's tritt hier in die rechte Beleuchtung. Daß der Ton des Büchleins ein polemischer, ändert an dem objectiven Thatbestande nichts, stört aber mehrfach eine behagliche Lectüre.

Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von Dr. Karl Theodor Dumont, Domcapitular. XXIV. Dekanat Hersel, von G. H. Ch. Maaßen, Pfarrer in Hemmerich. 8°. XVI u. 405 S. Köln, Bachem, 1885. Preis: *M.* 5.

Das Dekanat Hersel, dessen Geschichte hier beschrieben ist, liegt zwischen Köln und Bonn und wird seitlich vom Vorgebirge und von den Ufern des Rheinstromes eingeschlossen. Große Straßen und Mauerreste aus römischer Zeit werden fast überall in seinem Boden gefunden und beweisen, daß es Theil nahm an den Geschicken des Römerreiches und auch wohl frühe Anfänge des Christenthums in seinen Grenzen sah. Deutsche Ritter nahmen die von den Römern verlassenen befestigten Plätze ein und stifteten in der Nachbarschaft ihren Bürgern Kirchen und Kapellen, aus denen die heutigen Pfarren sich herausbildeten. Vielleicht geht indessen der hochw. Verfasser zu weit, wenn er fast alle alten Kirchthürme als Theile untergegangener Rittersitze ansieht, indem ja auch in anderen Gegenden manche Gemeinden ihren Kirchthurm und selbst Kirche und Kirchhof so fest und sicher ausbauten, daß sie ihnen in Zeiten der Noth eine Zuflucht und einen vertheidigungsfähigen Aufenthalt boten. Den Umstand, daß der hl. Michael Patron einer Kirche ist, als Sinnbild des Sieges über das Heidenthum und als Anzeichen dafür anzusehen, daß das betreffende Gotteshaus aus der Römerzeit stamme, möchte trotz der Autorität Binterims historisch unhaltbar sein, weil die große Verehrung dieses Erzengels sicher weit nach der römischen Zeit in unser Vaterland kam. Die Inschrift auf einer Glocke zu Alster:

S. T. S. I. S. M. S. A. S. P. T. S. P.
S. T. S. I. S. M. S. P. S. S.

ist schwerlich auf Schenkgeber aus der Familie von Salm zu deuten, sondern, wie das regelmäßig wiederkehrende S(anctus) zeigt, auf die Apostel, indem diejenigen derselben, deren Name gleichlautend beginnt, untereinander und Petrus und Paulus nebeneinander gestellt sind. In der am Ende gegebenen Übersicht über die Münz-

verhältnisse hätte die Zeit, für die sie gelten soll, genauer bestimmt werden müssen, und da die Thaler erst im 16. Jahrhundert in Umlauf kamen, wäre die Bemerkung: „Im Jahre 1245 berechnete man die Mark zu acht Reichsthalern", wenigstens ganz anders zu fassen. Reichen und willkommenen Stoff bietet das Buch für die Geschichte mancher rheinischen Adelsgeschlechter, besonders über die von Groote, Heereman von Zuydwigk, von Kempis, von Merode, von Pütz, von Quad, von Salm und von Weichs. Der Verfasser hat mit Recht auch die Thatsachen in sein Buch aufgenommen, welche der Culturkampf mit seinen Processen und Strafen über die Geistlichen und die Pfarren brachte. Überall beweist er echt kirchliche Gesinnung und historischen Takt. Er hat es verstanden, den trockenen Stoff in gefällige Form zu bringen und verdient so für sein Werk unsern vollen Dank.

Miscellen.

Vorbereitungen zur Feier des Priesterjubiläums Sr. Heiligkeit Papst Leo' XIII. Von dem italienischen Katholikencongreß ist schon im Februar eine Einladung an alle Nationen und Diöcesen ergangen, dieses Fest durch zeitige Vorbereitung zu einem möglichst glänzenden zu gestalten. In das Programm ist dießmal nicht bloß eine „heilige Vereinigung zum Gebete", zu gemeinschaftlichem „Meßalmosen" und zu „Wallfahrten" nach Rom aufgenommen, sondern auch „eine Vaticanische Ausstellung von Gegenständen der katholischen Kunst und Industrie, welche Sr. Heiligkeit gewidmet werden solle, mit besonderer Berücksichtigung jener Zweige, die sich auf den Gottesdienst beziehen". Um dieß zu ermöglichen, hat eine Commission des Katholikencongresses, unter Leitung des Herrn J. Acquaderni in Bologna, die Gründung eines eigenen Organs in Aussicht genommen und ladet alle Zeitungen und Zeitschriften ein, sich mit ihr in's Einvernehmen zu setzen.

In Holland, von wo aus Pius IX. dreimal eine derartige, zugleich religiöse und wissenschaftliche Huldigung in ausgezeichneter Weise dargebracht worden ist, hat der Vorschlag begeisterte Aufnahme gefunden. Anknüpfend an die höchst ehrenvollen Worte, worin Pius IX. bei der zweiten Huldigung dem leitenden Comité seinen Dank und seine volle Anerkennung hatte ausdrücken lassen, widmet die katholische Literaturzeitung „De wetenschappelijke Nederlander" dem neuen Vorschlag folgende Empfehlung:

„Im Anschluß an jenes Wort Pius' IX, der unsern Plan als einen großartigen und höchst preiswürdigen schätzte und unsere Huldigung als eine sinnreiche Huldigung belobte, wird hier appellirt an alle katholischen Männer der Kunst oder der Wissenschaft in den Niederlanden, die mit Fug den treuergebensten Kindern der Kirche, den hervorragenden Söhnen des Vaterlandes beigezählt werden dürfen; es wird appellirt an alle Katholiken, die das Wohl der

menschlichen Gesellschaft in unserm Vaterlande an erster Stelle durch Wissenschaft und Kunst befördern wollen, damit auch jetzt in einer Reihe von Werken für Zeitgenossen und Nachkommen offenkundig werde, was die Katholiken in Holland auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst zu leisten vermochten zur

Huldigung für Leo XIII.

bei Gelegenheit seines goldenen Priesterjubiläums.

Bei gutem Willen kann es jetzt an Zeit nicht fehlen; denn das ersehnte Fest wird, so Gott will, am 25. December 1887 stattfinden.

Wer von aufrichtig gutem Willen beseelt ist, kann noch anfangen und zu Ende führen. Und wie Viele haben nicht ein Werk bereits im Entwurf oder schon weiter fertig: kann es einen edleren Sporn zur Vollendung desselben geben, als das Jubiläum?

Ein geeignetes Mittel, um den Druck eines Werkes alsdann fertiggestellt zu sehen, bietet sich jetzt auch darin, daß man mit dem einen oder dem andern Herausgeber fortlaufender Serien von Werken oder von Zeitschriften darüber in Unterhandlung tritt.

Auch Separat-Abdrucke wichtiger Abhandlungen in unseren Zeitschriften — am liebsten dann auf Papier bester Qualität, mit einem Vorwort — werden angenommen.

Jede Buchdruckerfirma, jeder katholische Buchhändler in Holland wird gewiß darauf halten, bei diesem Huldigungszuge nach Rom gut vertreten zu sein.

Auch werden sich wohl Vereine finden, welche die Druckkosten eines oder mehrerer Werke, die zu diesem Ehrengeschenke gehören, zu decken bereit sind.

Selbst Privatleute, mit denen wir darüber Rücksprache genommen, haben sich geneigt erklärt, dieses oder jenes Werk ganz oder theilweise auf ihre Rechnung zu nehmen.

Verschiedene Buchdruckerfirmen haben uns für besagten Zweck besonders günstige Bedingungen zugestanden.

Die Architektur, die Malerei und Sculptur können durch Kupferstiche oder Photographien ihrer Schöpfungen vertreten werden; die Ätz- und Gravirkunst durch Abdrücke, die Tonkunst durch ihre Werke in Abschrift oder Druck. Jeder, der seinen Beitrag in Druck darbietet, wird ersucht, auch etwas Eigenhändiges in Zeichnung oder Schrift beizufügen.

Und nun möge es uns verstattet sein, als Ausgangs- und Vereinigungspunkt unserer Huldigung die Hauptstadt des Reiches zu bezeichnen.

Dort haben wir jetzt schon in einer auserlesenen Schaar von Mitarbeitern das Beispiel, womit jeder katholische Niederländer so gerne Amsterdam voranleuchten sieht, um sich ihm mitwirkend anzuschließen.

Wohlan denn! so möge man uns Gelegenheit geben, recht bald aus allen Provinzen des Reiches eine stattliche Reihe von Mitarbeitern namhaft machen zu können. Wir ersuchen höflich, die Zusage der Mitwirkung an die folgende Adresse einsenden zu wollen:

An die Redaction des ‚Wetenschappelijke Nederlander'.

Amsterdam, Spuistraat 249.

Zu Amsterdam haben schon jetzt — eine zweite Liste folgt später — ihre Mitwirkung und ihren Beitrag auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zugesagt:

P. Arendzen, Kunstgraveur; van den Bosch, Bildhauer; P. J. H. Cuypers, Architekt des Museumsgebäudes; Jos. Cuypers, Civilingenieur, Architekt; E. G. H. Cuypers, Architekt; Louis van Erve Dorens, Kunstmaler; L. Jüngener, Bildhauer,

Lehrer an der Landesschule für Kunst; B. van Hove, Bildhauer; Henriette van Hove, Kunstmalerin; v. d. Kinderen, Kunstmaler; W. B. G. Molkenboer, Director der Landesnormalschule für Zeichenunterricht; C. F. Phlippeau, Kunstmaler; W. A. Smit, Tonkünstler; R. Stang, Kunstgraveur, Prof. an der Landesakademie für bild. Künste; F. Stracké, Bildhauer., Prof. an der Landesakademie &c.; Georg Stürm, Kunstmaler, Lehrer an der Landesschule für Kunst; Ant. Sterck, Kunstmaler; C. Ed. Taurel, Kunstgraveur; F. J. A. Vos, Director, Abth. Industrieschule; J. B. Westerwoudt, Kunstmaler.

Die Liste der Mitarbeiter auf dem Gebiete der Literatur und der Wissenschaft wird in einer spätern Nummer gedruckt; hier genüge die Mittheilung, daß sie schon Namen enthält wie die folgenden:

Jos. Alb. Alberdingk-Thijm, Prof. an der Landesakademie für bildende Künste; P. van Bergen, C. SS. Redempt.; Eug. Schaepman, S. J.; H. van Schijndel, S. J.; Melati van Java; Ant. L. De Rop; Mr. Lindaal Jacobs.

Noch ist diese Liste von Amsterdam nicht vollständig."

So sehr die gegenwärtige Lage der deutschen Katholiken eine entsprechende Betheiligung an dieser „Vaticanischen Ausstellung" erschwert, so wäre es doch gewiß der Mühe werth, wenigstens in Erwägung zu ziehen, was in dieser Richtung etwa geschehen könnte. Die katholischen Schriftsteller, Dichter und Journalisten könnten wohl unschwer ein passendes Festalbum und eine dasselbe begleitende Sammlung von Schriften zusammenbringen, welche ihrer Thätigkeit für die kirchlichen Interessen Ausdruck geben. Maler, Bildhauer, Architekten würden gewiß mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, ihre Begeisterung für die religiösen Ideale zu bethätigen — und in Bezug auf „Kirchenschmuck" und „Kirchenmusik" hat Deutschland selbst in den Jahren der größten Bedrängniß so viel Treffliches geleistet, daß eine Auswahl des Schönsten dem gemeinsamen Vater Aller sicherlich die herzlichste Freude bereiten würde.

Ist Voltaire's Glaubensbekenntniß vom Jahre 1769 „gefälscht“ und „ein Muster pfäffischer Intriguenkunst“?

Seltsamer Weise sind uns über eine interessante geschichtliche Frage in diesen letzten Monaten von zwei verschiedenen, von einander unabhängigen Schriftstellern die denkbar verschiedensten Meinungen zu Gesicht gekommen. Da, wie gesagt, die Sache an sich nicht ohne großes Interesse ist, bringen wir sie um so lieber auch hier zur Sprache, als sie einen neuen Beitrag zur „historischen Kritik“ einer gewissen deutschen Schule liefert.

Es handelt sich um eines der verschiedenen „Glaubensbekenntnisse“ Voltaire's und zwar um dasjenige von 1769. Während nun ein französischer Schriftsteller, Dr. Bonnejoy, in der Pariser Revue du monde catholique (1er Mars 1885, p. 525—545) unter Beibringung vermeintlich beweiskräftiger Actenstücke zu erhärten sucht, Voltaire habe dieses „Glaubensbekenntniß“ nicht bloß wirklich abgelegt, sondern auch von Herzen und in vollster, wenigstens augenblicklicher Aufrichtigkeit und wahrer Herzensbekehrung abgegeben — kommt Dr. Richard Mahrenholtz in seinem „Voltaire's Leben und Werke. Erster Theil. S. 20“ und besonders in einer Besprechung unseres „Voltaire“ in der neuen Wiener „Österreichischen Lit.-Zeitung Nr. 7“ mit der erneuten Behauptung von der „Fälschung“ jenes Glaubensbekenntnisses, ja nennt dasselbe ein „Muster pfäffischer Intriguenkunst“.

Wir glauben gegen Dr. Bonnejoy's Ansicht nicht eigens ankämpfen zu sollen. Selbst wenn sie nicht „zu schön wäre, um wahr sein zu können“, würde ein genaues Studium der von ihm beigebrachten Beweisstücke die Unhaltbarkeit derselben darthun. Seine Arbeit in der

Revue du monde cath. ist aber eben wegen jener Beweisstücke durchaus von hohem Werthe, nicht zwar als ob sie ein irgend neues Material enthielten, sondern weil sie das bereits bekannte und vielfach verwerthete neuerdings als authentisch darthut und seiner Gesammtheit nach vorführt.

Dr. Bonnejoy ist nämlich seit 25 Jahren im Besitze einer Documentensammlung, welche seinerzeit Msgr. Biord, Bischof von Annecy, veröffentlichen ließ und welche die nothwendigen authentischen Daten zur Beurtheilung des in der Diöcese Biords geschehenen Doppelsacrilegs, d. h. der sacrilegischen Ostercommunionen Voltaire's in den Jahren 1768 und 1769 enthält. Bischof Biord gab die Sammlung bald nach der zweiten Communion (siehe unten) heraus und beanspruchte für sie das auch nicht beanstandete Recht vollster, authentischer Beweisstücke. Die Broschüre ist äußerst selten geworden; es scheint sogar bis jetzt, daß die des Dr. Bonnejoy die einzig bekannte, vollständig erhaltene ist. Seltsamer Weise fehlt sie auch in den besseren Quellenverzeichnissen zu Voltaire's Leben, während eine andere Broschüre von 84 Seiten, die den Titel führt: Relation de la maladie, confession et fin de M. de Voltaire avec son testament etc., Genève 1763, aufgezählt ist, obwohl sie sich schon durch die Jahreszahl ihres Erscheinens als ein werthloses Pamphlet kundgibt. Die meisten Voltaire-Biographen der neuern Zeit benutzten nur Auszüge der Biord'schen Broschüre, während ältere, z. B. Harel in Frankreich und Zabuesnig in Deutschland, ganze Documente daraus mittheilten. Es war darum angezeigt, daß Dr. Bonnejoy in der Revue du monde cath. wieder einen Abdruck der wirklich wichtigen Actenstücke, insofern sie auf die Thatsachen Bezug haben, besorgte: nur hätten wir gewünscht, daß dieser Abdruck mit der bei deutschen Neudrucken gebräuchlichen diplomatischen Genauigkeit und absoluter Vollständigkeit erfolgt, und daß auch das offenbar Nebensächliche zu seinem Rechte gekommen wäre — kurz, daß der Besitz des Abdruckes den des Originals wissenschaftlich ersetzen könnte. Wir geben im nachstehenden Artikel alle mitgetheilten Documente unverkürzt nach dem Abdruck Bonnejoy's, indem wir sie zwar in unsere Erzählung verflechten, aber der Reihenfolge nach mit laufender römischer Ziffer bezeichnen.

Am 7. Mai 1768 hatte d'Alembert an Friedrich II. geschrieben: „Der Patriarch (Voltaire) hat Agar (Voltaire's Nichte, Frau Denis) aus seinem Hause gejagt; er hat das göttliche Frühstück genommen, hat

sich dessen eine Bescheinigung geben lassen und dieselbe nach Versailles geschickt: ein sicheres Zeichen irgend einer neuen Verfolgung.“ [1]

Es scheint in der That, daß Voltaire um die Osterzeit des Jahres 1768 von Frankreich aus endlich Schritte zur Bestrafung seines gottlosen Treibens fürchtete. Auf Antreiben des Erzbischofs von Paris soll besonders die damals schwer erkrankte Königin ihrem Gemahl das Versprechen abgenommen haben, Voltaire, der sich durch seine Schriften auch gegen die Staatsgesetze auf das Schwerste versündigt hatte, bei seinem nächsten Erscheinen auf französischem Boden festnehmen zu lassen. Vielleicht auch wollte Voltaire endlich wieder nach Paris, wohin doch im Grunde sein ganzes Herz sich sehnte, was er auch sonst Schlechtes über die Stadt und ihre Bewohner sagen mochte. Kurz, eines Tages verließ die saubere Agar-Denis das Haus ihres Onkels (3. März), wie Laharpe dasselbe Haus kurz vorher mit seiner Frau verlassen hatte. Des Staunens in der großen Welt wollte sich kein Ende finden, und Voltaire hatte alle Hände voll zu thun, in Briefen nach allen Weltgegenden die Abreise der Nichte in irgend einer Weise zu erklären, und wie gewöhnlich erfand er lieber hundert falsche Gründe, statt den einen wahren anzugeben.

Allein mit dem Verstoßen Agars und der sonstigen Säuberung des Hauses begnügte sich dieses Mal der Patriarch nicht. Man hörte in Paris allerlei unglaubliche Neuigkeiten über Voltaire's Bekehrung, und die Freunde glaubten den Büßer selbst darüber befragen zu sollen. „Ich bin noch nicht Carthäuser geworden,“ schreibt darum Voltaire an Choiseul (1. April 1768), „weil ich gar zu geschwätzig bin, aber ich halte regelmäßig meine Ostern und lege zu Füßen meines Crucifixes alle Verleumdungen Frérons und Pompignans, welche mir all jene gottlosen Kleinigkeiten zuschreiben, die Marcus-Michel seit drei oder vier Jahren in Amsterdam gegen die reinsten Lichter der Theologie druckt.“ [2] An d'Argental, der Voltaire wegen des Jesuiten Adam geneckt, schreibt er denselben Tag: „Ich möchte deren zwei (Jesuiten) haben; und wenn man mich gar zu sehr ärgert, laß ich mir von ihnen die Communion zweimal des Tages reichen.“

---

[1] Da wir an dieser Stelle unmöglich auf die einzelnen zu erwähnenden Personen, ihre Stellung zu Voltaire u. s. w. eingehen können, verweisen wir für das Allgemeine auf unsere größere Arbeit über Voltaire.

[2] Diese Pamphlete sind natürlich trotz dieser Läugnung Voltaire's eigenste Arbeiten. Der Amsterdamer Drucker heißt Michael Rey.

Diese und ähnliche Briefe fallen in die Charwoche 1768. Voltaire war allein mit seinem protestantischen Secretär Wagnière und der Dienerschaft. Eines Tages, Mittwoch oder Gründonnerstag, war ein Mönch zum Essen im Schloß eingeladen, und Voltaire sagte zu ihm: „Pater, um des guten Beispiels willen habe ich vor, nächsten Sonntag meine Ostern zu halten. Ich denke, Sie werden mir zu diesem Zwecke wohl die Absolution geben." — „Recht gerne," antwortete der Mönch, „ich gebe sie Ihnen." Der protestantische Secretär, dem wir den Bericht verdanken, behauptet, die Sache sei durchaus so einfach vor sich gegangen. Ob's wahr ist? Ob wirklich der Mönch seine Pflicht so sehr vergessen haben soll? Wir glauben's nicht, allein für das Gegentheil haben wir auch kein geschichtliches Zeugniß. Am Ostersonntag lud Voltaire den Secretär und seine Dienerschaft zu einem feierlichen Kirchgang ein. Grimm in seiner Correspondance littéraire (VI 23 ss.) und Bachaumont in seinen Mémoires (IV 24 s.) beschreiben uns die seltsame Procession, welche sich an jenem Ostermorgen vom Schloß zu der Pfarrkirche von Ferney bewegte.

Vor dem Schloßherrn trug man das übliche Weihebrod, welches der Patron bei solchen Gelegenheiten dem Pfarrer zu schenken hatte. Zu größerer Feierlichkeit hatte man dieses Mal sechs schwere Wachskerzen eigens aus Lyon kommen lassen. Zwei Jagdwärter waren als Schweizer gekleidet und trugen Hellebarden. Sie schritten zu beiden Seiten des Herrn. Hinter ihm kam sein Gesinde, darunter der Architekt mit dem Plan der Kirche, die Voltaire hatte bauen lassen. Den Zug beschlossen außer zwei anderen Jagdwärtern mit aufgepflanztem Bajonett einige Musiker mit Trommeln und Pfeifen. P. Adam, Voltaire's Hauskaplan, stand an der Kirchthüre und war in seiner bornirten Unschuld selig über die Bekehrung seines Herrn. Wagnière läugnet freilich die Wahrheit dieser Beschreibungen. Indeß müssen sie so ganz unwahr doch nicht sein, denn am 4. October 1768 schreibt d'Alembert an Friedrich II.:

„Die Schweizer haben ein Bild gemacht, wie der bekehrte Voltaire zur Beichte geht ... Man sieht Voltaire, wie er, den Rosenkranz in der Hand, von seinen Jagdwärtern begleitet, von seinem P. Adam, der Köchin und dem Kutscher gefolgt, daherschreitet. Ein Affe trägt ihm das Kreuz vor, der Esel aus der Pucelle, den man hinter ihm führt, läßt unter seinem Schwanz alle Broschüren (Voltaire's), besonders das kleine Gedicht gegen Ihre Freunde, die Genfer, herausfallen." Auch der Bi=

schof (vgl. unten Nr. III) beklagt sich über die seltsame Begleitung Voltaire's bei diesem Kirchgang.

So gelangte man in das Gotteshaus. Voltaire communicirte, erhob sich dann, wendete sich zum Volke und begann eine Art von Predigt. „Das Naturgesetz ist das älteste," hob er an, zum größten Schrecken des Pfarrers, der noch mit dem Ciborium an der Communionbank stand. Dann nahm er besonders einen Bauer auf's Korn, den er im Verdacht eines auf dem Schlosse begangenen Diebstahls hatte, und legte in beredten Worten die Pflicht des Schadenersatzes dar. Er ermahnte den vermeintlichen Sünder, sich mit Gott auszusöhnen, sowie anzuerkennen, daß er es nur ihm, dem Gutsherrn, zu danken habe, wenn er noch nicht am Galgen hänge, und so solle er denn wenigstens jetzt seinem Pfarrer und ihm (Voltaire) seine Schuld beichten. Mehr hielt der arme Pfarrer nicht aus; rasch wandte er sich zum Altar und wollte die heilige Messe fortsetzen. Voltaire sagte noch eilends einige lobende Worte für den Priester und kehrte nun auch seinerseits zur Herrenbank zurück. Nach der Messe verlangte er vom Pfarrer eine Bescheinigung über die erfüllte österliche Pflicht und kehrte in der obenbeschriebenen Weise auf's Schloß zurück [1].

Wenn Voltaire sich von diesem entsetzlichen Sacrileg irgend günstige Wirkungen versprochen, so hatte er sich auf das Gründlichste getäuscht. Er hatte es bei Freund und Feind verdorben.

D'Alembert hatte Recht, wenn er (31. Mai) an den Patriarchen schrieb: „Ich fürchte, Sie haben durch diese, Ihnen vielleicht sehr gefährliche Komödie nichts gewonnen." Voltaire hatte nämlich am 27. April dem Freunde die „Komödie" in folgender Weise gemeldet: „Ja, ich habe meine Ostern gehalten, und was noch mehr ist, ich habe in Person das gesegnete Brod überreicht; es war ein sehr guter Kuchen für den Pfarrer. Ich liebe es, alle meine Pflichten zu erfüllen; ich dulde kein weltliches Vergnügen mehr; ich habe die priesterlichen Gewänder, welche zu den Aufführungen der Semiramis dienten, gereinigt, indem ich sie der Sakristei meiner Kapelle übergab; ich könnte sehr gut aus meinem Theater eine Schule für die kleinen Knaben machen und diese dort den Ackerbau erlernen lassen. Nach alledem fordere ich kühn alle Jansenisten und Molinisten heraus, und, falls man fortfährt, mich zu verleumden, so

[1] Vgl. Grimm a. a. O. — Bachaumont l. c. p. 12. — Wagnière, Mémoires, I. 71 ss.

werde ich auch diese neuen Prüfungen zu Füßen meines Crucifixes niederlegen. Ich beabsichtige, Sie für den Fall meines Todes mit meinem Heiligsprechungsproceß zu betrauen."

An d'Argental schrieb er (22. April 1768): . . . „Mein göttlicher Engel, obwohl die Gründe, warum ich meine offene Tafel mit dem Tische des Herrn vertauscht habe, einen Excommunicirten, wie Sie, langweilen könnten, so sehe ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt, sie Ihnen auseinanderzusetzen.

1. Es war das eine Pflicht, welche ich — falls ich mich recht erinnere — mit Madame Denis ein- oder zweimal erfüllt habe.

2. Es ist ein Unterschied zwischen einem armen Landbauer und euch Pariser Herren, die ihr Alles gethan habt, wenn ihr um Mittag zu den Tuilerien spaziert seid; ich muß das geweihte Brod in meiner Pfarrkirche persönlich überreichen. Ich bin hier allein meiner Art gegen zweihundertfünfzig ängstliche Gewissen, und wenn's nur einer, von den Gesetzen vorgeschriebenen Ceremonie bedarf, um sie zu erbauen, so muß man sich aus ihnen nicht zweihundertfünfzig Feinde machen . . .

8. Man kann mir keine Heuchelei vorwerfen, weil ich keine Absicht dabei habe.

9. Ich bitte als um eine besondere Gnade darum, daß diese meine Gründe verbrannt werden, nachdem man sie anerkannt oder verurtheilt hat. Ich will noch lieber von Ihnen, als am Fuße der großen Stiege verbrannt werden."

Am 11. April hatte auch der Bischof von Annecy, Msgr. Biord, Kunde von dem schrecklichen Sacrileg in Ferney, und der würdige Prälat hielt es für seine Pflicht, den frechen Sünder zur Rechenschaft zu ziehen. Es geschah dieß in einem sehr geschickt abgefaßten Brief, in welchem der Bischof die Aufrichtigkeit der Bekehrung Voltaire's voraussetzt, dann aber mit christlichem Freimuth die nöthigen Folgerungen aus dem geschehenen Schritte zieht. Der Bischof schreibt:

Nr. I. „Mein Herr!

Man sagt, Sie haben Ihrer Osterpflicht genügt. Viele Personen sind davon durchaus nicht erbaut; denn sie bilden sich ein, es sei bloß eine neue Komödie, welche Sie dem Publikum vorgespielt haben, indem Sie mit dem Heiligsten, was die Religion besitzt, Ihr frevles Spiel getrieben. Ich selbst, mein Herr, denke viel liebreicher; ich kann mich nicht überreden, daß Herr von Voltaire, dieser große Mann unseres Jahrhunderts, der sich beständig als einen, in Folge seiner aufgeklärten Vernunft und der Principien einer

hehren Philosophie über alle Menschenfurcht, Vorurtheile und Schwächen der Menschheit erhabenen Geist angekündigt hat, — fähig gewesen sein soll, seine wahren Gesinnungen zu verläugnen und zu verbergen durch einen Act der Heuchelei, der allein hinreichte, seinen ganzen Ruhm zu verdunkeln und ihn in den Augen aller denkenden Personen herabzusetzen. Ich habe glauben müssen, daß die Aufrichtigkeit beständig der Charakter Ihrer Schritte war.

Sie haben gebeichtet, Sie haben communicirt, Sie haben es also aufrichtig gethan, als ein wahrer Christ, — Sie haben es gethan mit der Überzeugung dessen, was der Glaube Sie über das Sacrament lehrt, das Sie empfangen haben. Die Ungläubigen können sich also dessen nicht mehr rühmen, daß Sie an ihrer Spitze schreiten und das Banner des Unglaubens ihnen vortragen; das Publikum hat also nicht mehr das Recht, Sie als den größten Feind der christlichen Religion und ihrer Diener zu betrachten; kann es sich auch trotz der von Ihnen in einige Zeitungen eingerückten Proteste nicht einreden, daß Sie nicht der Urheber einer Masse von Schriften, Broschüren und Werken seien, welche voll der Gottlosigkeit schon so viele Unordnung in der Gesellschaft, so viele Ausschreitungen in den Sitten, so viele Profanationen im Heiligthum veranlaßt haben, — so wird es doch wenigstens glauben, daß Sie endlich in sich gekehrt und entschlossen sind, ähnliche Hervorbringungen nicht mehr an's Tageslicht zu stellen, und daß Sie durch einen so auffallenden Act, wie es doch jener in Ihrer Pfarrkirche am Ostertag vollzogene war, ein öffentliches Ehrenzeugniß zu Gunsten jener Religion ablegen wollten, in welcher Sie geboren sind, und welcher so ausgezeichnete Talente, wie die Ihrigen, hätten unendlich nützlich sein können, wenn Sie dieselben ihr gewidmet hätten. Es wird endlich hoffen, daß Sie diesen ersten Act bekräftigen werden durch eine ihm gleichförmige Gesinnung und Aufführung in Zukunft, daß Sie das Werk einer gleichsam skizzirten Bekehrung vervollkommnen und so allen braven Leuten einen gerechten Anlaß geben werden, Gott zu danken und ihn für eine Bekehrung zu preisen, welche ihrer Freude und ihrem Troste die Krone aufsetzen wird.

Wenn man Sie am Tag Ihrer Communion gesehen hätte, wie Sie, statt sich für berufen zu halten, dem Volk in der Kirche über Diebstahl und Raub zu predigen — was alle Anwesenden geärgert hat — derselben Zuhörerschaft als ein anderer Theodosius durch Ihre Seufzer und Thränen die Aufrichtigkeit Ihres Glaubens, die Lauterkeit Ihrer Reue und die Verwerfung aller Arten von Ärgerniß bethätigten, die man in der Vergangenheit in Ihrer Art zu denken und zu handeln erblicken konnte, — so wäre Niemand mehr in der Lage gewesen, Ihre Beweise und scheinbaren Proben Ihrer Religiosität in Zweifel zu ziehen. Man hätte Sie besser auf den heiligen Tisch vorbereitet geglaubt, dem zu nahen nach den Lehren unseres Glaubens selbst den Heiligsten und Reinsten nur mit einem gewissen frommen Schauder gestattet ist; man wäre mehr erbaut gewesen, Sie an diesem Tische zu erblicken, und vielleicht auch hätten Sie selbst mehr Nutzen aus dem Empfange des Sacramentes gezogen.

Indeß, was es auch immer mit der Vergangenheit, die ich dem Urtheil des höchsten Erforschers der Herzen und Gewissen überlassen muß, auf sich habe, die Früchte werden uns über die Natur des Baumes aufklären, und ich hoffe, Sie werden durch das, was Sie in Zukunft thun werden, keinen Zweifel an der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit dessen aufkommen lassen, was Sie schon gethan haben. Ich rede mir dieß um so lieber ein, als ich es mit Sehnsucht herbeigewünscht habe; mir liegt nichts so sehr am Herzen als Ihr Heil, und ich kann nicht vergessen, daß ich, als Ihr Hirt, Gott Rechenschaft von Ihrer Seele ebenso wie von allen denen ablegen muß, die mir die göttliche Vorsehung anvertraut hat.

Ich sage Ihnen nicht, mein Herr, wie ich über Ihren Zustand geseufzt, wie viel Gebete ich bereits für Sie dem Vater der Erbarmungen dargebracht habe, damit er sich endlich würdige, Sie zu erleuchten mit jenem himmlischen Licht, das zugleich die Wahrheit zu erkennen und sie zu lieben, wie ihr zu folgen lehrt. Ich beschränke mich, Sie darauf hinzuweisen, daß die Zeit drängt, daß es für Sie von der höchsten Wichtigkeit ist, keinen jener kostbaren Momente zu verlieren, welche Sie noch nützlich für die Ewigkeit anwenden können. Ein ausgelebter, unter der Last der Jahre gebeugter Körper ermahnt sie genugsam, daß auch Sie jenem Ende nahen, bei dem vor Ihnen alle jene berühmten Männer der Vergangenheit angekommen sind, von welchen heute noch kaum ein Andenken lebt. Indem sie sich durch den falschen Glanz eines Ruhmes, der ebenso frivol als flüchtig war, blenden ließen, hat die Mehrzahl von ihnen den Blick auf die ewigen Güter und den unsterblichen Ruhm verloren, die doch würdiger waren, das Ziel ihres Strebens und Mühens zu sein. Gebe der Himmel, daß Sie, klüger und weiser denn jene, sich in Zukunft nur mit der Erreichung jenes höchsten Glückes beschäftigen, welches allein im Stande ist, die Leere eines Herzens auszufüllen, das hier auf Erden nichts findet, wodurch es befriedigt werden könnte.

Das werde ich ohne Unterlaß durch meine heißesten Gebete von Gott erflehen, und ich muß so handeln: so heischt es das lebendige Interesse für Sie, so der Eifer, der mich für Ihr Heil beseelt, so alle Gefühle meines Herzens für Sie, mit denen ich die Ehre habe zu sein rc.“

Beim Empfang dieses Briefes fühlte sich Voltaire trotz der überaus milden und vorsichtigen Sprache, oder vielleicht eben wegen derselben, nicht ganz gemüthlich und sicher. Ehe er den rechten Ton einer Antwort findet, vergehen fünf Tage. Dann schreibt er dem Bischof:

Nr. II. „Monseigneur!

Wenn meine Krankheiten es mir erlaubt hätten, so hätte ich sofort auf den Brief antworten müssen, mit dem Sie mich beehrt haben.

Dieser Brief verursacht mir viel Genugthuung, aber er hat mich dennoch etwas in Erstaunen gesetzt. Wie können Sie nur es mir nicht Dank wissen, wenn ich die Pflichten erfülle, von denen jede Herrschaft in ihrem Gebiete das Beispiel geben muß, von denen kein Christ sich freisprechen soll und die

ich schon oft erfüllt habe? Es genügt nicht, seine Vasallen den Schrecken der Armuth zu entreißen, ihre Ehen zu begünstigen, nach Kräften zu ihrem zeitlichen Wohle beizutragen; man muß sie auch erbauen, und es wäre sehr außergewöhnlich, wenn der Herr einer Pfarrei nicht in der Kirche, die er gebaut hat, dasjenige thäte, was die vorgeblich Reformirten (prétendus Réformés) in ihrem Tempel nach ihrer Art thun.

Ich verdiene gewißlich nicht das Lob, welches Sie mir gütigst spenden, ebenso wenig als ich jemals die Verleumdungen der literarischen Insekten verdient habe, welche von allen anständigen Leuten verachtet sind und von einem Manne Ihres Charakters eigentlich nicht gekannt sein dürfen. Je mehr man zunimmt an Alter, um so mehr muß man von seinem Herzen alles fernhalten, was dasselbe verbittern könnte, und das Beste, was man gegen die Verleumdung thun kann, ist, daß man sie vergißt. Jeder Mensch muß Opfer bringen; jeder Mensch weiß, daß all die kleinen Wechselfälle, welche dieses kurze Erdenleben trüben können, sich in der Ewigkeit verlieren, daß die Hingabe an Gott, die Liebe des Nächsten, die Wohlthätigkeit das Einzige sind, welches uns vor dem Schöpfer der Zeiten und aller Wesen bleibt. Ohne diese Tugend, welche Cicero die Charitas generis humani nennt, ist der Mensch nur der Feind des Menschen, er ist nur der Sklave der Eigenliebe, der eitlen Größe, der frivolen Auszeichnungen, des Stolzes, des Geizes und aller Leidenschaften; wenn er aber das Gute aus Liebe zum Guten selbst thut, wenn dieses reine und durch das Christenthum geheiligte Pflichtgefühl in seinem Herzen die Herrschaft führt, so kann er hoffen, daß Gott, vor dem alle Menschen gleich sind, nicht jene Gefühle verwerfen wird, deren ewige Quelle er selbst ist. Ich vernichte mich mit Ihnen vor ihm, und da ich die Formeln nicht vergesse, welche die Menschen unter sich eingeführt haben, so habe ich die Ehre, mit Verehrung zu sein u. s. w.

P. S. Sie sind zu wohl unterrichtet, um nicht zu wissen, daß in Frankreich der Patron einer Pfarre verpflichtet ist, bei Vertheilung des geweihten Brodes seine Hörigen von einem Diebstahl zu unterrichten, der um jene selbe Zeit, selbst mit Einbruch, geschehen war, und Sorge zu tragen, daß das Nöthige geschehe. Er hat diese Pflicht gerade so, wie er diejenige hat, bei eintretendem Brand im Dorfe Alarm zu geben und Wasser kommen zu lassen — das sind Polizeiangelegenheiten, die seines Amtes sind."

Bei diesem Brief trifft zu, was man scherzweise von den Schreiben der Damen sagt, die Hauptsache steht in der Nachschrift. So sehr auch der Stachel in dem ersten Brief des Bischofs verborgen war, der Schuldige hat ihn gefühlt und sucht sich darum in seiner Weise dagegen zu wehren. In den frommen Brief hätte natürlich die ziemlich freche Phrase nicht gepaßt, so kam sie denn an den Schluß und hatte um so mehr Wirkung.

Nach dieser Antwort des Patriarchen konnte auch der Bischof in anderem Tone reden.

Nr. III. „Mein Herr!

Ich habe nur deßhalb die Antwort auf Ihren Brief vom 15. d. M. aufgeschoben, weil ich bis heute keinen freien Augenblick hatte, indem ich beständig mit den sogen. Exercitien und der Synode beschäftigt war.

Ich mußte nothwendig überrascht sein, daß Sie sich anstellen, als wenn Sie nicht verständen, was doch in meinem Briefe sehr verständlich war, und daß Sie voraussetzen, ich wisse Ihnen Dank für eine politische Communion, an der sich die Protestanten ebenso sehr als die Katholiken gestoßen haben. Ich habe mehr als jeder Andere darüber geseufzt, und wenn Sie selbst weniger aufgeklärt und unterrichtet wären, so glaubte ich als Bischof und Oberhirt die Pflicht zu haben, Ihnen zu sagen, daß nach so vielen Ärgernissen, welche Sie dem Publikum sowohl durch die Ihnen zugeschriebenen Bücher als auch durch die mehrjährige Unterlassung jeglicher Religionsübung gegeben haben, eine Communion nach den wahren Grundsätzen christlicher Sittenlehre zum voraus von Ihnen öffentliche Genugthuung gefordert hätte, die fähig gewesen wäre, die Eindrücke zu verwischen, welche man von Ihnen empfangen, ja, daß bis zur genauen Erfüllung dieser Vorbedingung kein Priester, der seine Pflichten kennt, Sie hat oder wird lossprechen oder Ihnen erlauben können, zum Tische des Herrn zu gehen.

Ohne so unterrichtet zu sein, wie Sie es ohne Grund annehmen, so bin ich es doch hinreichend, um zu wissen, daß das Betragen eines Patrons der Pfarrkirche, der sich bis in die Kirche hinein von bewaffneten Wächtern begleiten läßt, und der sich herausnimmt, während der Feier der heiligen Messe dem Publikum Vorhaltungen zu machen, in den Gebräuchen und weisen Erlassen der allerchristlichsten Könige keine Rechtfertigung findet, daß im Gegentheil diese Gebräuche und Erlasse das Predigen immer als das Amt der Pfarrer und nicht als das Recht der Polizeigewalt betrachtet haben, welche Sie der Herrschaft zuschreiben.

Sie kündigen mir an, daß Sie sich mit mir vor Gott, dem Schöpfer der Zeiten und Wesen, vernichten; ich wünsche, daß Sie und ich es mit genügendem Glauben, Vertrauen, Demuth und Reue über unsere Sünden thun, um zu verdienen, daß er auf uns die gnädigen Blicke seiner Barmherzigkeit werfe. Ich komme noch einmal, Sie einzuladen, Sie zu bitten und zu beschwören, jene Ewigkeit nicht aus dem Auge zu verlieren, welcher Sie so nahe sind, und in welcher nicht bloß jene kleinen Wechselfälle des Lebens, sondern auch der Stolz menschlicher Größe, der Überfluß der Reichthümer, der Hochmuth der Schöngeister, die falschen Vernunftschlüsse der vorgeblichen menschlichen Weisheit, überhaupt alles, was zu der täuschenden Figur dieser Welt gehört, sich verliert.

Wenn meine Ermahnungen nicht ganz nach Ihrem Geschmacke sind, so schmeichle ich mir doch mit dem Gedanken, daß Sie wenigstens überzeugt sind, nur die Liebe zu meiner Pflicht und der Eifer, zu Ihrem wahren und gründlichen Glücke beizutragen, haben mir dieselben eingegeben. Manche Personen werden sich von menschlichen Rücksichten bestimmen lassen und Ihnen

eine von der meinigen ganz verschiedene Sprache reden; aber in Folge eines unwandelbaren Grundsatzes, den ich mir daraus gemacht, nur im Hinblick auf Gott und nach seinem heiligen Willen zu handeln, suche ich weder die Schmeichelei, noch fürchte ich die Satire, und ich bin vollständig gefaßt, eher alle Streiche menschlicher Bosheit zu erdulden, als irgendwie von dem abzulassen, was ich vor Gott als Pflicht meines Amtes erkannt habe.

Wenn ich mich im Übrigen auch der gewöhnlichen, bei den Menschen eingeführten Formel bediene, so werde ich doch mit nicht weniger Aufrichtigkeit mein ganzes Leben hindurch mit dem heißesten Verlangen nach Ihrem Heil und mit Achtung verbleiben rc."

Auf diesen entschiedenen Brief des Bischofs hin, der Voltaire deutlich genug zeigte, daß Msgr. Biord weder beschränkt wie P. Adam, noch ängstlich wie Pfarrer Gros war, suchte der Patriarch nach einem überraschenden Mittel, sich möglichst heil aus der Verlegenheit zu ziehen. Er antwortete daher unter dem 29. April:

Nr. IV a. „Monseigneur!

Ihr zweiter Brief setzt mich noch mehr in Erstaunen als der erste. Ich weiß nicht, welche falsche Anschuldigungen mir so viel Bitterkeit von Ihnen haben zuziehen können. Man hat sehr einen gewissen Ancian, Pfarrer des Dorfes von Moens, in Verdacht, der 1762 einen Criminalproceß beim Parlament von Dijon hatte, einen Proceß, in welchem ich ihm dienstlich war, indem ich die ihn verfolgenden Parteien bewog, sich mit einer Abfindungssumme von 1500 Livres und Erstattung der Kosten zu begnügen. Man behauptet, der Official von Gex habe sich beklagt, daß die Bürger, gegen welche er wegen der Zehnten klagbar wurde, sich an mich gewendet haben. Es ist wahr, daß sie mich um meine Hilfe angesprochen, aber ich habe mich in diese Angelegenheit nicht eingemischt; in Anbetracht, daß die Kirche als unmündig gilt (l'Eglise étant mineure), ist es unglücklicherweise sehr schwer, einen solchen Proceß auf gütlichem Wege zu schlichten. Ich habe mit meinem eigenen Pfarrer in einem ähnlichen Falle mich abgefunden, freilich, indem ich ihm weit mehr gab, als er verlangte, und so kann ich denn ihn unmöglich in Verdacht haben, mich bei Ihnen angeschwärzt zu haben. In Bezug auf die übrigen Processe zwischen meinen Nachbarn glaube ich, sie alle beigelegt zu haben, und ich sehe darum nicht ein, wie ich irgend Jemand im Lande Gex Grund gegeben haben sollte, Ihnen gegen mich zu schreiben. Ich weiß, daß ganz G . . . . den A . . . . du R . . .[1] anklagt, dessen Namen ich nicht kenne, er schreibe nach allen Seiten hin und säe überall Verleumdung; aber Gott behüte mich, daß ich ihn eines so infamen Treibens beschuldige, ohne daß ich dafür die überzeugendsten Beweise habe. Es ist tausendmal besser, zu schweigen und zu dulden, als den Frieden durch allzu gewagte

[1] „Den Advokaten des Königs."

Klagen zu stören; aber indem ich diesen kostbaren Frieden in meiner Nachbarschaft befestigte, habe ich seit langem geglaubt, auch meiner Person denselben verschaffen zu sollen.

Die Herren Syndici der Landstände, die Pfarrer meiner Länder, ein Civilrichter, ein Oberer eines Ordenshauses, welche eines Tages bei mir zu Besuch waren und sich höchst entrüstet über die Verleumdungen zeigten, welche man damals durch den Pfarrer Ancian zum Dank dafür, daß ich ihn aus den Händen der Gerechtigkeit gerettet hatte, in Umlauf gesetzt glaubte, unterschrieben mir ein Zeugniß, welches diese Verleumdungen zerstörte. Ich habe die Ehre, Monseigneur, Ihnen dieses authentische Stück in einer dem Original gleichlautenden Abschrift zu übersenden. Eine andere Copie sende ich dem ersten Präsidenten des Parlaments von Bourgogne und dem Herrn General-Procurator, um so der Wirkung all der Umtriebe zuvorzukommen, welche Ihre Ehrlichkeit und Billigkeit überrumpelt haben mögen. Sie werden sehen, wie falsch es ist, daß die fraglichen Pflichten bloß in diesem Jahre erfüllt sein sollten; Sie werden zweifelsohne empört sein, daß man Sie so gröblich zu hintergehen gewagt hat. Ich verzeihe von ganzem Herzen Allen, welche diese gehässige Intrigue anzuspinnen gewagt haben; ich beschränke mich darauf, sie zu verhindern, mir zu schaden, ohne ihnen jemals schaden zu wollen; ich versichere Sie, daß der Friede, welcher das beständige Ziel meines Strebens ist, in meinen Ländern nicht getrübt werden soll.

Die literarischen Kleinigkeiten haben durchaus keine Beziehung zu den Pflichten eines Bürgers und Christen; die schöne Literatur ist nur ein Unterhaltungsmittel; die Wohlthätigkeit, die gründliche, nicht abergläubische Frömmigkeit, die Liebe des Nächsten, die Gottergebenheit müssen die Hauptbeschäftigung eines jeden ernstlich denkenden Mannes sein; ich bemühe mich nach Kräften, diesen meinen Verpflichtungen in der Einsamkeit, die ich täglich stiller und tiefer mache, getreulich nachzuleben; allein meine Schwäche entspricht schlecht meinen Bemühungen, und so vernichte ich mich noch einmal mit Ihnen vor der göttlichen Vorsehung; denn ich weiß, daß man vor Gott nur drei Dinge bringt, welche in seine Unermeßlichkeit nicht einzugehen vermögen: unser Nichts, unsere Fehler und unsere Reue. Ich empfehle mich Ihren Gebeten ebenso als Ihrer Billigkeit. Ich habe die Ehre, mit Achtung zu sein ꝛc.“

Nr. IVb. „Copie der Bescheinigung, von der oben die Rede war.

Wir Unterzeichnete bestätigen, daß Herr von Voltaire, ordentlicher Kammerherr des Königs, einer der Vierzig der französischen Akademie, Herr von Ferney, Tourney, Prégny und Chambézy, im Lande Gex bei Genf, nicht bloß die Pflichten der katholischen Religion in der Pfarrei Ferney, in welcher er wohnhaft ist, erfüllt hat, sondern auch, daß er die Kirche auf seine Kosten hat bauen und ausschmücken lassen, daß er lange Zeit einen Schulmeister unterhalten hat, daß er auf seine Kosten die unbebauten Ländereien mehrerer Bewohner gerodet, diejenigen, die keinen Pflug hatten, in den Stand gesetzt, einen solchen sich zu beschaffen, ihnen Häuser gebaut, Land abgetreten

hat, und daß Ferney heute die doppelte Zahl von Einwohnern gegen damals zählt, als Voltaire es noch nicht in Besitz genommen hatte, daß er keinem der Bewohner der Nachbarschaft seine Hilfe versagt hat.

Aufgefordert, dieses Zeugniß abzulegen, geben wir es als die lauterste Wahrheit.

Gezeichnet: Gros, Pfarrer; Sauvage de Verny, Syndicus des Adels; Fabry, erster General-Syndicus und Subdelegirter der Intendanz; Christin, Advocat; David, Prior der Carmeliten; Adam, Priester, und Fournier, Pfarrer.

Controlirt[1]: Gex, den 28. April 1768. Empfangen 13 Sols.

Gezeichnet: Delachault.

Ich Unterzeichneter, Claudius Raffo, königlicher Notar in der Grafschaft Gex, residirend zu Ferney, erkläre, daß ich Wort für Wort vom Original selbst das mir vom Herrn von Voltaire überreichte und wieder abgenommene obige Zeugniß ausgezogen und verglichen habe — Alles auf sein Verlangen.

Ferney, den 28. April 1768.

Gezeichnet: Voltaire und ich, obgenannter Notar.

Controlirt: Gex, den 28. April 1768. Empfangen 6 Sols, 6 Deniers.

Gezeichnet: Delachault.

Zur Expedition an Herrn von Voltaire.

C. Raffo, Notar."

Was mag wohl Voltaire sich vergnügt die Hände gerieben haben, als er dem Bischof mit einer solchen authentischen Copie aufwarten konnte! Wie würde der vorlaute Prälat verblüfft stehen vor einem solchen Zeugniß! Man muß in der That die Briefe des Bischofs noch einmal und den letzten des Patriarchen gar zweimal nachlesen, und schließlich wird man ebenso unwissend sein als vorher, was eigentlich das Beweisstück beweisen soll.

Bischof Biord antwortet unter dem 2. Mai 1768:

Nr. V. „Mein Herr!

Sie schreiben also auf Rechnung der Bitterkeit, was bei mir in Wirklichkeit nur eine Folge des Eifers ist, von dem ich für Alles erfüllt sein muß, was in meiner Diöcese Bezug hat auf das Heil der Seelen und die Ehre meiner Religion. Diese Wahrnehmung hätte mir jede weitere Antwort untersagen müssen, wenn ich nicht zugleich geglaubt hätte, durch mein jetziges Schreiben jene Personen rechtfertigen zu sollen, welche Sie anklagen, Sie bei mir verleumdet zu haben. Herr Ancian, der Herr Dechant von Gex, der Herr Advocat des Königs haben mir nicht mehr von Ihnen gesprochen als alle Anderen, und wenn sich Gelegenheit dazu bot, haben sie mir viel weniger gesagt, als ich schon durch die Stimme des Publikums gehört hatte.

---

[1] D. h. in das officielle Gegenregister eingetragen. Daher auch die Sporteln.

Sie müssen also den Hinterbringungen jener Personen durchaus nicht das Fundament meiner gerechten Vorhaltungen zuschreiben, die ich in der Lage war, als Bischof und Seelenhirt Ihnen zu machen.

Sie kennen die Werke, die man Ihnen zuschreibt, Sie wissen, was man von Ihnen in allen Theilen Europa's denkt, es ist Ihnen nicht unbekannt, wie nahezu alle Ungläubigen unseres Jahrhunderts sich rühmen, daß Sie ihr Oberhaupt sind, daß sie aus Ihren Schriften die Grundsätze der Glaubenslosigkeit geschöpft haben. Sie müssen sich also nicht über eine Einzelperson wegen der Anklagen gegen Sie beschweren, sondern über sich selbst und die gesammte Welt. Sind es, wie Sie behaupten, nur Verleumdungen, so müssen Sie vor Allem sich vor dem großen Publikum rechtfertigen und alle jene eines Bessern belehren, die vom Schlechten überzeugt sind. Einem wahrhaft von Herzen überzeugten Christen wird es nicht schwer werden, dieses Christenthum auch Andern zu zeigen. Er wird es nicht für erlaubt halten, das Wesen des Christenthums Lügen zu strafen durch einen Zeitvertreib, welchen Sie literarische Kleinigkeiten nennen; er wird seinen Glauben durch seine Werke zeigen; er wird mit seinen Gesinnungen an den Tag treten, sei es in seinen Schriften oder in seinem Betragen, und zwar in einer Weise, daß er der Religion die Ehre gibt, die ihr gebührt. Er schmeichelt sich nicht, die Pflichten seines Glaubens erfüllt zu haben, wenn er ein- oder zweimal einige Übungen in seiner Pfarrkirche mitgemacht, selbst nicht einmal, wenn er im Lauf langer Jahre eine oder zwei Communionen empfangen hat, über welche das Publikum sich mehr geärgert als erbaut hat. Nach all dem überlasse ich's Ihnen selbst, mein Herr, zu urtheilen, was Ihre Pflicht wäre. Drängendere Beschäftigungen erlauben mir nicht, mehr zu sagen, und wahrscheinlich habe ich Ihnen überhaupt nichts weiter zu sagen, bis eine Bekehrung Ihrerseits, wie ich sie wünsche, mich in die Lage bringt, Sie von der Geradheit meiner Belehrungen und von der Aufrichtigkeit meines Verlangens nach Ihrem Heil zu überzeugen, eines Verlangens, das immerdar unzertrennlich sein wird von der Achtung, mit welcher ich die Ehre habe, zu sein 2c."

Von diesem Brief des „allobrogischen Bischofs" war Voltaire nach dem Zeugniß Bachaumonts „niedergedonnert". Er hielt es für gerathener, keine weiteren Briefe und Zeugnisse mehr einzusenden. Auch Msgr. Biord hatte einsehen gelernt, daß er seine Zeit mit Ermahnungen und Vorstellungen bei einem so charakterlosen Menschen wie Voltaire einfach verliere. Um Ruhe in seiner Diöcese zu haben, wendete er sich nach Erschöpfung der geistlichen Mittel an den weltlichen Arm und schrieb unter dem 26. Mai direct an Ludwig XV. Er erzählte in diesem Schreiben Alles nach der Wahrheit und verlangte vom Könige Schutz gegen den Wolf, der in seiner Heerde weilte.

Wenn man Wagnière (Mémoires, I. 72) glaubt, so erfuhr Voltaire durch einen Hofmann, den Herzog von La Brillière, die ganze Geschichte,

ja erhielt eine Abschrift der Correspondenz, welche in Versailles ein rechtes Gelächter verursacht haben sollte! Auch der Herzog von Choiseul warnte Voltaire und gab ihm den Rath, sich möglichst zu entschuldigen und zu rechtfertigen. An den Bischof ließ der König durch den Grafen von St. Florentin schreiben (13. Juni 1768):

Nr. VI. „Monseigneur!

Ich habe Sr. Majestät den Brief unterbreitet, den Sie mir für den König geschrieben haben, ebenso die Copie derjenigen, welche Sie an Herrn von Voltaire gerichtet, und der Antworten, die Sie von ihm empfangen haben. Seine Majestät konnte nur aus vollem Herzen den weisen Rathschlägen zustimmen, die Sie dem Herrn von Voltaire gegeben, und den gründlich ernsten Ermahnungen, die Sie ihm gemacht haben. Seine Majestät wird ihm befehlen lassen, künftighin in der Kirche keine so unziemenden Auftritte mehr zu machen, wie Sie ihm dieselben mit Recht vorgeworfen. Es steht einem Privatherrn einer Pfarrei nicht zu, öffentliche Reden an die Bewohner zu halten, im Einzelnen mag er sie aufrütteln und, was ganz lobenswerth wäre, sie ermahnen, sich in einer der Religion und Gerechtigkeit entsprechenden Weise aufzuführen. Ich bin überzeugt, daß Herr von Voltaire über Ihre weisen Rathschläge nachgedacht haben wird. Man kann nicht vollkommener als ich die Ehre haben, zu sein 2c."

Mit dieser unter den obwaltenden Umständen fast spöttisch klingenden Freundlichkeit mußte sich der fromme Bischof begnügen. Sein Mitbruder im Amt, der Erzbischof von Paris, wurde ebenso wenig beachtet, und die sterbende Königin fand bei dem Geliebten der du Barry kein ernsteres Gehör. Der Form halber erhielt denn auch Voltaire den königlichen Befehl, künftighin nicht mehr in der Kirche zu predigen, was die Unzufriedenheit des Königs hervorgerufen habe. Also Alles, was der Bischof gegen Voltaire vorgebracht, die Pest des Ärgernisses in Ferney, die schlechten Schriften u. s. w., Alles reducirte sich für Versailles auf die Predigt. Da hatte denn Voltaire leichtes Spiel. Sofort wird der Pfarrer Gros gerufen und muß dem Schloßherrn bescheinigen, daß dieser nicht gepredigt, sondern bloß „ein Wort in Bezug auf einen Diebstahl gesagt habe, der soeben während des Gottesdienstes selbst geschehen sei, und daß er bei dieser Gelegenheit den Pfarrer und alle im Heiligthum Anwesenden ermahnt habe, alle Sonntage für die Gesundheit der Königin zu beten, von deren Krankheit man in jener Einöde noch nichts gewußt habe".

Dieses Certificat wurde nach Paris geschickt, wo man sich mit dieser sonderbaren Rechtfertigung begnügte. Voltaire fühlte sich wieder ge-

müthlich und jubelte: „Ich habe mich von meinem Staunen noch nicht erholt, als man mir mittheilte, daß dieser fanatische, erbärmliche Bischof von Annecy, sogenannter Bischof von Genf, Sohn eines sehr schlechten Maurers, dem König seine Briefe und meine Antworten zugesandt habe. Diese Antworten sind die Arbeit eines Kirchenvaters, der einen Esel unterrichtet." [1]

Nachdem Msgr. Biord eingesehen, daß seine Schritte beim König ebenso wenig gefruchtet als diejenigen bei Voltaire, entschloß er sich, wenigstens die Wiederholung der furchtbaren Sacrilegien zu verhindern, und verbot allen Priestern, ohne specielle Vollmacht und Erlaubniß Voltaire Beicht zu hören und ihm die heilige Communion zu reichen — ausgenommen natürlich den Fall höchster Noth.

Allein Voltaire hatte es nun einmal aus irgend einem Grunde nöthig, ein neues Ärgerniß in Scene zu setzen, und was Voltaire wollte, das mußte auf irgend eine Art erreicht werden.

Äußerlich hielt sich der Patriarch recht auffallend still in seiner Schloßklause; er verbrachte, wie Bachaumont (IV 62) erzählt, seine Tage „in einem erbaulichen Stillschweigen, bei dem jedoch der Teufel nicht zu kurz kam". Gegen Schluß des Jahres 1768 und während des Anfangs von 1769 war Voltaire äußerst thätig in Hervorbringung neuer Pamphlete gegen die Kirche. Hier nur einige Titel: „Vernünftige Rathschläge" — „Glaubensbekenntniß der Theisten" — „Epistel an die Römer" — „Menschenrechte und Papstanmaßungen" — „Unterrichte der Kapuziner von Ragusa" — „Gespräche über das A B C". — Das alles erschien natürlich unter fremdem Namen, und die „Brüder" erhielten Befehl, immer und immer wieder jegliche Autorschaft Voltaire's abzuläugnen. „Die Mysterien des Mitra soll man nicht veröffentlichen, wenn es auch die des Lichtes sind. Es kommt nicht darauf an, von welcher Hand die Wahrheit geboten werde, wenn sie überhaupt nur geboten wird. Man sagt: Das ist er, es ist sein Stil, seine Art, kennen Sie dieselbe nicht wieder? Ach, meine Brüder, was sind das für traurige Reden! Ihr solltet im Gegentheil auf allen Straßen rufen: Er ist es nicht!" [2] Der gute Bruder d'Alembert antwortet: „Seien Sie ruhig, wenn man Ihnen wirklich diese Werke zuschreiben wollte, so werden wir wie der Kapuziner den Jesuiten zurufen: Mentiris impudentissime!" [3]

---

[1] An d'Argental, 27. Juli 1768. [2] An d'Alembert, 1. Mai 1768.
[3] An Voltaire, 15. Juni 1768.

So nahte Ostern 1769; doch lassen wir hier dem Diener Wagnière das Wort [1]:

„In der Osterwoche 1769 dictirte mir Voltaire von seinem Bette aus und sah dabei Jemand, der sich in seinem Garten erging. Er fragte mich, wer das sei. Ich antwortete, es sei der Pfarrer von Ferney mit einem Kapuziner aus Gex, der gekommen sei, dem Pfarrer bei den Osterbeichten auszuhelfen.“

Sofort kamen Herr und Diener überein, daß jetzt die beste Gelegenheit zu einem guten Streich gegen den Bischof gekommen sei. Voltaire ließ sich einen neuen Thaler von sechs Livres geben und darauf den Kapuziner, den Wagnière so lächerlich als möglich darzustellen sucht, an sein Bett rufen.

„Mein Vater,“ so hub der scheinbar Kranke an, „wir befinden uns in der heiligen Osterzeit. Ich möchte unter diesen Umständen meine Pflichten als Franzose, Offizier des Königs und Herr dieser Pfarrei erfüllen und bitte Sie, mich hier anzuhören.“

„Es sind leider augenblicklich mehrere Personen in der Kirche, die auf mich warten,“ erwiederte der Kapuziner, „aber ich werde in drei Tagen zurückkehren und bitte den lieben Gott, Sie inzwischen in diesen guten und heiligen Gesinnungen zu erhalten.“

Und der Kapuziner steckte seinen glänzenden Thaler ein (??) und ging.

„Der Wicht hat mich angeführt,“ sagte Voltaire nicht wenig ärgerlich zu seinem Copisten; „es ist klar, daß er drei Tage Bedenkzeit verlangt hat, um sich an den Bischof zu wenden, und der Bischof wird ihm verbieten, wiederzukommen. Aber lassen Sie mich nur machen.“

Voltaire stellt sich nun krank. Während der drei Tage verläßt er das Bett nicht mehr. „Dann schickte er zu Einem Namens Bugros, eine Art Chirurgen, und ließ sich den Puls fühlen. Bugros sagt, daß er den Puls ganz ausgezeichnet finde. ‚Wie Mordieu, Esel, der Sie sind,‘ erwiederte Herr von Voltaire mit seiner Donnerstimme, ‚Sie finden meinen Puls gut? Ignorantus, Ignoranta, Ignorantum!‘ — ‚Ach, mein Herr, erlauben Sie, daß ich noch einmal fühle . . . Sie haben wirklich starkes Fieber,‘ sagte darauf der arme Teufel von Chirurg, der nicht wenig erschrocken war. ‚Pardieu, ich wußte es wohl, daß ich fieberte! Seit drei Tagen schon bin ich in diesem schrecklichen Zustand. Gehen

[1] Vgl. Mémoires, I. 72 ss.

Sie zum Pfarrer und sagen Sie es ihm; er muß wissen, was er bei einem Kranken zu thun hat, der seit mehr als drei Tagen ein heftiges Fieber hat und in Todesgefahr schwebt.‘ — Wir erwarteten noch sechs Tage lang umsonst den Kapuziner.“ Jeden Morgen ging Bugros zum Pfarrer, der sich nicht rührte, bis er schließlich erklärte, er könne nicht eher kommen, bis Voltaire öffentlich alle gottlosen, ihm zugeschriebenen Pamphlete verläugnet oder widerrufen habe. So habe der Bischof angeordnet.

Sofort schrieb Voltaire zurück: „Nur die schmachvollsten Verleumder haben Ihnen solche Dinge sagen können. Ich kann Sie versichern, daß auch kein Wort davon wahr ist, und daß nichts verhindern soll, den hergebrachten Gewohnheiten gemäß zu handeln. Sie sind zweifelsohne von den Verordnungen der Parlamente unterrichtet, und ich zweifle nicht daran, daß Sie die Gesetze des Königreichs befolgen wollen . . . Die Verordnungen aber besagen, daß man einem Kranken beim dritten Fieberanfall die Sacramente gebe. Herr von Voltaire hat deren schon acht gehabt und zwar heftige; er macht den Herrn Pfarrer von Ferney hierauf aufmerksam.“

Der Pfarrer legte den Brief bei Seite und wartete ruhig auf den verlangten Widerruf.

Da, in der Nacht vom 30. auf den 31. März, gegen ein Uhr Morgens, läßt Voltaire alle seine Leute wecken und schickt sie allzusammen zum Pfarrer, um diesem zu melden, daß ihr Herr am Tode sei und die Sacramente verlange. Wagnière überreichte folgendes Schriftstück:

Nr. VII. „Demnach Franz Maria von Voltaire, ordentlicher Kammerherr des Königs, Herr von Ferney, Tourney ꝛc., alt über 75 Jahre und von einer sehr schwachen Constitution, sich diesen Palmsonntag trotz seiner Krankheiten zur Kirche geschleppt und seit diesem Tage mehrere starke Fieberanfälle gehabt hat, wovon der Herr Bugros, Chirurge, dem Herrn Pfarrer von Ferney gemäß den Gesetzen des Königreichs ziemende Meldung gethan: sich besagter Kranke also in der völligen Unmöglichkeit befindet, zur Kirche zu gehen, um dort zu beichten und zu communiciren zur Auferbauung seiner Hörigen, wie er es schuldig ist und wie er es zur Erbauung der umwohnenden Protestanten thun möchte, so bittet er den Herrn Pfarrer von Ferney, bei dieser Gelegenheit zu thun, was die Ordonnanzen des Königs und die Beschlüsse der Parlamente im Einverständniß mit den Canones der heiligen katholischen Kirche, wie sie im Königreich Geltung hat, befehlen; in dieser Religion ist besagter Kranke geboren, hat er gelebt und will er sterben, indem er alle ihre Vorschriften ebenso wie diejenigen des Königs erfüllen will und sich anheischig macht, alle nothwendigen Erklärungen, alle verlangten Proteste, seien

es öffentliche oder geheime, abzugeben; er unterwirft sich vollständig allem, was Regel ist, er will keine seiner Pflichten, welche auch immer es sei, vernachlässigen und ladet den Herrn Pfarrer von Ferney ein, nun auch die Seinigen mit größter Genauigkeit zur Erbauung sowohl der Katholiken als der Protestanten, die in seinem Hause sind, zu erfüllen. Gegenwärtiges Schreiben ist gezeichnet von seiner Hand und von zwei Zeugen, und Copia desselben, ebenfalls gezeichnet von dem genannten Kranken und denselben Zeugen, verbleibt auf dem Schlosse und eine andere Copia sammt dem Original wird in der Hand des genannten Herrn Pfarrers von Ferney durch die beiden unterzeichneten Zeugen gelassen, vorbehalten — wenn nothwendig — sie durch Notarshand legalisiren zu lassen.

Den 30. März 1769 zehn Uhr Morgens.

Gezeichnet: Voltaire; Bigex und Wagnière, Zeugen."

Der Pfarrer legte auch diese „Erklärung" zu den übrigen und rührte sich nicht. Selbst als wiederholt ein Gerichtsbote oder dergleichen kam, um dem armen Priester mit den Gesetzen des Königreiches und einer Klage bei dem Parlamente im Weigerungsfalle zu drohen, hielt er sich standhaft und wählte zwischen dem Zorn des Bischofs und demjenigen seines Patrons Voltaire den letztern, wenn es ihn auch noch so harte Seelenkämpfe und eine solche Gemüthserschütterung kostete, daß er einige Monate später an den Folgen dieser schrecklichen Nacht starb [1]. Er verlangte standhaft den vorgeschriebenen „Widerruf".

Voltaire sah sich darum gezwungen, einigermaßen wenigstens dem Willen des Bischofs nachzugeben.

Nr. VIII. „Im Jahr tausendsiebenhundertneunundsechzig, auf dem Schlosse von Ferney, den einunddreißigsten März: vor mir unterzeichnetem Claudius Raffo, königl. Notar in der Grafschaft Gex, residirend in Ferney, und in Gegenwart nachbenannter Zeugen ist erschienen Messire Franz Arouet von Voltaire, ordentlicher Kammerherr des Königs, Einer der Vierzig der französischen Akademie, Herr von Ferney, Tourney, Prégny und Chambézy, wohnhaft in seinem genannten Schloß, welcher erklärt hat, daß, da der Namens Nonote, weiland sogenannter Jesuit, und der Namens Guion, sogenannter Abbé, gegen ihn ebenso dumme als verleumderische Schmähschriften gerichtet, in welchen sie den genannten Messire von Voltaire anklagen, es an Achtung gegen die katholische Religion haben fehlen zu lassen, er es der Wahrheit, seiner Ehre und Frömmigkeit schuldet, zu erklären, daß er niemals aufgehört hat, zu achten und auszuüben die im Königreich anerkannte katholische Religion; daß er seinen Verleumdern verzeiht, daß, falls ihm jemals etwas Unziemendes entschlüpft wäre, was der Staatsreligion nachtheilig wäre, er Gott und den

[1] Voltaire freilich behauptet, er habe sich todtgetrunken; allein selbst Wagnière gesteht den andern Grund ein (l. c. p. 77).

Staat um Vergebung bittet, daß er gelebt hat und sterben will in der Beobachtung aller Gesetze des Königreiches und in der diesen Gesetzen eng verbundenen katholischen Religion. — Gethätigt und vorgelesen auf genanntem Schloß, am genannten Tag, Monat und Jahr wie oben, in Gegenwart des hochw. Herrn Anton Adam, Priester, weiland sogenannter Jesuit; des Herrn Claudius Stephan Mausié, Goldschmied-Juwelier; des Herrn Bugros, Chirurg von der königlichen Akademie zu Montpellier, geschworener Chirurg in dieser Grafschaft; des Peter Larchevêque, Syndicus ꝛc.; des Herrn Simon Bigex, Bürger von Balme de Thuy im Genfer Land, wohnhaft zu Ferney, der Zeugen, welche gerufen wurden und mit dem genannten Messire von Voltaire und mir genanntem Notar unterschrieben haben. — Controlirt zu Gex, den 6. April 1769. Empfangen 21 Sols.

Gezeichnet: Delachault."

Als dem Pfarrer dieses neue Document gebracht wurde, glaubte er sich ermächtigt, dem Kapuziner, P. Joseph, den Gang zum „Kranken" zu gestatten. Der Ordensmann wußte im Übrigen, was er zu thun hatte.

Wir müssen nun für das Folgende noch einmal auf die Erzählung Wagnière's zurückkommen, der behauptet, durch eine nur angelehnte Thüre Ohrenzeuge folgender Scene gewesen zu sein. Als der Kapuziner zu Voltaire geführt war und der lauschende Diener sich in das Nebenzimmer geschlichen, soll der Patriarch also begonnen haben:

„Mein Pater, ich erinnere mich nicht mehr ganz gut meines Confiteor in dem Zustand, in dem ich mich befinde. Sagen Sie es mir ebenso wie das Credo nur gütigst vor, ich werde es nachsprechen." Das thaten die Beiden denn auch, nach Wagnière mit einem solchen kauderwelschenden Durcheinander von allerlei Formeln, daß es unmöglich war, etwas zu verstehen. Der Kranke fuhr fort: „Hören Sie jetzt. Ich gehe nicht so oft zur Messe, als man soll, aber meine beständigen Leiden hindern mich daran. Ich bete Gott in meinem Zimmer an. Ich füge Niemanden Übles zu, ich suche soviel Gutes zu thun, als ich kann, ich nehme dessen zum Zeugen Gott, meine Pfarrgenossen, meine Dienerschaft und die ganze Provinz. Und so bitte ich denn, mir die Absolution zu geben." — „Aber," erwiederte der Pater, „Sie sind hier, um zu beichten und nicht, um sich eine Schutzrede zu halten; man spricht von schlechten Büchern, über die Sie sich nicht anklagen. Um auf Alles zu antworten, unterschreiben Sie dieses Blatt." Und hierbei zog — nach Wagnière — der Pater ein vom Bischof von Annecy verfaßtes Glaubensbekenntniß aus dem Kuttenärmel. „Wie, mein Pater!" fragte der Kranke, „haben wir eben nicht das Symbolum der Apostel gesprochen, welches doch Alles enthält? Halten wir uns daran, um später nicht angeklagt zu werden,

wir hätten gefährliche Neuerungen eingeführt." — Es entstand nun, wie Wagnière behauptet, ein langer Streit zwischen den Beiden; der Eine sprach immer vom apostolischen Symbolum allein, der Andere von der ausführlicheren Formel des Bischofs, und das Alles zwischen Tiraden Voltaire's über Verleumdung, Toleranz u. s. w., die der Kapuziner seinerseits unterbrach, indem er sein Papier zeigte. „Geben Sie mir sofort die Absolution," sagte endlich Voltaire mit Nachdruck, und der Kapuziner, nach Wagnière's Behauptung verblüfft und verwirrt, sprach das Absolvo aus und ließ sein Papier wieder im Kuttenärmel verschwinden.

Noch einmal, so erzählt der einzige geheime Ohrenzeuge Wagnière. Nach ihm also hatte Voltaire das Glaubensbekenntniß nicht abgelegt und noch weniger unterschrieben. Lassen wir die Frage einen Augenblick als eine offene bestehen.

Am folgenden Tage, als am 1. April, ging nun auch der Pfarrer mit der heiligen Wegzehrung zum Kranken. Es wurde wieder ein Document aufgenommen, das als Fortsetzung des oben mitgetheilten lautet:

Nr. IX a. „Und seitdem auf demselben Schloß, um neun Uhr Morgens des ersten Aprils des benannten Jahres vor demselben Notar und in Gegenwart der nachgenannten Zeugen ist erschienen der genannte Messire Franz Maria Arouet von Voltaire, ordentlicher Kammerherr u. s. w. [wie oben], der, unmittelbar nachdem er — ich sage in seinem Bett, auf dem er krank liegt — von dem Herrn Pfarrer von Ferney die heilige Communion empfangen hatte, folgende Worte gesprochen hat: ‚Da ich meinen Gott im Munde habe, so erkläre ich, daß ich Allen aufrichtig verzeihe, die an den König Verleumdungen gegen mich geschrieben und in ihrer schlimmen Absicht keinen Erfolg gehabt haben.' — Der genannte Messire von Voltaire hat mich beauftragt, Act von dieser Erklärung zu nehmen, was ich gethan in Gegenwart des hochw. Herrn P. Gros, Pfarrer von Ferney; von Anton Adam, Priester, weiland sogen. Jesuit; des genannten Simon Bigex; Claudius Joseph, Kapuziner des Klosters Gex; des genannten Bugros, Chirurg; Stephan Mausié, Goldschmied-Juwelier; P. Larchevêque, Syndicus von Ferney, dort wohnhaft, unterschriebene Zeugen mit genanntem Messire von Voltaire und mir, genanntem Notar. — Controlirt zu Gex, den 6. April 1769. Empfangen 21 Sols.

Gezeichnet: Delachault.

Ausgefertigt für den genannten Herrn Pfarrer von Ferney.

Gezeichnet: Claudius Raffo, Notar.

Zugleich wurde Folgendes protokollirt:

Nr. IX b. „Wir Unterzeichnete erklären, zugegen gewesen zu sein, als der genannte Messire von Voltaire sein Glaubensbekenntniß (Confession de

Foi) abgelegt hat, bevor er von dem genannten hochw. Herrn Pfarrer von Gex die heilige Communion empfangen hat.

Ferney, am genannten Tag, 1. April 1769.

Gezeichnet: C. Raffo, Bugros, P. Larchevêque, Syndicus."

Es folgt das Krankheitsattest.

Nr. IX c. „Ich unterzeichneter Chirurge, Doctor der königlichen Akademie von Montpellier, bescheinige, daß Herr von Voltaire, Ritter, Herr von Ferney und anderen Orten, zehn starke Fieberanfälle gehabt hat und gefährlich krank ist.

Ferney, diesen ersten April 1769.

Gezeichnet: Bugros, Chirurg."

So also wurde am Morgen des ersten April das neue Geheimniß der Bosheit vollendet. Trotz aller Vorsicht des Bischofs hatte Voltaire ein neues Sacrileg zu den früheren gefügt. Kaum ist Voltaire wieder mit seinem Diener allein, so springt der Todtkranke geheilt aus dem Bett und ruft: „Der Wicht von Kapuziner hat mir die Geschichte etwas versalzen, aber sie amusirt mich doch und thut mir recht gut. Ich hatte Ihnen ja gesagt, daß ich beichten und communiciren würde trotz dem Biord. Auf, machen wir einen Rundgang durch den Garten."

Ihrerseits berichteten Beichtvater und Pfarrer an den Bischof, was in Ferney geschehen. Da fand sich denn, daß sie in einem wichtigen Punkt ihre Pflicht versäumt und unterlassen hatten, auf der Stelle von dem abgelegten öffentlichen Glaubensbekenntniß in der richtigen Weise Act nehmen zu lassen. Sie hatten freilich die kurze Erklärung des Notars, des Chirurgen und des Syndicus (vgl. oben Nr. IX b) sammt dem Krankheitsattest eingeschickt; allein in dieser Erklärung fehlt der Wortlaut des Bekenntnisses, das Actenstück hatte darum nicht den vollen Werth. So gab also der Bischof Befehl, das Versäumte sofort nachzuholen. Es versammelten sich daher am 15. April 1769 Einige der Betheiligten und setzten folgende Erklärung auf:

Nr. X. „Im Jahre 1769, den 15. April sind vor mir, dem unterzeichneten Claudius Raffo, königlichem Notar in der Grafschaft Gex, mit der Residenz in Ferney, und in Gegenwart der nachbenannten Zeugen erschienen der hochw. Herr P. Gros, Priester und Pfarrer in genanntem Ferney; der hochw. P. Claudius Joseph, Priester und Kapuziner des Klosters Gex; P. Larchevêque, Syndicus von genanntem Ferney; Claudius Stephan Mausié, Goldschmied-Juwelier; Johann Baptista Anton Wilhelm Ludwig Bugros, Chirurg von der königlichen Akademie zu Montpellier und Geschworener in genannter Grafschaft Gex, und Peter Jacquin, Schulmeister, wohnhaft in genanntem

Ferney, welche erklärt haben, gegenwärtig gewesen zu sein, als Messire Franz Maria Arouet von Voltaire, ordentlicher Kammerherr des Königs u. s. w. [wie oben], das nachfolgende Glaubensbekenntniß am ersten April dieses Jahres um 9 Uhr Morgens vor Empfang der heiligen Wegzehrung ablegte: ‚Ich glaube festiglich alles, was die katholische, apostolische und römische Kirche glaubt und bekennt. Ich glaube an einen einzigen Gott in drei Personen, Vater, Sohn und heiligen Geist, die wirklich verschieden sind und gleichwohl eine gleiche Natur, gleiche Gottheit und gleiche Macht haben; ich glaube, daß die zweite Person Mensch geworden ist, daß sie Jesus Christus heißt, welcher für das Heil der Menschen gestorben ist; daß er die heilige Kirche gestiftet hat, welcher das Recht zusteht, den wahren Sinn der heiligen Schrift zu entscheiden. Ich verdamme auch alle Ketzereien, welche diese Kirche verdammt und verworfen hat, sowie alle Auslegungen und Erklärungen, die man hier machen könnte.

Diesen wahren und katholischen Glauben, außer welchem man nicht selig werden kann, bekenne und erkenne ich für den einzig wahrhaften Glauben. Ich schwöre, verspreche, verbinde mich, ihn zu bekennen und mittelst der Gnade Gottes in diesem Glauben zu sterben.

Ich glaube auch mit einem festen Glauben und bekenne alle und jede Artikel, die in dem apostolischen Glaubensbekenntniß enthalten sind (welches er in lateinischer Sprache sehr deutlich ausgesprochen hat). Ich erkläre ferner, daß ich eben dieses Glaubensbekenntniß[1] in die Hände des genannten hochw. P. Kapuziners abgelegt habe, bevor ich beichtete.‘ Also lautet die Abhörung der gedachten Zeugen, welche sie mit einem wahrhaften Eide bekräftigt und von mir eine Urkunde darüber verlangt, die ich gegeben habe nach Recht und Pflicht. Gethätigt, vorgelesen und vollzogen im Pfarrhaus von besagtem Ferney in Gegenwart des Bernard Jaquet, Handwerker, Johann Larchevêque, weiland Syndicus, wohnhaft in besagtem Ferney, als berufener Zeugen. Die genannten Parteien und Zeugen haben unterzeichnet mit mir, besagtem Notar, nicht aber die genannten Zeugen, weil sie nicht schreiben konnten.

Controlirt zu Gex am genannten Tag, 15. April 1769. Empfangen 21 Sols.

Zum zweiten Mal ausgefertigt für den genannten Herrn Pfarrer von Ferney.

Gezeichnet: Claudius Raffo."

So die authentische Erklärung. Der Bischof von Annecy wollte nicht ein zweites Mal vor aller Welt als der Betrogene oder Leichtfertige da-

---

[1] Der Text hat nicht „Symbole", sondern „cette même Confession de Foi", also die Formel des Bischofs. Also diese hat Voltaire auch in der Beicht abgelegt.

stehen. Er sammelte alle Actenstücke von diesem und dem vorigen Jahre und übergab sie als unwiderlegliche Beweisstücke zur Beurtheilung Voltaire's dem christlichen Europa. Die kleine Sammlung trug den Titel:

Glaubensbekenntniß
des Messire Franz Maria Arouet von Voltaire,
Herrn von Ferney, Tourney, Prégny und Chambézy,
nebst einigen Schriftstücken, die darauf Bezug haben.
Annecy 1769.

Was thut Voltaire? Am 24. Mai schreibt er an d'Alembert: „Schauen Sie, ich bitte Sie, was es mit den frommen Betrügereien auf sich hat. Ich empfange in meinem Bette das heilige Viaticum, welches mir mein Pfarrer in Gegenwart der Hähne meiner Pfarrei bringt; indem ich meinen Gott im Munde habe, erkläre ich, daß der Bischof von Annecy ein Verleumder ist, und ich lasse darüber einen notariellen Act aufnehmen. Darüber erbost mein Maurer von Annecy, ist verzweifelt wie ein Verdammter, droht meinem guten Pfarrer, meinem frommen Beichtiger und meinem Notar. Was thun die? Sie versammeln sich heimlich nach zehn Tagen und setzen einen Act auf, in dem sie unter Eid versichern, daß sie mich ein Glaubensbekenntniß haben ablegen hören, nicht zwar das des ‚savoyischen Vikars', sondern aller savoyischen Pfarrer — es ist in der That in einem Schornsteinfegerstil geschrieben. Sie schicken diesen Act dem Maurer, ohne mir etwas zu sagen, und kommen dann später und beschwören mich, sie nicht Lügen zu strafen. Sie sind geständig, einen falschen Eid geschworen zu haben, um sich aus der Patsche zu ziehen. Ich halte ihnen vor, daß sie auf dem Weg der Verdammniß sind, gebe ihnen zu trinken, und sie sind zufrieden."

So der Meister. Der Diener erzählt seinerseits in seinen Memoiren (I. 86), daß er (Wagnière) seinen Herrn aufmerksam darauf gemacht habe, der Bischof von Annecy habe die Schriftstücke drucken lassen. Voltaire soll ihm geantwortet haben: „Ich will acht oder neun Menschen nicht an den Galgen bringen, obwohl sie einen lächerlichen und höchst falschen Act fabricirt haben. Ich begnüge mich damit, sie zu bedauern. Wenn Priester in unserm Jahrhundert fähig waren, eine solche Schändlichkeit zu begehen, so urtheile man, was sie in den unwissenden barbarischen Zeiten mögen gethan haben." Auch Wagnière fügt noch hinzu, Voltaire habe den Zeugen das Geständniß ihres Betruges abgezwungen und ihnen dann verziehen.

Schließen wir die Erzählung mit dem Urtheile Friedrich' II. in seinem Briefe an d'Alembert vom 2. Juli 1769, worin der Preußenkönig zuerst die Unternehmungen der Fürsten gegen die Kirche Voltaire zuschreibt und zur Ehre anrechnet, dann aber fortfährt: „Nach all diesen schönen Dingen bin ich ein bischen erzürnt, daß er so platterweise seine Ostern halte und dem Publikum eine so triviale Posse vorführe, daß er sein Glaubensbekenntniß drucken lasse, dem doch Niemand Glauben beimißt, und daß er das männlich schöne Gewand der Philosophie durch die Komödiantenkleidung der Heuchelei entstellt."

Das sind die Acten. Wir rufen nun jeden unbefangenen Leser zum Richter auf zwischen den „fälschenden Pfaffen" des Herrn Dr. Mahrenholtz und dem „Heuchler" des Preußenkönigs Friedrich' II.

Hat Voltaire wirklich das im Document Nr. X bezeichnete Glaubensbekenntniß nach der Vorschrift Bischof Biords zweimal, d. h. vor der „Absolution" und vor der Communion, abgelegt oder nicht?

Gegen die Thatsache der Ablegung des Glaubensbekenntnisses haben wir in Bezug auf die „Beicht" nur das Zeugniß des lauschenden Wagnière, in Bezug auf die Communion nur die Äußerung Voltaire's in zwei Briefen an Freunde (d'Argental, 7. Juli, und d'Alembert, 4. Juni), worin er behauptet, die Zeugen seien vor ihm des Meineids geständig gewesen, eine Behauptung, die freilich durch die Erzählung Wagnière's in seinen Memoiren a. a. O. bestätigt wird.

Sind nun diese Zeugen, d. h. Voltaire und sein Secretär, glaubwürdig, selbst wenn kein entgegenstehendes Zeugniß vorhanden wäre?

Wir müssen sagen — aus innern und äußern Gründen — nein. Die ganze infame „Posse" der sacrilegischen Beichte und Communion ist ein solches Gewebe von Lüge, Betrug und Heuchelei von Seiten des Herrn und Dieners, daß Beide absolut keinen Glauben mehr verdienen, wenn sie ohne hinreichenden Beweis etwas bloß auf ihre Ehrlichkeit hin behaupten. Oder ist die Erzählung gerade hier innerlich so wahrscheinlich, daß man sich über die gewohnte Verlogenheit der Zeugen hinwegsetzen könnte? Was wird uns als Grund angegeben, der den P. Joseph und den Pfarrer nach so langer, energischer Weigerung plötzlich soll veranlaßt haben, gegen die Vorschrift des Bischofs zu handeln, von dem Glaubensbekenntniß abzusehen? Nichts, rein gar nichts! Auf den nächtlichen Überfall, auf das Erscheinen des Gerichtsboten, auf die Declaration der Todesgefahr hin bleiben Beichtvater und Pfarrer ruhig, und nun sollen sie plötzlich ohne jeden ersichtlichen Grund auf alle For-

derung verzichtet, dem Heuchler Absolution und Viaticum bedingungslos gegeben haben? Das glaube, wer will.

Über Voltaire's „Glaubwürdigkeit" brauchen wir wohl kein Wort zu verlieren, sie ist anerkanntermaßen absolut gleich Null. Freund und Feind sind darüber einig.

Aber der Diener? „Wagnière war von 1756—1778 Voltaire's Secretär und ist daher für diese Zeit am ausführlichsten und genauesten unterrichtet, doch auch für die frühere Zeit flossen ihm mancherlei sichere Nachrichten von Voltaire selbst oder dessen Freunden zu. Seine Auffassung ist eine durchaus idealisirende, der des Commentaire[1] im Ganzen verwandte. Vor Allem ist er bemüht, jede Charakterlosigkeit und Schwäche seines Gebieters zu verschweigen oder zu verhüllen und besonders die Feindschaft des Philosophen gegen das religiöse Herkommen abzuläugnen. Nun hat er in zwei Fällen, wo es sich um ein im Jahre 1769 Voltaire zugeschriebenes Glaubensbekenntniß und um die Fälschung seiner letzten Erklärung handelt, durchaus die Wahrheit auf seiner Seite, aber wie viele kleinliche Züge dieser Art übergeht er!"

Diese Charakteristik Wagnière's stammt aus der Feder des Dr. Mahrenholtz (vgl. die ganze Stelle, in der noch des Weitern die Unzuverlässigkeit der Memoiren und deren Gründe aufgeführt sind: „Voltaire's Leben und Werke", I. Theil S. 19 f.). Also im Allgemeinen idealisirt, verschweigt und verhüllt Wagnière das Ungünstige, nur in den zwei Fällen hat er die Wahrheit auf seiner Seite. Warum gerade diese beiden Male? Das vergißt Dr. Mahrenholtz uns zu sagen. Wir glauben also bis auf Weiteres dem Diener auch in diesen beiden Fällen nicht, schon weil die Sache *in sich* unwahrscheinlich ist. —

Für die in sich wahrscheinliche Thatsache, daß Voltaire das fragliche Glaubensbekenntniß abgelegt, haben wir das officielle Document, dessen Authenticität, d. h. officielle, gesetzesmäßige Abfassung selbst Voltaire nicht läugnet.

In diesem Document bezeugen der Pfarrer, der Kapuziner, P. Adam, der Chirurg, der Syndicus und der Schulmeister vor demselben Notar, der alle anderen Actenstücke verfaßt, der bei dem in Frage stehenden Act des Glaubensbekenntnisses zugegen war, daß Voltaire dasselbe einmal in ihrer Gegenwart abgelegt und zudem erklärt hat, es ein erstes Mal in der Beicht abgelegt zu haben. Sie bekräftigen diese Aussage mit einem Eide.

---

[1] Der Voltaire'schen Autobiographie.

Nun fragt man sich: wenn dieses Document nicht die Wahrheit enthält, welcher geschichtlichen Quelle ist dann noch zu glauben?

Wenn die Liebe zur Wahrheit nicht mehr stark genug gewesen wäre, die acht oder neun Männer von einem feierlichen, schriftlich, ja notariell fixirten Meineid abzuhalten, müßte nicht die Furcht vor Voltaire und dem Gegenzeugniß der übrigen bei der Communion anwesenden Personen sie eines Bessern belehrt haben? Brauchte nicht Voltaire bloß die Klage auf Meineid zu erheben, um sie Alle unrettbar zu verderben? Oder hatte etwa Voltaire nicht Credit genug bei Hofe gegen den Bischof, um eine in diesem Falle gerechte Klage anzustrengen? Das aber hat er nie gethan; niemals hat er, mit Ausnahme der paar sehr geheimen Briefe, den vorgeblichen Meineid behauptet. Und welch eine schöne Gelegenheit, den „Pfaffen" endlich einmal eine „Fälschung", einen Meineid nachweisen zu können! Wie hätte den Philosophen diese eine That in den Augen aller Freunde gerechtfertigt, ja verherrlicht bis auf unsere Tage! Bischof Biord läßt das Document öffentlich drucken, kein Widerruf, nicht der leiseste Widerspruch erfolgt — aus dem einzigen Grunde, weil jeder Protest unmöglich war.

Wozu aber überhaupt das gefährliche Mittel des Meineids und der Fälschung von Seiten des Bischofs oder der Betheiligten?

Was konnte die Kirche für einen Nutzen haben von einem Glaubensbekenntniß, an das doch Niemand glaubte oder auch nur einen Augenblick glauben konnte? Der einzige Grund, welcher den Bischof bewog, das Zeugniß zu verlangen, war die Rechtfertigung der Handlungsweise seiner Priester, d. h. der Beweis, daß diese nur dann erst die Sacramente gespendet, als von Seiten Voltaire's alle Bedingungen äußerlich erfüllt, die heuchlerische Bitte um die Sacramente perfect geworden war. Wenn aber Voltaire sich einmal vorgenommen, „seine Ostern zu halten", d. h. vor dem heuchlerischen Mittel einer sacrilegischen Beicht anerkanntermaßen nicht zurückgescheut war, soll er da vor dem eines Glaubensbekenntnisses stehen geblieben sein? Ist etwa die Beicht ein weniger deutliches Glaubensbekenntniß als die Formel des Bischofs? Oder enthält die Formel des Bischofs mehr als eine Umschreibung des Symbolums der Apostel? Hatte zudem Voltaire sich nicht (vgl. oben Nr. VII) zu jeder öffentlichen Erklärung bereit gezeigt? Wenn die Priester, Gros und P. Joseph — denn nur diese hätten vom Bischof etwas zu fürchten gehabt —, gewissenlos genug gewesen wären, aus Furcht vor dem Bischof den Meineid zu thun, wären sie dann nicht gescheidter gewesen, gleich

mit Sack und Pack in das Lager der Philosophen zu flüchten, die ihnen sicher einträglichere Pfründen verschafft hätten?

Kurz: wer gibt uns das Recht, einem notariellen, anerkannt authentischen Act nicht mehr zu glauben, ihn für eine Fälschung zu halten, bloß weil Voltaire in zwei Briefen und sein Diener in seinen Memoiren diesen Act verdächtigt haben?

Wie viele Werke Voltaire's bleiben noch übrig, wenn man jene abrechnet, die er wiederholt auf das Energischste abgeläugnet und durch seine Freunde hat abläugnen lassen?

Wie viele Thaten Voltaire's sind noch geschichtlich erwiesen, wenn das Läugnen Voltaire's oder seiner Diener, Wagnière's insbesondere, als geschichtliche Zeugnisse angenommen werden?

Dr. Mahrenholtz aber wird fortfahren, das Glaubensbekenntniß des Jahres 1769 ein „gefälschtes", „ein Muster pfäffischer Intriguenkunst" zu nennen. Er mag es.

W. Kreiten S. J.

Die Entwicklung der Instincte in der Urwelt.

(Fortsetzung.)

Es ist Zeit, daß wir die miocänen Gewässer verlassen, um friedlichere Bilder aus dem Leben der landbewohnenden Insekten zu betrachten.

Die pflanzenfressenden Käfer unserer Wälder und Fluren haben eine wichtige Aufgabe im Haushalte der Natur zu erfüllen. Sie erhalten das Gleichgewicht unter den Pflanzenarten, indem sie durch den Tod der einen das Leben der anderen befördern; und selbst für jene Arten, deren gefährlichste Feinde sie zu sein scheinen, sind sie nicht selten gute Freunde; denn indem sie eine alte, abgelebte Generation zu Grabe geleiten, bereiten sie für deren lebensfrische Nachkommen den Weg zu Luft und Licht und fröhlichem Gedeihen. Diesem Berufe kamen die phytophagen Käfer schon in der Vorwelt nach.

In unseren Kiefernwaldungen durchbohrt eine schlanke, weiße Larve mit den Kinnbacken ihres sehr breiten, hornigen Kopfes die todten Stämme nach allen Richtungen, bis dieselben in ihrem Innern nur noch einen

Haufen Wurmmehl enthalten; sie ist gleichsam die Todtengräberin der im Kampfe um's Dasein gefallenen Veteranen. Der Käfer, der aus ihr hervorgeht, ist der Kiefernprachtkäfer (Chalcophora Mariana). Seine Oberseite ist zwar nur schwärzlich erzfarben, und statt einer feinen, regelmäßigen Skulptur trägt sie zahlreiche, scheinbar regellose Gruben und Furchen; aber der aus diesen Vertiefungen strahlende Goldschimmer läßt ihn den Namen eines Prachtkäfers mit Ehren tragen. Zahlreiche kleinere Verwandte in metallisch grünem, blauem, bronzefarbigem oder purpurnem Gewande leben im Larvenzustande in den Stämmen und Stämmchen von Buchen, Eichen und anderen Laubbäumen; sie richten leider nebst manchen schwachen Pflänzlingen nicht selten auch gesunde, lebenskräftige Bäumchen zu Grunde. Ihnen folgen in der holzbohrenden Lebensweise die Larven der übrigen Prachtkäfer (Bupreſtiden), die in Laub- und Nadelwald wohnen [1].

In den Forsten der Vorwelt waren die Prachtkäfer [2] bedeutend zahlreicher als jetzt irgendwo auf der Erde; im Lias bildeten sie sogar die an Arten und Individuen reichste Insektenfamilie. Auch in den Wäldern des Odinlandes, jenes kleinen schwarzwälder Continents, der einst aus dem Jurameere hervorragte, und in den Waldungen, die in der Tertiärzeit den Oeninger See — heute das schwäbische Meer — umkränzten, entfaltete sich ein reiches Prachtkäferleben. An Reichthum und Mannig-

---

[1] Naturgeschichte der Insekten Deutschlands von Erichson. 1. Abth. IV. Bd. S. 11. 63. 122. — Ratzeburg, Forstinsekten. I. Bd. S. 52 ff. — Schmidt-Göbel, Die schädlichen Forstinsekten. I. Bd. S. 82 ff.

[2] Die ältesten fossilen Prachtkäfer treten schon in der sonst so insektenarmen Trias auf; in den Schieferthonen des Keuper von Vaduz wurde ein Buprestites pterophylli entdeckt. Im Lias von Gloucestershire in England und im Lias der Schambelen im Aargau sind die Buprestiden äußerst zahlreich; im letzteren fand O. Heer 33 Arten, welche sich auf 7 Gattungen vertheilen, deren 2 (Euchroma und Melanophila) noch heute nicht ausgestorben sind. Im Oolith von Stonesfield in England (brauner Jura), im Solnhofer Schiefer (weißer Jura) und in dem an der Grenze zwischen Jura und Kreide liegenden Purbeck-Kalke von Wilts und Dorset in England liegen zahlreiche Buprestiden. Die Buprestiden der Bonner Braunkohle (Miocän) stimmen fast sämmtlich mit noch lebenden europäischen und nordamerikanischen Formen überein. Im obern Miocän von Oeningen (auch Oehningen) sind 40 Arten aus 13 Gattungen entdeckt; 11 dieser Gattungen leben noch heute, und manche Arten sind gegenwärtigen Formen so ähnlich, daß man sogar die Baumarten, in denen sie als Larven lebten, mit Wahrscheinlichkeit angeben kann (Capnodis antiqua und spectabilis — Capnodis cariosa; Chalcophora laevigata — Ch. Fabricii; Ancylochira tincta und concinna — A. octoguttata 2c.). — Vgl. O. Heer, Urwelt der Schweiz. 2. Subscriptions-Ausg. der 2. Aufl. S. 97 ff., 105. 304 ff., 387. — Quenstedt, Petrefaktenkunde. 3. Aufl. 2. Abth. S. 480 ff. — Girard, Traité élémentaire d'Entomologie. I. § VI. p. 172 ss.

faltigkeit der Formen waren die urweltlichen Prachtkäfer den gegenwärtigen überlegen, an Größe und Schönheit standen sie ihren modernen Verwandten nicht nach. Die brennenden Farben einer Euchroma liasina sind zwar längst in den tausendjährigen Gräbern verblichen; aber ihre Gestalt und Skulptur bezeugt, daß sie unserm herrlichen Riesenprachtkäfer Brasiliens (Euchroma gigantea) einst sehr ähnlich war. Von manchen miocänen Prachtkäfern der Oeninger Stufe sind uns dagegen auch die Farben erhalten geblieben, und es ist nicht schwer, in vielen derselben die nächsten Verwandten jener Buprestiden zu entdecken, die heute in unseren Laub- und Nadelwäldern hausen.

Welche Lebensweise führten wohl die Larven der urweltlichen Prachtkäfer? Es sind zwar viele Jahrtausende verflossen, seitdem die miocänen Prachtkäfer von Oeningen in den sie umhüllenden Süßwasserkalk eingebettet wurden, und vielleicht Jahrmillionen, seitdem die Prachtkäfer des schweizer Lias von den schwarzen Mergelfelsen der Schambelen umschlossen sind. Dennoch können und müssen wir auf die Frage nach dem instinctiven Treiben ihrer Larven antworten: so ging es und geht es noch heute, nur mit dem Unterschiede, daß dasselbe durch die Verringerung ihrer Zahl weniger bedeutsam geworden ist; aber daß schon die Prachtkäferlarven der Vorwelt Holzbohrer waren, ist sicher. Denn der großen Ähnlichkeit, die zwischen den Prachtkäfern der Vorwelt und der Jetztwelt obwaltet, entspricht auch eine ebenso große Ähnlichkeit zwischen den Larven der damaligen und der heutigen Buprestiden; die Organisation der gegenwärtigen Prachtkäferlarven ist aber so offenbar für die bohrende Lebensweise in holzigen Pflanzentheilen bestimmt, daß diese von dem Begriffe einer Prachtkäferlarve unzertrennlich geworden ist.

Den Prachtkäfern stehen die Schnellkäfer (Elateriden) in systematischer Verwandtschaft zur Seite. Ihren lateinischen wie ihren deutschen Namen danken sie der eigenthümlichen Sitte, auf den Rücken gelegt, mit einem knipsenden Geräusche sich emporzuschnellen; dadurch suchen sie sich wiederum auf die Beine zu helfen, was ihnen sonst bei der Kürze ihrer Gliedmaßen und bei ihrer flachen Rückenseite nicht möglich wäre. Als Sprungfeder dient ihnen ein langer, stachelförmiger Fortsatz an der Unterseite der Vorderbrust, dem eine Grube in der Mittelbrust entspricht. Liegt der Käfer auf dem Rücken, so biegt er denselben hohl, stemmt sich mit Hals und Hinterleibsspitze gegen den Boden und drückt nun den Stachel mit einem kräftigen Rucke in die Grube; der Schlag, den sein Rücken hierdurch auf die Unterlage führt, wirft den Käfer in die Höhe. Einige

Arten können sich auf diese Weise durch die Stärke ihrer Brustmuskeln auffallend hoch erheben; der große, glänzend schwarze Agriotes aterrimus vermag 10 bis 12 Zoll hoch zu springen, und einige kleine, im Sande lebende Arten (Cryptohypnus) verhältnißmäßig noch höher.

Wie alt ist wohl dieser Sprunginstinct? So alt als die Familie der Schnellkäfer. Denn der Bruststachel und die Grube in der Mittelbrust sind ohne die Fähigkeit zu springen sinnlos und zwecklos. Wenn wir also Käfer finden, welche den Sprungapparat besitzen, so müssen wir annehmen, daß sie auch schon das Sprungvermögen und den Sprunginstinct besaßen. Bereits im Lias der Schweiz und Englands[1] lebten Schnellkäfer in nicht geringer Zahl. Einen Bruststachel besaßen sie alle; von besonderer Größe ist derselbe bei Megacentrus tristis, der einst unter seinen Rivalen im Sprunge sich hervorthat wie Siegfried „der Vielschnelle“ unter den Nibelungen. Ihre langgestreckten, harthäutigen Larven aber nagten gleich den „Drahtwürmern“ der Gegenwart an den Wurzeln verschiedener Gewächse und im Holze der Laub- und Nadelwälder.

Neben den Larven der Prachtkäfer und der Schnellkäfer bohrten in den Stämmen der vorweltlichen Forste die Larven der langgehörnten Bockkäfer (Cerambyciden) ihre tiefen und breiten Gänge[2]. Als der Quadersandstein von Welschhufe noch lebendiges Holz war, hatte ihn eine Bockkäferlarve bewohnt und die Spuren ihrer Thätigkeit durch eiförmige Coprolithen unsterblich gemacht. Die Süßwasserkalke und Bernsteinbildungen des Tertiär umschließen eine große Zahl von Holzböcken. Zu Oeningen wurden von Heer 30 Arten entdeckt, die an Größe und Mannigfaltigkeit der Formen den Bockkäfern der gemäßigten und subtropischen Zone gleichstehen. Die große Ähnlichkeit, welche viele derselben mit den noch lebenden Arten verknüpft, ermöglicht es, den Aufenthaltsort und die Lebensweise ihrer zum Holzbohren berufenen Larven mit großer Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. So ist beispielsweise der Polyphem unter den Holzböcken Oeningens (Prionus Polyphemus) unserm großen Zimmermann (Prionus faber) so ähnlich, daß wir ihm ohne Bedenken die Stämme der Oeninger Fichtenwälder als Wiege anweisen dürfen. In der tertiären Braunkohle des Westerwaldes waren die Holzböcke so

---

[1] Urwelt der Schweiz, S. 98. 105. — Girard p. 173. — Quenstedt S. 480.

[2] Im Lias sind bisher noch keine Bockkäfer entdeckt, wohl aber im braunen und weißen Jura, in den Wälderthonen (Quadersandstein von Welschhufe) und in den oben genannten tertiären Bildungen. — Vgl. Quenstedt, Petrefaktenkunde, S. 480 ff. — Urwelt der Schweiz, S. 401.

häufig, daß das Braunkohlenholz nicht selten mit den Excrementen ihrer Larven angefüllt ist. Daselbst tritt auch bereits die Gattung Cerambyx (Hammaticherus) auf, die den stattlichsten Vertreter der einheimischen Bockkäferfauna, den Riesenbock oder Heldbock (Cerambyx heros), stellt; seine Larve lebt meist in alten Eichen[1]. Der Käfer sitzt bei Tage ruhig zwischen dem Astwerk und verläßt seine Zurückgezogenheit erst nach Sonnenuntergang. In der Abenddämmerung umschwärmt er die Krone der Eichen und legt nach der Paarung seine Eier an die alten Stämme. Die Larven durchbohren das Kernholz mehrere Jahre lang mit immer breiteren Gängen und bringen manchen ehrwürdigen Eichbaum zum Falle, bevor er seinen tausendjährigen Geburtstag feiern konnte.

Daß die Rüsselkäfer[2] und ihre Larven schon in der Urwelt Pflanzenfresser waren, steht außer allem Zweifel; die gesammte Organisation beider ist hierfür bestimmt, namentlich aber der Rüssel der Käfer. Bei sehr vielen Gliedern dieser großen Familie waltet überdieß eine sehr innige eigenthümliche Beziehung zwischen Organisation und Instinct ob; dieselbe offenbart sich vorzüglich in den Kunsttrieben, welche von den verschiedenen Arten zur Versorgung ihrer Nachkommenschaft ausgeübt werden, und da der Rüssel das Hauptwerkzeug bei diesen Berufsarbeiten ist, kann man nicht selten an der Rüsselbildung des Thierchens seinen Kunsttrieb erkennen[3]. So interessant diese Wechselbeziehungen sind, so wenig sind sie bisher noch erforscht. Noch größer aber wird die Schwierigkeit, wenn man aus der Rüsselbildung fossiler Käfer auf ihren Instinct zurückschließen will; denn meist sind die scheinbar unbedeutenden Eigenthümlichkeiten der Rüsselbildung im fossilen Zustande nicht mehr deutlich erkennbar. Immerhin wird es demjenigen, der den langen, gekrümmten Rüssel eines weiblichen Eichelbohrers (Balaninus turbatus) oder eines weiblichen Haselnußbohrers (Balaninus nucum) gesehen hat und dessen biologische Bedeutung kennt, nicht mehr zweifelhaft sein, daß auch schon die sehr ähnlichen Balaninus von Oeningen ihre Eier in jungen Eicheln oder in Haselnüssen unterbrachten. Auch die Vorfahren des berüchtigten Reben-

---

[1] Bei Meran fanden wir den Käfer nicht selten auf alten Weiden zwischen dem knorrigen Astwerk der abgestutzten Kronen. Wahrscheinlich durchläuft er daselbst seine ganze Entwicklung in jenen alten Weidenstämmen. Sein gewöhnlicher Wohnort ist jedoch in Eichenwäldern.

[2] Vgl. Quenstedt S. 473. 479. — Girard p. 172 ss. — Urwelt der Schweiz, S. 65. 97. 382 ff., 399 ff.

[3] Vgl. Der Trichterwickler, eine naturwissenschaftliche Studie über den Thierinstinct, S. 134 ff., 185 ff., und Anhang II. S. 227—238.

stechers (Rhynchites betuleti) und des schönen purpurrothen Apfelstechers (Rhynchites Bacchus) lebten schon im Miocän von Oeningen als Rhynchites Silenus und Dionysus. Eine genaue Prüfung ihrer Rüsselformen würde durch den Vergleich mit den Rüsselbildungen der lebenden Arten vielleicht darüber Aufschluß geben, ob jene miocänen Rüsselträger vor vielen Jahrtausenden Wickel aus den Blättern der Rebe verfertigten, oder ob sie ihre Eier in junges Kernobst legten.

Gehen wir über die vor uns liegende Wiese an das kühle Ufer des Oeninger Sees hinab. Damals wie heute wurden die Blumen von zahlreichen kleinen Käfern besucht, die vorzüglich der Familie der Glanzkäfer (Nitidulidae) angehören; wir finden hier im mittlern Tertiär schon 19 Arten [1], und bereits mehrere Erdperioden früher luden sich manche derselben auf den Blüthenpflanzen des Lias [2] zu Gaste. Neben den kleinen Glanzkäferchen sitzen auch größere Käfer auf den Blüthen; der goldfarbige Trichius aedilis, der düstere Trichius lugubris, der wespenfarbige Trichius amoenus haben sich als die miocänen Vorfahren nahe verwandter Blumenbesucher der Gegenwart [3] eingefunden; daß sie schon damals vom Blüthenstaube und den inneren zarten Blüthentheilen sich nährten, sieht man ihnen am Munde an; denn die Mundtheile und das Kopfschild sind diesem Zwecke entsprechend ausgebildet. Ein schöner Wespenbock (Clythus pulcher) leistete ihnen auf den Blüthen Gesellschaft und täuschte durch seine Trutzfärbung das Auge der insektenfressenden Feinde. Daß schon am Gestade des Oeninger Sees Lilien blühten, wird durch die Urahne unserer rothen Lilienhähnchen (Crioceris merdigera) verbürgt; wie diese heute als Larven und Käfer unsere Lilienbeete bewohnen, so wohnte einst Lema vetusta auf den wilden Lilien von Oeningen. Auf den Sumpfdolden am Ufer des miocänen Sees wiegen sich schlanke, grün bestäubte Rüßler (Lixus rugicollis); ihre sorglose Jugendzeit haben sie wie ihre heutigen Nachkommen (Lixus gemmellatus) in den Stengeln des Wasserschierlings und anderer Sumpfpflanzen verlebt. Neben ihnen sitzen am Schilfe prächtig grüne Blattkäfer (Chrysomela calami) und erzfarbige Rohrkäfer (Donacia Palaemonis); ebendaselbst finden wir heutzutage ihre nächsten Verwandten [4].

---

[1] Urwelt der Schweiz, S. 407. [2] Urwelt der Schweiz, S. 100.

[3] Dem Trichius aedilis entspricht Trichius (Gnorimus) nobilis, dem Trichius lugubris entspricht Trichius (Gnorimus) variabilis, dem Trichius amoenus entspricht Trichius fasciatus. — Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 405.

[4] Zu Oeningen sind die Rohrkäfer noch verhältnißmäßig selten, dagegen sehr häufig in den interglacialen (zwischen die erste und zweite Gletscherzeit fallenden)

Auf der Oeninger Wiese fliegen neben den blumenbesuchenden Käfern große Hummeln[1] von Blume zu Blume. Da ist auch eine Maurerbiene; sie hat soeben die Wiege ihrer Jungen vollendet, die sie aus Lehm an der Wand eines lockern Steines baute; nun sammelt sie den Futterbrei, der ihren Kleinen zur Nahrung dienen soll. Eine miocäne Honigbiene (Apis adamitica) summt an uns vorüber; ihr folgen Blumenbienen, die ihre Nester an sonnigen Rainen anlegten. Wespenfarbige Schwebfliegen (Syrphus Bremii und Schellenbergi) eilen in stoßweisem, unstätem Fluge von einer Blüthe zur andern, um den Blüthenstaub zu naschen. Nicht so friedlich und harmlos sind die schlanken, starken, zum Räuberleben geschaffenen Raubfliegen, deren im obern Miocän von Oeningen ebenfalls schon mehrere Arten sich finden[2]; in katzenartigem Sprunge erhaschten sie schon damals andere Insekten, umschlangen sie mit ihren haarigen Beinen und stachen sie mit ihrem Rüssel an; das bekundet ihre fossile Gestalt. Um einen alten, morschen Baumstamm brummt eine große, dunkelblaue Holzbiene; sie sucht eine geeignete Stelle, von der aus sie eine senkrecht hinablaufende Röhre mit mehreren Stockwerken anlegen könne; in jedem Stockwerk soll eine Wiege für ihre Nachkommenschaft zu stehen kommen. Auf jenem Pappelzweige sitzt ein miocäner Pappelblattkäfer (Lina populeti) mit blutrothen Flügeldecken. An den Stielen der Blätter, zwischen denen er ruht, sehen wir rundliche Gallen von der Gestalt dicker Knoten; sie sind das Werk einer Blattlaus (Pemphigus bursifex); so viele Jahrtausende hindurch blieben uns diese Gallen als Denkmal erhalten, daß jene Blattlaus schon im Miocän den Instinct ihrer lebenden Verwandten (Pemphigus bursarius) besessen und ausgeübt habe. Auf den Blättern selbst sind kleine Gallen anderer Art sichtbar; sie stehen in Reihen längs der Blattrippen und wurden von einer winzigen Gallmücke Oeningens verursacht. Die Weidengallmücke

---

Schieferkohlen von Utznach und Dürnten. Da die letzteren Formationen bereits zur Diluvialzeit gehören und somit der alluvialen Gegenwart zunächst liegen, haben wir auf dieselben in unserer Untersuchung über die Instincte der Vorwelt nicht weiter Rücksicht genommen.

[1] Drei Hummelarten (darunter die große Bombus Jurinei), drei Maurerbienenarten (Osmia), fünf Arten Blumenbienen (Anthophorites), eine große Holzbiene (Xylocopa senilis) und eine der Honigbiene äußerst ähnliche Art (Apis adamitica) sind zu Oeningen von Heer entdeckt worden. — Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 411.

[2] Zwei derselben gehören schon zur Gattung Asilus, aus der unsere Hornißraubfliege (Asilus crabroniformis) stammt. — Urwelt der Schweiz, S. 422.

(Cecidomyia salicis) erzeugt noch gegenwärtig ganz ähnliche Gallen auf Weidenblättern[1].

Das bunte Leben, das die Schmetterlinge unseren blühenden Fluren und Gärten verleihen, scheint den vorweltlichen Auen gefehlt zu haben. Denn die fossilen Schmetterlinge sind durchweg selten, und obgleich vom braunen Jura an mehrere Arten entdeckt sind[2], so sind auch diese der Individuenzahl nach nur sehr spärlich vertreten. Aus dem Süßwassermergel des Ligurian (obern Eocän) von Aix wurden die meisten der bisher bekannten fossilen Arten zu Tage gefördert; der älteste Schmetterling stammt jedoch schon aus dem braunen Jura (von Irkutsk). Im obern Miocän von Oeningen sodann, dessen Insektenleben im Übrigen äußerst mannigfaltig und reich war, sind nur drei Schmetterlingsformen aufgefunden, und diese gehören zu den Nachtfaltern, nicht zu den lichtfreundlichen, leicht- und buntbeschwingten Tagschmetterlingen. Doch haben wir auch hier deutliche Spuren vor uns, daß die Instincte der Insekten schon damals so vollkommen waren wie heute. Von einem jener zarten, durch ihre Parthenogenesis höchst merkwürdigen Schmetterlinge, die als Sackträger (Psychiden) bekannt sind, ist zu Oeningen ein Raupensack erhalten geblieben[3]; die Raupe hatte sich denselben einst in miocäner Vorzeit aus Tannennadeln selbst gefertigt, um sich vor den Blicken der insektenfressenden Vögel und Raubinsekten zu verbergen.

Die pflanzenfressenden Insekten der Urwelt hatten nämlich auch damals schon zahlreiche Feinde unter den Insekten selbst; wie in den vorweltlichen Gewässern, so wogte auch auf dem Lande ein nimmer ruhender Kampf, in dem der Schwächere dem Stärkern unterlag, bis auch dieser seinen Meister fand. Und aus diesem Morden und Würgen ging damals wie heute die ruhige, ebenmäßige Harmonie der lebenden Natur hervor; indem jedes Sinnenwesen seiner Leidenschaft in instinctivem Triebe folgte, vollführte es unbewußt den Plan jener höhern, unerschaffenen Weisheit, die von einem Ende ihrer Schöpfung bis zum andern mit ewiger Umsicht waltet.

Im Lias der Schambelen finden sich neben den zahlreichen Prachtkäfern acht Arten von Baumwanzen aus der Gruppe der Coreoden (Leder-

---

[1] Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 414. 421.

[2] Vgl. S. Scudder, Fossil Butterflies. Salem 1875. — Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1877, S. 445. — Girard I. p. 174. — Urwelt der Schweiz, S. 163.

[3] Urwelt der Schweiz, S. 422.

wanzen)[1]. Mit ihrem langen Saugschnabel bohrten sie die holzbewohnenden Insekten an und tranken ihr Blut. Den kleinen Glanzkäferchen in den Blüthen stellten schon damals gefräßige Warzenkäfer (Malachius) nach, während Carabites bellus und andere kleine Laufkäfer auf dem Boden nach pflanzenfressenden Insekten jagten; daß diese durch ihre ganze Organisation zum Jägerleben berufenen Käfer schon damals diesem Berufe nachkamen, steht außer Zweifel. Viel größer ist die Zahl der landbewohnenden Raubinsekten im Tertiär. In den Wäldern, die jetzt im Süßwasserkalke von Oeningen und in der schweizer Molasse begraben liegen, eilten einst zahlreiche Raupenjäger (Calosoma)[2] von Baum zu Baum. Bald laufend, bald fliegend stürzten sie sich auf die Raupen der Nachtschmetterlinge (Bombycites Buechii und Oeningensis), die in jenen Wäldern hausten. Diese Raubritter der miocänen Forste waren in metallglänzende Brünnen gekleidet wie ihre europäischen und amerikanischen Nachkommen. Als Feinde der blumenbesuchenden Insekten begegnen uns zu Oeningen zahlreiche Warzenkäfer und die ihnen verwandten „Soldaten" der Gattung Telephorus; von ihnen wurden wiederum manche durch buntgefärbte Lederwanzen ausgesogen. Die langbeinigen Schreitwanzen (Reduviidae) waren schon damals äußerst behende Raubthiere, die in stiller Nacht auf Raub auszogen, um andere Insekten an ihrem spitzen Saugschnabel aufzuspießen und auszusaugen. Die offen lebenden Schmetterlingsraupen wie die im Holze versteckten Käferlarven wurden schon im Miocän von Schlupfwespen (Anomalon, Ichneumon und Cryptus) aufgespürt und mit einem todbringenden Schmarotzer-Ei beschenkt. Auch die winzigen, metallglänzenden Zehrwespchen (Chalcidier) sind bereits zu Oeningen in Pteromalites Oeningensis vertreten; sie leben in den Eiern und Larven anderer Insekten, ja selbst — als sogenannte secundäre Parasiten — in den Eiern und Larven anderer Schmarotzerwespen. Diese Wespchen müssen schon damals die ihrer Natur entsprechenden, höchst interessanten und verwickelten Instincte vollkommen besessen haben, sonst wären ihre Jungen nicht zur Entwicklung gelangt. Noch eine andere Schlupfwespengattung (Hemiteles), die als secundärer Parasit in anderen Schmarotzern haust, ist unter den fossilen Insekten

---

[1] Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 100 ff.

[2] O. Heer entdeckte 5 Arten im Miocän von Oeningen und 2 im Miocän von Locle. Auch in den Wäldern der miocänen Braunkohle von Bonn jagte Calosoma Naukianum, der zu Oeningen als der häufigste fossile Raupenjäger auftritt. — Urwelt der Schweiz, S. 409 ff.

entdeckt worden[1]. Zahlreiche Sandwespen (Ammophila annosa, inferna u. s. w.) und einige Dolchwespen (Scoliidae) gruben schon im Sandboden von Oeningen ihre Röhren und schleppten in dieselben Spinnen und Raupen zur Nahrung für ihre Brut. Um diesen Naturpflichten mit Erfolg nachkommen zu können, mußte ihr Instinct schon damals die hohe Vollkommenheit besitzen, die wir heute an diesen Grabwespen bewundern[2]. Jede Spinne mußte eine Anzahl geschickt geführter Dolchstiche erhalten, durch welche die Ganglien der Bewegungsnerven getroffen und gelähmt wurden, ohne daß der Tod der Spinne erfolgte. Widrigenfalls wären nämlich die Eier, die von der Mutterwespe an den Leib der Spinne gelegt werden, von dieser zerdrückt worden; oder die jungen Larven hätten bei ihrem Ausschlüpfen aus dem Ei verhungern müssen, da sie statt der frischen Nahrung einen verfaulten oder vertrockneten Leichnam vorgefunden hätten.

Neben den Erdröhren der Sandwespen von Oeningen sehen wir breitere und mehr senkrecht hinabführende Öffnungen im Boden. Einige der mit dem „gemeinen Pillendreher" (Ateuchus sacer) nahe verwandten miocänen Mistkäfer[3] hatten hier ihre Pillen vergraben, die sie aus den Excrementen zeitgenössischer Säugethiere gedreht. Die schlanken, sanft gebogenen Hinterschienen, ein sicheres Kennzeichen der Pillendreher, hatten damals schon demselben Berufe zu dienen, wie heute. An Stoff fehlte es ihnen auch nicht; riesige Mastodonten und Dinotherien, plumpe Tapire und Nashörner, pferdeartige Anchitherien und Hipparien, schlanke Hirsche, Moschusthiere und leichtfüßige Gazellen[4] gaben ihnen Arbeit genug. Der Urahne aller Mistkäfer (Aphodiites protogaeus) läßt uns sogar schon viele Jahrtausende früher, im schweizer Lias, die Anwesenheit kleiner

---

[1] Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 403. 414 ff. — Quenstedt S. 485.

[2] Vgl. Fabre, Nouveaux souvenirs entomologiques. Paris 1882. p. 14 ss. — Urwelt der Schweiz, S. 412 ff.

[3] Zu Oeningen sind 3 miocäne Arten der Gattung Gymnopleurus entdeckt; überdieß 7 Arten der Gattung Onthophagus, 2 Copris, 1 Oniticellus und 2 Geotrupiden, die ebenfalls einen Mistvorrath in Erdlöcher vergraben und ihre Eier in demselben versorgen, ohne jedoch vorher die künstliche Manipulation des Pillendrehens vorzunehmen. Nicht bloß bei den echten Pillendrehern (Ateuchini, zu denen Gymnopleurus zählt), sondern auch bei den übrigen der genannten Mistkäfer besteht eine sehr innige Beziehung zwischen Lebensweise und Organisation. Deßhalb werden alle jene miocänen Mistkäfer damals dieselben Instincte besessen haben, wie ihre heutigen Verwandten. — Vgl. Naturgeschichte der Insekten Deutschlands von Erichson. 1. Abth. III. Bd. S. 748 u. a. O. — O. Heer, Urwelt der Schweiz, S. 405.

[4] Urwelt der Schweiz, S. 436 ff.

Säugethiere in Mitteleuropa vermuthen. Wirklich ist bereits aus dem obersten Trias in Württemberg und ebenso in Nordamerika ein Säugethier nachgewiesen[1]. Doch wenden wir uns wiederum zu den Löchern im Oeninger Sandboden. Hier hatten also Mistkäfer ihre Pillen vergraben und in dieselben ihre Eier abgelegt. Aus dem Ei kam eine Larve, die den aufgespeicherten Vorrath aufzehrte und sich dann verpuppte; aus der Puppe entstand ein Käfer, und der Käfer kam wiederum durch jenes Loch an das Tageslicht, durch welches seine sonderbare Wiege einst hinabgeschafft worden war.

Wenn wir die Geduld haben, bis zum Abend hier zu verweilen, werden wir sehen, wie diese Pillendreher mit zahlreichen Geschäftsfreunden ihren Abendflug beginnen und auf den miocänen Triften uns umschwärmen. Endlich gehen wir in der milden Sommernacht nach Hause. Während droben am Himmelszelt die Sterne heraufziehen, steigen auch aus den Gebüschen und aus dem Grase um uns Tausende leuchtender Sternchen empor. Aber sie ziehen nicht einher mit jener unwandelbaren Ruhe, mit der die Sterne des Himmels ihre ewigen Bahnen verfolgen; sie steigen und fallen, glühen auf und erlöschen in stetem, ruhelosem Wechsel; denn sie sind Kinder dieser Erde und ihrer Vergänglichkeit. Kleine Leuchtkäfer sind es (Lampyris orciluca)[2], ganz ähnlich jenen, die uns noch heute in milder Sommernacht mit ihrem feenhaften Lichttanze erfreuen. Während die geflügelten Männchen in der Luft ihr Funkenspiel treiben, ruhen die flügellosen Weibchen als lebendige Lichtpunkte im Grase; von ihrer wurmähnlichen Gestalt entlehnten auch die keineswegs wurmähnlichen Männchen den Namen der Johanniswürmchen.

Wir mögen also bei Tag oder bei Nacht dem instinctiven Treiben der vorweltlichen Insekten zusehen, immer und immer wieder kommen wir zu dem Schlusse: So ging es und geht es noch heute.

Die staatenbildenden Insekten, die, zu großen Gesellschaften vereint und in verschiedene Kasten vertheilt, ein geordnetes Gemeinwesen bilden, scheinen den Höhepunkt der Entwicklung des thierischen Instinctes erreicht zu haben. Es gibt in der That keine Äußerung des Instinctlebens, die den socialen Kundgebungen der menschlichen Vernunft so täuschend ähnlich wäre, wie das Leben und Treiben dieser Insekten. Ihre gemeinschaftlichen Bauten, ihre gemeinschaftliche Jugenderziehung, ihre gemeinschaftlichen Züge und Kämpfe, das Zusammenhalten der Glieder desselben

[1] Urwelt der Schweiz, S. 100. [2] Urwelt der Schweiz, S. 403.

Stammes deuten auf ein Princip der socialen Einheit in diesen unvernünftigen Wesen hin; ja sogar mannigfaltige Stufen der menschlichen Culturentwicklung spiegeln sich hier im Kleinen wieder. Wir treffen unter den Ameisen Jagdvölker und Hirtenvölker, ackerbautreibende Völker und herrschsüchtige Räuberstämme, die sich Sklaven aus unterjochten Völkerschaften rauben. Die Ähnlichkeit zwischen den socialen Beziehungen dieser Insekten und den socialen Beziehungen der Menschen bleibt zwar immer nur eine Ähnlichkeit, und zwar eine unvollkommene Ähnlichkeit, da die ersteren nicht aus geistigen Verstandesfähigkeiten, sondern aus instinctiven Sinnesfähigkeiten entspringen; aber daß die socialen Instincte des Thierreichs in dieser Ähnlichkeit ihren Höhepunkt erreicht haben, ist wohl unläugbar.

Nun steht es aber fest, daß die Termiten und Ameisen schon in ferner Urzeit ein ganz ähnliches gesellschaftliches Leben geführt haben, wie ihre gegenwärtigen Verwandten. In den Wäldern der Steinkohle und des Lias, in den Forsten des braunen und des weißen Jura und des Weald hausten Termiten; sehr zahlreich erscheinen sie endlich im tertiären Bernstein und in den tertiären Süßwasserbildungen von Oeningen und Aix, namentlich aber von Radoboj in Kroatien[1]. Die Termiten der Vorwelt waren Bewohner der Wälder und durchbohrten die Stämme nach allen Richtungen mit ihren Gängen; wie heute Termes lucifugus in den Wäldern der subtropischen Zone, so hausten einst in den miocänen Wäldern Schwabens und der Schweiz Termes Hartungi und Buechii. Andere größere Arten (Termes spectabilis und insignis), welche die in der heißen Zone so gefürchteten „weißen Ameisen" (Termes fatalis) an Größe noch übertreffen, führten höchst wahrscheinlich schon im Tertiär ihre großen, kegelförmigen Bauten auf. Bei ihren Ausflügen mußten die Termiten schon damals mit einem Schirmdach zum Schutze gegen die Angriffe ihrer Feinde sich umgeben; sie konnten stets nur in bedeckten Gängen auf ihren Zügen vorrücken, da sie bereits damals einen zarten, weichen Leib hatten wie heute; zahlreiche Feinde, namentlich aber die tertiären Ameisenheere, lauerten ihnen auf, um ihr Fleisch zu verzehren.

Die Ameisen, in ihrem gesellschaftlichen Leben den Termiten sehr ähnlich, aber einer ganz andern Insektenordnung angehörig[2], erschienen auf

---

[1] Urwelt der Schweiz, S. 95 ff., 105. 393 ff. — Girard p. 172 ss. — Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1876, S. 103. 582; 1880, I. S. 123; 1882, II. S. 288 u. a. O. — Quenstedt S. 488.

[2] Die Termiten gehören zu den Netzflüglern (Neuroptera), die Ameisen zu den Hautflüglern (Hymenoptera).

der Erde erst lange nach den ersten Termiten. Im schweizer Lias deutet ein zweifelhafter Flügel einer Palaeomyrmex prodromus die erste Spur der Ameisen an; ein riesiger Myrmica-Flügel aus dem englischen Purbeckkalke kommt ihm zu Hilfe. Aber erst im Tertiär gelangen die Ameisen zu größerer Bedeutung; hier entfalten sie jedoch eine erstaunliche Fülle von Arten und einen nicht geringern Reichthum von Individuen. Hätte ein menschlicher Fuß schon die tertiären Gefilde betreten, so würde er einer noch größern Anzahl Ameisen begegnet sein, als heute an einem heißen Sommertage. Die Ameisenfauna des mitteleuropäischen Tertiär umschließt sogar noch mannigfaltigere und zahlreichere Formen, als die mitteleuropäische Ameisenfauna der Gegenwart; viele Arten, deren Verwandte jetzt nur mehr in tropischen und subtropischen Zonen sich finden, lebten damals bei uns[1]. Versuchen wir es, einige Züge aus dem damaligen Ameisenleben zu zeichnen.

Wie heute die Herkulesameise (Camponotus herculeaneus) die Stämme alter Waldbäume in abenteuerliche Dome mit unzähligen Gallerien und Säulengängen und Pfeilern und Thürmchen verwandelt, so trieb es damals in den Wäldern von Oeningen und Radoboj ihre noch größere Ahne (Camponotus lignitum). Auch die zu Radoboj sehr häufige Lasius occultatus, unserer glänzend schwarzen Holzameise (Lasius fuliginosus) äußerst ähnlich, legte ihre Nester im Holze von Bäumen an; vermuthlich bereitete sie schon damals jenen eigenthümlichen Carton aus Holzfasern, der heute die meisten Nester von Lasius fuliginosus auskleidet[2]. In den Tropen der Gegenwart baut Oecophylla smaragdina auf Bäumen ihr Nest, indem sie einen Büschel Blätter an den Rändern mit weißen Fasern zusammennäht[3]. Dieselbe Ameisenform, durch ihre schlanke, zarte Gestalt und den charakteristischen Bau ihres Flügelgeäders leicht erkennbar, findet sich auch bereits im Miocän von Radoboj vor als Oecophylla obesa Radobojana[4]; sie baute wohl schon damals ihr Nest auf ähnliche Weise wie heute; denn diese Bauart entspricht am besten der ganzen Organisation des zarten, zu Erdarbeiten und Holzarbeiten nicht geeigneten Körpers.

---

[1] Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 101. 413. — Quenstedt S. 485. — Girard p. 174 ss. — G. L. Mayr, Studien über die Radoboj-Formiciden. Wien 1867. — Die Ameisen des baltischen Bernsteins. Wien 1868. — Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1879, S. 218; 1871, S. 555.

[2] Vgl. Forel, Fourmis de la Suisse. Bâle, Genève, Lyon, 1874. p. 176. 181.

[3] André, Les fourmis. Paris 1885. p. 150. 151.

[4] Studien über die Radoboj-Formiciden, S. 50. 51.

Daß viele Ameisen in der Gegenwart Blattläuse besuchen, ist allbekannt; sie streicheln dieselben mit ihren Fühlern, bewegen sie dadurch zu einer Honigabgabe und lecken den Tribut mit Behagen auf. Die schon erwähnte glänzend schwarze Holzameise (Lasius fuliginosus) besucht mit Vorliebe die auf Eichen wohnenden Blattläuse. Wie nun Lasius fuliginosus heute im Gänsemarsche an einem Eichenstamm hinaufzieht, um Lachnus quercus zu melken, so zog ihre Urahne einst auf die tertiären Eichen, um eine damalige Eichenblattlaus (Lachnus pectorosus) zu streicheln und zu belecken [1]. Andere Ameisenarten der Gegenwart bauen bedeckte Gänge oder kleine kugelförmige Ställe, in denen sie ungestört mit ihren Hausthieren sich beschäftigen können; dieser Schutz ist namentlich gegenüber den zahlreichen blattlausfressenden Insekten und Insektenlarven erforderlich. Unter den Feinden der Blattläuse nehmen die Marienkäferchen einen hervorragenden Platz ein; die Familie, der sie angehören, trägt mit Vorzug den Namen der Blattlausfresser (Aphidophaga). Da die Marienkäferchen schon im Miocän [2] sehr guten Appetit hatten, werden die Ameisen wohl schon damals zum Schutze ihrer Kühe ähnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen haben. Auch die zu den Zirpen (Cikadinen) gehörigen buntgefärbten Cercopis-Arten erfreuten sich wohl schon im Miocän der Zuneigung unserer Ameisen; heute sind diese honiggebenden Zirpen in unseren Gebüschen nicht mehr vorhanden, wohl noch in denen der Tropen [3].

Aber lebten die Termiten und Ameisen wirklich schon in der Vorwelt in so großen Gesellschaften und mit denselben socialen Instincten wie heute? Die meisten fossilen Reste, welche aus diesen Insektenordnungen bis auf uns gekommen sind, gehören zwar zu den geflügelten Männchen und Weibchen; daß dieselben aber auch damals schon mit einer großen Menge Geschlechtsloser in entsprechend geordneten Gesellschaften lebten, steht außer Zweifel. Es sind nicht bloß manche Entomolithe gefunden worden, die der arbeitenden Klasse angehörten [4], sondern gerade die große

---

[1] Vgl. Girard p. 178.

[2] Aus Oeningen sind 19 Arten bekannt, meist lebenden Arten der gemäßigten oder der heißen Zone sehr ähnlich; so Coccinella Andromeda (der C. septempunctata entsprechend), C. amabilis (der Halyzia ocellata entsprechend), C. spectabilis (der großen brasilianischen C. marginata entsprechend) u. s. w.

[3] Ähnliche Beziehungen wie für die Ameisen von Oeningen und Radoboj ließen sich auch für die Ameisen des baltischen Bernsteins nachweisen.

[4] So von Camponotus lignitum. Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 412 Fig. 334 c, u. S. 383.

Menge der in den Fossilienlagern aufbewahrten geflügelten Individuen beweist, daß die Colonien der Ameisen und Termiten bereits damals von denselben instinctiven Gesetzen beherrscht wurden, wie heute. Wie gegenwärtig an warmen Julitagen ganze Wolken von geflügelten Ameisen durch die Lüfte schwärmen und von Wind oder Regen plötzlich in solchen Mengen in Seen und andere Gewässer geschleudert werden, daß sie die Wasserfläche weithin bedecken, so muß es auch damals gewesen sein; denn nur dadurch läßt sich das massenhafte, enggedrängte Vorkommen dieser Insekten in manchen Süßwasserbildungen erklären, in denen die Gesteine nicht selten von ihren Resten ganz bedeckt sind. Um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß die Einbettung der geflügelten Ameisen wirklich bei jenen Paarungsflügen geschah, finden sich manche Pärchen selbst noch im fossilen Zustande vereinigt[1]. Ähnlich verhält es sich auch mit den Termiten. Während also damals wie heute die geflügelten Geschlechter dieser staatenbildenden Insekten häufig in die Lage kamen, dem ruhigen Grunde süßer Gewässer zahlreich und unter den günstigsten Bedingungen einverleibt zu werden, fanden und finden die ungeflügelten Kasten nur selten und vereinzelt ihren Tod in ruhigem Süßwasser; daher ihre Seltenheit in den Fossilienlagern. Wenn aber die geflügelten Individuen schon damals in so massenhafter Anzahl sich zusammenfanden wie heute, so müssen sie auch bereits damals in einer entsprechenden Anzahl von Geschlechtslosen einen socialen Rückhalt gefunden haben. Denn die Körperbildung der geflügelten Ameisen und Termiten ist dieselbe geblieben; diese Körperbildung erhalten sie aber nur durch die Entwicklung ihrer äußerst zarten Eier, Larven und Puppen, welche ohne die sorgfältige Pflege einer geschlechtslosen Kaste unmöglich ist. Die letztere ist eine nothwendige Bedingung für die Erhaltung der Art: so alt also die Ameisen und Termiten sind, so alt sind ihre socialen Instincte[2].

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

---

[1] Z. B. von Poneropsis veneraria im miocänen Süßwasserkalke von Oeningen. Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 413, und Abbildung S. 412, Fig. 330.

[2] Für die geselligen Bienen und Wespen läßt sich die Entwicklung der socialen Instincte nicht leicht paläontologisch verfolgen, da bei ihnen auch die Geschlechtslosen geflügelt sind. Deßhalb nahmen wir in Obigem nur auf die Ameisen und Termiten Rücksicht.

Roms Stellung zur Bartholomäusnacht.

Kann nach dem Stande der heutigen Forschung von einer längeren Vorbereitung der Bartholomäusnacht nicht mehr die Rede sein, so ist damit von selbst die Mitwissenschaft und vorherige Gutheißung des Papstes ausgeschlossen[1]. Daß aber der Papst nachher die That gebilligt und sich unendlich darüber gefreut hat, scheint den meisten protestantischen Schriftstellern noch immer ein Dogma zu sein. Da lesen wir zuerst eine gräßliche Schilderung all der Greuel, und als Refrain folgt unvermeidlich die große Freude und das Te Deum in Rom: der Affect in dem schon vorher gegen Rom eingenommenen Leser bedarf keiner näheren Schilderung. Dieser protestantischen Auffassung wurde von katholischer Seite entgegengehalten, der Papst habe nie und in keiner Weise die Greuel der Bartholomäusnacht gebilligt; getäuscht, wie auch andere Herrscher, durch die französischen Berichte, habe er das Te Deum nur für die Errettung des französischen Königs veranstaltet. Der erste Theil dieser Antwort, auf den es hauptsächlich ankommt, ist völlig zutreffend. Setzt aber der zweite Theil voraus, daß man in Rom am 5. September 1572, dem Tage des Te Deum, nur französische Nach-

[1] Ganz unabhängig hiervon könnte man eine andere Frage bejahend beantworten, nämlich, ob Katharina von Medici nicht schon früher einmal einen ähnlichen Plan gehabt, sich des einen oder des andern der Hugenottenführer auf ungesetzlichem Wege zu entledigen. Ist diese Annahme bei der mit ihren Mitteln so wenig wählerischen Königin-Mutter von vornherein nicht ohne alle Berechtigung, so scheint dieselbe durch eine Depesche des spanischen Gesandten in Rom J. de Çuñiga vom 19. Mai 1567 an Philipp II. zur Gewißheit erhoben zu werden. Der Gesandte will vom Papste (Pius V.) erfahren haben, die Regenten (in Frankreich) hätten den Plan, den Prinzen Condé und den Admiral tödten zu lassen, was der Papst aber weder billigen, noch rathen, noch mit dem Gewissen vereinbaren könne: „Dijome el papa en gran secreto que querian aquellos reyes hacer una cosa que el no podia aprovar, ni aconsejar, ni aun le parecia que en conciencia se podia hacer, y que era en mucha desautoridad de aquellos reyes, porque tractavan de hacer matar portrato al principe de Conde y al Almirante“ (aus dem Archiv von Simancas bei Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux, II. 43). Es wäre aber sicherlich zu naiv, diesen Plan von 1567 mit der Bartholomäusnacht von 1572 in ursächlichen Zusammenhang bringen zu wollen.

richten hatte, und daß die römischen Freudenbezeugungen sich nur auf das Te Deum beschränkten, so müssen diese beiden Voraussetzungen als unhaltbar bezeichnet werden. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die obige Ansicht nicht in etwas modificirter Weise aufrecht gehalten werden kann. In jedem Falle ist Klarheit und Wahrheit das Beste, und deßhalb wollen wir kurz drei Fragen zu beantworten suchen: 1) Welche Nachrichten hatte man am 5. September in Rom über die Bartholomäusnacht? 2) Wie wurden diese Nachrichten aufgenommen und welche Freudenbezeugungen veranstaltete man? 3) Waren diese Freudenbezeugungen gerechtfertigt?

Welche Nachrichten hatte man am 5. September 1572 in Rom über die Bartholomäusnacht? Wir wissen dieß genau aus einem Briefe, den der Gesandte des Herzogs Emmanuel Philibert von Savoyen, Vincenzo Parpaglia, an eben diesem Tage an seinen Herrn schrieb[1]: „Am Dienstag, den 2. dieses Monats, hat man hier durch einen Courier von Lyon, welchen Danei, der Secretär des Gouverneurs, abgesandt, den Tod des Admirals Chatillon (Coligny) und vieler seiner Hauptanhänger erfahren, die in Paris am St. Bartholomäustage niedergemacht wurden. . . . Heute jedoch wurde durch Pariser Briefe vom 28. von dem Nuntius Salviati der ganze Hergang bekannt.“ Diese Pariser Briefe sind, ge-

---

[1] Weil die betreffende Stelle dieses Briefes für unsere Untersuchung sehr wichtig ist und auch später noch davon Gebrauch gemacht wird, folgt dieselbe hier im Zusammenhang: „Qua s' intese, martedi 2 del presente mese, per un corriero di Lione spedito del Danei, Secretaro del Governatore, la morte dell' Armiraglio Crattiglione (Chatillon, Coligny), et di molti capi seguaci suoi, che furono amazzati in Parigi il giorno di S. Bartolomeo: cosa che fu giudicata molto notabile, et molto cara al Papa et a tutti. Ma Monsignore Illmo di Lorena ne mostrò lui più allegrezza che tutti altri, et andò subito dal Papa insieme con l' Ambasciator di Francia, et ne diede l' avviso con molte particolarità; con tutto che non vi fussero lettere di Parigi, nè al Papa, nè al Cardinale, nè ad alcuno: se non che il sudetto Secretaro Danei spedite lui un corriero sopra dell' aviso che haveva havuto Monsignor di Mandelot suo padrone, il quale però non scrisse niente; di maniera che si stava ancora in dubbio. Ma h o g g i, per lettere delli 28 da Parigi, di Monsignor Salviati, Nontio, s' è inteso tutto il progresso del successo: il quale è stato lodato, per quanto spetta al servitio del Re et del suo regno et de la religione; ma molto più sarebbe stato lodato il fatto, se Sua Maestà l' havesse potuto fare a mano salva, come già fece il Duca d' Alva in Fiandra, con la retentione et con la forma delli processi. Nondimeno, di tutto si lauda Iddio et la sincera mente di Sua Maestà. Di Roma, li 5 di settembre 72“ (Archivio storico Italiano Appendice [Firenze 1846], III. 169).

nauer ausgedrückt, die Depeschen Salviati's vom 24. und 27. August, welche am vollständigsten Theiner veröffentlicht hat [1].

In dem Briefe vom 24. meldet der Nuntius die auf königlichen Befehl erfolgte Ermordung der Hugenotten, die Drohungen und das insolente Benehmen derselben nach dem Attentat auf den Admiral; dann äußert er seine Meinung dahin, daß nicht soviel auf einmal geschehen, wenn vorher der Admiral durch den Schuß getödtet worden wäre; endlich berichtet er, die Häuser der Hugenotten seien vom Pöbel gestürmt und geplündert worden: ein Edict des Königs gebiete Aufhören des Plünderns und Mordens [2]. Von einer eigentlichen Verschwörung der Hugenotten gegen das Leben des Königs ist in dieser Depesche nichts gesagt. Dasselbe gilt von dem Schreiben vom 27. August. Im Eingang des letztern bemerkt der Nuntius, er habe die Depesche vom 24. durch einen eigenen Courier befördern wollen, aber auf Wunsch des Königs habe er dieselbe mit den Depeschen des Königs übersendet, weil dem König daran gelegen, daß der französische Gesandte zuerst die Nachricht dem Papste überbringe. Der König und die Königin-Mutter hätten ihn beauftragt, mitzutheilen, alles sei im Interesse der Religion geschehen, und es werde noch vieles geschehen. — Von diesen Versprechungen war freilich nicht viel zu erwarten. Das scheint der Nuntius selbst anzudeuten, wenn er gleich darauf berichtet, die vielen durch den Tod der Hugenotten [3] vacant ge-

[1] Annal. Eccles. I. 328 sq.

[2] Der Schluß des Briefes lautet: „Man glaubt, daß in allen Städten Frankreichs Ähnliches erfolgen wird, sobald die Nachricht von der Pariser Execution ankommt. Als ich in den letztvergangenen Tagen in Chiffern schrieb, der Admiral wage sich zu weit vor, und man würde ihm etwas auf die Finger geben, war es mir schon gewiß, daß man ihn nicht länger dulden wollte, und noch mehr bekräftigte ich mich in dieser Meinung, als ich in gewöhnlichen Buchstaben schrieb, ich hoffte Gelegenheit zu erhalten, Sr. Heiligkeit eine gute Neuigkeit mittheilen zu können, obgleich ich niemals den zehnten Theil von dem geglaubt hätte, was ich jetzt mit eigenen Augen sehe.“ Diese Mittheilung schließt nicht nothwendig ein vorheriges Wissen des Attentats auf Coligny ein; es konnten ja dem Nuntius allgemein gehaltene Bemerkungen von einem Vorgehen gegen Coligny und die Hugenotten gemacht worden sein.

[3] Daß Abteien und sogar Bisthümer an Häretiker gegeben wurden, war zu dieser Zeit in Frankreich nichts Seltenes. Der Marschall Damville erhielt ein Bisthum, dessen Einkünfte er für die Fütterung seiner Meute verwendete; ein anderes Bisthum wurde einer Hugenottin gegeben (Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux, II. 17. Vgl. II. 440). Der Marschall von Tavannes bestätigt dieß in seinen Memoiren: „Les abbayes sont données aux femmes, aux Huguenots et gens incapables. . . . Ces pechez chargent les roys qui, estant obligez des services que la noblesse fait, espargnent leurs bourses pour payer de celle de

wordenen Abteien habe der König an diejenigen vergeben, welche ihm in der letzten Zeit Dienste geleistet, „indem er mir zu verstehen geben ließ, daß er meine Erinnerungen in Zukunft berücksichtigen werde“.

Vergleichen wir nun mit diesen Nachrichten des Nuntius die gleichzeitig übergebenen Briefe des französischen Hofes. Der Brief des Königs Karl IX. vom 24. August an den Papst ist sehr kurz: er schicke einen seiner Edelleute, den Herrn von Beauville, um dem Papste einige Mittheilungen zu machen; dem, was Beauville sage, möge der Papst denselben Glauben schenken, wie wenn der König selbst es sage[1]. Daß der Gesandte, der nicht vor dem 27. August von Paris abgereist, dem Papste viel von der Verschwörung gegen das Leben des Königs gesprochen, in Übereinstimmung mit dem, was der König dem Parlament vorgetragen und den andern Höfen melden ließ, ist als sicher anzunehmen. Mit ausdrücklichen Worten sprach Ludwig von Bourbon in einem ebenfalls von dem außerordentlichen Gesandten überbrachten Briefe von der Verschwörung: „Der Admiral sei in seiner Bosheit soweit gegangen, daß er gegen das Leben des Königs, der Königin-Mutter, der Brüder des Königs und aller katholischen Großen conspirirt habe.“[2]

Während also der Nuntius von einer directen Bedrohung des Lebens Karl' IX. nichts weiß, haben die Franzosen ein Interesse daran, die Gefahr für das Leben des Königs in den Vordergrund zu stellen. An dieser französischen Auffassung hielt auch der berühmte französische Humanist Muret in seiner Rede am 23. December 1572 fest: O noctem illam memorabilem, quae paucorum seditiosorum interitu Regem a praesentis caedis periculo, regnum a perpetua bellorum civilium formidine liberavit. Zudem ist wohl zu beachten, bei welcher Gelegenheit diese Rede gehalten wurde: es war bei dem officiellen Empfang des außerordentlichen Gesandten Frankreichs de Rambouillet, der im Namen des französischen Königs dem Papste die herkömmliche Obedienz leisten sollte. Wie aber aus den Briefen des Königs und der Königin-Mutter vom 19. November 1572 hervorgeht, hatte der Gesandte auch den Auftrag, dem Papst wiederum auseinanderzusetzen, daß alles Bis-

---

l'Eglise.“ Kurz vorher bemerkt Tavannes: „Le conseil huguenot pour ruiner l'Eglise a esté de luy oster les biens; leur proverbe estait qu'abattant le colombier, les pigeons s'esgarent“ (Nouv. Collect. des mémoires [Paris 1866], VIII. 374).

[1] Theiner, Annal. Eccles. I. 335.

[2] L. c. I. 336. n. 8.

herige nur aus Interesse für die Religion geschehen sei [1]. Warum nun dieß Vordrängen einer Unwahrheit? Denn eine Verschwörung der Hugenotten gegen das Leben des Königs ist durch nichts erwiesen und auch aus inneren Gründen unwahrscheinlich, weil der König den Plänen der Hugenotten sehr zugethan war. Und wiederum, warum die fortgesetzten Bemühungen des französischen Hofes, dem Papste die Überzeugung beizubringen, es sei Alles aus Interesse für die katholische Religion geschehen? Die Erklärung ist einfach: man wollte den unangenehmen Eindruck verwischen, den die Art und Weise des Vorgehens gegen die Hugenotten gemacht, weil man in Rom schon durch die ersten Depeschen des Nuntius viel zu gut unterrichtet war, als daß man den französischen Berichten hätte Glauben schenken können. Diese gute Informirung Roms hatte der König durch die Bitte an den Nuntius, die Depeschen für den Papst erst durch den französischen Gesandten überbringen zu lassen, nur für ein paar Tage verzögern können, da die Depeschen des Nuntius mit den Briefen des Königs am 5. September übergeben und in Rom bekannt wurden.

Ist es nun wahr, daß die Berichte über die Bartholomäusnacht bei dem Papste doch nicht die ungetheilte und maßlose Freude hervorriefen, wie dieß so oft geschildert wird? Schon in dem oben angeführten Schreiben des Gesandten Parpaglia vom 5. September wird ausdrücklich bemerkt: „Dasselbe (das Ereigniß) ist gelobt worden, insoweit es sich auf den Nutzen des Königs, seines Reiches und der Religion erstreckt, aber die That würde noch viel mehr gelobt worden sein, wenn der König sie mit reinen Händen ausgeführt hätte, wie es der Herzog von Alba in Flandern gethan hat, mit Einhaltung und in der Form des gerichtlichen Verfahrens.“ Das ist die römische Auffassung, und das war sie schon am 5. September. Gregor XIII. insbesondere verabscheute die Art und Weise des Vorgehens.

Brantôme berichtet in seinem Leben des Admirals Coligny, er habe von einem damals sich in Rom aufhaltenden, sehr gut unterrichteten

---

[1] Katharina insbesondere bittet den Papst, doch zu glauben: „que la vie de mes enfans que je creyn plus que la miene ne mest si chere que mest lhonneur de Dieu et la conservation de nostre religion catolique Romayne, come je le monstre par efest la li ayent hazardée an batalles et gueres qui ont ayté en set Royaume come V. S. et tou le monde ha seu et veu et masurent que V. S. me fayra cet bien de nan doucter jeamés plus“ (Theiner l. c. I. 337. n. 9). Also Alles aus lauterem Interesse für die römisch-katholische Religion, und daran darf der Papst nie mehr zweifeln!

Edelmanne vernommen, daß der Papst bei der Nachricht Thränen vergossen und auf die Frage eines der Cardinäle (Lothringen?), warum er sich so sehr über die Niederlage der Feinde Gottes und des Heiligen Stuhles betrübe, geantwortet habe: „O ich weine über das unerlaubte und von Gott verbotene Verfahren des Königs!“ [1] Dieß wird auch bestätigt durch einen Brief des spanischen Gesandten in Paris, Çuñiga, vom 22. September 1572, in welchem es heißt, der Papst sei bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht von Entsetzen ergriffen worden (se espantavo) [2].

Eine weitere Bestätigung dürfen wir wohl auch der Darstellung eines bittern Feindes des Heiligen Stuhles, des Apostaten Gregorio Leti, entnehmen. Derselbe sagt in seinem Leben Sixtus' V. bei der Erwähnung der Bartholomäusnacht über Gregor XIII.: „Nun konnte der neue Papst wohl mit Recht Buoncompagno heißen; denn er hatte von Natur eine solche Zuneigung zur Leutseligkeit und einen solchen Abscheu vor dem Blutvergießen, daß er auch sogar die allerärgsten Übelthäter nicht gerne von der Obrigkeit zum Tode verdammen ließ, sondern einem jeden Gnade ertheilte . . . Wiewohl demnach bei Anhörung dieser Nachricht der Papst über die Vertilgung der Ketzer einige Freude empfand, so gefiel ihm dennoch keineswegs, daß solches mit Betrug, mit Verletzung des gegebenen Wortes und mit einer so entsetzlichen Grausamkeit bewerkstelligt worden.“ Leti theilt dann weiter mit, der Papst habe die Cardinäle über ihre Meinung gefragt, und da habe sich Cardinal Montalto (der spätere Sixtus V.) dem Papst zulieb scharf gegen das Verfahren des französischen Hofes ausgesprochen, obgleich es nicht seine persönliche Ansicht gewesen sei. „Dem Papste gefiel diese Rede sehr, wie er solches selbst seinem Neffen, dem Cardinal Buoncompagno, gestand.“ Aus der Antwort Montalto's, die Leti berichtet (nach welcher Quelle?), sei hier nur Folgendes angeführt: „Ich erinnere mich noch, daß ich ihn (Pius V.) sagen hörte: ‚Die Türken könnten sich nicht beschweren, daß die Kirche begierig sei, das Blut ihrer Feinde zu vergießen, weil alles in einem rechtmäßigen Kriege geschehen, der ihnen zuvor angekündigt worden und dessen Vorbereitungen sie lange vorher wahrgenommen.‘ — Die Worte Christi: ‚Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe,‘ sind in der heiligen Schrift deutlich genug ausgedrückt. Gleichwohl hört

---

[1] Das Citat findet sich in den Werken Brantôme's (Ed. 1740), VIII. 190; s. Civiltà cattolica, S. 6. XI. 29, Anm. 3.

[2] Kervyn de Lettenhove, III. 14, Anm. 4.

man jetzt gerade das Widerspiel, daß nämlich mit offenbarem Betrug (weil die Ketzer unter dem Schutze des Königs lebten) und zu einer Zeit, da sich Alles in der größten Lust befand, so viele tausend Seelen auf einmal dem Teufel aufgeopfert worden. Was werden nun die noch übrig gebliebenen Ketzer sagen, wenn sie uns diese Worte anstimmen hören: ‚Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe'? Werden sie auch glauben können, daß dergleichen gewaltsames Verfahren dieser Vorschrift gemäß sei?" [1]

Trotz der beklagenswerthen Verfahrungsweise des französischen Hofes freute man sich in Rom über die nothwendig aus dem Ereigniß sich ergebenden Folgen; aber diese Freude war in ihren Äußerungen bei dem Papste eine gemäßigte, wie auch der Annalist Gregor' XIII., P. Maffei, ausdrücklich hervorhebt [2], bei den Franzosen aber, insbesondere bei dem Cardinal von Lothringen, eine fast ausgelassene. Schon als am 2. September erst eine ganz unbestimmte Nachricht von Lyon eingelaufen, da „zeigte der Cardinal von Lothringen darüber mehr Freude als alle anderen; er ging alsbald mit dem französischen Gesandten zum Papste und berichtete viele Einzelheiten darüber". So Parpaglia in dem obigen Schreiben. Der Cardinal von Lothringen war es, der am 8. September die den französischen König als „entflammt vom Eifer für den Herrn der Heerscharen" preisende Inschrift in der französischen Nationalkirche aufhängen ließ; der Cardinal von Lothringen war es, welcher, wenn wir hier de Thou Glauben schenken dürfen, die feierliche Procession vom 8. September veranlaßte [3]; der Cardinal von Lothringen war es, der noch in demselben Jahre 1572 Capilupi beauftragte, das Buch Stratagema contra gli Ugonotti zu schreiben, in dem behauptet wird, die Bartholomäusnacht sei von langer Hand beschlossen und vorbereitet worden. Warum? Der Cardinal erblickte in dem Ereignisse den Stolz seines Hauses; er rühmte sich nun, daß Alles vorher überlegt worden, bevor er nach Italien gekommen, und diese Auffassung verewigte er durch das Buch Capilupi's [4]. In einem Briefe (an seinen Neffen), den Katharina

[1] Köln. Ausgabe 1706, I. 431—434.

[2] „Temperata letizia" (Annali di Gregorio XIII., lib. I. § 20. Civiltà l. c. XI. 29).

[3] Historiarum sui temporis pars II^a (Ed. Francofurti 1614), p. 1080: „ejusdem (Cardinalis) instigatu biduo post supplicationes . . . celebrantur." De Thou bezeichnet kurz vorher die Freude des Cardinals als eine unglaubliche.

[4] Vgl. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht, S. 251.

von Medici auffangen ließ, schrieb der Cardinal sich, seinem Neffen und seinem Hause mit vielem Rühmen den Tod des Admirals zu[1].

Wenn nun der Cardinal von Lothringen „die Seele der römischen Festlichkeiten"[2] war, hat er dann vielleicht nicht auch das Te Deum vom 5. September veranlaßt? Wir können diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten. Wäre sie zu bejahen, so müßte das Te Deum sicherlich, der officiellen französischen Darstellung entsprechend, besonders als Dank für die Errettung des Königs aufgefaßt werden[3]. Aber auch im verneinenden Falle ist bei der Anordnung des Te Deum die officielle Bezugnahme auf die officiellen Erklärungen des außerordentlichen französischen Gesandten, dessen Worte der König als seine eigenen betrachtet wissen will, keineswegs ausgeschlossen. Und in dieser Weise scheint die bisherige Annahme nicht unberechtigt. Unberechtigt wäre diese Auffassung jedoch, wenn sie das Te Deum einseitig als Dank für die Errettung des französischen Königs in der Weise erklärte, daß sie annähme, der Papst habe noch keine anderen Nachrichten erhalten, und daß sie ignorirte, wie auch noch nach dem Te Deum weitere Freudenbezeugungen stattgefunden haben.

Abgesehen von der großartigen Procession vom 8. September[4], an der sich fast ganz Rom mit dem Papste betheiligte, ließ Gregor XIII. nach dem Beispiele Karl' IX. eine Denkmünze prägen: sie zeigt auf der Adversa die Büste des Papstes, auf der Aversa einen Würgengel mit Kreuz und Schwert und die Überschrift: Hugonotorum strages[5]. Ferner beauftragte der Papst den berühmten Vasari, der damals mit dem Aus-

---

[1] Wir erfahren dieß aus einer Depesche des Nuntius Salviati vom 1. October 1572 (Theiner l. c. I. 332).

[2] Civiltà l. c. XI. 25.

[3] Der Wittenberger Professor Schröckh sagt in seiner „Christlichen Kirchengeschichte seit der Reformation" (Leipzig 1805. III. 286 f.), der Papst habe „die bekannten Freudensbezeigungen wegen der Pariser Mordnacht sehr wahrscheinlich mehr um sich gegen den französischen Hof erkenntlich zu bezeigen, der ihm durch die Ausrottung der Ketzer einen großen Dienst erwiesen zu haben glaubte, als weil er dieselbe billigte, anstellen lassen".

[4] Eine Beschreibung derselben gibt die Civiltà l. c. p. 24 nach dem handschriftlichen Diarium des Ceremonienmeisters Mucanzi. Die Processionsordnung erschien auch im Druck: Ordine della processione fatta per la nuova della destruttione della setta ugonotana (Roma 1572. 4°. Brunet, Manuel du Libraire. VI. n. 23 525).

[5] Venuti, Numismata RR. Pontificum praestantiora (Romae 1744. p. 135), citirt in der Civiltà XI. 27, Anm. 4.

malen der Sala regia des Vatikans beschäftigt war, die Hauptscenen der Bartholomäusnacht zu malen, das Attentat auf den Admiral, die Execution vom 24. August und das Erscheinen des Königs im Parlament. Diese Fresken sieht man noch heute neben der Thüre der Sixtina, über den großen Gemälden, welche die Schlacht von Lepanto darstellen [1].

Gerade diese Zusammenstellung der Schlacht von Lepanto mit der Bartholomäusnacht kann uns vielleicht behilflich sein bei Beantwortung der dritten Frage, die wir gestellt haben: Waren die Freudenbezeugungen über die Bartholomäusnacht gerechtfertigt? Verwerflich wären dieselben natürlich, wenn sie den Greueln als solchen gegolten hätten. Diese Annahme ist jedoch von vornherein und zudem durch die oben angeführten Zeugnisse als völlig unberechtigt auszuschließen. Ob nun aber auch so die lauten Freudenbezeugungen und die bildliche Verewigung der Pariser Scenen unserm heutigen Geschmack zusagen, lassen wir dahingestellt sein: sicher ist hier ein freies Urtheil erlaubt, da es ja nur ein einfältiges Gerede unserer Gegner ist, als müßten wir Katholiken jede einzelne Handlungsweise eines Papstes gleichsam als unfehlbar betrachten und darstellen. Nach Gregorio Leti hat übrigens Gregor XIII. selbst diese Freudenbezeugungen mißbilligt; denn die von dem Papste mit Beifall aufgenommene Rede des Cardinals Montalto schließt mit den Worten: „Wenn mir erlaubt ist, meine unmaßgebliche Meinung zu eröffnen, so hielt ich es nicht für rathsam, daß hier in Rom vor den Augen Ew. Heiligkeit wegen dieses Blutvergießens Freudenfeuer angezündet und andere Ergötzlichkeiten angestellt würden, wie Verschiedene für gut befinden; denn das wären doch solche Dinge, die mit der gütigen und leutseligen Natur Ew. Heiligkeit, welche die Ketzer selbst bewundern müssen, gar nicht übereinstimmten, und außerdem thäte man nicht wohl, wenn man zu erkennen gäbe, daß die Kirche Christi an der Vergießung des menschlichen Blutes einigen Gefallen hätte.“ [2]

Selbst für den Fall, daß die Freudenbezeugungen der eigenen Initiative des Papstes entsprungen wären — was einstweilen nicht bewiesen ist —, müßte derjenige, der hier aburtheilen wollte, sehr eingehend nicht

[1] Civiltà XI. 27 s. Dort werden auch nach Gaye (Carteggio di artisti, III. 343) folgende Worte aus einem Briefe Francesco's de Medici an Vasari vom Jahre 1572 angeführt: „Ci piace havere inteso non solo l'arrivo vostro a Roma, ma anco le carezze et favori fattivi da Sua Beatitudine, la quale fa prudentemente a volere che apparisca nella sala dei Rei cosi santo et notabile successo, come fu l' essecutione contra gli ugonotti di Francia.“

[2] Leti, Leben des Papstes Sixtus V. Köln 1706. I. 434 f.

allein die Auffassung der damaligen Zeit, sondern auch die Lage des Papstes und der ganzen Kirche berücksichtigen. Zum Wenigsten wird er dann die Freude des Papstes überhaupt erklärlich finden.

Vom sittlichen Standpunkte betrachtet, darf ich mich freilich nie freuen über eine in sich schlechte Handlung — und eine solche war in jedem Falle die treulose, mit den Principien und der Verfahrungsweise der katholischen Kirche in schroffem Widerspruch stehende Niedermetzelung der Hugenotten —, wohl aber kann der Fall eintreten, daß die Folgen einer schlechten That gerechten Anlaß zur Freude bieten. Ein mächtiger Wütherich vergießt Ströme von Blut; der Dolch eines Meuchelmörders macht seinem Leben ein Ende; ganze Länder athmen wieder auf und freuen sich des Friedens. Nun, neben dem Türken gab es keinen so grimmigen, blutgierigen Feind des katholischen Namens als die Calviner und speciell die Hugenotten.

„Jede Spur des Papstthums," sagt Schiller, also hier gewiß ein unverdächtiger Beurtheiler, „setzte den Schwärmergeist der Calvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert . . . Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten." An einer andern Stelle sagt Schiller von den Hugenotten: „Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieser Unschuldigen befleckt. Mit erfinderischer Wuth schärften sie durch den bittersten Hohn noch die Qual des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen und es öffentlich als Ehrenzeichen zu tragen [1].

---

[1] Diese Stellen bei Janssen, Schiller als Historiker (Freiburg 1879 2. Aufl. S. 208 f.). — Jeder einzelne der angeführten Züge kann in den zeitgenössischen Quellen nachgewiesen werden. Übereinstimmend urtheilten auch die lutherischen Prediger in Deutschland; in einem Briefe des Prinzen von Oranien vom 26. December 1569 heißt es, daß dieselben „preschent ouvertement que ceux de la religion de

Haben die Häresien des 16. Jahrhunderts überhaupt, dem Beispiel ihrer früher geborenen Schwestern folgend, sich nie damit begnügt, daß sie geduldet wurden, sondern ging ihr Streben stets auf Ausschließung des alten von den Vorfahren überkommenen Glaubens, so wurde dieses Streben bei den Calvinern zu einer wahren, mit blutiger Consequenz verfolgten Manie. Die Scheiterhaufen, die Calvin in Genf auflodern ließ, die Priesterschlächtereien in Frankreich und den Niederlanden und auf dem weiten Ocean haben ihren Grund in dem unversöhnlichen Hasse der Calviner gegen alles, was nicht ihre Lehre theilt. In Frankreich setzten die Hugenotten schon im Mai 1559 die Todesstrafe auf Ketzerei, d. h. auf den Glauben, zu dem sich ihre Vorfahren über tausend Jahre lang bekannt hatten. Katholische Priester wurden von Geusen und Hugenotten bis auf den Ocean hinaus verfolgt: es sei hier nur an zwei Ereignisse erinnert, die in den beiden letzten Jahren vor der Bartholomäusnacht stattfanden. Am 15. Juli 1570 wurden 40 Jesuiten, unter ihnen P. Ignatius de Azevedo, auf ihrer Reise nach Brasilien bei der Insel Palma von hugenottischen Piraten nach vielen Mißhandlungen theils niedergestoßen, theils ertränkt. Der Anführer Jacob Soria hatte auf die Frage, was man mit den Jesuiten anfangen solle, geantwortet: „Schlachtet diese Hunde, die mit ihrer schlechten Lehre Brasilien besudeln wollen.“ [1] Ein Jahr später, am 13. September 1571, ließ der Hugenotte Capdeville zwölf Jesuiten, die, als Ersatz für die Hingemordeten, ebenfalls auf der Reise nach Brasilien begriffen waren, in der Nähe der Insel Terceira umbringen [2].

Der sicherste Hafenplatz für diese Piraten war La Rochelle [3]; nirgends

---

France et des Pays-Bas ne sont que mutins, rebelles et briseurs d'images et que l'on ferait grand service à Dieu et bien à toute la crestienité de les abolir et ruiner“ (Kervyn de Lettenhove, II. 199).

[1] Juvencius, Epitome Historiae S. J. Gandavi 1853. II. 219. Nach dem Briefe des P. Diaz vom 28. August 1570 (bei Laderchius, Annal. Eccles. ad an. 1570, n. 431) stand Jakob Soria in Diensten der Königin von Navarra. Vgl. G. C. Cordara, Istoria della vita e della gloriosa morte del Beato Ignazio de Azevedo e di altri trentanove beati martiri della Comp. di Gesù (Roma 1854. p. 79—120). Die erste Ausgabe dieses Buches erschien im Jahre 1743 ohne Namen des Verfassers.

[2] Juvencius l. c. II. 227. Vgl. E. de Guilhermy S. J., Ménologe de la Comp. de Jés. Assistance de Portugal (Poitiers 1867. II. 229). Ausführlicher bei Laderchius, l. c. ad an. 1571, n. 472.

[3] Von Jakob Soria berichtet Thuan (Histor. lib. 47. Ed. Francof. 1604. p. 837) ausdrücklich, daß er nach der Priesterschlächterei „Rupellam incolumis rediit“.

konnten dieselben ihren Raub so gut absetzen, wie dort; zu La Rochelle waren sie unter dem Schutze Coligny's und des Grafen Ludwig von Nassau wie zu Hause[1]. „Wie damals England ein ausgedehntes und vortheilhaftes Geschäft auf Kosten Spaniens und Portugals mit seinen Piraten trieb, so hatte sich auch in den französischen Häfen, namentlich in La-Rochelle, dieselbe Industrie entwickelt.“[2]

Außer ihren Verbindungen mit den Engländern, denen sie früher französisches Gebiet in die Hände gespielt, und den Calvinern Deutschlands, denen sie häufige Unterstützung durch deutsche „reitres et lanskenets“ zu verdanken hatten, hielten die Hugenotten auch stets gute Freundschaft mit dem Erbfeind der Christenheit, den Türken. Über diese Verbindung sagt einer der besten Kenner der osmanischen Geschichte: „So wenig die Sache ganz im Klaren ist, so leidet es doch keinen Zweifel, daß schon längst vor dieser Zeit (1572) zwischen den Hugenotten und der Pforte geheime Verbindungen stattgefunden hatten, welche irgend eine gemeinschaftliche Unternehmung oder eine gegenseitige Unterstützung zum Zwecke hatten . . . Coligny sah sich, wie es scheint, veranlaßt, mehrere angesehene Edelleute seiner Partei als Begleiter des französischen Gesandten Grandchamps (un huguenot déguisé) mit nach Constantinopel zu schicken, um sich mit dem Großherrn persönlich in's Vernehmen zu setzen . . . Diese geheimen Agenten des Admirals Coligny trafen in Constantinopel erst ein, als der alte Sultan seine Hauptstadt schon verlassen hatte, um seinen letzten Feldzug anzutreten, welcher ihn, unter den Mauern von Szigeth, an das Ende seiner Tage führte. Die Hugenotten eilten ihm zwar sogleich nach; als sie aber in Szigeth eintrafen, war er schon nicht mehr unter den Lebenden.“[3] Daß unter solchen Umständen der hauptsächlich dem heiligen Papste Pius V. zu verdankende große Sieg über die ungeheure türkische Flotte bei Lepanto im Jahre 1571

---

[1] Kervyn de Lettenhove, II. 290 s. [2] Baumgarten S. 28. 51.

[3] So Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa. Gotha 1855. III. 476 f. Nach Zinkeisen ist es erwiesen, daß die Hugenotten sowohl wie die Lutheraner den Türken lieber waren, als die Papisten. „Die Lutherischen,“ bemerkt der österreichische Gesandtschaftsprediger Gerlach (Türkisches Tagebuch. Frankfurt 1674. S. 89), „sind den Türken lieber, als die Papisten, weil jene die Anruffe und Verehrung der Bilder verdammen, und verhoffen also, sie sollten eher Türken werden, denn die Welschen. Darumb wann sie einen gefangen bekommen, fragen sie gleich, ob er ein Papist oder Lutheraner sei?“ Zinkeisen meint: „Vielleicht hielt man es aus diesem Grunde für diplomatische Klugheit, daß man Anfangs fast nur Lutheraner zu Stellvertretern Österreichs bei der Pforte wählte. Und dasselbe gilt von den Hugenotten.“

ein Greuel in den Augen der Hugenotten war, braucht nicht bemerkt zu werden[1]. Am 6. November 1571 berichtete der spanische Botschafter in Paris, der Sieg sei „für die Hugenotten und ihre Freunde ein harter Schlag“[2].

Fassen wir ferner den Zeitpunkt in's Auge, in welchem das Verhängniß über die Hugenotten hereinbricht. Schon sind mehrere Tausend Franzosen den niederländischen Rebellen zu Hilfe gezogen; Coligny ist auf dem Punkte, von dem König mit dem Oberbefehl gegen Spanien betraut zu werden. Wenn Coligny, wenn die Geusen siegen, dann ist es um den katholischen Glauben nicht allein in den Niederlanden, sondern wahrscheinlich auch in Frankreich geschehen, dann ist das Leben vieler Tausende von katholischen Priestern und Ordensleuten in Gefahr. Vor einem Monat erst hat man die Qualen vernommen, mit welchen am 9. Juli 1572 in Brielle elf Franciscaner und acht andere Welt- und Ordenspriester von Gorcum durch die Geusen langsam hingemordet worden[3].

Aber auch schon jetzt ist durch den drohenden Krieg Frankreichs gegen Spanien das Werk Pius' V., die heilige Liga zur Bekämpfung der Türken, bedroht; es muß also wiederum der Lieblingsgedanke so vieler Päpste und der ganzen Christenheit aufgegeben werden! Der französische Hof hatte besonders seit Ende 1571 alles aufgewendet, damit die Pforte Venedig von der Liga losreiße, um so ihre ganze Macht gegen Spanien wenden zu können. Ein verschlagener Diplomat, der apostasirte Bischof Noailles (d'Acqs)[4], war deßhalb nach Constantinopel geschickt worden. Pius V. hatte sich bemüht, diese Sendung wieder rückgängig zu machen. Noch wenige Wochen vor seinem Tode hatte Pius V. dem französischen Könige geschrieben, wie er vertraue, daß die Verbündeten (der Liga) noch weitere glorreiche Siege erringen würden „zum ewigen Gedächtniß, aber zur ewigen Schmach Ew. Majestät, wenn sie noch ferner dieser Liga fremd bleibt; und diese Schande würde um so größer werden, wenn es wahr wäre (was wir nicht glauben), daß die Rebellen gegen die katholische Religion daran denken, ein so heiliges Unternehmen zu stören, die Waffen gegen einen der Verbündeten zu wenden; auch kann es uns

---

[1] Vgl. Kervyn de Lettenhove, II. 358. [2] Baumgarten S. 98.

[3] Der genaue Bericht Historia Martyrum Gorc. auctore G. Estio Hesselio (Duaci 1603) findet sich bei den Bollandisten zum 9. Juli p. 798 sq. abgedruckt.

[4] Noailles war von 1557—1562 Bischof von Dax oder d'Acqs, weßhalb er in den Depeschen und Berichten oft einfachhin Dax oder d'Acqs genannt wird.

nicht gefallen, daß Ew. Majestät zu dem tyrannischen Feinde des christlichen Namens den Acqs gesendet, der sich Bischof nennt" [1]. Wie nothwendig diese Warnung vor dem Apostaten war, beweist allein schon dessen Brief vom April 1572 aus Constantinopel an den König, in welchem er denselben auf's Dringendste vor dem Anschlusse an die Liga warnt, für die Hugenotten aber um freie Bewegung bittet. „Wenn Eure Hugenotten oder Andere zu Wasser oder zu Lande eine Promenade nach Flandern machen wollen, werdet Ihr die alte Freiheit der Kriegsleute Eurer Nation nicht hindern wollen." [2]

Aber weder die Worte des heiligen Papstes, noch die Bemühungen seines Legaten Alessandrino [3] und dessen Begleiters Franz Borgia hatten den französischen König zum Anschluß an die Liga zu bewegen vermocht. Trotzdem wollte der Nachfolger des hl. Pius V. noch einen Versuch machen. Eben hatte Gregor XIII. in dem Consistorium vom 27. August den Cardinal Flavio Orsini zum Legaten a latere für Frankreich ernannt mit dem Auftrag, Alles aufzubieten, um den französischen König für die Liga zu gewinnen [4]. Der Cardinallegat war noch nicht abgereist, da traf die Kunde von der Ermordung der Hugenotten ein.

Jetzt scheint auf einmal Alles verändert. Jetzt gibt die Niederlage der Hugenotten Aussicht, daß der Vater der Christenheit, welcher den Jammer und das Elend vieler Tausende von christlichen Sklaven und bedrängten Kindern wie eigenes Leid empfindet, mit seinem Hilferuf auch in Frankreich gehört werden wird; die grimmigsten Feinde der Kirche sind gefallen; Spanien kann bei der Liga verharren; der katholische

---

[1] Baumgarten S. 198. Vgl. über frühere Klagen Pius' V. Laderchius ad an. 1571, n. 135.

[2] Baumgarten S. 199. — Es charakterisirt den Apostaten, daß er Ende September 1572 vor der Pest aus Konstantinopel floh und dann in einer Depesche an Katharina von Medici als Grund seiner Abreise die Besorgniß angibt, welche ihm der Plan wegen der Vereinigung Algiers mit Frankreich eingeflößt habe (Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, III. 475). — Die Bartholomäusnacht änderte an den Beziehungen Frankreichs zur Türkei nichts: Karl IX. forderte am 30. November 1572 von dem Sultan drei Millionen in Gold, wofür er Spanien gehörig beunruhigen wolle (Baumgarten S. 200, Anm. 1). Natürlich Alles im Interesse der heiligen Religion! Vgl. die Briefe vom 19. November 1572 an den Papst bei Theiner, Annal. Eccles. I. 337.

[3] Die Briefe dieses Legaten vom 31. Juli 1571 bis 30. März 1572 in der Corsiniana (Cod. Cors. 505) s. Laemmer, Zur Kirchengesch. des 16. und 17. Jahrhunderts. Freiburg 1863. S. 164.

[4] Theiner, Annal. Eccles. I. 46.

Glaube in den Niederlanden und Frankreich selbst erscheint gerettet; die vor wenigen Monaten noch von Frankreich mit den Engländern und deutschen Protestanten geschlossenen Bündnisse sind gelöst. Die ganze europäische Politik ist mit einem Schlage geändert zu Gunsten des katholischen Glaubens [1]. Durfte sich da Rom in keiner Weise freuen? Durfte es nicht in die Kirchen eilen, Gott zu danken für die Errettung von seinen blutgierigen Feinden? Schien nicht ein gerechtes Strafgericht ob so vieler Frevel über die Hugenotten hereingebrochen zu sein? [2] Schien nicht die Zertrümmerung so vieler und so schlau angelegter Pläne fast wunderbar? Dieß ist die Auffassung vieler Zeitgenossen. Es geben ihr auch die Worte Ausdruck, die sich in einem Briefe des Cardinals Otto Truchseß vom 29. November 1572 an den Herzog Albrecht von Bayern finden: „G o t t s e y l o b d a s pro Catholicis s o w o l i n Gallia u n d N i d e r l a n n d t e r g a n g e n; w a r l i c h m e r w u n d e r b a r l i c h d a n n m e n s c h l i c h; u n d h a b e n d i e s a c h e n a i n r a u c h s a n s e h e n, a b e r a i n g u t t z e n d t g e h a b t; d a r u m b w i r a l l e G o t t s e l l e n d a n c k b a r s e i n." [3]

B. Duhr S. J.

---

[1] Vgl. Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland seit der Reformation. Stuttgart 1845. I. 319 ff.

[2] Selbst die lutherischen Hoftheologen Andreae und Selneccer gaben in ihren Berichten an den Kurfürsten August nicht undeutlich zu verstehen, daß die Calvinisten das Blutbad als gerechte Strafe ihrer Schuld selbst über sich herbeigezogen hätten (K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. 1. Aufl. V. 40).

[3] Steichele, Beiträge zur Geschichte des Bisthums Augsburg. Augsburg 1850. II. 559.

Adam von St. Victor[1].

Studie zur Literaturgeschichte des Mittelalters.

Seit die blinde Voreingenommenheit des Humanismus gegen alles, was im sogen. Kirchen-, Küchen- oder Mönchs-Latein geschrieben, durch das siegreiche Vordringen der geschichtlichen Wissenschaften zum Sehen gezwungen worden, hat sich Forschung und Bewunderung namentlich der liturgischen Dichtung des Mittelalters in höherem Maße zugewandt. Dennoch ist eine ausgebreitetere Kenntniß derselben bisher auf die engeren Kreise der eigentlichen Gelehrtenwelt beschränkt geblieben. Dürften doch selbst manche unserer Leser sich schwer besinnen, ob ihnen je im Leben der Name eines Adam von St. Victor begegnet, und von denen, die mit ihm vertraut sind, dürfte wieder die Mehrzahl ihre Kenntniß lediglich dem „Kirchenjahr" Dom Guérangers und den daselbst mitgetheilten Proben verdanken. Und doch ist Adam von St. Victor nach dem gewiß berufenen Urtheil des gelehrten Benedictiners „der größte Dichter des Mittelalters" schlechthin, welchem, wie R. Ch. Trench meint, höchstens ein Hildebert von Le Mans die Palme streitig machen könnte. Noch weiter als die beiden erwähnten Hymnologen geht Dr. J. Neale, ebenfalls gewiegter Kenner mittelalterlicher Dichtung, wenn er erklärt, Adam sei seinem Geschmacke nach der größte lateinische Dichter nicht bloß des Mittelalters, sondern aller Zeiten (to my mind the greatest Latin poet not only of mediaeval but of all ages). Früher als die bisher Genannten hatte in Deutschland A. J. Rambach seine Stimme erhoben, und Adam nächst Notker und Damiani als den fruchtbarsten Dichter des ganzen Mittelalters bezeichnet, „in Absicht auf sinnreiche Behandlung der Gegenstände, lebendige Darstellung und Gewandtheit der Sprache wie in der Versification unstreitig der erste unter allen" — ein Lob, das auch H. A. Daniel zu dem seinigen gemacht hat. Bedenkt man, daß diese sämmtlichen Urtheile (mit einziger Ausnahme des erstgenannten) von englischen oder lutherischen Geistlichen ausgesprochen wurden, die doch dem Lehrbegriffe des Victoriners fremd, um nicht zu sagen feindlich, gegenüberstanden, so wird, wie einer-

---

[1] Léon Gautier, Oeuvres poétiques d'Adam de St Victor. 2 vols. Paris 1858 et 1859.

Léon Gautier, Oeuvres poétiques d'Adam de St Victor. Deuxième édition, entièrement refondue. Paris 1881.

Eugène Misset, Essai philologique et littéraire sur les oeuvres poétiques d'Adam de St Victor. Les Lettres chrétiennes. Vol. II. p. 76 sqq., p. 238 sqq.; vol. III. p. 353 sqq.; vol. IV. p. 204 sqq., p. 371 sqq.; vol. V. p. 344 sqq.

seits der Verdacht der Voreingenommenheit und Übertreibung ausgeschlossen, andererseits der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, auch einmal in deutscher Sprache die über einen so außergewöhnlichen Dichter noch vorhandenen Nachrichten zu sammeln und mit einer literarhistorischen Würdigung zu begleiten.

Von der königlichen Abtei regulirter Chorherren zu St. Victor in Paris, die sich in ihrer einstigen Herrlichkeit in der gleichnamigen Straße von der westlichen Ecke der Seine-Straße bis gegenüber der Bäckerstraße hinzog, und deren Garten von der Bièvre durchschnitten ward, sind in der heutigen Weltstadt so gut wie keine Spuren erhalten. Das einzige Brunnenthürmchen, bei welchem Seine- und Victorstraße sich treffen, ist alles, was sich von den Baulichkeiten des alten, 1108 von Wilhelm von Champeaux (Guillelmus Campellensis) gegründeten Stiftes in unsere Tage gerettet hat. Dieß Schicksal der Abtei ist ein getreues Bild des Looses, das ihren gefeiertsten Sänger getroffen hat. Denn die Nachrichten über Leben und Lebensumstände desselben sind leider ebenso spärlich als unbestimmt.

Der älteste und wichtigste Abriß seines Lebens, wenn anders man wenige inhaltsarme Zeilen so nennen darf, stammt im besten Falle [1] aus der Feder Wilhelms von St. Lô (a Sancto Laudo), der, 1345 Abt von St. Victor, am Sonntage Trinitatis 1349 starb [2] und somit durch anderthalb Jahrhunderte von Adam getrennt war. Schon dieser ersten Notiz, von welcher der Annalist des Klosters, Johann von Toulouse (gest. nach 1652), mit Recht bemerkt, daß sie, ähnlich wie einst Thimantes mit dem Bilde Agamemnons gethan, die Figur Adams weniger zeichne denn verhülle [3], sieht man nur zu deutlich an, daß bereits damals ältere Aufzeichnungen nicht mehr vorhanden, in der mündlichen Überlieferung aber außer einigen nothdürftigen Umrissen alle Besonderheiten seines Lebens untergegangen waren.

Durch Wilhelm von St. Lô erfahren wir, daß Adam „um die Zeit Hugo's von St. Victor“ blühte, daß er von Geburt ein „Britte“, daß er eine Erklärung der Einleitungen des hl. Hieronymus in die Bücher des alten und neuen Testamentes, sowie ein anderes biblisches Werk, eine Art exegetischen Nachschlagebuches, verfaßt, das den Titel Summa de vocabulis Bibliorum trug, gewöhnlich aber kurzweg als die Summe des Britten (Summa Britonis) bezeichnet wurde; endlich daß er sehr viele Prosen über die Feste des Herrn und der Heiligen angefertigt, und daß sein Grab annoch in der Abtei zu sehen.

---

[1] Daß Wilhelm Autor der kurzen biographischen Notiz sei, die zuerst Martene (Ampl. coll. VI. 220) veröffentlicht hat, gründet sich einstweilen nur auf das späte und darum nicht allzu verlässige Zeugniß des Johann von Toulouse. Vgl. Gautier, 2e éd. p. x sq.

[2] Gulielmus a Sancto Laudo, doctor in theologia et abbas anno 1345, obiit anno 1349 in festo SS. Trinitatis. Catal. canonic. S. Victoris. Gautier, 1re éd. p. LVIII. not.

[3] Gautier, 1re éd. p. LXVII.

Wir erfahren somit, daß Adam ein Britte war, erfahren aber nicht, ob das doppelsinnige Brito in unserem Falle mit Engländer oder mit Bretone zu übertragen, ob wir als Heimath des Dichters die major oder die minor Britannia anzusehen haben. Der Sprachgebrauch des zwölften Jahrhunderts gibt uns leider keinen Anhaltspunkt; denn wenn uns Du Cange Britigena, Brito und Armoricus als gleichbedeutend aufführt, fällt uns, den Irrthum zu verhüten, rechtzeitig bei, daß Radulphus a Diceto seiner englischen Geschichte den Titel Historia compendiosa de regibus Britonum gegeben. Auch andere Gründe verfangen nicht. Daß Adam in der königlichen Abtei der königlichen Hauptstadt lebte, kann für seine Volkszugehörigkeit nicht in Betracht fallen. Von den drei großen Zierden der Abtei war der eine, Hugo von St. Victor, ein Deutscher, der zweite, Richard, ein Schotte; warum sollte der dritte kein Engländer gewesen sein? Erinnert in Adams Schriften der schwungvolle, rhetorisirende Stil, die Vorliebe für das Spiel mit Gegensätzen in Gedanken und Gedankenausdruck an den Franzosen der Gegenwart, so weist neben der echt germanischen Vorliebe für den Stabreim vor allem die bewundernswerthe Festigkeit im Accente, die sich in allen echten Dichtungen Adams bekundet und für die den lateinischen Dichtern welscher Zunge so häufig das Ohr ganz zu fehlen scheint, entschieden auf die major Britannia hin.

Ergötzlich ist, trotz oder vielleicht gerade wegen der Schüchternheit, womit es geschieht, die Art und Weise, wie L. Gautier die Sequenz Adams auf den hl. Thomas von Canterbury für unsere Frage fruchtbar zu machen sucht. Wäre Adam ein Engländer gewesen, meint er, hätte er nothwendig durch seine Entrüstung als Christ jene Liebe zum heimathlichen Boden durchschimmern lassen, die, ohne daß wir es wollen, aus allen unseren Werken redet und die das Christenthum vielleicht nur noch zartfühliger (délicat) gemacht hat[1]. Der gelehrte Herausgeber vergißt leider für einen Augenblick, daß die Vaterlandsliebe der Angloſachsen des zwölften Jahrhunderts sich in etwas anderer Weise zu äußern pflegte, als es bei uns vielfach der Brauch ist, und daß dieselben fast noch bei Lebzeiten König Heinrichs II. das Bild Beckets auf ihre Fahnen und Standarten setzten. Wenn aber überhaupt in diesen Prosen etwas durchschimmert, so dürfte der schwache Schimmer uns eher nach England weisen. Denn wenn Adam in der zweifellos echten Prose Gaude Sion et laetare mit Beziehung auf das Exil des heiligen Bischofes in Frankreich und die verwaiste englische Primatialkirche den Ausdruck gebraucht: Sic nos, pater, reliquisti, so paßt das jedenfalls besser in dem Munde eines Engländers. Ähnlich heißt es in der Prose Aquas plenas amaritudine, die aus Gründen des Stiles sehr wohl von Adam herrühren kann:

Joseph regnat in aula regia
Thomas noster in coeli curia
    Coronatur.
Renovantur Anglorum gaudia,
Bethel novus fit Dorovernia u. s. f.

[1] Ibid. p. LXVI.

Aus den späteren Annalisten der Abtei können wir nur noch so viel entnehmen, daß Adam unter dem Abte Gilduin, also um 1130 blühte, daß er, ein Zeitgenosse Richards von St. Victor, diesen um ein Beträchtliches überlebte. War er auch ein Zeitgenosse Hugo's, und stand somit das leuchtende Sternbild der drei großen Victoriner eine Zeitlang gleichzeitig am Himmel der streitenden Kirche? Von Wilhelm von St. Lô erfuhren wir, daß Adam um die Zeit Hugo's gelebt. Dem widersprechend führen die späteren Annalen von St. Victor aus, da Hugo im Februar 1139, Adam dagegen erst 1192 gestorben, so könne er höchstens in zarter Jugend ein Schüler Hugo's gewesen sein. Allein Hugo tritt selbst als Zeuge in seiner und seines Schülers Sache auf, indem er die vierte seiner Predigten, gehalten auf das Fest Mariä Geburt, mit vier Strophen einer Sequenz Adams beschließt, sie mit den Worten einführend: Sicut egregius versificator testatus est dicens [1]. Adam muß also noch zu Lebzeiten Hugo's alt genug gewesen sei, um Sequenzen zu schreiben, und seine Sequenzen müssen reif genug gewesen sein, um ihm aus dem Munde seines großen Lehrers das öffentliche Lob als egregius versificator zu verdienen. Wir erblicken somit in den unsterblichen Hymnen Adams mit Recht die poetische Blüthe, welche die scholastisch-mystische Gelehrsamkeit der beiden großen Victoriner Hugo und Richard getrieben.

Nachdem er noch den Streit miterlebt, den Richard von St. Victor an der Spitze der strengeren Brüder gegen die Milderungsversuche des Abtes Gruisius geführt, und der mit der Niederlage des Letzteren und der Wahl des Guerinus endete, starb Adam in jedem Falle hochbetagt, zu Ende der siebziger oder zu Anfang der neunziger Jahre seines Jahrhunderts. Fest steht nur das Wort der Antiquitates Sancti Victoris: Praefixus extincti patris Adami non constat annus [2].

Unfern des Einganges zum Capitel befand sich die Ruhestätte des Sängers; eine kupferne Platte deckte sie, die bei Zerstörung der Abtei bereits verkauft und auf dem Wege in eine Kesselschmiede war, als der Abbé Petit Radel darüber kam und sie rettete. Heute befindet sie sich in der Bibliothek Mazarin am Eingange der Gallerie Colbert und trägt als Grabschrift noch immer jene zehn Verse, die Adam einst über das Loos der Sterblichen gesungen und die ihren Weg bis in den Hortus deliciarum der Herrada von Landsberg gefunden. Diese Verse, die in einer Handschrift der ebenerwähnten Bibliothek Mazarin die Aufschrift führen: Versus Magistri Adami de S. Victore de miseria hominis, lauten also:

Heres peccati, natura filius irae
  Exiliique reus nascitur omnis homo.
Unde superbit homo, cujus conceptio culpa
  Nasci poena, labor vita, necesse mori?
Vana salus hominis, vanus decor, omnia vana,
  Inter vana nihil vanius est homine.

---

[1] Migne, PP. LL. tom. 177. p. 910 sq.

[2] Gautier, 1re éd. p. LXXXIX.

Dum magis alludunt praesentis gaudia vitae
Praeterit, imo fugit: non fugit, imo perit.
Post hominem vermis, post vermem fit cinis, heu, heu!
Sic redit ad cinerem gloria nostra suum.

* * *

Hic ego qui jaceo, miser et miserabilis Adam
Unam pro summo munere posco precem.
Peccavi, fateor, veniam peto, parce fatenti;
Parce pater, fratres, parcite; parce Deus!

Doch da haben wir bereits, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, zwei weitere Distichen hinzugefügt, mit denen der Victoriner Johann Corrard das Gedicht Adams zu einer Grabschrift auf ihn selbst ergänzte[1].

Kommen wir nach diesen dürftigen Angaben über sein Leben auf die Werke unseres Victoriners, so begegnen wir, wenn nicht gleicher, doch ähnlicher Ungewißheit. Da wir es zunächst nur mit dem Dichter Adam zu thun haben, können wir in eine eingehende Untersuchung, seine prosaischen Schriften betreffend, an dieser Stelle nicht eintreten, sondern begnügen uns, dieselben kurz zu verzeichnen, indem wir für Einzelheiten, sowie für zweifelhafte und unterschobene Werke auf die Abhandlung Gautiers verweisen[2]. Als von Adam von St. Victor herrührend sind anzusehen:

1. Summa de expositione difficilium vocabulorum Bibliae, die sogen. Summa Britonis.
2. Expositio super omnes prologos Bibliae, die vorerwähnten Commentare zu Hieronymus[3].
3. De discretione animae, spiritus et mentis.

Weitaus das wichtigste Werk Adams, dasjenige, wodurch er groß ist und als riesiger Markstein in der Mitte der kirchlichen Literatur des Mittelalters steht, sind seine Sequenzen, sein Liber Sequentiarum, wie wir es nennen wollen. Dieselben wurden, wie die Überlieferung weiß, die noch vorhandenen Acten indeß nicht ausweisen, von Innocenz III. auf dem vierten Laterankoncil 1215 feierlich belobt und bestätigt und wanderten aus dem Graduale von St. Victor zahlreich nachgeahmt in die Meßbücher aller Kirchen

---

[1] Gautier, 1re éd. p. XCII sq. [2] 1re éd. chap. VII. p. XCV sqq.

[3] Wilhelm von St. Lô sagt in der mehrerwähnten Notiz von diesen Werken Adams, sie seien von solcher Wichtigkeit, ut sine operibus ejus vix possit homo in prologis beati Hieronymi super Biblia pedem figere vel expositionem rationalem difficilium invenire tractatuum. Dieses Lob erhält eine nicht zu verachtende Bestätigung durch den Umstand, daß in dem Verzeichnisse der Handschriften des päpstlichen Schatzes unter Bonifaz VIII. vom Jahre 1295 sich zweimal die Summa Britonis findet, einmal unter Nr. 61 „It. expositiones vocabulorum super biblia", und wieder unter Nr. 431 „It. expositiones vocabulorum difficilium". Vgl. Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Herausgegeben von P. Heinrich Denifle O. P. und P. Franz Ehrle S. J. Erster Band. Erstes Heft. S. 24 ff.

und Länder, vielleicht am wenigsten nach Deutschland, wo die alten Notker=schen Sequenzen erfolgreichen Widerstand leisteten.

Aus dieser Zerstreuung sammelte und veröffentlichte zum ersten Male Jodocus Clichtoväus in seinem Elucidatorium ecclesiasticum (Paris 1515, Basel 1517 und 1519) 36 Sequenzen Adams [1], die von da an bis in unser Jahrhundert hinein als alles betrachtet wurden, was von den Schöpfungen des gefeiertsten Sequenzendichters noch übrig sei. Zwar behaupteten die Annalen von St. Victor, derselbe habe über 100 Sequenzen abgefaßt; allein diese Annalen selbst ruhten in den Archivschränken der Abtei und wanderten von da in jene große Büchersammlung, die nach Bedürfniß die kaiserliche, königliche oder National=Bibliothek heißt. Erst 1858 unternahm Léon Gautier eine neue Ausgabe, welche sämmtliche poetischen Erzeugnisse des Dichters vereinigen sollte. Leider ließ er sich durch Listen des 14. und 17. Jahr=hunderts verleiten, in seine doppelbändige Sammlung eine große Anzahl unter=schobener und zum Theil des Dichters unwürdiger Stücke aufzunehmen. Diese Mängel der Gautier'schen Edition veranlaßten 1881 auf 1882 eine Reihe werthvoller Aufsätze des Abbé E. Misset in den Lettres chrétiennes. Noch vor Beendigung derselben sah sich Gautier zu einer zweiten Auflage veranlaßt, die er mit Recht als entièrement refondue bezeichnet, und die immerhin dem Inhalte des ursprünglichen Liber Sequentiarum näher kommt als die frühere. Als der wesentlichste und fühlbarste Mangel derselben verdient jedenfalls die Hast bezeichnet zu werden, womit sofort die Kritik Missets in der Hauptsache grundgelegt ward, ohne abzuwarten, bis sich auch hier das Falsche von dem Wahren abgeschäumt. Dadurch sind nun manche Sequenzen, die unbedingt als von Adam herrührend anzusehen, ausgemerzt, wie wir dieß im Folgen=den gelegentlich an einigen Beispielen nachweisen werden.

Mit Recht hatte Misset hervorgehoben, die in den Handschriften von St. Victor vorfindlichen Listen seien zu jungen Datums und vermengten Echtes mit offenbar Unechtem in einer Weise, daß sie statt als Wegweiser, als Irrlichter angesehen werden müßten. Die Hauptquelle für Adams Se=quenzen sei vielmehr in den alten liturgischen Büchern von St. Victor — die beiden ältesten Gradualien der Abtei (Bibl. Nat. 14 452 und 14 819) reichen mindestens über das Jahr 1239 hinauf — zu suchen. Allein auch hier stehen die Sequenzen Adams mit offenbar älteren vermischt, die sich in=deß leicht ausscheiden lassen; sollten sie nicht auch mit jüngeren die Eigen=thümlichkeiten Adams nachahmenden untersetzt sein, von denen eine Sonderung schwieriger sein dürfte? Misset bejaht die Frage ausdrücklich, auf Gründe gestützt, wie wir sie später erörtern werden. Wir möchten uns aber auch die umgekehrte Frage erlauben: Sind sämmtliche Sequenzen Adams in das Gra=duale von St. Victor übergegangen? oder gibt es andere, die vielleicht nicht in St. Victor selbst, wohl aber in anderen Kirchen zur Aufnahme kamen?

Bei dem Mangel an Documenten wird auf alle diese Fragen, insoweit das überhaupt möglich ist, die innere Kritik zu antworten haben. Ihre Auf=

[1] Abdruck bei Migne, PP. LL. tom. 196. p. 1423 sqq.

gabe wäre bei der aus Tausenden zu erkennenden eigenartigen Auffassungs- und Darstellungsweise Adams eine verhältnißmäßig leichte, würden wir nicht durch so manche mehr oder minder gelungene Nachahmung zur Vorsicht gemahnt. Von um so größerer Wichtigkeit erscheint es, den Stil und die Art des Verfassers auf ihre inneren und äußeren Merkmale zu prüfen.

Die erste Eigenthümlichkeit der Sequenzen Adams, richtiger vielleicht das Einzige, was ihnen nicht eigenthümlich, sondern mit den Sequenzen der Notker'schen Schule gemeinsam ist, ist der Parallelismus. Die Sequenzen der St. Galler und Reichenauer bauten sich mit Ausnahme der Eingangs- und Schlußwendung aus Zwillingssätzen auf, deren gemeinsame Melodie gemeinsamen rhythmischen Bau erheischte. Dasselbe Grundgesetz ist von Adam beibehalten, nur daß die freistehenden Eingangs- und Schlußstrophen bei ihm nicht Regel, sondern eher Ausnahme sind. Der Mangel dieses Parallelismus wäre somit ein vollgiltiger Beweis der Unechtheit eines Stückes. So wichtig und richtig indeß diese Regel in ihrer Allgemeinheit ist, so erleidet sie dennoch, wie aus zweifellos echten Prosen abzuleiten ist, gewisse Einschränkungen. So verstößt es nicht gegen den Parallelismus, daß an Stelle einer weiblichen Versendung der einen Strophe, beziehungsweise Halbstrophe, in der entsprechenden zweiten eine männliche trete; so z. B. in der Sequenz vom hl. Paulus (30. Juni):

1a. Corde voce pulsa coelos,
Triumphale pange melos
  Gentium ecclesia:

1b. Paulus doctor gentium
Consummavit stadium
  Triumphans in gloria.

Ja es tritt sogar bisweilen an die Stelle des trochäischen Dimeter in der zweiten Halbstrophe ein jambischer; daselbst

6a. Verbum crucis protestatur
Causa crucis cruciatur
  Mille modis moritur,

6b. Sed perstat vivax hostia
Et invicta constantia
  Omnis poena vincitur;

ja sogar ein zur Hälfte daktylischer[1]:

2a. Hic Benjamin adolescens
Lupus rapax, praeda vescens
  Hostis est fidelium.

2b. Mane lupus sed ovis vespere
Post tenebras lucente sidere
  Docet evangelium.

---

[1] Es ist einer der Irrthümer Missets, wenn er (l. c. III. p. 356) mit G. Paris (Lettre à M. Gautier p. 8) behauptet: „On peut dire appliquant à la rhythmique des expressions qui appartiennent proprement à la métrique que le dactyle et

Die erste und dritte dieser Freiheiten, wenn von Freiheit und nicht vielmehr von künstlerisch wirksamem Wechsel die Rede ist, sehen wir auch in der noch heute gebräuchlichen Sequenz des hl. Thomas von Aquin, dem Lauda Sion, angewandt: die erste in der Strophe In hac mensa novi regis, die dritte in der andern: Sit laus plena, sit sonora.

Doch wir müssen betreffs des Parallelismus noch zu einer andern wichtigen Regel gelangen. Es findet sich unter den Prosen Adams eine — zum Glücke bestens legitimirte —, in welcher von Parallelismus auf den ersten Blick so gut wie gar nichts zu sehen ist. Es ist dieß die schöne Ostersequenz Mundi renovatio, eine derjenigen, die auch in Deutschland zu den beliebtesten und verbreitetsten rechnete, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß wir Übersetzungen derselben vom Mönch von Salzburg, von Heinrich von Laufenberg, von Oscar von Wolkenstein besitzen. Als eine von den übrigen Sequenzen Adams vielfältig verschiedene, mag dieselbe hier einen Platz beanspruchen.

Mundi renovatio	Mit dem Auferstehungsfest
Nova parit gaudia,	Kommt der Welt Erneuerung,
Resurgenti Domino	Wenn der Herr die Gruft verläßt,
Conresurgunt omnia,	Wird Natur auch wieder jung;

---

l'anapeste répugnent à cette versification et qu'elle ne reconnaît, sauf l'exception que l'iambe et le trochée." Er konnte sich durch A. J. Neale eines Besseren belehren lassen. „Sat scio," schreibt dieser (De Sequentiis ad V. Cl. Hermannum Adalbertum Daniel Epistola critica), „versus et alios inter jambicos saepe deputatos esse, e. g.:

Sanctae Sion adsint encaenia etc.

Sed isti dactylici proferendi sunt. ... Nec minus falsum est, quod tamen aliqui docti effantur, hymnos eodem metro conscriptos, quo Sancti Thomae ‚Sacris solemniis', jambico fuisse metro. Pro certo quidem habeo de choriambis aeque cum ignarissimis cogitavisse poetam; ille dactylice hymnum pronuntiandum decreverat" (Daniel, Thes. hymnol. V. 32). Damit fällt eine der von Misset aufgestellten Regeln: „Ainsi l'accentuation des syllabes de deux en deux . . . telles sont les règles fondamentales . . . auxquelles Adam a sousmis ses mots pour faire des vers" (l. c. p. 361). Mit der Regel fallen natürlich alle Schlüsse, die auf ihr grundgelegt sind, z. B. die folgende Entrüstung (Lettres chrétiennes, II. p. 257): „Une troisième [prose] nous offre sérieusement ces deux vers:

Nos juva, nos rege,
Nos verbo protege!

Mais l'accent de *rege* est sur *re*; l'accent de *protege* sur *pro*. *Rege* et *protege* ne riment donc pas! Et voilà ce qu'on nous donnera comme d'Adam!" Sie reimen aber sehr gut, nur müssen die Verse eben als Daktylen gelesen werden:

Nṓs jŭvă, nṓs rĕgĕ,
Nṓs vĕrbŏ prṓtĕgĕ.

Die Prose Paranymphus ist gewiß nicht als von Adam anzusehen, aber nicht aus solchen Gründen.

Elementa serviunt	Alles Leben weit und breit,
Et auctoris sentiunt	Ahnend seine Herrlichkeit,
Quanta sint solemnia.	Bringet dar ihm Huldigung.
Coelum fit serenius,	Heiter lacht des Himmels Blau,
Et mare tranquillius,	Stille wird das wilde Meer,
Spirat aura lenius,	Wie die Lüfte spielen lau,
Vallis nostra floruit,	Grünen Thäler rings umher;
Revirescunt arida,	Neu erblüht das dürre Reis
Recalescunt frigida,	Und es schmilzt das starre Eis
Postquam ver intepuit.	Bei des Frühlings Wiederkehr.
Gelu mortis solvitur,	Und des Todes kalte Nacht
Princeps mundi tollitur,	Und der Hölle Fürst entflieht,
Et ejus destruitur	Da er seine alte Macht
In nobis imperium;	Über uns gebrochen sieht.
Dum tenere voluit	Als er wollte halten gar
In quo nihil habuit,	Den, der ohne Sünde war,
Jus amisit proprium.	Ging zu Ende sein Gebiet.
Vita mortem superat,	Wenn den Tod das Leben zwingt,
Homo jam recuperat	Wohl auch in des Menschen Brust
Quod prius amiserat:	Die verlor'ne Hoffnung bringt
Paradisi gaudium.	Auf des Paradieses Lust.
Viam praebet facilem	Nein, ihm ist zum Paradies
Cherubim versatilem	Nicht der Eingang mehr verwehrt,
Amovendo gladium.	Und der Cherub senkt das Schwert.
Christus coelos reserat	Christ erschließt des Himmels Thor,
Et captivos liberat,	Löset der Gefang'nen Schaar,
Quos culpa ligaverat	Die des Todes Macht zuvor
Sub mortis interitu.	Durch die Schuld verschrieben war.
Pro tali victoria	Ob so frohen Sieges singt
Patri proli gloria	Wie dem Vater so dem Sohn
Sit cum sancto Spiritu.	Und dem Geist im Jubelton [1].

„Die Schwierigkeit, den Parallelismus festzuhalten," bemerkt zu diesem Liede Misset, „dürfte größer scheinen, wenn man sich Strophen wie jenen des Mundi renovatio gegenüber befindet, Strophen, deren Verszahl eine ungerade ist. Allein man wird bemerken, daß alsdann stets nach dem vierten Verse eine größere Interpunction trifft; der Parallelismus ist unvollkommen, aber er ist da; der erste Chor hatte einzig die Mühe oder das Vergnügen, einen Vers mehr zu singen als der zweite." [2] Das ist geradezu unglaublich; denn zum Parallelismus der Sequenzen gehört wesentlich, daß die parallelen Glieder auf dieselbe Melodie gesungen werden. Bei den Sequenzen der ersten

[1] Die Übersetzung (mit Ausnahme der letzten Strophe, die hinzugefügt werden mußte) aus „Lieder der Kirche. Deutsche Nachbildungen altlateinischer Originale von Lebrecht Dreves" (2. Aufl. Schaffhausen 1868. S. 151 f.). Der Reim folgt wegen des (hier beseitigten) Einschiebsels Ut Deus promiserat nicht der Reimstellung des Originals. [2] Lettres chrétiennes, V. p. 352.

Epoche bestand der Parallelismus stets zwischen ganzen Strophen; bei den Sequenzen Adams besteht er meist zwischen Halbstrophen, doch nicht immer. Unsere Sequenz ist Beispiel und Beleg dafür, daß er oft auch zwischen Strophen waltet. Welcher von beiden Fällen bei einer bestimmten Prose vorliegt, darüber kann einzig die Musik Aufschluß gewähren.

In Deutschland hatte man, wie am besten aus den sämmtlichen altdeutschen Übersetzungen hervorgeht, hinter der ersten Strophe eine zweite durch klotzige Gedankenlosigkeit sich auszeichnende eingeschaltet, in der wir belehrt werden, daß die vier Elemente auch nach der Auferstehung des Herrn ihre „natürlichen Örter" beibehielten. Simrock hat in seinem Lauda Sion diese Strophe, die sich weder im Graduale von St. Victor, noch in dem von Paris, noch auch im Meßbuche von St. Genovefa findet, mitübersetzt, wie schon seiner Zeit der Mönch von Salzburg und Oscar von Wolkenstein gethan. Der Altmeister deutscher Übersetzungskunst hat sich ersichtlich Mühe gegeben, dem zähen Holze einigen Saft der Poesie abzuringen; er schreibt:

Ignis volat mobilis	Funke zündet, Feuer fliegt,
Et aër volubilis,	Lüftchen lose Zweige biegt,
Fluit aqua mobilis,	Helle Fluth vorübertreibt,
Terra manet stabilis,	Erd auf ihrer Stelle bleibt,
Alta petunt levia,	Leichtes in die Höhe schwebt,
Centrum tenent gravia,	Schweres nach der Tiefe strebt,
Renovantur omnia.	Alles fühlt sich neubelebt.

Dafür fiel die letzte Strophe fast allenthalben fort, und ward in der vorletzten als vorletzter Vers eingeschaltet: Ut Deus promiserat. In dieser Gestalt ward die neue Prose nun so gesungen, daß Strophe 1 und die eingeschaltete gleiche Melodie hatten; ebenso wurden 2 und 3 nach einer gemeinsamen Weise vorgetragen, während die nun achtzeilige letzte Strophe in zwei Hälften zerlegt ward. Daß dieß nicht wohl die Singweise des Graduale von St. Victor sein kann, ist zu vermuthen; allein ebenso gewiß ist, daß auch hier der Parallelismus zu den ganzen Strophen gezogen sein wird, da doch vier- und dreizeilige Strophen nicht gut auf gleiche Melodie können gesungen werden [1].

---

[1] Auf die äußerst wichtige musikalische Seite der Sequenzen hier näher einzugehen, bin ich leider nicht in der Lage. Hier ist noch Vieles dunkel, da unsere Hymnologen (mit Ausnahme von Bartsch) sich meist ausschließlich mit dem Texte befaßt haben. Was soll man dazu denken, wenn Misset mittheilt, im Graduale von St. Victor würden die Sequenzen Rex Salomon fecit templum und Sexta passus feria auf eine Melodie gesungen, da doch die eine stets um einen ganzen Fuß kürzere Verszeilen hat, als die andere. Es legt die Vermuthung nahe, daß die Sequenzendichter der zweiten Epoche bessere Dichter aber schlechtere Musici waren, als die der ersten; aber Melodien wie die des Lauda Sion (ursprünglich zu Zyma vetus und Laudes crucis gehörig) und vor Allem des Salve mater Salvatoris sprechen für das Gegentheil. Vgl. auch K. Bartsch, Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters. Rostock 1868. S. 175.

Soviel betreffs der Verwandtschaft der victorinischen Sequenzen mit denen der älteren Zeit. Der wesentlichste Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß an Stelle der ganz auf die Musik berechneten und aufgebauten, willkürlich gewählten und buntgemengten Zeilen der Notker'schen Sequenzen, hier vom Gesetze des Rhythmus und des Reims beherrschte Strophen treten, oft gleicher, oft sehr verschiedener Gestalt innerhalb desselben Gedichtes.

Der Vers Adams beruht so gut wie die Zeile Notkers auf der Betonung: Alle Einsilber können betont und unbetont gebraucht werden, alle Zweisilber betonen ihre vorletzte Silbe; dasselbe thun die Dreisilber, wenn diese lang, widrigenfalls der Ton auf die drittletzte zurücktritt. In Beobachtung dieser Regel finden wir Adam stets genau, mit einziger Ausnahme der Eigennamen, vor Allem der hebräischen, bei denen ja auch sonst die Accentregeln schwanken. Ist die Sequenz de Communi Apostolorum: „Cor angustum dilatemus“ nicht von fremder Hand besudelt, wozu allerdings sehr schwere Verdachtsgründe vorliegen, so hätte er sogar einmal das o in Jacobi und Simone als Kürzen gebraucht[1]. Außer der Freiheit in Behandlung der Eigennamen erlaubt sich Adam kleine Verschiebungen des Versaccentes, wie sie der germanischen Poesie eigenthümlich sind und durch welche bisweilen ein gleitender Daktylus die jambischen und trochäischen Verszeilen in angenehmem Wechsel unterbricht, ähnlich wie ja auch in der Tondichtung bisweilen der musikalische dem Wortaccente sich unterordnet. Adam wird daher keinen Anstand nehmen, dem Verse

Prō pĕccātĭs hōstĭā

einen Gesellen zu geben, der also zu lesen ist:

Cŭm sūmmă lăetītĭā.

Am häufigsten tritt diese Freiheit allerdings im männlich reimenden Schlußverse der Halbstrophe auf, ist aber auch in den weiblichen Verszeilen durchaus nicht ausgeschlossen[2]. Wo wir dagegen eigentliche Accentfehler

---

[1] Gautier, 2e éd. p. 194 sqq. Wie diese Prose mit ihren Fehlern Gnade finden konnte, während andere um viel geringerer wegen als verdächtig ausgeschlossen wurden, ist schwer ersichtlich.

[2] „Dans les vers masculins il (Adam) remplace ‚les deux premiers trochées par un dactyle précédé d'une syllabe atone (∪ — ∪∪ au lieu de — ∪ — ∪)‘. C'est la licence, si licence il y a, que M. Paris a rencontrée ‚le plus fréquemment‘“ (Lettres chrét., III. 356). Irrig ist nur, daß diese Freiheit bloß in den männlichen Versen vorkommen dürfe. Misset erblickt einen Fehler darin, daß Adam in der Sequenz Veni summe consolator schreibt:

Ut effluas ad nos usque
Largifluo munere,

und bestreitet auch auf Grund dieses Fehlers die Echtheit der Sequenz; Largiflŭŏ munere darf Adam nach obiger Regel Missets mit Verlegung des Haupttons um eine Silbe schreiben, aber in dem unmittelbar voraufgehenden darf er sich dieselbe

finden, da sind dieselben ein gewisses Zeichen, daß entweder das ganze Gedicht unterschoben oder doch im Einzelnen verderbt ist. Finden wir Verse wie:

Ave regina coelorum
Inexperta viri thorum
Parens paris nescia,

so brauchen wir nur in den Varianten uns umzusehen, um in Ave domina coelorum die richtige Lesart zu erkennen. Lesen wir gar:

Ave gemma sacerdotum
Galliarum antidotum,

so kann von einer Autorschaft Adams von St. Victor absolut keine Rede sein; schon der Gedanke wäre Lästerung. Ebenso wenn uns Clichtoväus einen Hymnus als Werk unseres Dichters anpreist, durch den sich eine Betonung hinzieht wie die folgende:

Quandó Deús est omnia,
Vitá, virtús, scientia,
Victús, vestís et caetera,
Quae velle potest méns piá,

oder gar:

Datúr et torques aurea
Pro dóctriná catholica
Qua práefulgét Augústinús
In summi regis curia [1].

Freiheit nicht nehmen; in dem zweiten Verse hat er gewußt, daß das u in fluo kurz und folglich unbetont ist, aber in der Zeile vorher darf er es nicht gewußt haben. Adam hat sich aber um diese verspätete Vorschrift nicht bekümmert, sondern geschrieben:

∪ —́ ∪∪ — ∪ — ∪.

Post Deum spes singularis.
Liquorem dat Elisaeus.
Sub una sunt adoptivi.
Tu purga nos a peccatis.
Quam nulla vis insitiva.
In Christo sic obdormivit.
Qui Christo sic obedivit.
Tu lumen es et unguentum.
Ob meritum singulare.
Qui neminem vis damnari.
[Hic Benjamin adolescens].
[Rex Salomon fecit templum].

Sämmtliche Stellen sind unanfechtbaren Prosen entnommen. Die sieben ersten hat Misset „corrigirt" (Dat liquorem Elisaeus, Sunt sub una adoptivi etc.) und Gautier hat die wohlfeile Correctur angenommen, obschon sämmtliche Manuscripte gegen Misset zeugten (2e éd. p. 5. 51 u. s. f.). Das heißt mit anderen Worten, daß Adam die Freiheit, die man ihm für die männlichen Verse gestatten will, sich auch für die weiblichen genommen hat.

[1] Migne, PP. LL. tom. 196. p. 1509.

So sehen zwar viele lateinische Dichtungen des Mittelalters namentlich in welschen Landen aus, wir erinnern nur an das noch heute in Frankreich vielgesungene O filii et filiae; aber so sah es um Adams Kenntnisse der Betonungsregeln nicht aus.

Gleich sorgfältig erweist sich unser Dichter in Behandlung des Reimes. Eine Eigenthümlichkeit desselben ist dabei, daß sein Reim, auch der männliche, stets zwei Silben begreift, eine betonte und eine unbetonte, nur daß beim weiblichen Reime die betonte, beim männlichen die unbetonte den Vortritt hat. Adam wird daher wohl Gall*ia* und Graec*ia*, nie aber Gall*ia* und tart*ara* für Reime ansehen. Dieses Gesetz, das seinen Reim beherrscht und, wie es scheint, eine Ausnahme nicht erleidet, ist natürlich ein ganz köstlicher Probirstein für die Textkritik. Lesen wir beispielsweise:

Dulcis ardor ros divine,
Bonitatis germine,

so sind wir gewiß, einer verderbten Lesart gegenüberzustehen; die Verbesserung eines Schreibfehlers (**rmi** statt **nui**) stellt das richtige Bonitatis genuinae her.

Mit besonderer Vorliebe benutzt Adam von St. Victor eine Strophe, die er zwar nicht erfunden, aber ausgebildet und allgemein in Aufnahme gebracht, so daß sie in der Folge schlechthin die Sequenzenstrophe genannt ward, ähnlich wie der durch Ambrosius beliebt gewordene jambische Dimeter als Hymnenstrophe bezeichnet wird. Diese Strophe ist aus dem altlateinischen trochäischen Tetrameter zunächst dadurch entstanden, daß die der großen Hauptcäsur des Verses voraufgehende Hälfte verdoppelt ward, wodurch wir das Schema erhalten:

— ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ —

Wie sorgfältig Adam diese Strophe behandelt, mag man vor Allem aus der Cäsur entnehmen, die er in den weiblich reimenden Zeilen nach der vierten Silbe eintreten läßt, eine Sorgfalt, die wieder als Merkmal dienen kann, um seine Verse von den Nachahmungen Anderer zu unterscheiden, deren Mehrzahl diese Cäsur unbekannt zu sein scheint.

Volens Christus — haec celari
Non permisit — enarrari
Donec vitae — reparator
Hostis vitae — triumphator
Morte victa surgeret.

So Adam; so noch ausnahmslos Thomas von Aquin in der Sequenz Lauda Sion, während Jacopone gleich in der ersten Strophe des Stabat mater die Cäsur vernachlässigt:

Cujus animam gementem.

Es kann daher mit Recht als ein Zeichen der Unechtheit angesehen werden, wenn eine Prose, die als Adams Werk bezeichnet wird, diese Cäsur

durchgehends vernachlässigt. Höchst bedenklich müßte es dagegen erscheinen, wollte man um einiger weniger Verstöße willen sofort eine Sequenz als unecht bezeichnen. Dieß ist um so weniger angebracht, wo etwa der Mangel an Cäsur durch einen Eigennamen oder auch durch ein mehr als viersilbiges Wort veranlaßt wird; denn es ist schwer glaublich, daß sich ein Genie wie das Adams in so kleinlicher Weise sollte an eine selbst gestellte Regel gebunden haben. So kommen in der Sequenz Hodiernae lux diei, die in den ältesten Gradualien von St. Victor sich findet, allerdings vier Verstöße gegen diese Cäsur vor, dieselben sind aber veranlaßt ein Mal durch einen Eigennamen, Gedeonis, ein Mal durch das fünfsilbige Beiwort caliginosae, zwei Mal durch zwei fast zu einem Worte verwachsene Kunstausdrücke, durch den Gebrauch von semper-virginis Mariae und Ave Domina-coelorum. Genügt das, um eine Prose anzuzweifeln, die ohne diese vier Cäsuren unbedingt als von Adam herrührend angesehen würde?[1]

Die Sequenzenstrophe wird aber unter der kundigen und sichern Hand des Dichters, ähnlich wie die Blume unter der des Gärtners sich in tausend Spielarten wechselnder und doch verwandter Formen, Farben und Zeichnungen gleichsam vervielfältigt, der mannigfaltigsten Gestaltung fähig: bald indem die weiblich reimenden Zeilen von zwei auf drei, vier und mehr erhöht werden, was besonders gerne in steigendem Maße mit den Endstrophen der Prosen geschieht, gleich als ob die engere Strophe die mehr und mehr anschwellenden und in wallende Bewegung gerathenden Gefühle nicht mehr zu fassen vermöchte[2]; bald indem die weiblichen Reime durch männliche, die trochäischen Zeilen durch daktylische vertreten oder durch mannigfaltig sich gruppirende Binnenreime zur Entfaltung einer ohrenbestrickenden Musik der Sprache befähigt werden, wie z. B. in der zierlichen Strophenform:

Adam vetus tandem laetus
Novum promat canticum,
Fugitivus et captivus
Prodeat in publicum.

---

[1] Sie findet sich nämlich in den ältesten liturgischen Büchern von St. Victor, von Paris und von St. Genovefa, müßte also zu den bestverbürgten gezählt werden. Dennoch hat Gautier nicht gewagt, diese Sequenz in seine neue Ausgabe aufzunehmen, obschon sie nichts enthält, was Adams unwürdig wäre, Manches, was offenbar auf ihn hinweist. Dagegen darf die Prose auf den „Areopagiten" Dionysius nicht fehlen, obschon Vers 44 lautet: Immitis Domitianus, in dem mir die Cäsur zu fehlen scheint. Das schwierige Problem dürfte daher lauten: Wie viele mangelnde Cäsuren genügen zur Anzweiflung einer Sequenz, und wie viele nicht?

[2] „Adamus autem qua verborum copiositate pollet, dum ad finem vergit, grandior et disertior in materiam suam assurgens homoteleuta reduplicat hunc in modum a a a b c c c b vel etiam a a a a b c c c c d, cujus rei admirabile exstat specimen in ultima stropha hymni Lauda Sion Salvatorem, a S. Thoma scripti" (Neale ap. Daniel, Thes. V. 27). „Das allmähliche Schwellen der Empfindung, das innere mächtige Jauchzen und Jubeln der Seele wird durch dieß Anschwellen der Reimmassen am Schluß der Sequenz sinnvoll ausgedrückt" (Bartsch a. a. O. S. 240).

Das bisher Bemerkte bezog sich lediglich auf die äußerlichste Seite des poetischen Stiles, auf die Versbaukunst des Dichters. Ebenso charakteristisch oder im Grunde noch viel bezeichnender, weil schon innerlicher und zum Ausdrucke des Geistigen befähigter, sind die mehr stilistischen Eigenthümlichkeiten desselben. Dieselben lassen sich in dem Begriff des Rhetorischen zusammenfassen, das sich hauptsächlich nach einer dreifachen, doch nicht immer getrennten Richtung geltend macht: wir können sie als eine Vorliebe für Wiederholung, Gleichklang und Wortspiel bezeichnen.

Die rhetorische Wiederholung ist für Adams Lieder in der That höchst charakteristisch und kommt bei keinem andern mittelalterlichen Dichter in ähnlicher Weise vor. Sie verleiht den Dichtungen des Victoriners ungesucht und ungezwungen, wie sie aus der getragenen Stimmung des Dichters hervorfließt, etwas Panegyrisch-sollennes, eine Art Kothurnschritt, jenes Moment des Feierlichen und Erhabenen, das den Hymnus von dem stilleren, innerlicheren Liede unterscheidet. So hebt seine herrliche Ostersequenz, ein volltönender Triumphgesang, in bezeichnender kraftvoller Wendung also an:

Salve *dies, dierum* gloria,
Dies felix Christi victoria,
Dies digna jugi laetitia,
Dies prima!

Eine zweite Ostersequenz — denn in St. Victor betete man nicht die ganze Osteroctav hindurch täglich dieselbe, sondern täglich eine neue Sequenz — eine zweite Ostersequenz beginnt in ähnlicher, doch etwas bewegterer Weise:

Lux il*lux*it dominica,
Lux insignis, *lux* unica,
Lux lucis et laetitiae,
Lux immortalis gloriae!

Ähnlich auch in der Ostersequenz Zyma vetus:

Jam divinae laus virtutis,
Jam triumphi, *jam* salutis
Vox erumpat libera.

Stets, auch wenn es, wie in diesem Falle, eine anscheinend unbedeutende Partikel wäre, ist das wiederholte Wort der Hauptträger der Idee, die auf solche Weise wie mit Hammerschlägen dem Geiste eingeprägt wird. Wie bezeichnend ist z. B. in der Sequenz auf Pauli Bekehrung die Wiederholung der Partikel sed, die so schön den Gegensatz zwischen dem Eben und dem Jetzt und den plötzlichen Übergang aus dem Saulus in den Paulus veranschaulicht:

Spirat minas, *sed* jam cedit,
Sed prostratus jam obedit,
Sed jam vinctus ducitur.

Oder man vergleiche den unvergleichlichen Schluß der Hymne: Veni summe consolator, der den heiligen Geist als die Stimme feiert, die dem Apostel gemäß in uns betet und das Abba, Vater, ruft:

Vox non sono designata,
Vox subtilis, *vox* privata,
Vox beatis inspirata,
O *vox* dulcis, o *vox* grata,
Sona nostris mentibus!

Dieses in erster Linie rhetorische Element steht aber in Verbindung mit einem phonetischen. Adam liebt es, nicht nur das bedeutsamste Wort durch die Wiederholung in Relief zu setzen; er ist bei dieser Vorliebe ebenso sehr Musiker als Redner. Daher sein auffallender Geschmack nicht nur für Assonanz, die dem Altlateiner schon angenehm lautete, sondern auch für den echt germanischen Stabreim. Man mag eine beliebige Sequenz zur Hand nehmen, man wird Spuren desselben finden. Besonders stark tritt er in der folgenden Strophe (zwischen p, l, m und t) auf:

O Andrea g*l*oriose,
Cujus *p*reces *p*retiosae,
Cujus *m*ortis *l*u*m*inosae
Du*l*cis est *m*e*m*oria;
Ab hac va*ll*e *l*acry*m*arum
Nos ad i*ll*ud *l*u*m*en c*l*arum
*P*ie *p*astor ani*m*arum
*T*ua *t*ransfer gra*t*ia,

oder in demselben Hymnus:

Mens secura, mens *v*irilis,
Cui praesens *v*ita *v*ilis
*V*iget patientia.

Neben dem Stabreim läuft in dem ersteren Beispiele die ausgebildetste Assonanz; man wird nicht annehmen dürfen, daß die vielen a-Laute zufällig seien:

*A*b h*a*c v*a*lle l*a*crym*a*rum
Nos *a*d illud lumen cl*a*rum,
Pie p*a*stor *a*nim*a*rum,
Tu*a* tr*a*nsfer gr*a*ti*a*.

Oder in demselben Liede die o:

Hujus fidem d*o*gma, m*o*res
Et pr*o* Christ*o* t*o*t lab*o*res
Digne decet rec*o*li,

oder die u:

Hic ad l*u*cem Petr*u*m d*u*xit,
C*u*i prim*u*m l*u*x ill*u*xit.

Wie gut malen die harten t-Laute das Harte und Scharfe des Martyrerkampfes, namentlich in Verbindung mit den dumpfen o- und u-Tönen:

*T*uus *T*homas *t*rucida*t*ur,
Pro *t*e, Chris*t*e, immola*t*ur,
Salu*t*aris hos*t*ia.

Diese ganz auffällige und unläugbare Vorliebe für Tonmalerei ist meines Wissens noch nicht genug hervorgehoben worden. Je mehr man ihr nachgeht, je mehr man Versen begegnet wie diesen:

Qui *c*orrumpi non *c*onsensit
*C*orpus *c*orruptibile,

oder:

Cum consorte *m*oesti thori
Justa *m*orte *m*oeret *m*ori
Ananias *m*entiens,

um so mehr wird man unwillkürlich geneigt, Adam wirklich als Angelsachsen zu betrachten.

Mehr als die Gleichlautigkeit der Buchstaben tritt zum Bewußtsein auch des Unaufmerksamen diejenige ganzer Worte, die denn meist schon den Übergang zum eigentlichen Wortspiele bildet. So in den treffenden chiastischen Versen, welche die Gottesliebe der Allerseligsten so schön in Gegensatz bringen zu der Liebe, mit welcher der Schöpfer sein edelstes Geschöpf zuvor geliebt:

A dilecto praeelecta
Ab electo praedilecta
Deo muliercula.

Oder in den folgenden Zeilen:

Res est nova, res insignis,
Quod in rubo rubet ignis,
Nec rubum attaminat.

Oder wenn es von Samson heißt:

Samson Gazae seras pandit
Et asportans portas scandit
Montis supercilium.

Wir machen nur im Vorübergehen noch aufmerksam auf Wendungen wie die folgenden:

Offert multa, spondet plura,
Periturus peritura.
Et quam jucunda curia,
Quae curae prorsus nescia.
Dum torretur, non terretur.
Serva servos tuae matris.
Magus crepat, Roma credit.
Saccus fit soccus gratiae.
Salve salvi vas pudoris.
Fugit rete, fugit ratem.
Si vis vitam, mundum vita.
Sub securi stat securus.
Truncus truncum caput vexit. Etc.

Daß in dieser Vorliebe des Dichters eine Gefahr lag, soll nicht geläugnet und ebenso wenig in Abrede gestellt werden, daß er in seltenen Fällen sich

ein Zuviel erlaubt. Schon Rambach bemerkt in dieser Hinsicht: „Der einzige Vorwurf, den man ihm als Dichter machen könnte, der aber doch im Grunde weniger ihn als seine Nationalität [1] trifft, ist der, daß er in manchen seiner Lieder seiner Phantasie und seinem Witz zu viele Freiheit verstattet und seine Kenntniß der typischen Theologie, von der er ein großer Freund gewesen zu sein scheint, allzu sehr zur Schau trägt." Als Beispiel für solche Übertreibung dürften z. B. die Zeilen gelten:

Fons illimis, munde nimis,
Ab immundo munda mundo
Cor mundani populi.

Das Übertriebene derselben wird jeder Verehrer des Dichters zugeben; jeder ehrliche Tadler wird aber auch eingestehen, daß dieselben eigentlich nur durch das Zuviel eines Wortes entstellt sind. Läsen wir etwa: Ab immundo serva mundo, sie könnten füglich nicht mehr beanstandet werden. Doch wozu seltenen Fehlern nachtrauern, Fehlern, in die zu fallen schon ein Verdienst ist, wie Trench meint. Mit Recht. Besser ein Schnellläufer, der bisweilen strauchelt, als ein Lahmer, der nie fehltritt; besser ein Adler, sollte er auch einmal blinzeln, als eine Eule, die überhaupt nie in die Sonne blickt. Gewiß ist es keine Übertreibung, wenn derselbe Gelehrte mit Rücksicht auf Adams Verstechnik sich äußert, er werde von seinen Fesseln nicht nur nicht gehemmt, sondern prunke mit ihnen; und es sei geradezu unglaublich, welche Kraft er seinen Versen einzuhauchen wisse.

(Schluß folgt.)

G. M. Dreves S. J.

---

[1] Rambach hält Adam ausgemachtermaßen für einen Bretonen.

Islands Verfall nach der Glaubenstrennung und Wiederaufleben im 19. Jahrhundert.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Kein Land Europa's hat unter den Folgen der Glaubenstrennung so schwer gelitten wie Island.

Mit Jón Arason war nicht bloß ein einzelner Mann und Kirchenfürst enthauptet, sein Todesstreich war auch der Todesstreich für das kirchliche Leben der Insel, für ihre Freiheit und Selbständigkeit, für ihre Literatur und ihre materielle Wohlfahrt. Es hat nicht viel gefehlt, und das edle, geistig so hochbegabte Volk wäre gleich Grönland dem vollständigen Untergang anheimgefallen.

Eine Menge Isländer haben im Laufe des Mittelalters Rom besucht, viele haben an den Kreuzzügen Theil genommen, zahlreiche Kleriker studirten in England, Frankreich, Deutschland und Norwegen. Mit dem Metropolitansitze in Throndhjem standen die Bischöfe von Hólar und Skálholt in stetem, regem Verkehr. Hauptsächlich durch die Kirche nahm Island an dem Geistesleben und selbst an dem materiellen Fortschritt der übrigen Christenheit Theil. Noch bis in das 16. Jahrhundert hinein waren die isländischen Bischöfe die Stütze der nationalen Selbständigkeit und Bildung, der einheimischen Volkswirthschaft und des Handels mit andern Völkern. Auf einmal war dieß mächtige lebensvolle Band durchschnitten, Island von der christlichen Völkerfamilie ausgeschieden und den Händen der dänischen Könige, Beamten und Kaufleute überliefert.

Was von kirchlicher Kunst auf das ferne Eiland gedrungen war, wurde entweder zerstört oder hinweggeräumt oder weltlichen Zwecken zugewiesen. Der herrliche Cult der Kirche wurde verstümmelt und auf ein nüchternes Maß herabgedrückt. Die Religion wurde aus dem Volksleben in die officiellen Gotteshäuser zurückgedrängt, die Kirche ein Staatsinstitut. Die Klöster, Sitze der Wissenschaft und Wohlthätigkeit, wurden aufgehoben und nichts Gleichwerthiges oder Besseres an ihre Stelle gesetzt. Ihr Eigenthum wurde, wie dasjenige der zwei Bischofssitze, zum königlichen Lehen erklärt und die aus dem Verkauf der Liegenschaften gelösten Summen dem dänischen Staatsschatz zugetheilt. Die Bischöfe wurden zu Staatsbeamten herabgesetzt, welche der König anfangs noch vom Volke wählen ließ und bestätigte, später einfach selbst ernannte. Die Verwaltung der Kirchengüter wurde ihnen entrissen und weltlichen Beamten zugewiesen; selbst der Bischofszehnt und die Strafgelder mußten künftighin nach Kopenhagen entrichtet werden.

Wie die Bischöfe, verloren auch die Pröpste, Pfarrer und Diakonen ihr Ansehen und ihren Einfluß, die Kirchen und Kapellen ihre alten Rechte, die geistliche Strafgewalt fast jede Bedeutung.

Wie der lutherische Bischof und Geschichtschreiber Finn Jónsson erzählt (Per. VI. S. II. c. I.), hatte Christian III. anfänglich die Absicht, die Klöster, wenigstens jene der Diöcese Skálholt, in Gymnasien und Schulen zu verwandeln. Ein Erlaß in diesem Sinn vom 1. Februar 1541 verfügte: die Klöster Helgafell und Viðey sollten Gymnasien, Thykkvibaer, Skriða und Kirkjubaer Volksschulen werden. Allein „zu nicht geringerem Nachtheil der Religion und Wissenschaft, als auch zu üblem Ruf der Reformation, als ob dieselbe nur aus Sucht nach Bereicherung unternommen worden wäre, wie die Katholiken munkelten, begann des Königs Ansicht sich zu ändern; denn nach wenigen Wochen nahm er sein Edict in Bezug auf Viðey zurück, unter dem Vorwand, dieses Kloster sei als Landaufenthalt für seine Amtmänner so gelegen, daß sie desselben nicht entbehren könnten, was ihm fälschlich Otto Stigoti oder ein Anderer berichtet haben wird; Helgafell wurde 1543 oder 1544 von den Königlichen in Besitz genommen. Die übrigen Klöster aber traf in der nächsten Folgezeit bis etwa 1551 oder 1552 dasselbe Schicksal; sie wurden unter dem Titel ‚Redemptur' fortan vermiethet, der Ertrag dem königlichen Schatze zugewiesen." Ein Jahrzehnt später (1565) hörte Friedrich II., der Sohn des Reformationskönigs, man finde in den ehemaligen isländischen Klöstern „allerlei Ornamente, die man nicht brauche, sondern nur zu unnützer Abwendung und Verderbniß" (allehande ornamenter, som intett brugis, men till unötte bortuendis oc forderffnis); er gab deßhalb seinem Amtmann Paul Stissen den Auftrag, sich darnach umzusehen, das Nöthige den Kirchen zu lassen, „das Übrige aber zu Unserer und der Krone Aufsicht anzunehmen", die „großen" Inventarien der Klöster aufzuspüren, und „was sich dann mehr findet als gebührt, in Unserm Auftrag an sich zu nehmen". Das Kloster Viðey wurde, wie Finn Jónsson sagt, nach „Feindes- und Piratenart überfallen und ausgeraubt"; der Hauptführer der dänischen Reformationsarmee, Claudius von Mervitz, wurde wegen der von ihm begangenen notorischen Räubereien, Frevel und Verleumdungen 1542 gerichtlich zu ewigem Kerker verurtheilt. Paul Hvitfeld, ein anderer Bevollmächtigter des Königs für die isländische Reformation, machte sich an Bischof Ögmundr und dessen Schwester Ásdisa der niederträchtigsten Betrügereien und Gelderpressungen schuldig. „Gewiß," sagt Jónsson, „gereichten diese und andere Thatsachen, die ich nicht aufzählen will, den zu Bekehrenden zu großem Anstoß, da die Reformatoren nicht ihr Seelenheil, wie sie behaupteten, sondern nur ihren zeitlichen Gewinn zu suchen schienen."

Während den Isländern soviel als möglich abgenommen, aber nahezu keines der königlichen Versprechen gehalten wurde, krönte Christian III. schon 1547 und dann wieder 1552 seine geistlichen Finanz-Operationen damit, daß er den ganzen Handel nach Island und den Westmannsinseln als freies Operationsfeld der Stadt Kopenhagen und ihren Kaufleuten preisgab. Sie sollten diese Kronländer „haben, nützen, gebrauchen und behalten mit allen

königlichen Renten und Rechten, Zoll und anderm Antheil"; nur sollten sie ihm für das Geschäft auf den Westmannsinseln jährlich auf St. Michelstag „200 gutgemünzte, unverfälschte Joachimsthaler als Abgabe entrichten", für Island aber ebenfalls jährlich auf St. Michelstag 1000 Kronen, die in Lübeck und Hamburg gangbar sind. Über die Verwaltung sollten Bürgermeister und Rath nach drei bis vier Jahren Rechenschaft ablegen, damit der König erfahren könne, „ob Uns und der Krone mehr Rente davon zukommen kann, dann sollen sie fürder mehr davon geben".

Der einzige Mann, welcher den politischen Blick, den kriegerischen Muth, das Ansehen und die Macht gehabt hatte, die evangelische Schacher- und Raubpolitik des Dänenkönigs zu durchkreuzen, war der streitbare Bischof Jón Arason gewesen. Der König erklärte ihn darum 1549 für vogelfrei, und da er ihm nicht anders beizukommen wußte, hielt er es nicht unter seiner Würde, sich in einem Handschreiben an eine Anzahl hervorragender Laien (Orm Stullessenn, Lögmaðr für Nord- und West-Island, Daðo Bonde Guðmundssen aus Snocksdal, Erland Torvardzsen, Lögmaðr für Süd- und Ost-Island, Povel Fussesson auf Hliðarende, Oolff Eynerssen aus Dal, Biarne Erlendssen bei Ketilstaðr, Biörn Jonnssen auf Eivindaraa, Torloff Grimdsson auf Möðruvellir, Torstein Fynbogssen auf Haffrefelstungu, Jonn Magnussen auf Svalbad, Orne Jonnssen auf Draffleſtadr, Eggel Jonnssen auf Skarð)[1] zu wenden, den Bischof bei ihnen anzuklagen und sie unter vielen Liebesversicherungen und Gnadenverheißungen zu bitten und aufzufordern, „dem Bischof und seinen Anhängern fürder jede Hilfe und Beistand zu versagen". Dem Duðo Guðmundsson aber, einem erbitterten Feinde des Bischofs, gab er besondern Auftrag, den letztern gefangen zu nehmen und nach Dänemark auszuliefern. Als die Gefangennahme gelang, war das Nordland noch katholisch, ein großer Theil des Südens ebenfalls; die zwölf Männer, welche über den Bischof zu Gericht saßen, entschieden für vorläufige Gefangenhaltung und Auslieferung an den König; nur die Furcht, daß der Bischof durch die Überzahl des Volkes in Freiheit gesetzt werden möchte, trieb sie an, ihn rasch hinzurichten und dadurch dem „Evangelium" den Sieg zu sichern. „Beil und Boden sind die sichersten Wächter!" so meinte einer der Richter. Der dänische Schreiber Christian und der lutherische Superintendent Martin Einarsson stimmten bei, und so ward Jón Arason enthauptet.

Dem Absolutismus und der herzlosen Krämerpolitik Christians III. trat nun kein entschiedener Führer mehr entgegen. Eine Schilderhebung des Nordlandes ward bald durch die Dänen niedergeworfen, und die Isländer ergaben sich ohne weitern thatkräftigen Widerstand in die neue Ordnung der Dinge. Der Schlag traf zunächst die religiösen und kirchlichen Verhältnisse. Den Kirchen wurde nur das Nöthigste belassen, alles Übrige säcularisirt. Die Geistlichen wurden schlecht bezahlt, die versprochenen Schulen nicht errichtet, das frühere Kirchengut zu großem Theil verschleudert. Die neue Heilslehre

[1] So gibt Finn Jónsson die Namen in dem von ihm angeführten königlichen Briefe.

wirkte wie überall: Niemand hatte mehr Lust zu guten Werken, am wenigsten zu solchen, die Geld kosteten. Fromme Vermächtnisse wurden kaum mehr gemacht. Die Prädicanten warteten meist vergebens auf die freien Gaben, welche früher den Priestern an den höheren Festen reichlich dargebracht wurden. Bei Taufen und Heirathen mochten die Reichern noch allenfalls etwas hergeben, aber, wie Finn Jónsson sagt, blieb es meist beim frommen Verlangen. „Denn mit der Reformation," so gesteht er ganz offen, „hörte die Freigebigkeit gegen Kirchen und Priester, wo nicht gänzlich, so doch großentheils auf" (III. 103).

Für ein Land wie Island, das reichlichen Ertrag an Fischfang und Viehzucht bot, aber Korn, Salz, Holz, Eisen vermißte, kam Alles auf günstige Handelsverbindungen an, welche ihm seine Landesproducte gut bezahlten und ihm zu günstigem Preis die anderen unerläßlichsten Dinge lieferten. Noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts wurden die bedrohlichen Rechte und Privilegien der Kopenhagener Kaufmannschaft und des Königs selbst durch Engländer, Deutsche und Holländer gemildert, welche nach Island Handel trieben, einigermaßen jenen Bedingungen entsprachen und durch Concurrenz die Ausbeutung von Seiten der Dänen verhinderten. Nachdem indeß die Kirche von Island wie ein Schwamm ausgepreßt war und keine überflüssigen „Ornamenter" mehr daselbst zu holen waren, sollte die Reihe nun auch an das unglückliche Volk kommen, dem mit der Selbständigkeit der Kirche zugleich jede Widerstandskraft abhanden gekommen zu sein schien. Um die dänischen Handelsinteressen zu heben, machte Christian IV. im Jahre 1602 den Handel nach Island einfach zum Monopol. Die Fremden wurden ausgeschlossen, die Städte Kopenhagen, Malmö und Helsingör erhielten das ausschließliche Recht, nach Island zu handeln. Und so blieb es, nahezu ohne die geringste Erleichterung, fast zwei Jahrhunderte, nur daß die Träger des Monopols bisweilen wechselten. Zeitweilig übernahm es die Regierung selbst, zeitweilig wurde der gesammte Handel bestimmten Handelscompagnien oder Kaufstädten übergeben, mitunter auch einzelne Häfen besonders an einzelne Kaufleute verpachtet; doch waren solcher Kaufleute nie viele und eine Concurrenz deßhalb zur Unmöglichkeit gemacht. Zum Schutz des Monopols aber wurden die strengsten Strafen eingeführt. Wer von Fremden sich nur einen Sack Mehl verschaffte oder ihnen etwas getrocknete Fische verkaufte, war im Ertappungsfall mit Ruthenstreichen, Gefängniß, Confiscation bedroht. Die Folgen dieser Handelsgesetzgebung waren für Island von unberechenbarer Tragweite.

Den Preis der isländischen Waaren zu bestimmen, lag nun ganz in den Händen weniger dänischer Kapitalisten und der Regierung, und sie drückten denselben so tief herunter als sie konnten. Ein Schiffpfund Fisch, das auf dem europäischen Markt bis zu 40 Riksdaler kostete, wurde den Isländern nicht einmal mit 8 Riksdalern bezahlt. So war es mit Wolle, Talg, Butter, Thran, Dunen, Thierhäuten, kurz allem, was von Island ausgeführt wurde. Die Isländer waren unter schwerer Strafe gezwungen, Alles zu ungünstigen, oft wahren Bettelpreisen an die Dänen zu verkaufen, und diese schlugen aus den Waaren dann Wucherpreise heraus.

Wie der Werth der Ausfuhrartikel blutsaugerisch heruntergedrückt wurde, so wurde jener der Einfuhrartikel dagegen zum Sechs- und Achtfachen emporgeschraubt. Während das Sinken der Ausfuhrpreise jede Thätigkeit, jeden Unternehmungsgeist lähmen mußte, jeden Wohlstand untergrub, griff die Steigerung der Einfuhrpreise noch viel grausamer in das Leben des Volkes ein. Die nothwendigsten Dinge zum Leben, wie Korn, Holz, Eisen, mußten wie Luxusartikel bezahlt werden. Der Reichere konnte mit aller Anstrengung kaum das Nothwendige sich mehr beschaffen, der Ärmere vermochte den Preis dafür nicht mehr zu erschwingen. Man hat berechnet, daß in den nächsten Jahren nach Einführung des Monopols etwa $^1/_6$ der Bevölkerung am Hungertode gestorben ist. Gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts erlag abermals $^1/_6$ der Bevölkerung der furchtbaren Wirkung des Monopols, und als die Regierung endlich einschritt und 1758 der Handelsgesellschaft, welche das Elend herbeigeführt hatte, ihre Rechte entzog, dauerte es nicht lange, und die neuen Besitzer wurden überführt, statt Hilfe gebracht, völlig unbrauchbares Mehl nach Island verschifft und zu wucherischen Preisen daselbst verkauft zu haben. Die Isländer erhoben sich jetzt zu verzweifeltem Widerstand und gründeten eigene Handelsgesellschaften; allein vergeblich. Die dänischen Kaufleute ruhten nicht, bis diese Gesellschaften durch Processe schwer geschädigt und unterdrückt und Alles wieder beim Alten war. Und so blieb es dann bis 1786.

Der Gegensatz zwischen den wirthschaftlichen Verhältnissen des Mittelalters und der darauf folgenden Epoche zeichnet sich sehr merkwürdig an der Geschichte eines Ausfuhrartikels, der im heutigen isländischen Handel keine erhebliche Rolle mehr spielt. Die Schwefelminen des Nordlandes wurden nämlich im Mittelalter fleißig ausgebeutet und kamen den Einwohnern selbst zu gute. Auf die Ausfuhr von Schwefel und Falken hatte zwar der Erzbischof von Throndhjem das Recht des Monopols; aber gegen einen kleinen Zoll gab er die Ausfuhr frei. Nachdem jedoch 1563 die Regierung gegen einen Bettelpreis die Minen an sich gebracht, war dieser Handelszweig den Insulanern entzogen, und die dänische Krone erzielte im ersten Jahre schon aus der Ladung eines einzigen Schiffes den Reingewinn von 10 000 Riksdalern. Als später der Preis des Schwefels fiel, verpachtete die Regierung die Minen an dänische und fremde Unternehmer. Für die Isländer selbst aber wurde nichts gethan.

Es ist durchaus bezeichnend, daß die herzlose merkantile Aussaugung der Insel genau um jene Zeit begann, wo die Regierung nach Klosterinventarien und überflüssigen „Ornamentern“ zu spüren anfing, wo nach dem Ausdruck des Bischofs Pjétursson „die frühere Freigebigkeit gegen die Kirchen und ihre Diener aufhörte und die Lage der isländischen Geistlichen eine überaus elende war“, die Zeit, wo die katholische Kirche aus dem Lande vertrieben wurde und mit der neuen Lehre der Staatsabsolutismus und der unbeschränkteste Egoismus an's Ruder kam.

Vergeblich suchte später (1576) der lutherische Bischof Guðbrandr Thórláksson mit königlicher Bewilligung Friedrich' II. seine Landsleute dazu zu

bereden, sich wieder der Seefahrt zu widmen und eigene Schiffe anzuschaffen. Vertrauen und Muth waren schon so völlig gesunken, daß er auf den beharrlichsten Widerstand stieß und daß man ihn sogar beim König verklagte, weil er den Isländern etwas „Schädliches und Gefährliches“ aufhalsen wolle. Nicht viel besser ging es dem Bischof Brynjulfr Sveinsson, dem Wiederentdecker der Edda, als er 1670, auf Anregung des von Christian V. gesandten Admirals Jens Rodsteen, die Bauern durch den Klerus auffordern ließ, Geld zur Anschaffung von eigenen Handelsschiffen zusammenzubringen. Die meisten entschuldigten sich mit gänzlicher Mittellosigkeit, und es wurde nichts daraus. So vollständig war der alte Nationalgeist des unglücklichen Volkes gebrochen, das einst die Insel besiedelt hatte, alle Meere des Nordens mit eigenen Schiffen befuhr, zwei reiche Bischofssitze und acht wohlbegüterte Klöster besaß, sich seine eigenen Gesetze gab und den norwegischen Königen die tüchtigsten Historiographen und Dichter lieferte, das tüchtigste und begabteste aller nordischen Völker. Jetzt hatte sein Althing nichts mehr zu sagen. Der Dänenkönig ließ ihm seinen Willen durch einen Admiral zutragen, dieser wandte sich an den Bischof, der Bischof an die Prästr, die Prästr an die „freien evangelischen“ Bauern — und diese erklärten, sie hätten nicht einmal Geld für ein einziges eigenes Handelsschiff!

Die Pacht, welche die dänische Krone in den Jahren 1602—1786 aus dem isländischen Handel zog, belief sich nach einer Durchschnittsberechnung alljährlich auf mehr als 7000 Riksdaler (nach einer Schätzung 7659, nach einer andern 7355, nach einer dritten 7316 Riksdaler). Da den Königen schon daran gelegen sein mußte, diese Geldquelle nicht ganz versiegen zu lassen, stellten sie wiederholt (1619, 1684, 1702, 1776) Waarentarife auf, wonach die dänischen Kaufleute sich bei der Ausfuhr richten sollten; allein wie in diesen Tarifen selbst das Interesse der Dänen mehr berücksichtigt war, als jenes der Isländer, so blieben letztere thatsächlich der Willkür der ersteren überantwortet. Behörden zum wirksamen Schutz der isländischen Producenten waren keine vorhanden. Für die nöthigsten Einfuhrartikel blieben sie an die dänischen Händler gewiesen, und wenn diese nur zu niedern Preisen kaufen wollten, so blieben die Waaren unabgesetzt liegen, da kein Concurrent sich fand, der besser bezahlt hätte. So kam Island immer mehr in Noth und Elend, während Dänemark sich aus seinem Handel bereicherte.

Nachdem das Althing praktisch schon nach Einführung der sogenannten Reformation fast jede Selbständigkeit eingebüßt hatte, ward ihm 1662 auch noch der letzte Schein von Selbstverwaltung genommen und die erbliche Alleinherrschaft des Königs gesetzlich ausgesprochen. Der König übernahm durch einen eigenen Beamten, den „Landfogeti“, nun selbst die Finanzverwaltung der Colonie, setzte dem Althing, das bis dahin die Justizpflege in Händen gehabt, einen königlichen Amtmann vor und ergänzte durch einen militärischen Befehlshaber die neue oberste Behörde. Alle Geschäfte gingen nun nicht mehr direct an den König, sondern erst an die königlich dänische Kanzlei und Rentenkammer. Wie die wirthschaftlichen, geriethen auch die Rechtsverhältnisse in Folge dieser Veränderungen in den traurigsten Verfall. Die Justiz-

verwaltung sank in greuliche Unordnung, das Althing verlor in den Augen des Volkes jedes Ansehen, die Mitgliederzahl wurde verringert, der Versammlungsort von dem geschichtlich ehrwürdigen Thingvellir 1799 nach Reykjavik verlegt, am 11. Juli 1800 aber das Althing selbst aufgehoben und damit der letzte Schatten einstiger Freiheit und Größe begraben. Denn die literarischen Schätze Islands, die kostbaren Denkmäler seiner mittelalterlichen Literatur, hatte Arni Magnusson schon am Ende des 17. Jahrhunderts, bis auf wenige unbedeutende Überreste, den Dänen überliefert und eine Feuersbrunst 1728 zwei Drittel derselben für immer zerstört.

Zu dem innern wirthschaftlichen und politischen Verfall des Landes gesellten sich von dem Anfang des 17. Jahrhunderts an äußere Heimsuchungen der verschiedensten Art. Im Jahre 1627 ward die Insel von türkischen Piraten überfallen, welche nach vielfachem Raub und Mord nur mit Mühe endlich zurückgeschlagen wurden und 400 Einwohner in die Sklaverei nach Algier führten. Auch englische und französische Seeräuber beunruhigten die Küste, während unter dem Volke selbst der Wahnglaube an Hexen schreckliche Processe hervorrief und etwa 30 Menschenleben dem Feuertode überantwortete. Der Hekla hatte im Laufe des 17. Jahrhunderts vier größere Ausbrüche, der Vulkan Eyjafjalla einen, der Vulkan Katla zwei, die beide eine große Verheerung anrichteten. Viel schrecklicher entwickelte sich jedoch die vulkanische Thätigkeit der Insel im folgenden Jahrhundert, in welchem 25 Eruptionen aufgezählt werden. Diese Katastrophen pflegten jedoch nie allein zu kommen. Auf den Hekla-Ausbruch von 1693 folgte unmittelbar eine Viehseuche, welche sich über das ganze Land verbreitete und die schon hart geschädigte Bevölkerung in empfindliche Noth versetzte. Im Jahre 1707 brachen die Blattern aus und rafften 18 000 Menschen, $^1/_3$ der Bevölkerung, dahin. Ein paar Jahrzehnte später folgte die schon erwähnte schwere Hungersnoth, welcher $^1/_6$ der Bevölkerung erlag. Der Ausbruch des Katla im Jahre 1755 machte fünfzig Bauernhöfe unbewohnbar und verwüstete das dazu gehörige Land. Eine Viehseuche vernichtete im Jahre 1762 die Hälfte des Schafstandes auf der ganzen Insel. Vier Jahre später nur (1766) ereignete sich eine der stärksten Eruptionen des Hekla, welche meilenweit alle Weiden verheerte, furchtbare Überschwemmungen hervorrief und bis in den Herbst das ganze Land in einem Kreis von 30 Meilen bedrohte. Als er endlich ausgetobt hatte, brach in Folge von Futtermangel wieder Viehseuche aus und eine skorbutartige Krankheit raffte eine große Zahl Menschen hinweg. Im Jahre 1772 warf der Hekla wieder ungeheure Bimssteinmassen aus, deren Verwüstungen sich jedoch auf geringere Strecken beschränkten. Im Jahre 1783 aber begann der schrecklichste Vulkanausbruch, von welchem Island je betroffen wurde, derjenige des Skaptárjökull, an der westlichen Seite jener ungeheuren, fast noch unbetretenen Wüste, welche das sogenannte Vatnagebirge im Südosten der Insel bildet. Während Asche und Auswürflinge des Vulkans weite Landstrecken überdeckten, entsandte der Vulkan im Juni jenes Jahres zwei Lavaströme, von welchen der eine längs der Skaptá elf dänische Meilen weit sich ergoß, stellenweise bis zu einer Breite von drei Meilen, der andere längs der Hvervisá neun

Meilen weit, bei einer Breite von zwei Meilen, Weiden und Gebüsch versengend, alle Wohnungen unterwegs zerstörend, den breiten und tiefen Fluß Skaptá in 24 Stunden völlig austrocknete. An beiden Flüssen wurden weite Felsschluchten von 500 bis 600 Fuß Tiefe vollständig aufgefüllt und ausgeebnet, an der Skaptá staute die Lava völlig einen Nebenfluß, bildete an einer steilen Felswand statt des frühern Wasserfalles eine glühende Lavacascade und füllte unten das Bett des Wasserfalles aus. Im Ganzen wurden 37 Bauernhöfe völlig verödet, 400 Menschen obdachlos. Das Schlimmste aber folgte erst wieder hinterher. Unter Pferden, Rindern und Schafen brachen Seuchen aus; die schon vom Skorbut heimgesuchten Einwohner aßen in ihrer Noth von dem Fleisch der gefallenen Thiere, wodurch das Übel noch mehr um sich griff. Die Hungersnoth wuchs in den folgenden zwei Jahren, während welcher 9336 Menschen dem Elend erlagen, 28 000 Pferde, 11 461 Stück Rindvieh, 190 488 Schafe umkamen.

Die Gesammtbevölkerung der Insel, die noch im Beginn des Jahrhunderts über 50 000 Seelen betrug, war im Jahre 1786 bis auf 38 000 herabgesunken. In Dänemark dachte man daran, die noch übrig gebliebenen Einwohner nach Jütland auswandern zu lassen und sie dort als Colonisten in öden Haidestrecken zu verwenden.

Als das Elend jedoch diesen Höhepunkt erreicht hatte, begann man endlich in Dänemark auf die Stimmen derjenigen zu achten, welche die Ursache desselben vernehmlich genug bezeichneten. Es war vor Allem der wackere isländische Patriot Skúli Magnusson, welcher schon früher die Gründung eines selbständigen isländischen Handels entschieden befürwortet hatte; dann der holsteinische Schriftsteller Detlev Eggers, welcher unerschrocken behauptete, daß nicht so sehr die furchtbaren Naturereignisse, als vielmehr die verkehrte Handelspolitik den stufenweisen Verfall des Landes herbeigeführt habe. Es wurde eine Commission niedergesetzt, welche die Lage Islands und die Ursachen seines Rückganges untersuchen sollte, und die Commission war vorurtheilsfrei genug, die furchtbare Wirkung des Handelsmonopols einzugestehen.

Der Handel nach Island wurde nun wenigstens für alle Unterthanen der dänischen Krone (d. h. für Dänemark, Norwegen, Schleswig-Holstein) freigegeben. Sofort stieg der Werth der isländischen Waaren: der Preis der Fische in zwei Jahren um das Drei- und Vierfache, die Ausfuhr von Talg und Wolle allein um das Zehnfache (von 100 000 Pfd. jährlich auf 1 000 000). Die Isländer faßten wieder Muth, Verkehr und Wohlstand hoben sich, die Bevölkerung nahm von 1786—1800 um 23 % zu. Gründlich war jedoch dem Lande noch nicht geholfen. Die dänischen Kaufleute drängten immer wieder auf Einschränkung der Isländer, und als während der napoleonischen Kriege englische Schiffe die Nordsee unsicher machten, warnte die dänische Regierung selbst ihre Seefahrer, Island zu besuchen. Island wäre durch diese Warnung auf's Neue dem Elend preisgegeben worden, wenn nicht einzelne dänische Schiffer sich nicht an die Warnung gekehrt und die Engländer selbst die Insel mit Zufuhr versehen hätten. Nach dem Frieden von Kiel (1814) wurde auch Ausländern der Handel nach Island gestattet, aber gegen

eine so hohe Steuer, daß die Erlaubniß nahezu illusorisch ward. Die Steuer kam der dänischen Staatskasse zu gut, und der Verkehr nach Island beschränkte sich abermals fast ausschließlich auf Kopenhagen.

Wenn man die ganze Leidensgeschichte Islands von 1550 an überschaut, so muß man wirklich staunen, wie das Volk, abgeschnitten von aller Hilfe, hundertmal aus seinem Elend emporringend und hundertmal in dasselbe zurückgeworfen, in allen Bedingungen naturgemäßer Entwicklung gehemmt und gehindert, dennoch seine alte Heimathsliebe, seinen Freiheitssinn, seinen Muth und seine Regsamkeit nicht verlor. Groß einst in Thaten, hat es sich auch im Leiden heldenmüthig bewährt.

Ein großer Vortheil war es, daß es bei der Glaubenstrennung nicht dem Calvinismus oder einem der schroffern protestantischen Religionssysteme anheimfiel. Durch den Lutheranismus, die Episkopalverfassung, die alte kirchliche Eintheilung, die Liturgie, vor Allem aber durch die alte zähe Volks- und Familienüberlieferung blieb es in viel stärkerer Fühlung mit seiner katholischen Vergangenheit, als andere protestantische Völker. Man braucht nur die „Passions-Psalmen" des Hallgrimr Pétursson, eines der beliebtesten religiösen Volksdichter, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die alte katholische Andacht zum leidenden und sterbenden Erlöser noch mächtig im Volke weiterlebte. Bei dem Gekreuzigten suchte und fand es Trost und Muth in seinem namenlosen Leiden. An den religiösen Grundwahrheiten des Christenthums hing es mit tiefem Ernste fest, und in einer fast unabsehbaren Erbauungsliteratur machte sich der Eifer geltend, mit welcher es dieselben umfing.

Auch die Anhänglichkeit an die nationale Vergangenheit bewahrte das isländische Volk in treuem Herzen. Nachdem die literarischen Schätze des Mittelalters nach Kopenhagen gewandert waren, blieb ein großer Theil davon noch im Gedächtniß des Volkes erhalten. Viele der alten Sögur waren gedruckt und erhielten sich als Volkslectüre in den langen Winternächten. Die Bauern gaben sich wieder an's Schreiben und schrieben für sich ganze Bücher ab. Eine Menge junger Isländer aber zogen den alten Handschriften nach nnd bildeten in Kopenhagen eine kleine wissenschaftliche Colonie, in welcher sich die Kenntniß des alten Islands lebendig erhielt, sich wissenschaftlich erweiterte und vertiefte und endlich auch dem politischen Selbstgefühl neue Nahrung zuführen konnte.

Manche dieser jungen Isländer dienten dänischen und schwedischen Forschern als Gehilfen, andere arbeiteten sich selbst zu unabhängigen Gelehrten empor, andere gingen als Geistliche und Beamte in die Heimath zurück. In der 1623 zu Kopenhagen errichteten sogenannten Regenz, einem mit der Universität zusammenhängenden Convict, bekamen die Isländer 20 Plätze. Der gelehrte Isländer Arni Magnusson war 1760 im Stande, reiche Stiftungen zu machen, aus deren Zinsen altisländische Handschriften neu herausgegeben, nordische Alterthümer gesammelt und auch zwei junge Isländer für das Studium derselben herangebildet werden sollten. Im Allgemeinen hingen diese Gelehrten- und Studentenkreise so enge mit der dänischen Gelehrtenwelt zusammen und waren von dem beherrschenden Einfluß der Hauptstadt so ab-

hängig, daß sich in denselben bis tief in das gegenwärtige Jahrhundert hinein keine eigentlichen isländischen Sonderbestrebungen geltend machten. Die lutherischen Bischöfe, Pröpste und Geistlichen, welche in Kopenhagen herangeschult wurden, erwiesen sich durchweg dem dänischen König-Papst als die bereitwilligsten Diener und die verläßlichsten Stützen seiner Autorität. Sie erhielten das Volk in schweigendem Gehorsam, beschwichtigten es, wenn das Joch des Monopols seine schrecklichen Wirkungen allzu fühlbar machte, sie vertrösteten es auf bessere Zeiten und wußten auch wohl durch unterthänigste Eingaben einige scheinbare Erleichterungen zu erwirken, ohne daß man in Kopenhagen Hand an die Wurzel des Übels zu legen brauchte. Sie brachten es zu Stande, daß für Kirche und Schule wenigstens dann und wann eine Kleinigkeit geschah, und so unzureichend das sein mochte, galt es immerhin als ein Zeichen, daß „Unser Land Island" dem König noch am Herzen liege. Auch Juristen, Philologen und andere Gelehrten wirkten mehr oder weniger in diesem Sinn. Bei den drückendsten Heimsuchungen, bei den furchtbarsten Folgen des Handelsmonopols regte sich höchstens ein schmerzlicher Aufschrei um Hilfe, aber nie jener unbändige Trotz und Freiheitssinn, mit dem einst Islands erste Ansiedler dem Scepter des Königs Olafr Tryggvason entwichen waren.

Während der 180 Jahre, daß das Handelsmonopol die Kräfte Islands aussaugte, um damit die dänische Staatskasse zu bereichern, und die Bevölkerung decimirte, um mit dem „Reingewinn" dann ein skandinavisches Wissenschaftspatronat in Kopenhagen aufzuspielen — hat kein einziger lutherischer Prediger oder Bischof den Muth gehabt, mannhaft seine Stimme gegen diesen lebensmörderischen Wucher zu erheben; dagegen schwärzten sie in ihren historischen Tractaten die katholische Kirche an, schilderten die Erzbischöfe von Throndhjem, die Bischöfe von Skálholt und Hólar als Blutsauger, die vom Marke des Landes gelebt hätten, und verdächtigten das Ordensleben des Mittelalters als ein geldgieriges Raubsystem, dazu erfunden, um mit Ablässen und Stolgebühren den gemeinen Mann auszuplündern.

Trotz alles religiösen Vorurtheils blieb indeß das geschichtliche Studium des alten Island, seiner Sprache, Literatur und Geschichte, nicht ohne Frucht. Es lebte wenigstens vorerst wissenschaftlich neu auf. Die Edda wurde von zahlreichen Gelehrten studirt, übersetzt und commentirt. Die alten Geschichtsquellen wurden neu herausgegeben, die alten Literaturdenkmäler gesammelt. Es erschienen bedeutende Werke über Geschichte und Literatur. Es bildeten sich für diese Zwecke gelehrte Vereine und Gesellschaften. Die bedeutendste stiftete am 30. Mai 1816 der dänische Philologe Rask als „Isländische Literaturgesellschaft", Hið islenzka bókmentafélag. Obwohl in ihrem Plane rein wissenschaftlich, ward sie doch zum Herde und zur Pflanzstätte patriotischer Anschauungen und Bestrebungen. Mit dem Verständniß des alten Nationalgeistes begann auch dieser selbst wieder zu erwachen. Wie der königliche Absolutismus, hatte auch das alte Lutherthum in den Stürmen der großen Revolution manchen Stoß erhalten. Die jüngeren Isländer, welche in Kopenhagen mit den Ideen der Neuzeit bekannt geworden, sahen zu den Rechten der Krone nicht mehr mit dem dumpfen Heilsglauben und der unbegrenzten

Resignation ihrer Väter empor — wie zu einer göttlichen Vogtei, welche der Himmel selbst zugleich mit Luthers Evangelium den Königen von Dänemark für ihre Insel übertragen. Sie fingen an, über ihr eigenes Volk und dessen Rechte selbständig nachzudenken. Warum hatten sie kein Althing mehr? Warum konnten sie sich nicht selbst regieren? Warum hatten sie nicht ihr eigenes Recht und ihre eigenen Gerichte, eigenen Handel und eigene Schiffe? Warum dienten die Erzeugnisse ihres Landes nur fremder Bereicherung und nicht ihrem eigenen Nutzen? Sie hatten ihre eigene Sprache, ihre eigene Geschichte, warum sollten sie nicht auch ihre eigene Verfassung haben?

Als in Folge der allgemeinen europäischen Bewegung des Jahres 1830 es sich auch in Dänemark 1831 um die Einführung von Provinzialständen handelte und man dabei den Isländern drei Sitze in dem Landtag der Inseldänen zutheilen wollte, nahm der Ruf nach selbständiger Vertretung und Verwaltung ebenso entschiedene als praktische Fassung an. Baldvin Einarsson forderte die Einführung eines eigenen isländischen Landtages. Die für Beschickung der dänischen Provinzialstände nöthigen Wahlen kamen in Island nicht zu Stande. Statt dessen gingen 1837 Proteste mit zahlreichen Unterschriften gegen die beabsichtigte Aufnahme Islands in das dänische Parlament nach Kopenhagen ab. Der König bewilligte hierauf 1838, daß zehn der höchsten isländischen Beamten sich fortan alle zwei Jahre in Reykjavik versammeln sollten, um über die wichtigsten Angelegenheiten des Landes zu berathen und ihre Vorlagen dann an die dänischen Provinzialstände zu übermitteln. Eine solche königliche Beamtencommission, anstatt einer eigenen Landesvertretung, konnte den Wünschen der Isländer natürlich nicht genügen. Sie erneuerten ihre Forderungen, und nach langen Unterhandlungen wurde ihnen am 8. März 1843 endlich ein eigener Landtag zugestanden, der den früheren Namen Althing führen und aus zwanzig vom Volk, sechs vom König gewählten Männern bestehen sollte. Er versammelte sich zum ersten Male Anfangs Juli 1845, zum zweiten Male 1847, und war auf dem besten Wege, die einmal begründete Verfassung ruhig weiter zu entwickeln, als in Folge der Revolutionsbewegung von 1848 sich die alten Schwierigkeiten von Neuem erhoben.

Als Dänemark nämlich in diesem Jahre eine neue Verfassung erhalten sollte, wurde abermals der Versuch gemacht, Island einfach in Dänemark aufgehen zu lassen, nur wurden dießmal der Insel fünf Abgeordnete zugestanden. Davon wollten aber die Isländer nichts wissen. Sie forderten mündlich und schriftlich eigene Verwaltung und ein eigenes Althing. Volksversammlungen wurden an verschiedenen Punkten gehalten, eine größere, von 180 Männern besuchte in Thingvellir. Eine Massenpetition mit 1940 Unterschriften ging an die Regierung. Diese kam den Wünschen insoweit entgegen, daß sie noch 1848 eine „isländische Abtheilung" im Ministerium errichtete, deren Beamtungen mit lauter Isländern besetzt wurden. Im Jahre 1849 wurde dann ein Wahlgesetz für das Althing entworfen und der Regierung vorgelegt. Während das Volk sich in der Presse, auf Versammlungen und im alltäglichen Leben mit immer regerem Interesse an den großen Verfassungsfragen betheiligte, war die dänische Regierung unterdessen wieder auf

ihre früheren Bedenken zurückgekommen, schob Alles auf die lange Bank, und als auf dem Althing 1851 die Hauptfragen endlich erledigt werden sollten, brach der königliche Commissär Graf Trampe, nachdem die Debatten kaum fünf Wochen gedauert hatte, plötzlich dieselben ab und löste die Versammlung auf. Als er die Formel der Auflösung begonnen hatte, bat der isländische Volksführer Jón Sigurðsson um's Wort. Graf Trampe verweigerte ihm das Wort und vollendete die officielle Formel. Da rief Sigurðsson: „So protestire ich gegen dieses Verfahren!“ Der Graf verließ seinen Sitz und erwiederte: „Ich glaube, die Althingsmänner haben gehört, daß ich im Namen des Königs die Versammlung aufgelöst habe.“ Darauf antwortete Sigurðsson: „Und ich protestire im Namen des Königs und des Volkes gegen dieses Verfahren, und ich behalte der Versammlung das Recht vor, über die Gesetzwidrigkeit, die hier vorgeht, beim König zu klagen.“ Nun erhoben sich alle Mitglieder und riefen nahezu einstimmig: „Wir protestiren alle!“

In Bezug auf die gewünschte Verfassungsgrundlage hatte der Protest keinen Erfolg; doch vergeblich waren deßhalb die Anstrengungen des Volkes, die Reden und Arbeiten seiner Führer keineswegs gewesen. Das Volk selbst war in diesen zwanzig Jahren von dem politischen Schlummer dreier Jahrhunderte wieder aufgewacht, hatte gelernt, wieder an seine Rechte und Vortheile zu denken, hatte sich zu gesetzlicher Agitation und zu politischer Thätigkeit herangeschult und die Kernfragen seines Daseins mit klarem Blick und festem Willen erfaßt. Im Anfang zeigte sich noch eine gewisse politische Unreife und Jugendlichkeit. Der Ursprung der Bewegung verrieth sich noch deutlich darin, daß manche der Führer noch nicht mit den Ideen und Factoren der Neuzeit zu rechnen wußten. Sie lebten noch ganz in der Vergangenheit, wollten die altisländische Republik mit allem Drum und Dran von den Todten auferwecken und legten fast mehr Gewicht darauf, wieder durch die Almannagiá nach dem alten Thingfeld zu reiten, als die nöthigen Wahlgesetze nach dem Bedürfnisse der Gegenwart einzurichten. Reiche Bauern, Juristen, Lehrer und sogar Studenten warfen sich indeß mit regstem Antheil auf die Politik, lernten in dem langen Verfassungskampf die juristischen, wirthschaftlichen und politischen Seiten desselben genauer kennen und lenkten von der ersten poetisch-akademischen Nationalbegeisterung bald in die richtigen praktischen Geleise ein. Dabei bildeten sich in der patriotischen Bewegung selbst verschiedene Schattirungen aus. Manche tüchtige Männer hingen durch die Antecedentien ihrer Familien noch mit der dänischen Herrschaft zusammen, andere betrieben die nationale Sache mit jugendlich einseitiger Begeisterung, wieder andere suchten zu vermitteln und noch andere suchten durch gesetzliche Mäßigung und Consequenz der nationalen Sache ein bleibendes Übergewicht zu verschaffen.

Unter den letzteren ragte Jón Sigurðsson hervor (geb. 1811), noch in den besten Jahren, der tüchtigste Kenner der alten Geschichte, Literatur und Rechtsgeschichte, dabei ein gewandter Publicist, Redner und Staatsmann, in stürmischen Augenblicken voll der Ruhe und Fassung, gegenüber der Verschleppung und Saumseligkeit der Regierung ein unermüdlicher Agitator, voll Rücksicht auf das, was Dänemark für Island gethan und noch thun wollte,

aber unerbittlich in Bezug auf das, was es unberechtigter Weise verweigerte, voll von dem Geiste der großen nationalen Vergangenheit, die Niemand besser kannte als er, aber ebenso bewandert in der neuern Gesetzgebung, ihren Formen, ihren verschiedenen Beziehungen, persönlich ein Biedermann, von Allen geachtet und selbst seinen politischen Gegnern verehrenswerth. O'Connells schneidenden Witz, zündende Gluth und niederschmetternde Gewalt besaß er nicht; aber an tiefem Ernst, praktischem Blick, eiserner Beharrlichkeit und staatsmännischer Einsicht gab er dem großen Befreier Irlands nichts nach. Er verdient gleich diesem unter die tüchtigsten Volksmänner des 19. Jahrhunderts gerechnet zu werden.

Den ersten großen Triumph feierte seine unermüdliche patriotische Thätigkeit, als die dänische Regierung am 15. April 1854 ein neues Gesetz über die Schiffahrt und den Handel nach Island erließ. Das Handelsmonopol wurde darin auch in Bezug auf das Ausland völlig aufgegeben. Schiffe aller Länder konnten nun ungehindert die Küsten Islands befahren, Island selbst sich wieder am Handel betheiligen, Ausfuhr und Einfuhr wurden durch heilsame Concurrenz der bisherigen Ausbeutung entzogen. Island lebte von dem Joche einer mehr als zweihundertjährigen Ausplünderung neu auf.

Ein Preßgesetz vom folgenden Jahre (1855) gab der isländischen Presse wenigstens soviel Freiheit, als die dänische seit 1851 besaß; auch in Bezug auf die Wahlen zum Althing wurde 1857 ein günstigeres Gesetz erlassen; dagegen konnte man sich sowohl über die Stellung Islands zur Gesammtmonarchie, als auch über die Rechte in der Finanzverwaltung, besonders die Feststellung des Budgets, noch lange nicht einigen. Noch viele Petitionen wanderten nach Kopenhagen, noch mancher Gesetzes- und Verfassungsentwurf wurde hüben und drüben erwogen und besprochen, ohne daß sich beide Theile einigen konnten. Als das Althing 1871 den Verfassungsentwurf zurückwies, welchen der dänische Reichstag im Januar desselben Jahres genehmigt hatte, schien es sogar zu einer schärfern Krisis kommen zu wollen. Die Isländer wurden unruhig. Auf den Volksversammlungen und in der Presse erscholl der Ruf nach Home-Rule dringender, lebhafter und ungestümer. Man drohte sogar laut, Island zu verlassen und in Nordamerika eine freie Heimath zu suchen. Am mächtigsten aber wirkte die durch Zahl und Ansehen bedeutende Volksversammlung, welche im Sommer 1873 in Thingvellir gehalten wurde. Das Althing, das sich bald darauf versammelte, mäßigte indeß unter dem Einfluß des klugen Patrioten Jón Sigurðsson die ungestümen Wünsche des Volkes und zeigte sich der Regierung gegenüber so rücksichtsvoll, daß auch diese sich zu Zugeständnissen herbeiließ, und so kam am 5. Januar 1874 die gegenwärtige Verfassung Islands zu Stande, gerade ein Jahrtausend, nachdem der erste norwegische Ansiedler Ingolfr sich bleibend auf Island niedergelassen. Der König beschloß, im Sommer selbst nach Island zu reisen und die Proclamation der Verfassung mit der patriotischen Feier des Millenariums zu verbinden. Es war der erste Besuch eines Königs auf Island, obwohl die Insel seit sechs Jahrhunderten unter den Herrschern von Norwegen und Dänemark gestanden hatte. Die Hauptfeier fand vom 5. bis

7. August 1874 auf dem alten Thingfelde am Lögberg statt. Christian IX. erschien in Begleitung von Abgesandten aller Nationen und verkündete die neue Verfassung an derselben Stätte, welche längst durch alle bedeutenden Erinnerungen der Landesgeschichte geheiligt war. Indem er dem wackern Volke nach einer dreihundertjährigen Leidenszeit sein Althing und seine selbständige Verwaltung wiedergab, sühnte er die Mißgriffe seiner Vorgänger und brachte die langen Verfassungskämpfe endlich zu einem vorläufigen Abschluß. Es war das schönste Fest, das Island seit Jahrhunderten gefeiert.

Das Wesentlichste der neuen Verfassung und worauf den Isländern am meisten ankam, war, daß Island staatsrechtlich aus der Gesammtmonarchie abgelöst, auf eigene Füße gestellt und als selbständiges Land anerkannt wurde, nur durch Personalunion mit den übrigen Ländern der dänischen Krone verbunden. Das gewährte der erste Artikel der neuen Constitution. An den dänischen Reichsangelegenheiten nimmt es keinen Theil, an Dänemark zahlt es keine Steuern, es ist im dänischen Reichstag nicht repräsentirt.

Die Legislative übt der König gemeinschaftlich mit dem Althing aus, die Executive der König allein, die Richtergewalt die durch Gesetz näher zu bestimmenden Richter. Der König regiert durch einen Minister, der den Titel Minister für Island führt. Er kann Mitglied des dänischen Cabinets sein, jedoch ist dieß nicht erforderlich. Für die Geschäftsführung auf der Insel selbst ernennt der König einen Gouverneur oder Höfding, der seine Befehle von dem Minister erhält. Der Minister kann durch das Althing zur Verantwortung gezogen werden, doch sind die Bedingungen hierüber in der Verfassung selbst noch offen gelassen; ebenso kann das Althing gegen Maßregeln des Höfding sich an den König wenden und dieser ihn nach seinem Ermessen zur Verantwortung ziehen oder entfernen. Alle königlichen Beamten müssen dänische Unterthanen sein und isländisch sprechen; der König kann sie absetzen und verändern, aber nicht auf einen niedrigern Posten versetzen.

Das Althing oder isländische Parlament besteht aus 36 Mitgliedern, die sich in zwei Häusern versammeln. Die untere Abtheilung, 24 Mitglieder stark, besteht aus lauter Volksabgeordneten, die obere aus sechs vom König, sechs vom Gesammtalthing erwählten Repräsentanten. Stimmberechtigt zu den Althingswahlen sind alle unbescholtenen, unabhängigen Männer von 25 Jahren an, die wenigstens ein Jahr in dem betreffenden District gewohnt haben, und zwar 1. Bauern, wenn sie eine eigene Wiese versteuern; 2. Stadtbewohner, welche vier Riksdaler Steuer zahlen; 3. Fischer, die sechs Riksdaler Steuer zahlen; 4. Beamte und Angestellte ohne weitere Bedingung; 5. andere gebildete Leute (Theologen, Mediciner, Juristen 2c.), wenn sie ein Examen in Kopenhagen oder Reykjavik bestanden haben. Zur Wählbarkeit in das Althing muß noch das vollendete 30. Lebensjahr und vollständige persönliche Unabhängigkeit hinzutreten. Alle Mitglieder müssen ferner Isländer sein. Die Abgeordneten werden für sechs Jahre gewählt, es sei denn, daß die Versammlung vor Ablauf dieser Frist vom König aufgelöst würde.

Das Althing versammelt sich alle zwei Jahre im Anfang Juli zu Reykjavik, nimmt selbst die Wahlprüfungen vor und gibt sich seinen Vor-

sitzenden. Jedes Mitglied kann Gesetzesvorschläge einbringen und Adressen an den König richten. Steuern können nicht ohne Genehmigung des Althing auferlegt werden, und alle Steuern müssen gesetzlich geregelt werden. Keine Gelder dürfen aus der isländischen Staatskasse verwendet werden, ohne daß die Verwendung durch das allgemeine Landesbudget oder specielle Gesetze gebilligt ist. Bei jeder Sitzung soll dem Althing ein Budget für die nächsten zwei Jahre vorgelegt werden, mit genauer Specification aller ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben. Beide Kammern haben das Recht, über jeden einzelnen Posten genaue Auskunft zu verlangen.

Jede Gesetzesvorlage hat dreimalige Lesung zu passiren und geht dann an die andere Kammer. Können sich die beiden Kammern nach Modificationsvorschlägen beiderseits nicht einigen, so tritt das Gesammtalthing zusammen. Bei der Stimmabgabe müssen sich dann aber wenigstens $^2/_3$ der Mitglieder betheiligen, und zur Annahme oder Verwerfung jedes Gesetzes, das Budget ausgenommen, ist die Zustimmung von $^2/_3$ der anwesenden Deputirten erforderlich.

Durch § 45 ist die evangelisch-lutherische Kirche noch als Landeskirche anerkannt und der Staatshilfe versichert, durch § 46 jedoch zugleich Gewissens- und Cultusfreiheit gewährleistet, soweit die guten Sitten und die öffentliche Ordnung dadurch nicht bedroht werden. Nach § 47 soll Niemand um der Religion willen seine bürgerlichen Rechte verwirken, noch sich selbst von Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten freisprechen dürfen.

§ 54 proclamirt die absolute Preßfreiheit, § 55 und 56 Vereins- und Versammlungsfreiheit; durch § 60 sind alle Vorrechte des Adels, der besondern Titel und Würden abgeschafft. Die Schulfrage ist ganz der weitern Gesetzgebung überlassen; nur zum Schutze ganz verlassener und hilfloser Kinder setzt § 53 fest, daß das öffentliche Gemeinwesen sich derselben annehmen und für ihre Erziehung sorgen soll.

Dank der Aufhebung des Handelsmonopols und dieser selbständigen, echt freisinnigen, den Bedürfnissen des Landes entsprechenden Verfassung hat sich die Lage Islands in dem verflossenen Jahrzehnt von Jahr zu Jahr sichtlich gehoben. Schon 1850 hatte die dänische Regierung officiell anerkannt, daß Island durch die zweihundertjährige Verkümmerung seines Handels einen Schaden erlitten habe, der sich gar nicht mehr in bestimmten Ziffern angeben lasse, während Dänemark ohne Gegenleistung den alleinigen Vortheil daraus gezogen. Bei den darauf folgenden Verfassungsstreitigkeiten gelangte sie auch endlich zu der Einsicht, daß wenigstens etwas geschehen müßte, um das schreiende Unrecht der Vergangenheit zu sühnen und den isländischen Finanzen wieder aufzuhelfen. Im Jahre 1865 bot sie Island einen jährlichen Zuschuß von 42 000 Riksdalern auf zwölf Jahre; später veränderte sie dieses Angebot auf 37 500 Thaler jährlich auf immer, nebst einem Zuschuß von 12 500 Thalern für die nächsten zwölf Jahre. Da indeß diese Anerbieten in staatsrechtliche Forderungen verwickelt waren, welche die Isländer in ihrem Ringen nach Selbständigkeit nicht befriedigen konnten, so wurden sie abgewiesen. Erst als die Verfassungsfrage nach dem Wunsche der Isländer zum Abschluß gekommen, fand auch diese Finanzfrage ihre endgiltige Regelung. Die dänische

Regierung verpflichtete sich, zur Staatsverwaltung Islands jährlich 60 000 Kroner (67 500 M.) beizutragen und 20 Jahre lang einen außerordentlichen Zuschuß zu leisten, der mit 40 000 Kroner beginnen und dann sich alljährlich bis auf Zero vermindern sollte.

Mit Hilfe dieses Zuschusses befinden sich die isländischen Finanzen dermalen in einem ganz erfreulichen Zustand. Die Jahreseinkünfte beliefen sich nach dem officiellen Budget von 1882/83 auf 426 500 Kr., darunter an Zoll auf Branntwein und Tabak allein 140 000 Kr.

Die Ausgaben dagegen erreichten nur die Zahl von 400 000 Kr. Davon kostete der Landeshöfding mit seinem Verwaltungsbureau 13 400 Kr., das Althing mit seinen Diäten und Schreibereien 32 000 Kr., die Civilverwaltung 52 800 Kr., die Gerichtsverwaltung 80 000 Kr.

Für Unterstützung des Landbaues wurden 20 000 Kr. ausgelegt, für Dampfersubventionen 18 000, für Sanitätswesen 36 000, für kirchliche Zwecke 26 000, für das Unterrichtswesen 74 000, für Pensionen 50 000. Eine Staatsschuld hat Island nicht, dagegen einen Reservefond (viðlaga sjoður) von 700 000 Kr. Das „Theuerste", was die Kräfte der übrigen Staaten erschöpft, ist ihm erspart: es hat kein Militärbudget.

Als ein eigentlich armes Land ist also Island gegenwärtig nicht mehr zu betrachten. Auf den Reisenden, der von Süden kommt, mag es allerdings noch immer den Eindruck eines solchen machen. Kein Wald, keine Obstbäume, keine Saatfelder erfreuen das Auge; keine Straßen schlängeln sich an den Bergen dahin, keine Brücken überspannen die Flüsse. Die drei Kaufstädte gleichen eher noch Dörfern als Städten. Eis und Schnee steigt den größern Theil des Jahres bis in ihre Nachbarschaft hinab, und selbst im Sommer wird es nie ordentlich warm. Die Bauernhöfe und Fischerwohnungen liegen meist weit auseinander, die Kirchen und Häuser sind zu klein und unansehnlich, um den Eindruck von Dörfern zu machen. Die aus Stein und Rasen aufgeschichteten Hütten mit ihren Grasdächern, die meist primitive Einrichtung der Wohnung, die unscheinbare bäuerliche Kleidung, die einfache, meist aus Fisch und Milchspeisen bestehende Nahrung, die weiten unfruchtbaren Strecken zwischen den kleineren bebauten — Alles weckt die Vorstellung von Dürftigkeit, Mangel, Armuth. Und doch sind die Leute nicht eigentlich arm. Landwirthschaft und Fischfang bringen so viel auf, daß sie sich die dem Lande fehlenden Producte schon verschaffen und erträglich leben können.

Von den 70 000 Einwohnern leben etwa 54 000 als Bauern von Wiesenwirthschaft, Viehzucht und vorzüglich Schafzucht. Die um die Bauernhöfe selbst liegenden, mit Steinmauern eingefriedigten bessern Wiesen (tún) liefern ein ganz treffliches Heu; die weniger guten Anger (engjar) wenigstens Winterfutter für Pferde und Vieh; außerdem läßt man noch Theile des Haidelandes (die afréttir) im Sommer beweiden. Große Torfmoore liefern Brennmaterial, kleine Gärten wohl auch etwas Gemüse. Die Zahl der Pferde wurde 1876 auf 31 000 Stück geschätzt, die des Hornviehs auf 20 000. Das letztere ist von nicht sehr großer, aber guter Rasse und liefert den nöthigen Bedarf an Milch, Käse und Butter, und wenn die letzteren Artikel nicht be-

sonders gut sind, so ist das lediglich Schuld der Bereitung. Die Ausfuhr von Pferden wird in den letzten Jahren auf etwa 1000 Stück geschätzt. Der wichtigste Zweig der Landwirthschaft ist die Schafzucht, welche verhältnißmäßig wenig Sorge erfordert und dabei viel einbringt. Die Schafe werden im Frühjahr ausgetrieben und bevölkern die ausgedehnten Berghaiden. Da bleiben sie bis in den Herbst, wo sie wieder zurückgeholt werden. Man rechnete 1876 etwa 415 000 Schafe, darunter 178 000 Milch- und Mutterschafe. Im Jahre 1881 wurden (nach Notizen, welche ich der Güte des Herrn Tryggvi Gunnarsson, Präsidenten der isländischen Handelsgesellschaft Gránufélag, verdanke) 925 000 kg rohe Wolle, 9300 kg gesalzenes Schaffleisch und 220 000 kg Talg ausgeführt. Die Ausfuhr von gesponnener Wolle und von Schafhäuten ist dagegen im Sinken.

Der andere Hauptnährungszweig ist der Fischfang, mit dem sich etwa 7000 Menschen beschäftigen mögen. Er war durchgängig vor der Freigebung des Handels mehr vernachlässigt, als die Land- und Viehwirthschaft, hat sich aber seither ebenfalls bedeutend gehoben. Im Jahre 1881 wurden 7 000 000 kg meist eingesalzene Fische ausgeführt und 10 000 Tonnen Thran.

Die Ausfuhr von Eiderdaunen belief sich in demselben Jahre auf 2700 kg, das Jahr zuvor auf 3800 kg.

Von den Haupteinfuhrartikeln bezifferten sich 1879 Roggen und Roggenmehl auf 3 383 670 kg, Gerste auf 852 690 kg, Hülsenfrüchte auf 298 145 kg, Reis auf 462 950 kg, Zucker auf 341 480 kg, Kaffee und Kaffeesurrogate auf 282 610 kg, Tabak auf 64 690 kg, Eisen und Stahl auf 61 070 kg, Holz auf einen Werth von 30 800 Kroner (schon gesägte Balken und Bretter nicht gerechnet), Eisenwaaren auf einen Werth von 169 322 Kroner, Leinwand auf einen Werth von 277 150 Kroner. Beträchtlich ist ebenfalls die Einfuhr von Salz, Fischgeräthen, Hausrath, Luxusgegenständen.

Die Einfuhr von Branntwein wurde in den Jahren 1864—1869 auf einen Werth von 248 020 Mark durchschnittlich im Jahr veranschlagt; im Jahre 1876 betrug sie 2120 hl; seither soll sie noch bedeutend zugenommen haben, während der Consum von Wein und anderen Spirituosen nicht die Hälfte jenes Quantums erreicht.

Was dem Lande am nöthigsten ist, das ist einerseits noch ein zunehmender Verkehr mit dem Continent und den übrigen europäischen Ländern, andererseits die Einrichtung eines lebhafteren und besseren Verkehrs im Lande selbst, Straßen, Brücken, Posten. Besonders sollte die Einfuhr von Holz und Baumaterial aller Art gehoben werden, damit die Leute sich bessere Wohnungen einrichten können.

Wie das Land mit keinem Militärbudget belastet ist, so ist es bis dahin auch ziemlich mit übertriebener Bureaukratie verschont geblieben. Unter dem Landvogt stehen zunächst die zwei Amtmänner, unter diesen die 19 Sysselmänner mit ihrem Kreisrath (oder Kreisvorsteher), unter diesen die Gemeindevorsteher (Hreppstóri) und Gemeinderäthe der 171 Hreppr oder Gemeinden. Richter erster Instanz ist der Sysselmann in seinem Kreise, die zweite Instanz bildet das Obergericht in Reykjavik, weitere Appellation geht nach Kopen-

hagen. Kirchlich ist das ganze Land oder Bisthum in 19 Propsteien, diese in 141 Kirchspiele getheilt, von denen aber viele mehrere Kirchen haben. Für die Gesundheitspflege sind 20 ärztliche Districte gezogen, die ihren eigenen Arzt haben; die Centraldirection hat der Oberlandesarzt in Reykjavik.

Ein eigentliches Volksschulsystem gibt es noch nicht; doch sind Anfänge dazu gemacht und der Verkehr mit dem Ausland läßt Vielen ein solches als wünschenswerth erscheinen. Für höhern Unterricht sorgt die Lateinschule von Reykjavik (125 Schüler), die Realschule zu Möðruvellir (40 Schüler) und drei Mädchenschulen.

Eine Universität, wie schon in deutschen Blättern behauptet wurde, besitzt Island nicht, sondern bloß eine Theologenschule in Reykjavik, an welcher zuweilen etwa 10 bis 20 junge Leute studiren, und eine sogen. Medicinschule, die es aber noch nicht auf 10 Schüler gebracht hat. Sie besteht lediglich darin, daß die zwei Ärzte in Reykjavik neben ihrer Praxis her einige junge Leute in den mediciniſchen Fächern unterrichten. Die Juristen und künftigen Beamten müssen ihre Studien in Kopenhagen machen, wo im Ganzen jährlich etwa 20 bis 30 junge Isländer zu studiren pflegen und zum Theil durch Stipendien unterstützt werden. Isländische Philologie und Geschichte ist dem Fleiße der Gymnasialprofessoren und einzelner Gelehrten überlassen.

Trotz dieser anscheinend ungünstigen Verhältnisse hat Island in neuerer Zeit eine nicht unbedeutende Literatur hervorgebracht und überhaupt ein reiches geistiges Leben entwickelt. Philosophie und Theologie sind dabei nur kümmerlich vertreten, aber um so ansehnlicher Geschichte, Politik und Poesie. Ihren gesunden, lebenskräftigen und fruchtbaren Kern erhielt die neue Literatur dadurch, daß sie in treuer Liebe auf die geschichtliche Vergangenheit zurückgriff und diese gleichsam neu aufleben ließ. Das größte Verdienst erwarb sich auch auf diesem Gebiete der große Patriot Jón Sigurðsson, mit ihm die tüchtigen Forscher Finn Magnusson und Sveinbjörn Egilsson. Während durch sie fast die ganze alte Saga-Literatur in Neudrucken vom Grabe auferstand und durch Sammlung anderweitiger Geschichtsquellen ergänzt ward, arbeiteten Jón Espolin und Pjetur Pjetursson werthvolle Geschichtswerke aus, Konrad Gislason, Eirikr Jónsson und Guðbrandr Vigfusson eröffneten durch große lexikographische Werke das Verständniß der alten Sprache, Benedict Sveinbjörnsson Gröndal und Gisli Brynjulfsson förderten das Studium der nordischen Mythologie, Jón Thorkelsson die Erklärung der alten Saga, Jón Árnason sammelte die alten und neuen Sagen des Volkes, Björn Gunnlaugsson arbeitete eine treffliche Karte der ganzen Insel aus, Jón Sigurðsson begründete eine äußerst sorgfältige und fleißige Statistik.

Wie aber in all' diesen Arbeiten der echt patriotische und historische Sinn des Volkes, sein mächtiger unbesieglicher Volksgeist zu Tage trat, so auch in der Poesie. Es gab hier keine künstliche Romantik. Die Dichtung sog von selbst ihre Nahrung aus den Ideen, Erinnerungen, Lebenswurzeln der Vergangenheit. Sprache und Form wuchs aus dem Studium der ältern Nationaldichtung hervor. Neue Anregung und neuen Gehalt schöpfte man aus dem Leben des Volkes. Als die bedeutendsten Skalden der Neuzeit

glänzten Bjarni Thorarenson († 1841) und Jónas Hallgrimsson († 1845); an sie reihen sich Finn Magnusson, Sveinbjörn Egilsson, Jón Thoroddsen, Grimr Thomsen, Gisli Brynjulfsson, Benedict Sveinbjörnsson Gröndal und viele Andere.

Durchaus charakteristisch ist es, daß bis jetzt keiner der Mode- und Lieblingsdichter des modernen Europa in's Isländische übersetzt ist, wohl aber Milton, Klopstock, Homer und einige Stücke von Shakespeare und Tegnér. Von Romanen besitzt Island erst einen einzigen, der als historische Erzählung sich eher der alten Saga nähert. Novellen sind nur ein paar geschrieben, die erste war Piltur og Stúlka (Knabe und Mädchen), ein schlichtes, einfaches Bild des heutigen bäuerlichen Alltagslebens — eine „Dorfgeschichte" ohne sensationellen Charakter. Dramen gibt es nur einige wenige: „Die Geächteten" (Útilegumenn) von Matthias Jochumsson, das Lesedrama Ragnarökkur von Gröndal und das Volksdrama Nyársnottin von Indridi Einarsson. Um so reicher blüht die nationale Lyrik und Epik.

Von allen Völkern des Nordens, ja von Europa überhaupt, hat sich keines so von Ausländerei fern gehalten, ist sich so treu, so schlicht und wahr geblieben wie das isländische. Man kann es nicht näher kennen lernen, ohne es dafür zu lieben und hochzuschätzen. Es hat in den schweren Leiden der letzten Jahrhunderte an den Überlieferungen seiner Väter nicht nur wie an einem rührend elegischen Vermächtniß festgehalten, sondern wie an einem Erbgut, auf dem heiliger Vatersegen und die Verheißung einer bessern Zukunft ruht. Nur ein Punkt trübt den schönen Zusammenhang seiner ganzen Geschichte: es ist der Abfall von der katholischen Kirche, nicht aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen, sondern ihm aufgedrungen von außen. Bei der Abgeschiedenheit des Landes hat sich jedoch auch schließlich das Lutherthum tief in das Leben des Volkes hineingesenkt, ist mit seinen Erinnerungen mächtig verwachsen und hat den Blick für die fernere Vergangenheit sehr getrübt. Innerlich stark ist das Lutherthum aber nicht. Von Dänemark ausgegangen und von Dänemark gestützt, ist es ein Theil des alten Staatsmechanismus, der noch mit in die neue Constitution hinübergeschleppt ward. Principiell hat diese mit der alten Ordnung gebrochen, indem an die Stelle des Cäsareopapismus das Princip der Religions- und Gewissensfreiheit gestellt wurde. Wenn die isländischen Patrioten consequent sein wollen, so werden sie sich früher oder später auch einer vorurtheilsfreien Würdigung jener Kirche zuwenden müssen, unter deren mildem Walten Island die schönsten Tage seines Ruhmes und seines Glückes erlebt hat. Der Glaube, den Ari hinn Frodi und Saemund hinn Frodi, Snorri Sturluson und Jón Arason bekannten, gehört ebenso gut in den Kreis ihrer fruchtbarsten Nationalerinnerungen, als das Papstthum selbst, das durch das ganze Mittelalter hindurch der mächtigste Hort der Volksfreiheit gegen die absolutistischen Gelüste der Könige gewesen ist.

Der Zusammenhang der isländischen Volksfreiheit mit den kirchlichen Überlieferungen des Mittelalters ist übrigens nicht ganz aus dem Bewußtsein des heutigen Geschlechts entschwunden, und in einem balladenartigen Liede

auf den letzten katholischen Bischof Jón Arason hat der Dichter Gisli Brynjulfsson seiner Heimath nicht bloß das Wiedererstehen ihrer Freiheit, sondern auch wieder Bischöfe verheißen, wie jene der alten Zeit:

An tapfrer Väter Tugend wuchs auf Jón Arason;
Von hehren Felsenzinnen klang ihrer Lieder Ton,
Er schwebt entlang die Thäler wie Todesantiphon:
Noch heut' beweinet Island den allerbesten Sohn.

Er stand in Jugendjahren, die Armuth scheut' er nicht;
Denn Muth schlug ihm im Herzen, der Unglückswogen bricht.
„Stützt euren künft'gen Bischof!" sprach scherzend er als Knab';
Den Weg, den Wenige wandeln, schritt kühn er bis zum Grab.

Den Kampf hat er entboten tyrannischem Geschlecht;
Frei unter freiem Himmel soll blüh'n der Väter Recht!
Denn wahrhaft war er, furchtlos, treu seinem Heimathland;
Lieber, als feige weichen, läg' er todt im Sand.

Ihn schreckte nicht von Osten der Flotten stolzer Lauf,
Der Heimath Bergesgeister rief er zum Kampfe auf.
Zum Panzer ward die Casel, der Bischofsstab zum Schwert;
Er trieb vom Land die Lüge, hat ihrer Macht gewehrt.

Auf hohen Felsenzinnen stärkt er sich Muth und Wehr,
Dann stürzt er wie ein Waldstrom auf seiner Feinde Heer,
Zersprengt die stolzen Schaaren der Dänen, derb und keck.
Zum Meer, zu ihren Schiffen flieh'n sie in Angst und Schreck.

Doch Neid und Bosheit schmieden dem Volk der Knechtschaft Noth
Und Tage voll des Harmes in seines Helden Tod.
Zum Blutgerüste schleppen sie ihn als Opferthier,
Den Greis im Silberhaare: so fiel der Männer Zier.

Es fiel sein Haupt, das alte, das Island so viel that.
So war's des Schicksals Wille, so des Verräthers Rath;
Doch späte Enkel fassen, was dieser Greis gethan:
Island wird wieder schauen solch einen Bischofsmann!

In Schmerz und Sorge trauert um ihn das ganze Land,
Kein Sänger weiß mehr Lieder, kein Held ihm auferstand,
Und aus den Sklavenketten kein freier Mann erwacht:
Auf Island ruht der Schlummer dreihundertjähriger Nacht.

So schwanden hin die Tage. Doch Hoffnung winkt am Ziel!
Das Land ist nicht verloren; ein einzig Haupt nur fiel.
Laßt uns die Herzen härten an dem, was uns geraubt;
Laßt nimmer uns vergessen dieß blut'ge Bischofshaupt.

Es war so alt, ehrwürdig! Doch alles Alte fällt;
Der Berge Zinnen fallen, es sinkt die Pracht der Welt.
Doch grünend steigt die Erde von Neuem aus dem Meer
Und neue Sonnen strahlen leuchtend rings umher!

* * *

Wie das Kopenhagener „Dagbladet“ meldet, ist diesen Sommer eine starkbesuchte Volksversammlung in Thingvellir gehalten worden, um bei dem Anfangs Juli zusammengetretenen Althing weitere Verfassungsreformen im Sinne des von Jón Sigurdsson angestrebten Programms in Anregung zu bringen. Etwas sonderbar klingt das Begehren der Versammlung nach einem eigenen Jarl, einer Art von Vicekönig. Mehr dem frühern Programm entspricht das Verlangen, daß das Althing, statt alle zwei Jahre, fortan jährlich einberufen, das Wahlrecht durch keine Steuer oder Abgabe mehr bedingt, das Verhältniß zwischen Kirche und Staat neu geregelt werde, daß der König künftig nur ein aufschiebendes Veto besitzen solle wie in Norwegen, daß Island eine eigene Handelsflagge erhalten, der König aber sich künftig „König von Dänemark und Island“ nennen solle.

Ferner wird vom Althing verlangt: 1. Regelung der Rechte der außerhalb der Landeskirche stehenden Gemeinden; 2. Errichtung einer Zeddelbank; 3. Abschaffung der zwei Amtmannsposten; 4. ein Volksschulgesetz; 5. weitere Berathung des vom Unterhaus schon angenommenen Gesetzes über das Recht der Gemeinden, ihre Prediger selbst zu wählen; 6. Errichtung einer Landesschule (kleine Universität) für Juristen, Theologen und Mediciner; 7. ein Gesetz gegen den übertriebenen Genuß von Spirituosen.

Die letztere Forderung deutet auf das Beispiel von Norwegen und Schweden hin, wo ähnliche Gesetze theils schon längere Zeit bestehen, theils kürzlich angenommen wurden. Auch der Wunsch nach Beschränkung des königlichen Veto ist offenbar durch die jüngst in Norwegen ausgetragenen Verfassungsstreitigkeiten angeregt. Die meisten übrigen Vorschläge der Volksversammlung entbehren ihrer Berechtigung nicht. Ihre Erfüllung würde den bisherigen Aufschwung Islands wesentlich fördern und Dänemark selbst zu ungleich größerem Vortheil gereichen, als das Festhalten an den Resten des alten Colonialsystems. Thron und Reich von Dänemark werden an dem biedern loyalen Inselvolk eine um so festere Stütze finden, je mehr sie es als gleichberechtigt und selbständig dem ältern Theil des Reiches zur Seite treten lassen, seine Bildung heben und das Unrecht völlig gutmachen, das früher an Island begangen worden ist.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Das Leben unsers Herrn und Heilandes Jesus Christus. Nach den vier Evangelien zusammengestellt von **Joh. Bapt. Lohmann** S. J. Mit kirchlicher Approbation. 8°. 239 S. Paderborn, Junfermann, 1885.

Es ist von selbst einleuchtend, daß es nicht gleichgiltig sein kann, in welcher Reihenfolge wir die Lehren und Thaten des öffentlichen Lebens Jesu betrachten. Mögen wir unsern Herrn und Heiland im Verkehr mit seinen Jüngern und Aposteln uns vorführen und die Art und Weise zu verstehen trachten, wie er sie allmählich zur Höhe ihres Berufes heranbildet und sie von Stufe zu Stufe weiter ihrem erhabenen Ziele zuführt, oder mögen wir ihm folgen wollen in seinem Unterrichte an das Volk, oder in den Wirkungen, die er auf die verschiedenen Kreise und Stimmungen der in Palästina herrschenden Parteien hervorbringt, kurz, von welchem Gesichtspunkte aus immer wir an das gottmenschliche Leben und dessen geschichtliche Darstellung und Einwirkung auf die Zeitgenossen und an dessen ewig giltigen Inhalt herantreten — überall drängt sich uns für ein annähernd volles Verständniß die Frage auf nach der geschichtlichen Reihenfolge. Ist es möglich, einen festen Grund und Boden zur Beantwortung dieser Frage zu gewinnen? Übersieht man die im Laufe der Zeit versuchten Evangelienharmonien, so könnte man füglich versucht sein, daran zu zweifeln. Während nämlich die Einen an der von Matthäus befolgten Anordnung festhalten und das von den übrigen Evangelisten gebotene Material, so gut es eben gehen will, einreihen und unterbringen (z. B. der Oratorianer Bern. Lamy), folgen Andere keinem der Evangelisten, sondern ordnen und gruppiren nach rein subjectivem Ermessen oder höchstens nach mehr oder minder plausiblen Gründen innerer oder psychologischer Wahrscheinlichkeit. Daß dieser Untergrund ein höchst schwankender und unsicherer sei, ergibt sich aus der Natur der Sache und wird obendrein durch die Verschiedenheit der Anordnung zur Genüge dargestellt, die sich bei dieser Gruppe von Harmonisten findet. Man vergleiche z. B. die von Barradius, Jansenius, Kilber, Ligny, Danko, Sepp, Schegg u. A. getroffenen Gruppirungen und Reihenfolgen. Auf historisch fester Grundlage bauen sich hingegen jene Anordnungen auf, die das Johannes-Evangelium mit seinen in den jüdischen Festkalender eingereihten Ereignissen und das Lukas-Evangelium mit seiner formellen Ankündigung, daß es eben eine Darstellung ex ordine, d. h. in geschichtlicher Aufeinanderfolge sei, als Regel und Leitstern gelten lassen. Auf diesem Grunde ruhen, trotz Abweichungen im Einzelnen,

die Harmonisirungsversuche von Calmet, Patritius, Jos. Grimm, Coleridge u. A. Und diesen reiht sich auch das oben angezeigte Werk an. Ist so der allgemeine Rahmen und die sichere Grundlage gegeben, so bleiben trotzdem noch eine Reihe von einzelnen Fällen übrig, für deren Anordnung man sich nach anderen Grundsätzen zur endgiltigen Anordnung umsehen muß. Zunächst ist festzuhalten, daß dem Wortlaut der evangelischen Erzählung nicht über Gebühr Gewalt angethan werden darf; sodann muß man sich gegenwärtig halten, daß ähnliche Ereignisse, ähnliche Lehren und Aussprüche, die sich bei einem Evangelisten finden, nicht ohne Weiteres mit ähnlichen bei den anderen identificirt werden dürfen. Liegt es ja doch ganz im Wesen und in der Art des öffentlichen Lebens Jesu, daß Ereignisse, Heilungen, Parabeln, Aussprüche, Belehrungen ähnlicher Art oder gleicher Weise öfters müssen stattgefunden haben. Geht unter den Alten z. B. Hesychius in der Aufstellung und Annahme von verschiedenen Ereignissen bei offenbar identischen Fällen zu weit (vgl. Migne, Patrol. 93, 1403), so fehlen, scheint es mir, manche Neueren in der entgegengesetzten Richtung, in dem Bestreben nämlich, Ereignisse zu identificiren, die ihrem Inhalte und dem Wortlaute der evangelischen Berichterstattung nach auseinanderzuhalten sind. Es wurde vor einiger Zeit in diesen Blättern bei Besprechung eines sonst sehr verdienten Werkes darauf hingewiesen (1883, Bd. XXIV. S. 206 f.); gleichfalls wurden ebenda einige Beispiele und Grundsätze gegeben, die nach meiner Ansicht in dergleichen Fragen nicht vernachlässigt werden dürfen. Es gereicht mir daher zur großen Freude, in dem oben genannten Buche diese Grundsätze zur Anwendung gebracht zu sehen. Zwischen den beiden eben angedeuteten Richtungen ist die goldene Mittelstraße eingehalten, und das wird wohl auch hier, wie so oft, das Richtigste und Beste sein.

Das Buch bietet den Text der heiligen Evangelien in der zeitgeschichtlichen Abfolge. Die Übersetzung ist fließend und klar, sich treu an den heiligen Text anschließend, aber unnöthige Härten vermeidend. Doch ist das biblische Gepräge, das wir nun einmal gewohnt sind, nicht verwischt. Liegt ein und derselbe Bericht in den heiligen Evangelien mehrfach vor, so war der hochwürdige Verfasser mit Erfolg bemüht, aus den Worten der heiligen Schriftsteller einen fortlaufenden Text in der Weise herzustellen, daß kein Gedanke und wo thunlich auch keine Schattirung des Gedankens, die sich bei einem heiligen Schriftsteller findet, vernachlässigt würde. Eine eingehende Vergleichung hat mir zur Genüge gezeigt, daß in dem so leicht und natürlich hinfließenden harmonisirten Texte oft viel mehr exegetisches Geschick und viel mehr Arbeit verborgen liegt, als es wohl Manchem beim ersten Anblick scheinen möchte.

Der heilige Text ist in recht übersichtlicher Weise nicht bloß in größere Abschnitte und Kapitel abgetheilt, sondern auch in 227 Nummern mit passenden Überschriften dargestellt. Bei besonders schwierigen oder wichtigen Stellen sind längere oder kürzere Anmerkungen beigegeben. Die in denselben mitgetheilten trefflichen Gedanken und Winke für das Verständniß lassen es bedauern, daß nicht noch mehr Erklärungen beigefügt wurden. Bei einigen

Stellen, die besonders oft falsch angewendet werden, z. B.: „Ich kam, Feuer auf die Erde zu werfen", hätte das zweifelsohne geschehen sollen. Das Inhaltsverzeichniß bringt zugleich eine Übersicht über die evangelischen Parallelen. Zur leichtern Auffindung der Stellen des hl. Matthäus in der Evangelienharmonie ist am Schlusse noch eine eigene Tabelle angehängt.

Zum Belege, daß die wahren Grundsätze, welche bei der Harmonisirung des evangelischen Textes zu befolgen sind, sich immer weiter Bahn brechen, wird in der Vorrede eine längere Stelle von W. Rudin aus Teologisk Tidskrift, Upsala 1881, mitgetheilt. Die Stelle ist lesenswerth und stellt klare und richtige Grundsätze auf. Nur Eines möchte ich bemerken. Ihr zufolge scheint es, als ob die wichtige Frage nach der Anzahl der im öffentlichen Leben Jesu anzunehmenden Osterfeste sich bloß aus Johannes entscheiden ließe und zwar so, daß man, um vier Osterfeste zu erhalten, einzig auf Joh. 5, 1 (und die gerade da strittige Erklärung) angewiesen wäre. Allein die Sache steht günstiger, vorausgesetzt, daß man in Lukas eine geschichtliche Abfolge annimmt. Denn dann lassen sich mit Übergehung von Joh. 5, 1 und seiner angezweifelten Auslegung doch vier Ostern nachweisen. Bei Lucas 4, 14 sind wir im Winter nach dem ersten Ostern des öffentlichen Lebens; bei 6, 1 stehen wir kurz nach dem zweiten Osterfeste; bei 9, 12 (Brodvermehrung) haben wir die Zeit des dritten Osterfestes, und dann folgt das vierte Ostern, die Zeit der hochheiligen Passion. Diese Data ergeben sich unmittelbar aus Lukas und aus dem Vergleiche mit den einschlägigen chronologischen Angaben bei Johannes (vgl. diese Zeitschrift 1878, Bd. XV. S. 211. 212).

Wer den Text der vier Evangelien in systematischer Ordnung lesen und sich eine klare Anschauung über die Abfolge der Begebenheiten im Leben Jesu auf leichte und sichere Weise verschaffen will, dem sei obiges Buch auf's Beste empfohlen.

J. Knabenbauer S. J.

1. **Angelologie**, das ist die Lehre von den guten und bösen Engeln, im Sinne der katholischen Kirche dargestellt von Dr. **Joh. H. Oswald,** Professor am Lyceum Hosianum zu Braunsberg. 8⁰. 220 S. Paderborn, Schöningh, 1883. Preis: *M.* 3.
2. **Die Schöpfungslehre** im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf den Menschen, im Sinne der katholischen Kirche dargestellt von Dr. **Joh. H. Oswald.** 8⁰. 243 S. Paderborn, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 3.

Die beiden vorliegenden Bändchen decken sich inhaltlich ungefähr mit den Lehrstücken, welche die Theologen in der Lehre über Gott als Schöpfer vorzutragen pflegen; es wird nämlich behandelt der Schöpfungsact und von den Geschöpfen die Engel und Menschen. Der dritte Bestandtheil der Schöpfung, die sichtbare Welt, wurde aus den im zweiten Bändchen S. 4 angegebenen Gründen übergangen.

1. Die **Angelologie** ist eine Darstellung der Hauptlehren über die Engel. Sie zerfällt in vier Abschnitte. Nach Begriffs- und Namenserklärung begründet der Verfasser mit der ihm eigenen Sprachgewandtheit im ersten Abschnitte zunächst die Realität der Engelwelt, beweist dann die Geschöpflichkeit der Engel, ihren Vorrang vor allen andern Geschöpfen, ihre Körperlosigkeit, ihre Erhabenheit über jeden Wechsel hinsichtlich der Zu- und Abnahme ihrer Geisteskräfte, ihre Unsterblichkeit, ihr Verhältniß zum Raume, sowie das Erkennen und Wollen der Engel. Das letzte Hauptstück des ersten Abschnittes beschäftigt sich mit der Engelwelt als solcher, der Zahl der Engel, ihrer Verschiedenheit unter einander, ihrer Gliederung und endlich mit dem Medium des Gedankenaustausches, der sogen. Engelsprache.

Der zweite Abschnitt, die Geschichte der Engel, behandelt ihre Erschaffung und Erhebung in den Gnadenstand, ihre Prüfung und deren Ergebniß — eine Geschichte, die sich in **einem** Zeitmomente abspielt (S. 105), und zwar nach des Verfassers Ansicht (S. 80) in eben jenem ersten Momente, in welchem Gott Himmel und Erde in's Dasein rief. Sie berichtet eine Katastrophe, „deren Großartigkeit und Greulichkeit auch nur in etwa zu veranschaulichen die regste Phantasie erlahmt. Sie hat zuerst den Riß hineingebracht in's geschaffene Universum, sie hat die Oberwelt reiner Geister in zwei Theile gespalten, die fortan in unübersteiglicher Kluft auseinanderklaffen, eine Spaltung, welche später auch von der Oberwelt aus in diese Unterwelt vorgedrungen ist und auch in unserm Wesen jenen leidigen Zwiespalt veranlaßt, an welchem wir Alle laboriren; sie hat den Abgrund der Hölle eröffnet und das Reich der Bosheit in's Sein gerufen“ (S. 90 f.).

Der dritte Abschnitt verbreitet sich essaymäßig mit willkommener Ausführlichkeit über die himmlische Gesellschaft der guten Engel, ihr Leben und ihre Thätigkeit für den Menschen. Der vierte Abschnitt führt uns die gefallenen Engel vor, ihre Existenz und ihr Verhältniß zur Welt überhaupt und zum Menschen insbesondere: die diabolischen Versuchungen, Teufelsbesessenheit, Zauberei, Hexerei, Teufelsbund. Auffallen muß es, daß über den neuesten Teufelsspuk, den Spiritismus, mit ein paar kurzen Bemerkungen (S. 173. 201) hinweggegangen wird. Die Existenz von Specialwerken über diesen Gegenstand (Vorrede S. V) scheint kein genügender Grund zu sein, ihn in einem über die bösen Engel und ihr Verhältniß zu den Menschen ex professo handelnden Werke außer Acht zu lassen.

Die positiven oder genauer die biblischen Partien sind vortrefflich behandelt. So gleich im Anfange der biblische Beweis für die Realität der Engelwelt und später die in den dritten und vierten Abschnitt fallenden Schriftargumente. Es ist bekannt, daß man sich, wenn man sich nach gründlichen Wort- und Namenserklärungen umsieht, an Oswalds Werke wenden muß. Auch in vorliegendem Werke bekundet der Herr Verfasser sein besonderes Interesse für Namenserklärungen. Man vergleiche beispielsweise die Erklärung der verschiedenen Namen der gefallenen Engel (S. 142 ff.). Auch in der Bildung neuer Worte versucht sich der Verfasser nicht ohne Erfolg. In der Vorrede der „Schöpfungslehre“ erfahren wir, daß das jetzt allgemein

eingebürgerte Wort „Mariologie“ von ihm stamme. Mit andern Versuchen dürfte er weniger Erfolg haben, wie wenn er (ebd. S. 34) die volle Unabhängigkeit Gottes von Zeit und Raum durch den Satz ausdrückt: „Gott zeitet und räumt in sich selbst.“

Den speculativen Partien hat sich der Verfasser nicht mit gleicher Liebe zugewandt, wie den positiven, und wir würden deßhalb diejenigen unserer Leser, welche eine Anleitung für die speculative Ergründung der Engellehre suchen, nicht gerade an vorliegende Schrift weisen. Mit Rücksicht auf einen französischen Recensenten indessen, welcher es an einem theologischen Werke tadelt, daß es 110 Seiten den Engeln widmet, fürchtet der Verfasser fast, er möchte mit seinen 200 Seiten das Maß überschritten haben. Wir glauben aber, daß man über die Bemerkung dieses Recensenten mit derselben Leichtigkeit hinwegkommen könne, mit welcher besagter Herr Recensent über jene Riesenwerke hinweggekommen, welche zwei Blütheperioden der Theologie bezeichnen. Die Engel sind ebensowohl heutzutage wie ehedem die vornehmsten Geschöpfe Gottes; zugleich nehmen sie den innigsten Antheil an unsern Geschicken, und wir sind bestimmt, unsere ganze Ewigkeit in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Sie sind darum nach Gott einer der vornehmsten Gegenstände der Theologie, und diese würde wahrlich ihre Aufgabe verkennen, wenn sie nicht Alles, was Schrift und Tradition von ihnen berichtet, sorgfältig sammelte und auf Grund der gewonnenen Resultate in die Natur, das Leben und die Beziehungen der Engel zu einander und zu uns so tief einzudringen suchte, als der menschliche Verstand es nur gestattet. Wenn das „Quantum potes, tantum aude“ für die Erforschung dieser materiellen Welt Geltung hat, warum nicht viel mehr für die geistige Durchdringung der Wahrheiten über die Engelwelt?

Einige Ausstellungen wurden an vorliegender Schrift schon in anderen Recensionen gemacht. Wir lenken die Aufmerksamkeit des verehrten Herrn Verfassers noch auf einen jedenfalls unglücklich gewählten Ausdruck bei Erklärung der definitiven Existenz der Engel. Sie wird schließlich erklärt (S. 42): „Der Engel ist auch örtlich mit seiner Substanz, wo er mit seiner Kraft wirkt. . . . Wo immer also die Objecte seiner geistigen Thätigkeit, seines Erkennens und Wollens sich befinden, da ist jedesmal auch der Ort des Engels.“ Den zuletzt citirten Worten nach könnte der Engel nichts zum Gegenstande seiner immanenten Acte machen, nichts erkennen und lieben, es sei denn, er weile seiner Substanz nach bei dem Gegenstande dieser Geistesthätigkeit. Wir tadeln zunächst nur den Ausdruck; denn der Verfasser denkt zweifelsohne, wie auch die an erster Stelle citirten Worte andeuten, nur an die Thätigkeit nach außen. So gefaßt, hat die Erklärung namhafte Vertreter. — In der Frage über das Medium des Gedankenaustausches, der sogen. Engelsprache, schließt sich der Verfasser der Ansicht jener an, welche dafür halten, das Medium zur Übertragung des gedanklichen Objects von einem Engel zum andern sei eine reine Willensaction. „Der Engel denkt, und wenn es ihm beliebt, daß sein Mitengel um seinen Gedanken wisse, so faßt er einen entsprechenden Willensentschluß, und in Folge solcher Willensthätigkeit erfährt der zweite Engel den Gedanken des erstern.“ Ist dieser Willensentschluß ein rein immanenter Act? Wie kommt dann der zweite Engel zur Erkenntniß, daß der erstere ihm etwas mittheilen will? Genießen beide die Anschauung

Gottes, so ließe sich dieß noch erklären; aber wie erklärt es sich in Anbetracht der reinen Natur und bei den gefallenen Engeln? Da scheint es doch nothwendig zu sein, daß der erstere dem zweiten etwas übermittelt, wenigstens um ihn aufmerksam zu machen. (Cf. S. Thom. I. q. 107. ad 3. Ausführlich hierüber Suar., Tract. de Angelis, II. cap. 27. n. 32 sqq.)

2. Die Schöpfungslehre zerfällt in zwei fast gleiche Hälften, die Lehre von der Schöpfung überhaupt und die vom Menschen. Jene, die Creationstheorie, behandelt im ersten Hauptstück den Schöpfungsact, im zweiten die Erhaltung der Geschöpfe durch Gott, den Concurs und die Vorsehung Gottes, im dritten die Lehre über das Ziel und Ende der geschaffenen Welt. In dem gründlichen Schriftbeweis für die Wirklichkeit der Erschaffung aus Nichts lernen wir gelegentlich, daß das griechische „ἐξ οὐκ ὄντων ποιεῖν“ zu erklären ist wie „ἐκ δακρύων γελᾶν“ u. dgl., und demgemäß mit dem lateinischen „ex nihilo creare“ nicht zunächst heißt „aus Nichts“, d. i. „nicht aus vorliegendem Stoffe“, sondern zeitlich, „nachdem bis zum Momente der Schöpfung Nichts gewesen“, wie „post lacrymas risus“ (S. 9). — Recht klar und gründlich behandelt der Verfasser die schwierige Lehre über das Ziel und Ende der geschaffenen Welt. Hier heißt es, auf die Frage, warum Gott die Welt erschaffen, lasse sich nur die Antwort geben: „Weil er wollte“. Auf die weitere Frage, warum er gewollt, sagt der Verfasser mit Berufung auf den hl. Augustinus, lasse sich gar nicht antworten, weil dieß eine thörichte Frage sei. Ähnliche Aussprüche finden sich häufig bei Vätern und Theologen, und sie sind gewiß sehr geeignet, die vollkommenste Freiheit Gottes bei der Schöpfung zu betonen, und mit Recht sagt der Verfasser, daß bei Gott ein eigentlicher Beweggrund für seine schöpferische Thätigkeit nicht angegeben werden könne. Aber könnte man nicht das unendliche Sein Gottes als dasjenige bezeichnen, aus Liebe zu dem er den Entschluß zu schaffen gefaßt? Die Antwort auf die Frage, warum er gewollt, lautete dann: aus Liebe zu seinem eigenen göttlichen Wesen. Und wenn man ferner genauer bezeichnen wollte, unter welcher Rücksicht betrachtet das göttliche Sein speciell Grund zu schaffen war, könnte man dann nicht sagen, es sei insofern der Grund, als es sich als geeignet und würdig darstellt, in geschaffenen Dingen als Nachbildern vervielfältigt und durch sie verherrlicht zu werden? Die Freiheit des Schöpfers bleibt dabei durchaus gewahrt, da dieselbe göttliche Wesenheit unter einer andern Rücksicht, nämlich als vollkommen durch sich selbst genügend, der Grund für den Rathschluß sein konnte, nicht zu schaffen. Beide Gründe sind von gleichem Gewichte. Wenn aber Gott schafft, so will er schaffen wegen des einen Grundes; beschließt er das Nichtschaffen, geschieht es wegen des andern.

Der zweite Abschnitt, die Anthropologie, behandelt in fünf Hauptstücken die Erschaffung des Menschen, die Einheit des Menschengeschlechtes nach seiner Abstammung, die Wesensbestandtheile der menschlichen Natur (Dichotomie, Wechselverhältniß von Seele und Leib), die Beschaffenheit der menschlichen Seele und ihren Ursprung bei der Zeugung. Der Verfasser vertheidigt natürlich den Creatianismus, glaubt ihn aber modificiren zu müssen, „selbst auf die

Gefahr hin, daß man uns tadelnd eine Mittelstellung zwischen beiden Parteien (zwischen Creatianismus und Generatianismus) anweisen sollte" (S. 225). Worin besteht diese Modification? Der Verfasser erklärt es S. 227: „Indem wir also daran festhalten, daß Gott im Momente der Zeugung die Seele aus Nichts hervorbringt, so ist diese Thätigkeit Gottes insofern nur eine bedingte Schöpfungsthat, als es ihm beliebt hat, für ihr Eintreten ein= für allemal als conditio sine qua non die menschliche Zeugungsthätigkeit gelten zu lassen, oder richtiger eine solche beim Entwurf der Idee des Menschengeschlechts sich selbst vorzuschreiben." Diese Erklärung wird ganz gewiß keinen Theologen je veranlassen, dem Verfasser tadelnd eine Mittelstellung anzuweisen; kaum dürfte jemals ein Vertheidiger des Creatianismus geläugnet haben, daß die Schöpfungsthat Gottes bei Erschaffung der Seelen im Sinne des Verfassers eine bedingte sei. Der Verfasser legt der Schwierigkeit, daß nach dem Creatianismus Gott oft zu einem sündhaften Zeugungsacte cooperire, etwas zu viel Gewicht bei. Die Sache ist doch sehr einfach und noch weit einfacher als beim Concurs. Durch jene Cooperation ist ja der betreffende Act in keiner Weise eine Wirkung Gottes, was beim Concurse in gewisser Weise der Fall ist. Das Product der göttlichen Thätigkeit ist die Seele des zu zeugenden Menschen. Würde sich Gott in dem Falle, daß das Vorhaben der Zeugung ein sündhaftes wäre, der Mitwirkung enthalten, so würde er nicht einmal die sündhafte That verhindern, während er sie durch Entziehung des Concurses unmöglich machte.

Was S. 59 von der Erhaltung der Geschöpfe gesagt wird, scheint doch nicht ganz richtig zu sein. Es heißt da: „Zur Fortdauer der Welt concurriren zwei Factoren: die erhaltende Thätigkeit Gottes in Verbindung mit der dem Geschöpfe inhärirenden Kraft der Fortdauer." — Das über die Traurigkeit Adams S. 122 Gesagte darf wohl nicht zu sehr urgirt werden, und die Ausführungen S. 125 gefallen uns noch weniger. — Wenn es S. 126 heißt, der Ursprung Eva's aus Adam sei deßhalb keine Zeugung, weil die conjunctio principii fehle, so scheint der Verfasser dieses Glied der Definition in der Zeugung anders zu fassen, als es sonst erklärt zu werden pflegt [1]. Es fehlt bei jenem Hervorgehen vielmehr das „in similitudinem naturae". Freilich geht ein simile in natura hervor, aber nicht durch einen Act, welcher auf ein wesensähnliches Nachbild als Product formell hinausgeht. — Bei Erörterung des Verhältnisses der Seele zum Leibe wird S. 183 gesagt, der Leib des Menschen besitze, auch für sich gedacht und der Seele gegenübergestellt, der Anlage nach die organische Lebenskraft des Thieres, nur sei diese nicht wirklich die Trägerin oder das Princip seines leiblichen Lebens; es sei das thierische Lebensprincip, wegen des Hinzutretens der menschlichen Seele, wie depotenzirt u. s. w. Wenn hiermit gemeint ist, daß es im Menschen außer der geistigen Seele wirklich ein Princip des sinnlichen Lebens gebe, das aber durch die geistige Seele gleichsam gebunden und zur Unthätigkeit verurtheilt sei, so können wir einer solchen Lehre nicht beipflichten. — Es wäre erwünscht gewesen, in der Anthropologie auch die Erörterung der Frage zu finden, ob die Evolutionstheorie in ihrer Anwendung auf den menschlichen Körper mit dem mosaischen Schöpfungsberichte in Einklang gebracht werden könne. In England wird

[1] Vgl. indessen Wirceburg. De Deo Trino n. 374.

diese Frage gegenwärtig wieder sehr eifrig discutirt, ja mit einem Eifer, den sie, so scheint es uns, nicht verdient. In Anbetracht der Erschaffung Eva's wird man nicht läugnen können, daß jene Theorie, auf die Entstehung des menschlichen Körpers angewandt, mit der Genesis in unversöhnlichem Widerspruche steht.

Auch in dieser Schrift behandelt der Verfasser seinen Gegenstand nicht in der knappen Form eines theologischen Handbuches, sondern in einer freiern, ungezwungenen Form, wie in Vorträgen, in welchen der Verfasser mit seinem Leser in persönlichen Verkehr tritt. Er versteht es meisterhaft, in den eingeflochtenen Reflexionen auch dem Herzen des Lesers sein Theil zukommen zu lassen und die praktischen Corollarien aus der vorgetragenen Lehre herzuleiten. Wir machen besonders aufmerksam auf die ethischen Reflexionen zur Lehre über die Erhaltung der Geschöpfe durch Gott und über den Concurs (S. 67), auf die längere Darlegung der Lehre über die göttliche Vorsehung und den Gegensatz der dießbezüglichen christlichen Lehre zum Fatalismus und Casualismus (S. 77 ff.) und auf die schöne Reflexion über die Lehre, daß Ziel und Ende aller Geschöpfe die größere Ehre Gottes ist (S. 109 ff.).

Wenn der Herr Verfasser zu seinen nunmehr in neun theils größern, theils kleinern Bänden cursirenden Werken noch ein Werk über Gott an sich gesellt, so hat er ungefähr den ganzen Stoff behandelt, welcher in der sogen. speciellen Dogmatik heutzutage vorgetragen zu werden pflegt. Der Verfasser hofft, uns dieses Werk in zwei Bänden nach nicht zu langer Frist bieten zu können, und ist gesonnen, damit seine schriftstellerische Thätigkeit zu beschließen (Vorrede IV). Möge Gott dem verehrten Herrn Kraft und Frische verleihen, mit der in Aussicht gestellten Schrift sein Werk bald zu krönen.

Th. Granderath S. J.

System der Philosophie. Von **Ernst Commer,** Doctor beider Rechte und der Theologie, a. o. Professor der Theologie an der königl. Akademie zu Münster. 3 Bände. 8°. 186, 258, 207 S. Münster, Nasse, 1883. 1884. 1885. Preis: *M.* 9.60.

Wie der Titel besagt, wollte der vielseitig gebildete hochwürdige Herr Verfasser kein eingehendes Lehrbuch der Philosophie vorlegen, sondern das philosophische Wissen, soweit es im Laufe der Zeit sich gleichsam geklärt hat, in richtiger Methode in einem einheitlichen Ganzen zur Darstellung bringen. Nach diesem ausgesprochenen Zweck müssen wir daher vorliegende Arbeit beurtheilen. Was zunächst die Anordnung des Gesammtstoffes betrifft, so ist dieselbe einfach und klar und wird im ersten Kapitel des ersten Buches des Näheren erläutert. Das erste Buch behandelt die allgemeine Metaphysik in folgenden sieben Kapiteln: Die metaphysische Wissenschaft, die Ideen, das Sein, die Eigenschaften des Seins, die Vollkommenheiten des Seins, die höchsten Gattungen des Seins, die Thätigkeit des Seins. Die Naturphilosophie und Psychologie bilden das zweite und dritte Buch. Erstere betrachtet nach einem einleitenden Kapitel über die naturphilosophische Wissenschaft überhaupt das Weltganze, die Natur der Körper, die Ordnung der

Welt; letztere bespricht ebenfalls nach einer vorbereitenden Abhandlung das Leben, das Wesen der menschlichen Seele, die niederen Seelenkräfte, die höheren Seelenkräfte, das Verhältniß der Seelenkräfte zu einander, und endlich den reinen Geist. Der Inhalt des vierten Buches über die philosophische Theologie theilt sich in die Kapitel von der theologischen Wissenschaft überhaupt, von der Wirklichkeit des göttlichen Seins, von der Natur und den Eigenschaften desselben. Was noch schließlich über die Logik zu sagen war, wurde in den vier Abhandlungen des fünften Buches über die logische Wissenschaft, den Begriff, das Urtheil, die Folgerung passend untergebracht. Damit ist das System der speculativen Philosophie abgeschlossen.

Die Lehre selbst, welche der gelehrte Herr Verfasser hier in systematischem Zusammenhang dargestellt, ist, wie es auch nicht anders zu erwarten gewesen, die scholastische Philosophie auf aristotelischer Grundlage. Sie allein hat sich im Laufe der Jahrhunderte lebensfähig erwiesen und als die einzig vernunftgemäße, gesunde und kampfestüchtige erprobt. Der Eindruck, welchen man aus vorliegendem Werke gewinnt, ist aber noch weit wohlthuender, weil der hochwürdige Herr Verfasser durch seinen Zweck berechtigt war, auf die lästigen Widerlegungen der von allen katholischen Gelehrten als falsch anerkannten Doctrinen einfach zu verzichten. Der Genuß der Wahrheit wird auf diese Weise nicht auf jeder Seite durch die Beschäftigung mit Lüge und Irrthum beinträchtigt. Ein weiterer Vorzug, der sprachlichen Darstellung insbesondere, liegt in der gewissenhaften Vermeidung aller lateinischen sogen. termini technici, welche manchen nicht scholastisch gebildeten Lesern leicht mehr oder weniger unverständlich bleiben müßten. Dieselben sind durchweg recht treffend durch deutsche Ausdrücke ersetzt.

Dürften wir jetzt im Interesse der Sache einige Ausstellungen machen, so möchten wir unter Anderem besonders Folgendes hervorheben.

Der Autor verlangt zunächst als wesentliche Eigenschaften der Darstellung Einfachheit, Klarheit und Kürze. Dementsprechend sucht er auch in der That diesen hohen und berechtigten Anforderungen nachzukommen. Nichtsdestoweniger dürfen wir nicht verschweigen, daß, vielleicht gerade in Folge von allzu großem Trachten nach Präcision, die Darstellung nicht selten zu abstract, auch wohl zu unruhig drängend und schwerfällig geworden ist. Beispielshalber möchten wir auf I. 36 f. verweisen; ferner auf I. 53 ff.; II. 58 f., 231; III. 50 ff., 88 ff., 111 ff., 186 f. — Als unliebsame Störungen mögen hier die in den laufenden Text aufgenommenen lateinischen, englischen, französischen, italienischen Citate genannt werden; auch Abwechslung im Druck hätte bedeutend zum leichteren Überblick und Verständniß beigetragen. Ferner muß, um uns des Ausdruckes im Vorwort selbst zu bedienen, ein System die Grundfragen ausführlich behandeln, die Einzelheiten nur andeuten. Auch in dieser Beziehung scheint uns nicht überall das gebührende Ebenmaß eingehalten zu sein. So dürften die Untersuchungen über die Arten des Begriffes, die Schönheit des göttlichen Seins, das Wesen des göttlichen Seins, das Dasein des reinen Geistes, sowie die Fragen über die Möglichkeit einer vor Ewigkeit erschaffenen Welt, über die Schönheit und besonders

über Wesen und Existenz überschätzt und allzuweit ausgedehnt worden sein, während ungleich wichtigere Stoffe auffallend kurz abgefertigt sind. Vergl. die vorübergehenden Bemerkungen über das Kriterium der Wahrheit und Gewißheit III. 198. 128; II. 197; ferner die Erörterungen über Gottes Unveränderlichkeit und Ewigkeit III. 78 und 94, über die zusammengesetzten Körper II. 90, und über die Naturgesetze bezw. Ausnahme von denselben II. 100; ganz besonders aber die tiefeinschneidenden Fragen über Gottes Vorherwissen der zukünftig freien Dinge, Gottes Einwirken auf seine Geschöpfe und die eminent praktische Frage über den Begriff der wahren Willensfreiheit des Menschen III. 88. 106 ff., 109; II. 232 ff.

Endlich durfte man nach der Andeutung im Vorwort[1] erwarten, der verehrte Herr Verfasser werde nur gewisse, allgemein anerkannte Doctrinen in sein System aufnehmen und jedenfalls etwaige Lücken, d. h. diejenigen Lehrmeinungen, welche entweder aus Mangel stichhaltiger Beweise nicht als sicher gelten können oder innerhalb der katholischen Schulen wenigstens keine allseitige Zustimmung finden, dem Leser klar und bestimmt kennzeichnen. Die Erörterung der in wichtigen Fragen sich gegenüberstehenden Hauptansichten war um so mehr zu erwarten, als wiederholt in unwichtigeren Sachen (vergl. I. 56. 144; III. 39) abweichende Meinungen einer Besprechung werth gehalten wurden. Statt dessen finden wir zu unserem Bedauern in gewissen Stoffen nur die bannesische Doctrin verzeichnet, d. h. die sogen. thomistische Lehre, wie dieselbe von Bannez und seinen Schülern im Gegensatz zu anderen großen Anhängern des Aquinaten dargestellt zu werden pflegt.

Um nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen noch den einen oder andern Punkt im Einzelnen zu besprechen, möchten wir zunächst auf die Frage über den Unterschied von essentia und existentia aufmerksam machen. Selbst wenn wir dem Herrn Verfasser zugeben müßten, daß diese Frage eine der schwierigsten der Philosophie sei, weil zu ihrer Lösung die höchste Abstractionskraft erfordert werde, so könnten wir uns doch keineswegs mit ihm davon überzeugen, daß dieselbe, weil sie so schwer, auch eine so tiefe sei, die ihren Einfluß auf alle Theile der Philosophie erstrecke. Und wenn es gar heißt: „Nicht nur die Philosophie, sondern auch die speculative Theologie gestaltet sich nach der verschiedenen Lösung dieser Frage grundverschieden“ (I. 53), so dürfte diese Behauptung völlig grundlos sein. Die Erfahrungen seit Beginn der Controverse bis zur Stunde rechtfertigen sie wenigstens nicht. Ein solcher Mahnruf, wie man wohl sagen darf, wäre nur dann zu begreifen, wenn man den ersten Beweis, welchen der Verfasser für die distinctio realis vorlegt, unbedingt gelten lassen müßte. Danach soll nämlich dem Gegner, der die distinctio realis läugnet, schließlich nichts übrig bleiben, als zu behaupten: Es gibt nur eine einzige Substanz, d. h. ein einzig nothwendig existirendes Wesen, welches allgemein das göttliche Wesen genannt wird. Aber, Gott sei Dank, so verzweifelt steht die Sache

[1] „Der Versuch einer systematischen Darstellung der Philosophie auf aristotelischer Grundlage stützt sich aber auf die Übereinstimmung der großen Philosophen aller Zeiten und strebt nach der innerlichen Vereinigung der einzelnen, überall vorfindlichen Wahrheiten, aus denen das hervorgeht, was Leibniz als das Ziel der philosophischen Arbeit bezeichnet hat: perennis quaedam philosophia.“ A. a. O.

doch nicht! Natürlich können wir an diesem Ort nicht auf die Beweisführung des Herrn Verfassers näher eingehen, ebenso wenig auf die Widerlegung der für die gegenüberstehende Ansicht vorgebrachten Gründe. Es genügt auch, auf die gediegene Abhandlung des P. Limbourg S. J.: De distinctione essentiae ab existentia (Ratisbonae, Pustet, 1883), zu verweisen, woselbst u. A. die hierher bezüglichen Stellen des hl. Thomas ausführlich erläutert sind.

Ein ungleich wichtigerer Punkt ist der Beweis für die Freiheit des Willens und den ursächlichen Einfluß Gottes auf denselben. Es heißt unter Anderem II. 234: „Der äußere und bewirkende Grund oder die Wurzel der Willensfreiheit ist daher die Wirksamkeit der ersten und allgemeinsten Seinsursache. . . . Die innere Wurzel der Willensfreiheit, ihr eigener Seinsgrund ist dreifach. Der letzte und fernste Grund ist die Natur der Seele selbst. . . . Der nähere Grund liegt in der Natur der intellectuellen Erkenntniß. Der nächste und unmittelbare Grund liegt in der Natur des Wollens, welche der intellectuellen Erkenntniß entsprechend ist.“ Demnach erstrebt der Wille nur mit Naturnothwendigkeit und willig einen letzten Zweck im Allgemeinen. Den concreten Einzelgegenstand aber, von welchem der Intellect dem Willen darthut, daß er auf den Zweck des Willens, nämlich das Gute im Allgemeinen, hingeordnet werden kann, erstrebt der Wille, falls die wirkliche Bestimmung des Willens für das bestimmte Gut durch ihn selbst erfolgt, aus freier Wahl. „Dasselbe Verhältniß findet statt in Bezug auf die Mittel zum Zweck. Sobald der Wille nämlich seinen Zweck sich concret bestimmt hat, bleibt noch die Bestimmung und somit die Wahl der vielen contingenten concreten Mittel übrig, die unter dem allgemeinen Begriff des Mittels zu diesem Zwecke enthalten sind. Diese concrete Bestimmung erfolgt also wiederum . . . durch freie Wahl. So oft also der Wille in Folge jenes voraufgehenden Urtheils des Intellects sich bethätigt, ist er immer frei. Alles, was der Willensthätigkeit vorausgeht, sie begleitet oder zu ihr hinzukommt, hebt die Freiheit der Willenshandlung nicht auf, wenn es jenes Urtheil des Intellects über das Mittel zum Zweck nicht aufhebt.“[1] Erstes Argument fertig; halten wir etwas inne: 1. geben wir zu, daß all die erwähnten radices libertatis nöthig sind zum exercitium libertatis, läugnen aber, daß mit denselben auch an und für sich schon ipsa interna ratio libertatis formalis erklärt sei. 2. Der Ausdruck „die Bestimmung des Willens für ein bestimmtes contingentes Mittel durch den Willen selbst“ ist zweideutig; er kann eine actio vere libera bezeichnen, aber ebenso gut eine actio utcunque solum

---

[1] Beide Sätze sind genau nach Bannez (in Sum. Th. I. q. 19. a. 10 coroll.), dessen Name hier auffallender Weise nicht erwähnt wird: „Quotiescunque actus voluntatis oritur ex praedicta radice judicii, semper erit liber. Unde rursus colligo: Quicquid antecesserit vel comitabitur vel supervenerit ad actum voluntatis, si non tollat judicium illud circa medium respectu finis, non destruet libertatem operationis.“ Er fügt hinzu: „Haec consequentia evidens est. Quia stante definitione actus liberi necesse est actum esse liberum (!).“ Vgl. was Joannes a S. Thoma, ebenfalls ein beliebter Gewährsmann unseres Herrn Verfassers, schreibt: „Nihilominus dico tertio: Repugnat necessitari voluntatem stante judicio indifferenti, quo(d) dirigitur voluntas in illa operatione. Haec conclusio communiter tenetur inter recentiores Thomistas, ut indicat M. Bannez.“ Phil. nat. p. III. q. 12. a. 2. p. 964. Auch findet man für diese Erklärung des hochwichtigen Begriffes der Wahlfreiheit kein einziges Citat aus den vielen Werken des hl. Thomas; warum wohl?

voluntaria. 3. Wir räumen ein, daß nach Feststellung eines Zweckes die concrete Auswahl der Mittel frei erfolge; es fragt sich nur, wem diese Ausübung der Freiheit zukommt: ob mir und meinem Willen, oder einem äußern Princip, das selber entscheidet und mich zur mechanischen Ausführung seiner Wahl vielleicht trotz meines Widerstrebens bestimmt. Das emphatische „Also" dürfte somit völlig unbegründet sein und wir hätten den ganzen Beweis für unsere Willensfreiheit, die nach dem verehrten Herrn Verfasser wesentlich Wahlfreiheit sein muß (S. Th. Q. disp. q. 22 de vol. a. 2), noch zu fordern. Den fernern Beweis für die Willensfreiheit, hergenommen aus dem Zeugniß unseres Selbstbewußtseins, lassen wir vollkommen gelten, wagen aber zuversichtlich zu behaupten, daß unser Selbstbewußtsein für eine ganz andere Freiheit zeugt, als die vom hochw. Herrn Verfasser beschriebene. 4. Allerdings wird weiterhin zur wahren Willens- und Wahlfreiheit die dreifache active, objective und subjective Indifferenz, wodurch der Wille selbständig etwas thun oder nicht thun kann[1], als nothwendige Bedingung zugestanden: — aber die Hauptsache, wie sich nämlich nach diesem jedenfalls nothwendigen Zugeständniß noch die obigen zwei Sätze aufrecht halten lassen, ist nicht berührt, geschweige denn bewiesen, weder II. 236 noch auch II. 243. Wir werden vielmehr auf die Ethik vertröstet; dasselbe geschieht schließlich auch in Betreff des göttlichen Einflusses auf den Willen. Nachdem nämlich die Nothwendigkeit eines göttlichen Einwirkens auf Sein und Thätigsein aller secundären Ursachen nachgewiesen, lesen wir: „Die Kraft der ersten Ursache wird also in der zweiten Ursache nach der Weise der zweiten Ursache aufgenommen (S. Th. 1. D. 28. q. 1. a. 5; q. 3. de pot. a. 7). Diese von Gott ausgehende Bewegung erstreckt sich ebenso auf die freien Ursachen, also auf den freien Willen des Menschen, den Gott zu allen menschlichen Willenshandlungen durch Wirksamkeit seines eigenen göttlichen Willens in Bewegung setzt (S. Th. q. 6 de malo a. 2). Wenn Gott also unsern Willen zu etwas bewegt, so ist es unmöglich, daß unser Wille dazu nicht in Bewegung gesetzt wird" (S. Th. 1. 2ae 10. 4). Dann folgen in sechs Nummern die Argumente von Goudin, die nur allgemein einen influxus praevius ad actiones causarum secundarum darthun. Hierauf heißt es: „Was aber hier allgemein für die zweiten Ursachen gesagt ist, muß auch für die freien Ursachen, also für den freien Willen des Menschen gelten: allein die Anwendung darauf kann erst in der Ethik ihre Stelle finden" (vgl. Zigliara etc., III. 109).

Keineswegs. Nur wenn und insofern die Wahlfreiheit des menschlichen Willens in der Metaphysik gründlich erwiesen, kann man daran denken, dem Menschen in der Ethik seine Pflichten u. s. w. vorzulegen. Der Nachweis, wie die praemotio physica des Bannez und seiner Schule[2] — denn um die handelt es sich ja doch einmal — in Übereinstimmung mit dem englischen Lehrer nach der Weise der zweiten Ursache, d. h. salva vera libertate humana, vom Willen aufgenommen werden könne, ist also ein wesentlicher Bestandtheil der Psychologie. Diesen letzten entscheidenden Punkt vom Gesammtkapitel über die menschliche Wahlfreiheit lostrennen und in die Ethik verweisen wollen, erscheint uns ganz und gar unberechtigt und einer Ausflucht aus der Verlegenheit auf ein Haar ähnlich. Indeß erwarten wir eine Bannez'sche Ethik (Moral), aber eine echt praktische, worin auch einmal gezeigt wird,

---

[1] Die betreffende Stelle im Text ist unverständlich, wohl wegen Verwechslung von conträr und contradictorisch. II. 236.

[2] Vgl. „Gnade und Freiheit" von P. Limbourg, Zeitschrift für kath. Theol. Innsbruck 1879. S. 98 ff.

wie man mit solchen Grundsätzen im Leben, z. B. in Trübsal, Versuchungen, Zweifeln u. s. w. durchkommen bezw. einem Andern durchhelfen kann.

Ein wichtiges und höchst interessantes Kapitel über die Weise des göttlichen Wissens der zukünftig freien Dinge können wir leider nicht mehr berühren, weil sich, besonders auch wegen der Unklarheit des Textes III. 89 sq., die Sache nicht mit einem Satze abmachen läßt und wir eigentlich schon die Grenzen einer Recension überschritten haben.

Th. Brühl S. J.

Wer soll unsere Mädchen erziehen und unterrichten? Zur Beherzigung für Schulvorstände, Geistliche, Eltern und Interessenten der Erziehung der weiblichen Jugend. Mit einem Vorwort von A. K. Ohler. 8⁰. 187 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 1.50.

Zur Heranbildung von Offizieren pflegt man gewöhnlich keinen Schneidermeister zu wählen, und Maurer und Schlosser läßt man für ihr Handwerk nicht unterrichten durch Philologen. Denn es sagt der gesunde Menschenverstand, daß junge Individuen einer Klasse am besten durch ältere Individuen derselben Klasse erzogen werden.

Das sind allerdings sehr triviale Wahrheiten. Zu Zeiten aber thut's gut, auch solche zu sagen und zu beweisen, und wir halten es für ein großes Verdienst des vorliegenden trefflichen Schriftchens, vom Standpunkt einer gesunden Pädagogik gezeigt zu haben, daß Mädchen durch Lehrerinnen und nicht durch Lehrer erzogen werden sollen. Gerade in jüngster Zeit hat man von liberaler Seite es stark befürwortet, das weibliche Lehrpersonal mehr und mehr durch ein männliches zu ersetzen; zudem gibt es ja schon manche höhere Töchterschulen, an denen Lehrer, nicht etwa bloß für den Religionsunterricht, sondern auch sonst recht umfassende Verwendung finden. Darum möge man es auch entschuldigen, wenn wir hier etwas ausführlicher auf den Inhalt der Schrift eingehen.

Es kann nun gewiß kein Vernünftiger bestreiten, daß die Erziehung, sowohl der Knaben als der Mädchen, bis zum sechsten oder siebenten Jahre hauptsächlich Sache der Mutter ist. Allmählich aber trennen sich die Geschlechter, und je mehr sie sich trennen, um so mehr wird es nothwendig, daß Knaben durch Männer, ganz besonders aber, daß Mädchen durch Frauen erzogen und unterrichtet werden. Bis zum zehnten oder zwölften Jahre lassen sich Knaben allenfalls noch der weiblichen Erziehung anvertrauen; aber Mädchen durch Männer erziehen zu lassen, das geht um so weniger, je älter die Mädchen werden. Doch geben wir hier dem Verfasser selbst das Wort.

„Es ergibt sich als Resultat, daß die Mädchenerziehung durchaus als Ziel anstreben muß, eine Berufserziehung im eminentesten Sinne dieses Wortes sein zu wollen. Wo jene Gesichtspunkte, die oben sich aufgezählt finden, nicht ernst im Auge gehalten werden, da wird die weibliche Jugend wohl großgezogen, es werden ihr auch einige Tournüren und Kenntnisse beigebracht, aber der weibliche edle Charakter wird niemals zum Vorschein kommen. Daher auch leider vielfach heute so viele Frauen, denen Arbeit, Thätigkeit, Ordnungssinn, Sparsamkeit, Zurückgezogenheit, Unterordnung vielfach unbekannte Tugenden sind. . . . Die socialen Zustände im

Großen und Ganzen dürften vielleicht weniger grell sein in unserer Zeit, wenn alle Arbeiter fromme, christliche Frauen hätten, die es verstünden, sich einzutheilen und auch mit kleineren Summen weit zu reichen. Aber wo sollten diese es gelernt haben?

In den meisten Fällen lag ja die öffentliche Erziehung dieser Frauen in jenem Alter, wo die dem weiblichen Geschlechte eigenthümlichen Tugenden hätten angeregt und ausgebildet werden müssen, in Händen männlicher Erzieher. Wie sollten Männer aber geeignet sein, Mädchen zu erziehen? Der Charakter der Lehrer paßt für Knaben; diese sind ihrer eigenen Natur homogen, so daß sie deren Eigenthümlichkeiten alsbald erkennen und sie richtig behandeln. Bezüglich der Mädchen täuschen sie sich in den meisten Fällen. Entweder ertödten sie durch ihre Erziehungsweise deren Anlagen und Gefühlsleben; sie wenden Härte und Strenge an, wo Milde und Weichheit herrschen müßte; sie erziehen mit Einem Worte knabenhafte Mädchen, die in ihrem ganzen Benehmen Buben sind — oder sie wollen dem weiblichen Charakter Rechnung tragen, und verfallen in die entgegengesetzten Fehler. . . . Man wird deßhalb in Mädchenschulen, wo Lehrer das Regiment führen, allzeit die Erfahrung machen, daß man entweder Kinder vor sich sieht, welche wie Knaben sich geriren, aufspringen und sich vordrängen; oder aber solche, welche, unter dem eisernen Scepter des Lehrers geknickt, matt und halbtodt dasitzen, sich nicht rühren, aber auch geistig lahm und untüchtig sind. Jene kindliche, freundliche Unbefangenheit und bescheidene Zutraulichkeit, welche das Mädchen bei richtiger Erziehung durch Frauen auszeichnet und es ansprechend und offen erscheinen läßt, wird da selten zu finden sein" (S. 45. 46).

Dieses der allgemeine Grund, aus welchem die Erziehung durch Lehrerinnen den Vorzug verdient vor der Erziehung durch Lehrer.

Noch einige besondere Umstände indeß verleihen diesem Grunde stärkeren Nachdruck. Hierher rechnen wir zunächst die Überbürdung der Mädchen mit Fächern und Kenntnissen, welche dem Manne nach seinem Gesichtskreise und seinen Fähigkeiten nothwendig und erreichbar scheinen, welche es aber in der That für Mädchen nicht immer sind. Allzuleicht wird sich der Mann auf die weiten Gewässer abstracter Speculation verlieren, auf welchen der Kopf des Mädchens ihm gar nicht, oder nur unter übermäßiger Anstrengung des Gehirns, zu folgen vermag; er wird Unterrichtsgegenstände in seinen Bereich ziehen, welche für Mädchen nicht passen. Hinter dem männlichen Lehrer steht obendrein ein männlicher Schulinspector, ein männlicher Provinzialschulrath, ein männlicher Cultusminister und eine männliche Gesetzgebung. Wo sollen da die Rechte des weiblichen Geschlechtes vertreten werden, wenn sowohl die gesetzgebende wie die ausführende Thätigkeit lediglich in den Händen von Männern ruht?

Man entgegnet vielleicht, eine weitgehende Bildung sei wünschenswerth. Freilich ist sie es, vorausgesetzt, daß nichts Wichtigeres darunter leidet. Auch ein kleiner Fuß gilt als Schönheit; deßhalb zwängen die Chinesen die Füße ihrer Töchter derart zusammen, daß die armen Geschöpfe später nur mühsam sich voranbewegen. Allerdings ist ein kleiner Fuß etwas Schönes, aber doch nur in Proportion zum ganzen Körper; zudem sollen die Füße an erster Stelle zum Gehen dienen. So ist auch eine möglichst reiche wissenschaftliche Ausbildung etwas Schönes und Gutes; aber sie wird, ähnlich wie die Klump-

füße der Chinesinnen, zur Unförmigkeit, wenn sie nicht zum Ganzen des Menschen und seiner Umgebung paßt. Eines schickt sich nicht für Alle, und darum soll man aus Bauernmädchen keine Stadtdamen, aus den Töchtern höher gestellter Familien keine Studenten machen. Den ersten Schritt hierzu aber thut man, wenn man sie erziehen und unterrichten läßt durch Lehrer.

Einen dritten Vorzug des weiblichen Lehrpersonals wollen wir nur obenhin berühren; denn er springt schon von selbst in die Augen. Wir meinen den Kostenpunkt. Eine Lehrerin gebraucht selbstverständlich nicht so viel, wie ein Lehrer, theils weil Frauen überhaupt genügsamer sind, theils weil der Lehrer gewöhnlich für eine ganze Familie zu sorgen hat.

Um so mehr Gewicht legen wir auf eine vierte Lichtseite des weiblichen, oder vielmehr auf eine Schattenseite des männlichen Lehrpersonals für Mädchenschulen: die sittlichen Rücksichten im engsten Sinne des Wortes. Diese lassen es offenbar als rathsam erscheinen, die Lehrer und Erzieher möglichst aus demselben Geschlecht mit den Zöglingen zu wählen. Weniger Gefahr noch dürfte die Erziehung der Knaben durch Lehrerinnen bieten, als das umgekehrte Verhältniß. Doch in einem so heikeln Punkte wollen wir abermals unserm erfahrenen Schulmanne das Wort geben.

„Leider Gottes ist es ja keine vereinzelte Thatsache, daß Lehrer, statt Erzieher zu sein, Verführer der ihnen anvertrauten weiblichen Jugend geworden sind. Gott allein weiß, wie oft das schon vorgekommen sein mag! Das wenigstens muthe uns Niemand zu, zu glauben, daß jene Fälle, welche in die Öffentlichkeit gedrungen sind, die einzigen gewesen seien; die wenigsten nur kamen an das Tageslicht, und selbst diese sind leider nicht sehr vereinzelt“ (S. 48).

Besonders gefährlich wird dieser Umstand in confessionslosen Schulen, in welchen das religiöse Element, das festeste Bollwerk gegen moralische Verirrungen, grundsätzlich verbannt ist. Professor Agassiz hat in Amerika bei seinen socialen Studien die Thatsache constatirt, daß die Mehrzahl der Mädchen in schlechten Häusern ihren Fall den confessionslosen Staatsschulen zuschrieben.

Doch genug hiervon! So dürfen wir denn mit unserm Autor den Beweis für erbracht halten, daß für weibliche Zöglinge weibliches Lehrpersonal entschieden den Vorzug verdient.

Jetzt bleibt noch die engere Wahl zwischen verheiratheten und unverheiratheten Lehrerinnen. Diese Wahl ist freilich ohne Weiteres erledigt; denn Niemand wird verheiratheten Lehrerinnen den Vorzug geben. Natürlich! Denn wie soll eine Hausfrau die nöthige Zeit finden, zugleich ihren Haushalt und die Schule gehörig zu besorgen? Mögen immerhin auch vorherrschend künftige Ehefrauen in der Mädchenschule sitzen, so muß doch der Grundsatz, daß Gleiches durch Gleiches am Besten erzogen wird, hier einem entgegenstehenden Hinderniß weichen; das kann um so mehr ohne Nachtheil geschehen, als die nächste und hauptsächlichste Erzieherin des Mädchens eben doch die Mutter ist.

Also nur unverheirathete Lehrerinnen kommen noch in Frage. Hier schwebt die engere Wahl zwischen solchen, welche sich eventuell eine Heirath noch offen halten, und solchen, welche definitiv auf dieselbe verzichtet haben. Die Wahl

kann wiederum nicht schwer sein. Denn eine Lehrerin, die sich mit ganzer Seele ihrem hohen Berufe ohne Widerruf hingibt, mit der Absicht, bis zum Tode in demselben auszuharren, eine solche Lehrerin wird doch ganz anders wirken, als ein weibliches Individuum, das einstweilen, vielleicht in Ermangelung eines Bessern, zwar Lehrerin ist, aber gar nicht übel zufrieden wäre, wenn eine gute Partie ihr einen andern Wirkungskreis und eine andere sociale Stellung böte. Die letztere wird außerhalb der Schulzeit an Bällen und Concerten ihre Freude haben, die erstere am Gebet und an stiller, emsiger Arbeit.

Die Sache ist so einleuchtend, daß es keiner nähern Darlegung bedarf. Nur sei noch hinzugefügt, daß die Lehrerin jedenfalls um so tüchtiger wirkt, je mehr sie definitiv jeder Verheirathung, überhaupt jeder Standesänderung entsagt, und je edler und uneigennütziger die Beweggründe sind, aus welchen sie eine derartige Entsagung sich auflegt. Daß dieser Zweck am vollkommensten erreicht wird durch ein Gott dargebrachtes Gelübde, ist von selbst klar.

Werden nun Lehrerinnen, wie wir sie eben beschrieben, besser als vereinzelte Individuen wirken, oder dann, wenn sie zu einem socialen Körper, zu einer Genossenschaft zusammentreten? Auch die Antwort hierauf ist — ganz abgesehen von allen confessionellen Verschiedenheiten — durch die Natur der Sache gegeben. Die Association bewirkt, daß feste Traditionen sich bilden, daß die Erfahrungen früherer Generationen den späteren zu gute kommen; sie bewirkt, daß man einheitlich vorangeht, sich wechselseitig unterstützt und sich aushilft, und daß die einzelnen Kräfte in organischer Weise sich zusammengliedern; sie bewirkt, daß sittliche Gefahren von den Mitgliedern fern gehalten, die materielle Existenz, namentlich im Falle von Krankheit und Altersschwäche mehr gesichert, daß selbst die finanzielle Seite leichter und besser besorgt wird.

Auch dieses scheint uns wiederum auf den ersten Blick über jeden Zweifel erhaben zu sein.

Nehmen wir nun noch hinzu, daß eine besondere, Ehrfurcht gebietende Tracht die Selbstachtung mehrt, manche Gefahren von vornherein abschneidet, die Autorität bei den Kindern hebt, und überhaupt für die Mitglieder einer Lehrgenossenschaft sich in ähnlicher Weise empfiehlt, wie für das Militär die Uniform: so haben wir, rein auf der Natur der Sache fußend, dargethan, daß sich kein besseres Lehrpersonal, namentlich für weibliche Erziehung denken läßt, als die weiblichen Lehrorden der katholischen Kirche. „Die Mädchen," sagt Jean Paul, „sind zarte Apfelblüthen, Stubenblumen, von welchen man den Schimmel nicht mit der Hand, sondern mit feinen Pinseln abkehren muß. Sie sollten, wie die Priesterinnen des Alterthums, nur in heiligen Orten erzogen werden."

Und wie kommt es, daß in Preußen, dem klassischen Lande der Schulen, die Lehrorden gewaltsam und mit der schreiendsten Härte vertrieben wurden? Daß 2776 Klosterfrauen von dem Klostergesetz betroffen, daß mehr als 84 000 Mädchen und heranwachsende Jungfrauen in Preußen ihrer Er-

zieherinnen beraubt wurden? Daß für 91 Bewahranstalten, 72 Waisenhäuser, 40 Industrieschulen, 27 Töchterschulen, 47 Pensionate sich zur Zeit der Vertreibung kein Ersatz bot? Daß in 228 Gemeinden die Mehrkosten jährlich 962 070 Mark betrugen? Pädagogische Gründe gab es für eine solche Maßregel nicht; das hat der Cultusminister selbst am 28. November 1872 im preußischen Landtage zugestanden. Welches die eigentlichen Gründe für das paritätisch sein sollende Preußen waren, dieß hat der Leser sich wohl längst schon beantwortet.

Die weiblichen Lehrorden sind vertrieben. Aber auch die kirchlich und conservativ gesinnten Lehrerinnen sind dem Liberalismus ein Greuel. Unlängst sprach in diesem Sinne, auf dem dritten deutschen Lehrertag zu Hamburg 1880, der zum Referenten in dieser Sache bestellte Professor Holdermann:

„Das ist so der Lauf der Welt, die Frauen haben diese Mission" (nämlich im Interesse der Kirche zu wirken), „sie haben den conservativen Geist, und ich gestehe offen und accentuirt, daß sie dabei schon viel Heilsames gestiftet, viele wohlthätige Kräfte der Beherrschung ausgeübt haben; aber in der heutigen Schule kann man die Anhäufung dieser Kräfte nicht brauchen; auch darum sparsame Verwendung der weiblichen Lehrkräfte in der Schule" (S. 88).

Es folgte der Rede „lebhafter, anhaltender Beifall" von Seiten der Zuhörer, die sich als Vertreter von mehr als 30 000 deutschen Lehrern ausgaben.

In der That, die Frauen begeben sich nicht so leicht in den liberalen unkirchlichen Strudel. Ein Lehrer, wenn er Tactlosigkeit genug besäße, dem Pfarrer gegenüber als Führer der Opposition aufzutreten, und die Gemeinde in zwei Theile zu spalten, würde vielleicht hierzu das Zeug und die nöthige Stellung besitzen; eine Lehrerin würde es auch bei einem noch so schlechten Willen kaum fertig bringen. Ein Lehrer wird eher den liberalen, den confessionslosen, den religionslosen Ideen zugänglich sein; eine Lehrerin hingegen wird, sowohl für sich selbst, als für die Kinder, mehr Gewicht legen auf die Religion, und so der Sittlichkeit die einzig mögliche feste Grundlage geben. Ein Lehrer, besonders wenn er Familie hat, sieht mehr auf Gehalt, auf Beförderung und Nebenverdienst, und ist deßhalb weniger unabhängig vom Parteigetriebe; eine Lehrerin steht unabhängiger da und braucht sich um Politik, und namentlich um Wahlen, nicht zu kümmern.

Weil also das weibliche Geschlecht weniger jene Eigenschaften besitzt, um welche es den kirchenfeindlichen Richtungen zu thun ist, deßhalb sollen, nach Vertreibung der Lehrorden, auch die weltlichen Lehrerinnen durch Lehrer verdrängt werden. Das Wohl der Kinder und das sachliche Interesse der Erziehung dictirt solche Maßregeln nicht; wohl aber wird zunehmende Entchristlichung und Entsittlichung der Frauenwelt ihre Folge sein.

Das Schulwesen ist überhaupt für uns in Deutschland, in Preußen, der wundeste Fleck. Fast überall in der ganzen civilisirten Welt besitzt die katholische Kirche ihre Schulen: in Amerika, in England, in Dänemark, in Holland, in Belgien, sogar in China und Australien. In Preußen gibt es keine katholischen Schulen, d. h. keine Schulen der katholischen Kirche mehr.

Was? Haben wir denn nicht katholische Gymnasien, katholische Realschulen, katholische Elementarschulen, u. s. w.?

Alles das mögen dem Rechte nach fast ausnahmslos Schulen der katholischen Kirche sein; aber thatsächlich sind sie es fast so wenig, wie die Behörden des von Piemont annectirten Kirchenstaates noch päpstliche Behörden sind. Eigentlich katholische Schulen haben wir im Allgemeinen nicht mehr, wie sie doch sonst in fast allen Ländern der Erde existiren. Denn nicht der Bischof, oder ein von der Kirche autorisirter Lehrorden besetzt in Preußen die Lehrstellen, ordnet den Lehrplan u. s. w., sondern die preußische Regierung. Daß diese hierbei mehr oder weniger (wie es ihr eben rathsam scheint) auf katholische Anschauungen Rücksicht nimmt, ändert principiell an der Sache nichts. Eigene Schulen zu gründen ist der Kirche verboten. Wir besaßen katholische Schulen, und sie waren uns durch den westphälischen Frieden und andere völkerrechtliche Verträge und königliches Wort garantirt. Aber wir besitzen sie nicht mehr; die bischöflichen Seminarien waren die letzten, welche man uns nahm. Jetzt sind nur noch gleichsam antediluvianische Spuren derselben vorhanden, wie die beiden katholischen Gymnasien in Hannover (Hildesheim und Osnabrück), sodann die missio canonica der Religionslehrer und etwa noch die Nähschulen, welche man hie und da den barmherzigen Schwestern aus Gnade gestattet.

Also wir haben keine katholischen Schulen mehr. Das Staatsmonopol hat zudem auch die Eltern ihres natürlichen Rechtes auf Erziehung ihrer Kinder beraubt. Dem Grundsatz eines Danton huldigend, daß die Kinder zunächst der Republik und dann erst den Eltern gehören, zwingt man, ohne Rücksicht auf den Willen der Eltern, die Kinder in die monopolisirte königlich preußische Schule. Es ist das der perfecteste Staatssocialismus; denn dieser besteht eben darin, daß die natürlichen Rechte und Functionen des Einzelnen und der Eltern (wie z. B. das Erziehungsrecht) mit Beschlag belegt werden vom Staate. Nicht die Eltern haben mehr zu entscheiden, ob ihre Töchter von einem Turnlehrer, und von welchem Turnlehrer, im Turnen unterrichtet werden sollen, oder nicht. Und wollten die Eltern es sich beikommen lassen, auf eigene Hand ihre Kinder zu erziehen, etwa indem mehrere Familien sich eine Schulschwester hielten: so würde die Polizei sie bald eines Andern belehren über den Umfang ihrer elterlichen Rechte im Culturstaate Preußen. Doch brechen wir ab. Wir sind schon zu ausführlich geworden.

Das Buch aber, das uns zu diesen Darlegungen Anlaß bot, empfehlen wir nochmals Allen, welche an der Erziehung der weiblichen Jugend ein Interesse nehmen, auf's Wärmste.

L. v. Hammerstein S. J.

Rosen der Heide. Lieder von **Franz Alfred Muth**. Regensburg, Coppenrath, 1885. Preis: *M.* 2.40.

Der Mai ist die rechte Wanderzeit, die auch den Griesgrämigsten zwingt, für einige Stunden seiner Abgeschlossenheit untreu zu werden, sich, wenn auch halb unwillig, von der Frühlingssonne in's Herz hinein erwärmen,

von Gelbveigelein und Waldmeister umduften, und gar von den Nachtigallen und Amseln in das verstockte Ohr hinein singen zu lassen, so daß es ihn doch so halb und halb anmodert, wenn er aus der goldigen Pracht frischer Gottesnatur wieder in seine Pedantenzelle hineintritt, um sich als kritischer Bücherwurm weiter durch seine Folianten zu bohren ... Sothaner Philister wird sich aber auch auf dem Spaziergang von seinen Büchern nicht ganz trennen wollen; in seinen tiefen Taschen findet sich jedenfalls ein Virgil, oder wenn der Leichtsinn ihn gar zu sehr übermannt hat, ein Geßner, damit auch die „Schäferei" nach allen Regeln der classischen Autoren kritisch-selbstbewußt von Statten gehe. Es wäre nun der hellste Frühlingsschabernack, den man solchem Musenfreund anthun könnte, wenn man ihm statt des alten Elzevir-Virgil oder Horaz die leibhaftigen „Rosen der Heide" in den Sack prakticirte. Das erstaunte Gesicht des Mannes beim Aufschlagen des ganz modern elegant ausgestatteten Liederbüchleins müßte der Spottdrossel droben im Baumwipfel eine nicht enden wollende Lachsalve entlocken! Da sitzt der alte Herr recht vorsichtig auf einem umgehauenen Baum, nachdem er aus Furcht vor Erkältung erst noch sorgfältig den Mantel darüber gebreitet, setzt seine große Hornbrille zurecht und schlägt das Register des Büchleins auf — ein Philister liest nie auf's Gerathewohl — und hebt an zu lesen: „Erstes Buch". — Nun, der alte Horatius ist ja auch in Bücher getheilt. — Also weiter: „Tag und Nacht. Frühmorgens. Nach Sonnenuntergang. Zauber der Nacht. Waldveilchen. Die Schlüsselblume. Frühlingstreiben. Im Märzen. Frühlings Mahnung. Feiertag. Frühlingslieder. Neuer Frühling. Frühlingsweisen. Frühlingslieder. Lerchenschlag. Kling, Klang, Gloria. Mailieder. Waldlieder. Waldrast. Waldmittag. Mittagszauber. Waldsee. Waldwasser. Waldbach. Waldeinsamkeit. Waldpfad. Hochlandsheimweh. Mittag am See. Am Meer. Rheingruß. Sommerheide. Die Cyane. Blüthenduft. Sommerregen. Nach dem Gewitter. Mittagszauber. Juniabend. Guter Rath. Sommerabend. Leuchtkäfer. Der Nachtschmetterling. Mondnacht. Herbstlieder. Herbstbilder. Herbstzeitlosen. Spätherbsttag. Im Herbstwald. Reifnacht. Herbststurm. Eins nach dem Andern. Wunderlieblich Winterbild." — Zweites Buch. Hier liest unser Philister nicht mehr Alles, er überblickt nur und liest: „Über Nacht. Wanderrast. Heimweh. Hirtenfeuer. Kindesauge. Himmelsauge. Märchenzeit. Deutscher Dichterwald." — Drittes Buch. „Rosen der Heide. Jeden Frühling blüh'n die Rosen. Bergkirchlein. Alpenkirchlein. Burgkapelle. Glockenklang durch Nebelduft. Sonntag. Bergsonntag. Abendgeläute. Auf dem Friedhof." Hier endet das Register, aber auch die Geduld des Philisters. Er schlägt höchstens noch einmal das Titelblatt auf, um sich den Namen des unseligen Rosen-Dichters einzuprägen — und nicht im mindesten, um diesen Namen zu segnen. Da steht es nun: „Franz Alfred Muth! Rosen der Heide." — Unser Philister klappt unwillig den Deckel auf den Namen — steht auf, nimmt seinen Mantel vom Baum und wendet sich heimwärts. Die „Frühlingslieder" haben ihm seinen vernünftigen Frühlingsgenuß ganz und gar verdorben.

Für einen Philister muß aber auch in der That schon das Inhalts-

verzeichniß des Büchleins abschreckend wirken, da der Mann sich unter Poesie doch für gewöhnlich schön gereimte „vernünftige“ Gedanken vorstellt, bei solcher Menge gleicher oder ähnlicher Titel indeß die neuen Gedanken doch wohl zu den Unwahrscheinlichkeiten gehören. Nun, so ganz unbedingt Unrecht hat dießmal der Philister doch nicht. Läßt man den Untertitel des Büchleins „Lieder“ außer Acht, so muß selbst ein Freund der Dichtkunst und des Dichters bedenklich werden ob all der Mannigfaltigkeit ohne Verschiedenheit.

Alfred Muth ist unwidersprochen einer der melodiösesten Liederdichter, welche Deutschland gegenwärtig besitzt. Er hat dem Volkslied nicht weniger als dem mittelalterlichen wie modern romantischen Kunstlied die besten Intonationen und Cadenzen abgelauscht; seine Sprache ist — wenn er will — ebenso klangvoll als weich, seine Strophen ebenso rhythmisch reich als melodiös gegliedert. Die Gefühle überwiegen nicht bloß meistens die gedankliche Entwicklung, sondern sind auch in sich durchweg von einer Allgemeinheit, daß jeder Singende wie Hörende sich dieselben persönlich zurechtlegen und individuell zueignen kann. Unseres Erachtens sind das Vorzüge, die einestheils zu den charakteristischen des Liedes überhaupt gehören, andererseits bei den Liedern Alfred Muths auch dem Blödesten in die Augen springen:

Gestern noch Wintertag,
  Flocken um Flocken;
Heute schon grün im Hag,
  Vögel frohlocken! —

Es blühen wie vor Zeiten
  Die Linden in süßem Duft,
Und weit die Lande sich breiten
  In klarer Sommerluft. —

Ehe der Sonne sengender Hauch,
  Weiße Rose, dich tödtet u. s. w.

und hundert andere dieser Stücke sind nur singend niedergeschrieben und können nur singend gelesen werden: so sehr ist Melodie ihr eigenstes tiefstes Wesen.

War nun schon das „Lied“ in der größern poetischen Sammlung der „Waldblumen“ die hervorragendste Seite, so bietet das vorliegende Büchlein der Heiderosen ein förmliches Kunststück, eine Kraftprobe des Dichters in diesem seinem charakteristischen Können. Es ist, als habe er mit sich selbst eine Wette gemacht, etwa im letztjährigen Frühling jeden Tag, oder jedenfalls um den andern Tag, ein Frühlingslied zu schreiben, ähnlich wie die Mirabilis Jalapa jeden Abend eine neue Blüthe öffnet. Das Ergebniß dieser Wette, die der Dichter natürlich gewonnen, ist dann das vorliegende Büchlein gewesen. Daß man aber an Kraftproben mehr den Maßstab des Interessanten als des Ästhetischen anlegen, mehr die überwundene Schwierigkeit als den vollen Schönheitsgenuß betrachten muß, ist allzu bekannt. Vielleicht auch mag es in der Absicht des Dichters gelegen haben, den Musikern echt poetische Texte in größter Auswahl und zur Auswahl zu bieten, daher denn diese viel=

fältigen Variationen desselben ewig neuen und ewig alten Thema's von Lenz und Jugend. Die Componisten werden dafür wirklich dem Dichter dankbar sein; denn in einer solchen Fülle wird ihnen kaum eine andere moderne Erscheinung des Büchermarktes den Compositionsstoff für Naturlieder liefern.

Daß aber diese Lieder als Musikunterlage weitaus den Durchschnittswerth solcher Art von Poesie erreichen, ja merklich überragen, ist keine Frage. Somit könnten wir also einfach das Büchlein der Heiderosen allen Componisten auf das Wärmste und Nachdrücklichste empfehlen, und unsere Pflicht als Kritiker wäre erfüllt. Aber leider sind nicht alle Leser auch Componisten!

Auf den größeren Bruchtheil des Bücher kaufenden Publikums scheint der Dichter weniger Rücksicht gehabt zu haben, als er das Füllhorn seiner Lieder über sie ausgoß, daß es nur so von Blumen wirbelte, wie unter einem blühenden Kastanienbaum, wenn der Wind die weißen und rothen Kerzen zerweht. Der Leser als Leser will doch meistens, wenigstens bei längerer Lesung, auch etwas für den Verstand, d. h. den poetischen Verstand, so etwas wie durch Neuheit, Kürze, Prägnanz, bildliche Einkleidung und Tiefe der Wahrheit überraschende Wendungen, Schlußpointen — kurz poetische Gedanken. In ein einzelnes Lied mag man sich träumend hineindenken und phantasiren, dergleichen aber hintereinander als Lesung genießen wollen, wäre ein unmögliches Unterfangen. Vollends, wenn, wie bei den Heiderosen, die Motive sich so ähnlich und gleich sind und nur die Worte anders lauten ... Dazu kommt, daß bisweilen unter dem Wohllaut der Melodie der Gedanke selbst etwas in's Schwimmen und Schwanken geräth, und lichtvolle Klarheit nicht immer gleichen Schritt hält mit den Bildern und schönen vollen Worten. Es liegt über manchen dieser Lieder der verschwimmende Dämmerhauch des Frühlingsmorgens. Wir greifen auf's Gerathewohl ein oder das andere Beispiel heraus:

... Lauschen, schauen lang gemußt
Hab' ich in dieß bunte Leben;
Sagt mir nicht, daß Edens Lust
Sei den Stürmen preisgegeben!

Blicke mit zum Heidehang,
In den sel'gen Kinderhimmel.
Läutet dann der Abendklang,
Schau der Sterne Lichtgewimmel!

Daß diese beiden Strophen die für ein leichtes Lied nothwendige Durchsichtigkeit des Gedankens und Ausdruckes haben, wird Niemand behaupten.

Mög' das Veilchen leben still,
Blühen in verborg'ner Weise!
Wer vom Weltglück sagen will,
Weiß er, wie es tödtet leise? —

... Ach, der Leidenschaften Brand
Hat nur Leid, so schön er röthet;
Willst du zürnen meiner Hand,
Daß den Schmetterling sie tödtet? —

... Kurz ist die Frist hienieden,
Ob anders du geglaubt.
Wer gütlich nicht geschieden,
Dem hat's der Sturm geraubt. —

... Die Welt ist so licht,
Doch glänzt sie erst schön,
Wenn in Thränen sich bricht
Der Strahl auf den Höh'n. —

Armes, unbefriedigt Leben,
Bleibt dein Gut, so wanderst du;
Hoffen, Bangen hingegeben,
Suchst du nicht die ew'ge Ruh'! —

Armes Herz, wozu dein Schlagen,
Schlägst du nicht dem ew'gen Ziel!
Räthselhaft sind Lust und Plagen,
Und der Räthsel sind so viel! —

(Es, das Jesuskind, sucht)
Herzen, die der Demuth dienen,
Da durch Demuth sühnt das Kind;
Die im Leid nur sel'ge Mienen,
Da das Kreuz den Sieg gewinnt. —

Und lischt in Nacht des Lebens Licht,
Was wäre, was dir bliebe?
Ach, nur ein Sarg, ein Grabrevier,
Drin modern Erdentriebe! u. s. w.

Meistens entsteht die Dunkelheit durch irgend einen uncorrecten Ausdruck, und dieser hat wiederum seinen Grund in einer gewissen Flüchtigkeit des Dichters, die bei der Menge des vorliegenden Liederstoffes nur allzu erklärlich ist. Derselben Hast und „Schnelldichtung“ entsprießt ferner die Zufriedenheit des Sängers mit der ersten besten Schlußwendung. Einige schöne Striche zu irgend einem Naturbild, ein Herz als Staffage, und das Lied ist fertig. Die Aufforderung an das Herz, nun auch zu schlafen, zu duften, zu blühen, zu scheiden 2c., ist in einer geradezu ermüdenden Einförmigkeit an den Schluß der meisten Lieder gestellt.

Alles in Allem glauben wir, daß die Flecken, die wir angedeutet, nur Folgen der Eilfertigkeit und des Strebens waren, möglichst viele Liedernummern zu bringen. Strengere Selbstkritik, inneres, langsameres Ausreifenlassen und weises Maßhalten bei der Auswahl würden erzielen, daß die Kritik Alfred Muth *in alleweg* als einen der besten Liederdichter Deutschlands, als einen ebenbürtigen Sangesbruder Eichendorffs bezeichnen dürfte. Das aber ist unser *aufrichtigster* Wunsch!

W. Kreiten S. J.

Revue de l'art chrétien, publiée sous la direction d'un comité d'artistes et d'archéologues. Nouvelle Série. 8⁰. Tome I. 612 p.; tome II. 537 p. Lille, Imprimerie S[t] Augustin, Desclée, De Brower & C[ie.], 1883 u. 1884. (Vertrieb für Deutschland: Freiburg, Herder.) Preis für einen Jahrg.: *M.* 22.

Zwei Jahrgänge dieser Zeitschrift, welche die Revue von Corblet in größerem Formate und reicherer Ausstattung fortsetzen, sind bis jetzt erschienen und erfüllen in jeder Hinsicht die großen Versprechen, welche in der Ankündigung gegeben wurden. Unter den ihr durch Gelehrte von europäischem Rufe zugewandten Beiträgen, welche für die Geschichte der christlichen Kunst und Archäologie von bleibendem Werth sein werden, sind vor Allem hervorzuheben die Arbeit des Herrn Charles de Linas über die Geschichte der scheibenförmigen Kreuze und der liturgischen Wedel und Schirme, sowie die Abhandlungen des Mgr. Barbier de Montault über den reichen Bilderkreis der alten Erzthüren von Benevent, die Schätze der Kirche des hl. Nikolaus von Bari und den Symbolismus des Widders in alten Bischofsstäben. Der Verfasser des rühmlichst bekannten Guide de l'art chrétien, Grimouard de Saint-Laurent, hat die Bilder des hl. Joseph ausführlich besprochen; Corblet, Barthélemy, Rohault de Fleury und andere bekannte Schriftsteller Frankreichs und Belgiens fehlen nicht. Sie und ihre zahlreichen Mitarbeiter haben aus ungefähr sechzig französischen und belgischen Zeitschriften der Jahre 1883 und 1884 das Wichtigste mitgetheilt, was die Freunde christlicher Kunst interessiren kann, und ausführliche Nachrichten, Besprechungen und Literaturverzeichnisse gegeben. Dabei ist freilich Deutschland nicht genügend berücksichtigt, und die Orthographie der deutschen Titel scheint den Setzern unübersteigliche Hindernisse zu bereiten.

Für den Druck, die zahlreichen Tafeln und Textesillustrationen ist Alles aufgeboten, um den Jahresband der Zeitschrift zu einem in jeder Hinsicht „schönen Buche" zu machen.

Helbig, der die Feder ebenso gewandt führt wie den Pinsel, und der darum besonders geeignet ist, die Redaction einer solchen Revue zu führen und in ihr die echten Principien kirchlicher Kunstthätigkeit zu vertreten, verspricht im Namen des Comité's für die Zukunft noch Besseres, wenn nur die Kunstfreunde fortfahren, der Zeitschrift ihre Unterstützung zu gewähren. Er hebt mit vollem Recht hervor, daß der große Kampf zwischen Idealismus und Materialismus, zwischen Christenthum und Indifferentismus auch das Gebiet der Kunst ergriffen hat, und daß hier vielleicht mehr als auf vielen anderen Punkten Widerstand gegen die herrschenden Ideen nöthig ist. Gerade die Kunst unserer Tage ist nur zu sehr ein Mittel der Verführung geworden. Helbigs Artikel über das Nackte in Plastik und Malerei, über religiöse Bilder und über die im Vorworte dargelegte Absicht und Bedeutung der ganzen Zeitschrift sind darum sehr zeitgemäß und der Beachtung werth.

Leider fehlt uns in Deutschland einstweilen jede Möglichkeit, eine katholische Zeitschrift für christliche Kunst zu gründen und stehen wir den Gegnern

völlig wehrlos gegenüber. Der von Graus ausgezeichnet redigirte „Kirchenschmuck der Diöcese Seckau" beschränkt sich, wie der „Kirchenschmuck von Rottenburg", auf enge Kreise, und die übrigen kunsthistorischen Zeitschriften vermeiden bei uns im besten Falle, die Katholiken zu reizen. Unsere heutigen Künstler aber sind fast ausnahmslos der Kirche entfremdet. Allen, die sich in der Verwirrung, welche über ästhetische Fragen herrscht, orientiren und den katholischen Standpunkt festhalten wollen, darf darum diese Revue bestens empfohlen werden, indem dieselbe für die Principien und für die Übung echter Kunst mit fester Entschiedenheit, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und mit jenem Geschicke auftritt, das den französischen Zeitschriften eigen ist und uns Deutsche auch da wiederum versöhnt, wo die angeborene Lebhaftigkeit die Söhne Galliens im Streite für die gute Sache zuweilen vielleicht etwas zu weit gehen läßt, wie das z. B. bei der so viel umstrittenen Frage über den Werth der Renaissance im Allgemeinen und der Werke Raffaels im Besondern der Fall ist.

St. **Beissel** S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Bibliotheca Mariana de la Compagnie de Jésus. Par Carlos Sommervogel Strasbourgeois, de la même Compagnie. 8⁰. 242 p. Paris, Picard, 1885.

Der unermüdliche P. Sommervogel beschenkt uns schon wiederum mit einem Werke von staunenswerthem Fleiße. Die Bibliotheca Mariana ist, um es kurz zu sagen, eine Zusammenstellung sämmtlicher Schriften (mit vollständiger Titelangabe), welche über die Gottesmutter von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu seit der Gründung des Ordens bis auf die Jetztzeit verfaßt sind. Es fanden dabei jedoch nur Werke, welche ausschließlich über die Marienverehrung handeln, Aufnahme; einzelne theologische Abhandlungen, Predigten und Betrachtungen, wie sie sich in größern theologischen Werken, in Predigtsammlungen und Betrachtungsbüchern finden, blieben ausgeschlossen. Die Aufzählung geschieht nach folgenden Titeln: Leben der allerseligsten Jungfrau — Vorzüge und Privilegien Mariens — Liturgie — Geheimnisse und Feste — Unbefleckte Empfängniß insbesondere — Andacht zur Gottesmutter — Besondere Andachtsübungen — Congregationen — Wallfahrten — Poesie und Theater. Unter den einzelnen Titeln sind die Werke nach der chronologischen Ordnung zusammengestellt; nur bei den Wallfahrten ist die Reihenfolge alphabetisch, um das Auffinden der einzelnen Wallfahrtsorte zu erleichtern. Zwei alphabetische Register, von denen das eine die Hauptgegenstände, das andere sämmtliche Namen der Schriftsteller aufzählt, bilden den Schluß. Die Reichhaltigkeit des Werkes möge man daraus beurtheilen, daß z. B. der Titel „Congregationen" 225 Nummern, der Titel „Wallfahrten" 450 Nummern, die ganze Bibliotheca aber 2207 Nummern umfaßt. Die trockene bibliographische Zusammenstellung gestaltet sich demnach zu einem laut redenden Zeugniß für die Thatsache, daß die Gesellschaft Jesu die Verehrung der Gottesmutter stets in hervorragender Weise

gepflegt und gefördert hat. Das Werk erscheint gerade im Jubiläumsjahre der marianischen Congregationen — ein besserer Zeitpunkt hätte nicht gewählt werden können. Diesem Umstande wollen wir es auch zu gute halten, daß der Druck Spuren sichtlicher Beschleunigung zeigt, wohin wir z. B. die mangelhafte Correctur der deutschen Büchertitel rechnen.

Kleinere Werke von **Joseph Kleutgen,** Priester der Gesellschaft Jesu. 8°. 318, 400, 242, 408, 376 S. Regensburg, Pustet. Preis: Bd. I—III zusammen *M.* 4; Bd. IV u. V à *M.* 2.70.

Indem nunmehr auch die zweite Abtheilung der „Predigten" Kleutgens, die seit längerer Zeit vergriffen war, in neuer Auflage vorliegt, ist die ganze Sammlung der „Kleineren Werke" des gelehrten Verfassers wiederum complet geworden. Wenngleich dieselben mit dessen größeren Werken über die Theologie und Philosophie der Vorzeit sich an Werth nicht messen dürfen, so verdienen sie doch volle Beachtung, ja mehr Beachtung, will uns scheinen, als ihnen bisher im Allgemeinen geschenkt worden ist. Die einzelnen Bändchen bieten wirklich in ihrer Art Vorzügliches. Wer eine erbauliche und zugleich unterhaltende Lectüre wünscht, der findet dieselbe im I. Band: Leben frommer Diener und Dienerinnen Gottes. Es ist daselbst Biographisches über Missionäre des Continents mit erbaulichen Zügen aus den auswärtigen Missionen in buntem Wechsel vereint. Von hohem Werth ist, daß der Verfasser sich überall auf die zuverlässigsten Quellen stützt. Der II. Band: Briefe aus Rom, enthält sehr schätzenswerthe Beiträge zur Zeitgeschichte und schildert das Leben, die Bildung, die öffentlichen Verhältnisse, hervorragende Persönlichkeiten aus der Zeit vor der Einnahme Roms in eingehender Weise, wie schon aus den Titeln der vier Abtheilungen hervorgeht: 1. Briefe über die geistige Bildung Roms und Italiens. 2. Briefe über das Wirken der römischen Geistlichkeit und das religiöse Leben des Volkes. 3. Briefe über die Ereignisse im Kirchenstaat während der Jahre 1846—1850. 4. Briefe gemischten Inhalts. Die feine Beobachtungsgabe und der langjährige Aufenthalt in Rom befähigten den Verfasser in vorzüglicher Weise, so anschauliche Schilderungen zu entwerfen, so zutreffende Urtheile abzugeben, wie diese Briefe sie auf jeder Seite enthalten. Der III. Band: Über die alten und neuen Schulen, hat sofort bei seinem ersten Erscheinen — P. Kleutgen veröffentlichte das Buch im Jahre 1846 unter dem Pseudonym J. W. Karl — großes Aufsehen erregt und wird auch jetzt noch, wo immer es sich um die Frage der Reform der Gymnasien handelt, in besonderer Weise berücksichtigt. Wir brauchen unsere Leser um so weniger erst jetzt auf die hohe Bedeutung dieser Schrift aufmerksam zu machen, als dieß bereits wiederholt in diesen Blättern geschehen ist. Auch bei den zwei letzten Bänden (IV. u. V.): Predigten, haben wir nicht nöthig, ein Weiteres zu sagen, da es von vornherein feststeht, daß der Verfasser der berühmten „Ars dicendi" gerade in dieser Hinsicht nichts Mittelmäßiges bietet. So haben die Predigten denn auch, was bei modernen Predigtsammlungen nicht gerade häufig vorkommt, die zweite Auflage erlebt.

Hosanna. Kirchliches Volksgesangbuch für die Diöcese Seckau. Mit einem kurzen Gebetbuche. Auf oberhirtliche Anordnung herausgegeben vom Cäcilienvereine der Diöcese Seckau. 12°. XVI u. 376 S. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1885.

Es haben die Herren Verfasser des Grazer Gesangbuches den ihnen gewordenen ehrenvollen Auftrag in ehrenvollster Weise gelöst; denn es stellt sich dieß

jüngste Diöcesanbuch unbedingt in die Reihe der besten Volksgesangbücher, die wir besitzen, indem es, was die Auswahl der Melodien betrifft, nicht leicht übertroffen wird, was aber seine Textredaction angeht, (mit Ausnahme eines kleinen Hildesheimer Liederbuches) die weitaus größte Zahl seiner Mitbewerber überholen dürfte. Letzteren Vorzug verdankt es vor Allem dem Umstande, daß es eine große Anzahl seiner Texte Bone's Cantate entlehnt, ohne, wie sonst so vielfach geschehen, es besser wissen und besser machen zu wollen als Bone, dessen Textbearbeitungen sich durch große Pietät und dichterisches Verständniß auszeichnen. Auch sonst beweist das Grazer Gesangbuch an manchen Orten, daß es nicht nur einen gesunden Geschmack hat, sondern auch Überzeugungstreue genug, seiner Erkenntniß durch die That nachzukommen. Wir verweisen z. B. nur auf Nr. 25: „Still, o Erde, still, o Himmel". Es werden in diesem neuen Gesangbuche die Worte Bone's Wahrheit: „Es muß das [deutsche] Kirchenlied eine kirchliche, volksthümliche, als solche traditionirte Sprache haben." Daß das Buch keine deutschen Messen enthält, versteht sich von selbst. Der Diöcese zu ihrem neuen Volksbuche den herzlichsten Glückwunsch und zahlreiche Nachahmer!

Der christliche Altar. Von Dr. Fr. J. Schwarz, Vorstand des Rottenb. Diöcesanvereins für christliche Kunst, Mitglied des Gelehrten-Ausschusses des germanischen Museums zu Nürnberg. Mit drei artistischen Beilagen. Separat-Abdruck aus dem „Archiv für christliche Kunst". gr. 8⁰. 43 S. Stuttgart, Actien-Gesellschaft „Deutsches Volksblatt", 1885.

Vorstehende Schrift des unlängst verstorbenen, um die kirchliche Kunst hochverdienten Verfassers bietet eine sehr brauchbare Anweisung für Geistliche, besonders für Pfarrer, welche sich veranlaßt sehen, zum Neubau oder zur Ausbesserung eines Altares zu schreiten. Der Verfasser geht in alle Einzelheiten ein, welche zu beachten sind, um den rubrikalischen Anforderungen eines consecrirbaren Altares und seiner Theile Genüge zu leisten. Auch die praktischen Bemerkungen bezüglich eines tragbaren Altares sind nicht zu übersehen. Ob jedoch, was S. 10 n. 3 gesagt wird: „der stipes bedarf ebenso nothwendig der Consecration, wie die mensa", und die daraus gezogene Folgerung betreffs der Exsecration absolut richtig ist, dürfte wohl bezweifelt werden, besonders da die positiven Entscheidungen immer nur von einer Loslösung der mensa vom stipes oder von einer enormis fractura der mensa sprechen.

Dreizehnlinden von F. W. Weber. Fünfundzwanzigste Auflage. Jubel-Ausgabe. Paderborn und Münster, F. Schöningh, 1885. Preis: *M.* 6.20.

Obwohl es gegen alle Gepflogenheit dieser Blätter angeht, neue, unveränderte Abdrücke schon besprochener Werke zur Anzeige zu bringen, so glauben wir doch für den vorliegenden Fall eine Ausnahme machen zu dürfen und zu sollen. Den schönen Sang an sich heute erst unsern Lesern empfehlen zu wollen, wäre Thorheit, selbst wenn es nicht schon früher in diesen Blättern geschehen wäre. „Dreizehnlinden" ist ein Lied, das sich auf immer in der deutschen Literatur seinen hervorragenden Platz ersungen hat. Man kann nicht eben sagen, daß es gleich ebene und gebahnte Wege und überall bereite Hände fand, seinen Triumphwagen zu ziehen. Man redet seit einiger Zeit zwar bisweilen schon von „Hochdruck der katholischen Presse", von „jesuitischer Propaganda"; aber was soll dieser „schwache" Druck, diese schüchterne Propaganda gegen-

über der liberalen Stimme und Ruhmesposaune, wie sie akatholischen Autoren dritten und vierten Ranges zu Gebote steht, wenn sie zur Clique oder Coterie gehören? Der „Hochdruck der katholischen Presse", die „jesuitische" (d. h. katholische) Propaganda ist leider bisher, trotz guter und bester Ansätze, immer noch viel zu schüchtern und zu schwach, in gar keinem Verhältniß zu den gegnerischen Bemühungen und Kühnheiten — sie hat denn auch „Dreizehnlinden" nicht allein zur fünfundzwanzigsten Ausgabe gebracht, wenn es ihr auch zur Ehre gereicht, den Werth des Gedichtes sofort erkannt, den Erfolg desselben vorhergesagt zu haben. Bei den liberalen Kritikern und maßgebenden kritischen Organen hat die Anerkennung redlich auf sich warten lassen — es scheint fast, als ob in diesem Falle das Publikum, welches mit dem Werke zufrieden war, seine literarischen Rathgeber zu einer nachträglichen Gutheißung seines Geschmackes gezwungen habe. Und auch jetzt wird diese Gutheißung nur mit vornehmer Reserve, fast wider Willen, gegeben. Darum ist jedoch der Erfolg des Gedichtes um so werthvoller, er ist gleichsam eine Eroberung in Feindesland — ein Sieg „katholischer Ästhetik und Kunst", die man drüben schon längst todt und abgethan glaubte. Es ziemte sich daher, daß der Verleger auch durch die äußere Ausstattung dieser Jubel-Ausgabe solch einer erfreulichen Thatsache Ausdruck gebe, und er hat es in reichem Maße gethan. Ein herrlicher — unserer Meinung nach etwas zu scharfer — Stich bringt uns das Bild des Dichters; auf dem sehr feinen, rosaschimmernden Papiere heben sich die angenehm geschnittene Schwabacherschrift, die neuen, meist sinnig erfundenen Kopfleisten und die rothen Einfassungslinien angenehm ab, und selbst der Deckel hat eine neue Ornamentirung erhalten, so daß die Ausstattung der Jubel-Ausgabe auch als ein Muster typographischer Ausstattung gelten und zu feinen Festgeschenken empfohlen werden kann. Dürfen wir dem Dichter und Verleger zurufen: „Auf Wiedersehen bei der fünfzigsten Auflage!"?

Kompaß für die Söhne Kolpings. Herausgegeben vom Verband „Arbeiterwohl". Kl. 8°. 94 S. Köln, Bachem. Preis: 40 *Pf.*

Ein sehr empfehlenswerthes Büchlein für den Lehrling und Gesellen! In herzlichen, kurzgefaßten und leichtverständlichen Worten belehrt es die Mitglieder des Gesellenvereins über ihre Pflichten gegen Gott, sich selbst, die Nebenmenschen und ihren Stand. Wir wünschen der verdienstlichen Schrift die weiteste Verbreitung, „soweit die deutsche Zunge klingt", und recht viele Übersetzungen, damit sie eine Wanderung durch die katholische Welt antrete. — Bei einer ohne Zweifel erfolgenden zweiten Auflage wünschten wir eine Umänderung der vier Titel, „Himmelskompaß, Schiffsk., Feldmesserk. u. Bergmannsk.", die uns trotz der Erklärung auf S. 6 nicht gefallen wollen; ferner eine kleine Textesänderung auf S. 60, Z. 6 v. o., wo es heißen sollte: „ihren Mitmenschen das Heiligste, den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele zu rauben." — Präsides und Pfarrer, Meister und Familienväter mögen sich die Verbreitung des herrlichen Büchleins angelegen sein lassen.

Geschichtslügen. Eine Widerlegung landläufiger Entstellungen auf dem Gebiete der Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Kirchengeschichte. Auf's Neue bearbeitet von drei Freunden der Wahrheit. Vierte Auflage. 12°. XIV u. 636 S. Paderborn, Schöningh. Preis: *M.* 4.50.

Mit vollem Recht können wir dieses Buch einen glücklichen Griff nennen. Auch die vier rasch auf einander folgenden Auflagen beweisen dieses. Von jeher sind Geschichtslügen allen Gegnern der katholischen Wahrheit eine willkommene Waffe ge-

wesen; im großen Stil wurden sie seit der Reformation nach Vorgang der Magdeburger Centuriatoren angewandt, niemals aber mehr als heutzutage, so daß Leo XIII. in seinem bekannten Breve über die Geschichtsforschung mit Recht sagen konnte: „Sicherlich kann, wenn je, von unserer Zeit gesagt werden, es scheine die Geschichtschreibung eine Verschwörung der Menschen zu sein gegen die Wahrheit. Und in der That, die früheren Verdächtigungen sehen wir gemeinhin wiederholt, die Lüge keck sich einschleichen in gelehrte Werke wie in oberflächliche Schriften, in die fliegenden Blätter der Zeitungen und die verlockenden Vorstellungen der Theater." In diesen Worten unseres Heiligen Vaters ist zugleich die Hauptgefahr der besagten Verschwörung angedeutet: die Popularisirung der Geschichtslügen. Einem so großen Unheil muß entgegengetreten werden, und es ist in ganz vortrefflicher Weise durch vorliegendes Werk geschehen. Aus der Unsumme von Geschichtslügen sind eine Anzahl markanter Einzelfälle ausgewählt und populär, aber doch mit Benützung aller Resultate der heutigen Wissenschaft, abgefertigt. Damit das Werk zugleich als Nachschlagebuch dienen kann, ist ihm ein ausführliches Register beigegeben. So können wir dasselbe als eine der nützlichsten Schriften, die in der Gegenwart erschienen sind, empfehlen. Für spätere Auflagen möchten wir bitten, den Schluß des 43. Kapitels über die gegenwärtig für civilisirte Völker unerhörte Intoleranz und Gewissensknechtung des Culturkampfes etwas auszuführen, wie nämlich in Folge derselben rein geistliche, ja von der Kirche gebotene Acte unter schwere Strafe gesetzt, Tausende harmloser und unschuldiger Frauen gezwungen wurden, in's Elend zu gehen u. s. w. Die Bulle Unam sanctam ist niemals zurückgenommen (S. 111), sondern im Gegentheile vom fünften Concil im Lateran bestätigt worden; das Indexdecret, sowie das spätere Urtheil der Inquisition gegen Galilei sind allerdings durchaus nicht eine Definition ex cathedra; die Gründe hierfür sind aber nicht ex materia herzunehmen (S. 490). S. 346 wäre wohl statt der Worte „der Vorfahren" zu setzen: „Anderer", und S. 555 Z. 13 u. 21 sind die Worte „und dem Spanier Karl I.", „noch der Spanier" zu streichen.

Spanisches für die gebildete Welt. Von Alban Stolz. Achte Auflage, mit etwas Türkischem nebst Noten. 8°. 360 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 2.70.

Des seligen Alban Stolz „Spanisches" ist eines der gelesensten katholischen Unterhaltungsbücher und den meisten unserer Leser genugsam bekannt. Es sei hier nur bemerkt, daß die vorliegende achte Auflage, die nicht mehr vom Verfasser selbst besorgt werden konnte, mit Anmerkungen versehen ist, welche nach des Herausgebers Worten den Zweck verfolgen, „das Einst Spaniens mit dem Jetzt zu vermitteln". — Diese neue Auflage eröffnet zugleich eine Sammlung von „Ausgewählten Werken" des allbeliebten Volksschriftstellers. Dieselbe soll 6 bis 10 (einzeln käufliche) Bände umfassen, darunter: „Die heilige Elisabeth", „Kompaß für Leben und Sterben", „Das Vaterunser und der unendliche Gruß", „Besuch bei Sem, Cham und Japhet", „Witterungen der Seele". Gewiß eine vortreffliche Auswahl!

Leben der ehrwürdigen Anna vom hl. Bartholomäus, unbeschuhten Karmelitin. Bearbeitet von P. Fr. Cyprianus a Passione Domini, unbeschuhten Karmeliten, derzeit Beichtvater der Karmelitinnen in Himmelspforten bei Würzburg. 12°. XVI u. 408 S. Regensburg, Pustet, 1884. Preis: *M.* 2.40.

Köstliche Blumen in unansehnlichen Scherben! Die ehrwürdige Schwester Anna vom hl. Bartholomäus, die Lieblingsschülerin und stete Reisegefährtin der großen

hl. Theresia während der letzten vierzehn Jahre ihres Lebens, war eine der schönsten Zierden des reformirten Karmeliterorden, wurde in der Hand Gottes das begnadete Werkzeug der Einführung der Reform in Frankreich und in den Niederlanden. Der erste Theil des vorliegenden Büchleins entwirft uns die Lebensschicksale der ehrwürdigen Anna, der zweite das Bild ihrer Tugenden, der dritte einige Züge ihres Geistes — Alles in schlichten, treuherzigen Worten, meistens aus dem Munde und aus den Schriften der Verewigten selbst. Durch alle Theile des Lebensbildes flechten sich gelegentlich gleich zierenden Ranken und lieblichen Blumen kurze Lebensberichte einiger ihrer geistlichen Töchter. Unter Anderm erhalten wir auch Nachricht über die Einführung der Reform in Köln 1635 (S. 178). Sehr anziehend sind eingestreute Bemerkungen über den Charakter der hl. Theresia, wie sie z. B. völlig in Unwillen gerieth, als P. Gratian, der ihren Geist prüfen sollte, auch den hohen Adel ihres Geschlechtes erkundet hatte; sie meinte, das wäre doch wohl Adel und Ehre genug, ein Kind der katholischen Kirche zu sein (S. 279). — Bezüglich des unglücklichen Endes der berühmten Armada erzählt die ehrwürdige Anna, wie sie eine Erscheinung des Gekreuzigten gehabt, der seinen rechten Arm vom Kreuze loslöste und in's Meer senkte, um eine Menge Leichen herauszuziehen. „Das ist der ganze Sieg," sagte er, „Alle sind ertrunken." Bei diesen Worten habe sie erkannt, der Allmächtige habe gezürnt, daß der König und die Vornehmen, durch das Wort einer verdächtigen Nonne zum Beginne des Unternehmens verleitet, von derselben sich hatten den Segen erbeten lassen. Eine der Mitschuldigen dieser Nonne habe bei der heiligen Messe, vom bösen Feinde irregeleitet, plötzlich „Victoria, Victoria!" gerufen, und schnell habe sich überallhin die Nachricht vom Siege der Armada durch Spanien verbreitet, während die Flotte elend zu Grunde ging. Die Wahrheit dieser Erklärung lassen wir dahingestellt. Thatsache ist, daß zu der Zeit ganz Spanien durch eine Betrügerin irregeleitet wurde (S. 64). — Einen ganz richtigen Grundsatz bei der Leitung der Seelen spricht die ehrwürdige Anna aus, wenn sie sagt: „Ich halte Höflichkeit und Freundlichkeit im Umgange für sehr gut und richtig, da Christus, unser Herr, denselben Weg einschlug und überhaupt Seelen, die zu einem vollkommenen Leben Beruf haben, auf dem Wege der Sanftmuth am erfolgreichsten geleitet werden. Man kann sie auf diesem Wege leicht auf alle Fehler aufmerksam machen" (S. 87). — Wir empfehlen das Büchlein allen Seelen, die auf dem Wege gediegener Tugend den Herrn suchen wollen, und drücken nur noch den Wunsch aus, daß bei einer weitern Auflage desselben in dem Inhaltsverzeichnisse die Reihenfolge der Kapitel auch mit einiger Angabe des Stoffes bereichert werden möge.

Miscellen.

Über die Staatsprüfungen an den Mittelschulen Irlands gehen uns aus Galway in Irland von P. Athanasius Zimmermann S. J. Mittheilungen zu, von denen hier einige ihre Stelle finden mögen:

Während die Protestanten in Irland längst reich dotirte Schulen hatten, war es um die katholischen Mittelschulen Irlands schlimm bestellt, so lange dieselben aus Privatmitteln und Sammlungen bestritten werden mußten. Religiöse Orden, wie die Jesuiten, Lazaristen und andere, suchten zwar diesem Mangel durch Errichtung von Collegien abzuhelfen, da die Regierung in diesem Punkte volle Duldung gewährte, und erzielten verhältnißmäßig große Erfolge in der Erziehung. Der Mangel von Stipendien, welche talentvollen Schülern das Weiterstudiren ermöglicht hätten, machte sich indessen fortgesetzt fühlbar, und so drangen die Katholiken in die Regierung, endlich einmal etwas für Hebung der Mittelschulen zu thun. 1878 ging ein Gesetzvorschlag durch das Parlament und trat in Wirksamkeit 1879, die sogen. Intermediate Examinations.

Es wurde nämlich festgesetzt, daß jährlich in Dublin und anderen Städten oder Collegien Irlands schriftliche Prüfungen stattfinden sollten, daß die Antworten der Schüler sofort an die Centralbehörde in Dublin abgesandt, und von derselben den Examinatoren überwiesen werden sollten. Um recht viele Schüler heranzuziehen, unterschied man drei Stufen, die niedere, zu welcher Schüler, die noch nicht ihr 16. Jahr vollendet hatten, zugelassen wurden, eine Mittelstufe für Schüler unter 17 Jahren und eine höchste Stufe für Schüler unter 18 Jahren; Schüler konnten sich mehrere Male für dieselbe Stufe melden, sofern ihr Alter sie nicht ausschloß, Anfangs konnten sie auch mehrmals Preise auf derselben Stufe erhalten. Die Preise für die verschiedenen Stufen waren sehr hoch: 20 Pfd. Sterl. für die niedrige, 30 Pfd. Sterl. für die mittlere und 50 Pfd. Sterl. für die höchste, jetzt reducirt zu 15, 25 und 40 Pfd. Sterl., da bei der großen Zunahme der zu prüfenden Schüler die vom Staat ausgesetzte Summe nicht genügte. Diese großen Stipendien waren jedoch nicht auf eine kleine Zahl beschränkt, nein, das erste Zehntel der Schüler, welche das Examen bestanden, erhielt dieselbe Vergünstigung, das zweite Zehntel wurde mit Preisen von 5 bis 3 Pfd. Sterl. bedacht. Nehmen wir an, daß 2000 die Prüfung bestehen, dann erhalten 200 Preise von je 20 Pfd. Sterl. und 200 Bücherpreise von 5 bis 3 Pfd. Sterl. Auch dieß wurde geändert, so daß von je 15 erfolgreichen Candidaten einer ein Stipendium erhält. Schüler, welche auf der niedern und mittlern Stufe die Stipendien (Exhibitions) erhalten, müssen jetzt die Prüfung der nächst-

höhern Stufe bestehen, wenn sie ihr Stipendium behalten wollen; wenn sie sich auszeichnen, erhalten sie natürlich den höhern Preis der Stufe, für welche sie sich vorbereitet haben. — Für die Lehrer wurde wenig gethan; ohne auf das verzwickte Schema einzugehen, nach dem die Directoren der Mittelschulen für die erfolgreichen Candidaten bezahlt werden, können wir kühn behaupten, daß die Vergütung kaum die Kosten deckt, welche diese Prüfungen den Vorständen der Schule verursachen, besonders seit vier Jahren, als auch diese bescheidene Summe verkürzt wurde.

Der materielle Vortheil, der den Schulen aus diesen Prüfungen erwächst, ist demnach sehr gering zu nennen; um über den geistigen Gewinn urtheilen zu können, müssen wir nothwendig einige Bemerkungen über die Fächer machen, in welchen examinirt wird und über die Fragen, welche gestellt werden. Deutsche Schulmänner beklagen sich oft über die Überbürdung der Schüler an unseren Gymnasien und verlangen, daß die Lehrer mit Tüchtigkeit in einigen Fächern zufrieden sein sollen; nach diesem Grundsatze kann ein Schüler, der in zwei oder drei Fächern den Examinatoren genügt, hier in Irland die Prüfung bestehen, und besonders seit einigen Jahren werden besondere Preise und Denkmünzen gegeben für die, welche sich in einzelnen Fächern auszeichnen. Leider hatte dieß aber zur Folge, daß die Examinatoren viel zu schwere Fragen stellten, als ob keine anderen Fächer da wären, daß gerade die besten Schüler sich auf wenig Fächer nicht beschränken konnten. In England und Irland wird bekanntlich für jedes Fach eine bestimmte Zahl Punkte angesetzt je nach der Wichtigkeit und Schwierigkeit. Z. B. für Englisch, Latein, Griechisch ist 1200 das Maximum, für Deutsch, Französisch 700 u. s. w. Der Schüler erhält nach Verdienst einen höhern oder niedrigern Bruchtheil; diese Bruchtheile werden addirt, und wer die höchste Zahl hat, erhält den ersten Platz. Um zu verhindern, daß Schüler sich auf viele Fächer vorbereiten, wurde angeordnet, daß von der Gesammtzahl immer 20 Procent abgezogen wurden; später 25 Procent. Wenn demnach ein Schüler im Latein die 950 Punkte erreicht, werden 240 abgezogen, und so in andern Fächern. Diese Beschränkung verhinderte jedoch nicht, daß Schüler, welche in vielen Fächern mittelmäßig waren, die hohen Plätze erhielten, und so hat die Commission 7000 als das Maximum angesetzt, d. h. der Schüler kann sich einfach für Gegenstände melden, die 7000 Punkte oder darunter geben. Aber auch so ist die Zahl der Fächer zu groß, auch so werden die Schüler zur Vielwisserei und Oberflächlichkeit angetrieben; da weder Latein noch Griechisch obligatorisch sind, können Schüler von Realschulen mit Mathematik und anderen Hilfswissenschaften, sowie mit neueren Sprachen, dem classisch gebildeten Schüler den Rang ablaufen, wofern er nicht Fächer studirt, welche er vielleicht auf der Universität nicht braucht.

Um eine Vorstellung davon zu geben, was für wunderliche Anforderungen man an einen Schüler unter 18 Jahren stellt, setze ich die Fächer her, in welchen im Jahre 1879 examinirt wurde. Latein, Griechisch, Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch, Keltisch, Geometrie, Algebra, Trigonometrie, Mechanik, Physik, Zoologie, Geologie, Mineralogie, Astronomie, Musik,

zeichnen. Wenn irgendwo Beschränkung nothwendig ist, dann ist es sicher auf den Mittelschulen; in diesen Prüfungen sind nicht nur die Fächer zu zahlreich und zu verschiedenartig, sondern die einzelnen Fächer selbst sind überladen. Wir sollten denken, daß ein englischer Aufsatz, oder wenn man will, Fragen über Syntax und Formenlehre, wohl hinreichend wären, um einen Schüler von 18 Jahren zu prüfen. Doch nein, englische Geschichte und Literatur, ein Stück Geographie, Philologie der englischen Sprache, specielles Studium eines englischen Prosaikers und Dichters, scheint diesen Herren nicht zu viel verlangt; der Dichter muß auswendig gelernt werden, wenn alle Fragen beantwortet werden sollen. . . . Doch was auch immer die Mängel der gegenwärtigen Prüfungen sein mögen, sie haben neues Leben und neuen Eifer unter den Katholiken geweckt, sie haben gezeigt, daß die Katholiken der Wissenschaft nicht feindlich sind, wenn sie ihnen von Freundeshand geboten wird.

Statistische Zahlen und Unzahlen. Wie gewisse Statistiker mit Zahlen umspringen, wenn es sich um die bösen Ultramontanen handelt, zeigt Kolbs Handbuch der vergleichenden Statistik. Dort heißt es (S. 181 4. Auflage) von Pius IX. und seiner Regierung: „Politische Verfolgungen betrieb die fromme Reaction derart, daß in den drei Jahren 1849—1852 nicht weniger als 1644 Menschen hingerichtet wurden.“ Jedem, der auch nur einigermaßen den Charakter des großen Papstes, insbesondere seine unvergleichliche Milde, kennt, mußte diese Zahl geradezu ungeheuerlich vorkommen, besonders da Pius, wie bei seinem Antritt, so auch sofort nach Bewältigung der Revolution Amnestie ertheilt hatte. Wir wendeten uns deßhalb an seinen Minister des Innern, Negroni, und erhielten von diesem folgende Antwort: 1. Auch nicht ein Einziger ist wegen eines politischen Vergehens hingerichtet worden. 2. Keiner erlitt die Todesstrafe, der nicht das gemeine Verbrechen des Mordes begangen. 3. Keiner, der eines Kapitalverbrechens angeklagt worden, ward seinem zuständigen Richter entzogen oder nach Ausnahmsgesetzen gerichtet. — Während unser Statistiker in dieser Weise dem „klerikalen Regimente“ eine Unzahl Hinrichtungen andichtet, verschweigt er völlig die schrecklichen Füsiladen, welche das liberale piemontesische Regiment in Neapel und Sicilien wegen rein politischer Vergehen veranstaltet hat, um die durch niederträchtigen Verrath und Verschwörung aufgerichtete Herrschaft zu behaupten.

G. S.

Geschichtliche Entwicklung des Wetterdienstes in Nordamerika.

Der in dem Titel dieser Abhandlung angedeutete Gegenstand fällt nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, mit der Wissenschaft der Meteorologie zusammen. Während letztere den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung in den atmosphärischen Erscheinungen zum Gegenstande hat und zu dessen Studium die Beobachtungen einer langen Reihe von Jahren benutzt, hat die erstere einen rein praktischen Zweck und will die Witterungsverhältnisse aus gegebenen Anzeichen nur auf einige Stunden voraus errathen. Wer wollte indessen verkennen, daß Wetterprognose und Meteorologie sich gegenseitig unterstützen? Jene liefert das Material, aus welchem diese die Gesetze ableitet.

Der vorliegende und einige weitere Aufsätze über den amerikanischen Wetterdienst schöpfen aus den Publicationen des sogen. „Signaldienstes" und namentlich aus den „Annual Reports of the Chief Signal Officer". Erst als das Manuscript fertig war, fiel dem Verfasser das Werk von C. André und Angot: „Les Observatoires en Europe et en Amérique", in die Hände, worin derselbe Gegenstand behandelt ist, aber von einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte aus. Während nämlich André mehr die physikalische und praktische Seite des amerikanischen Wetterdienstes hervorhebt, soll in unseren Aufsätzen die culturhistorische Bedeutung desselben in den Vordergrund treten. Wie alle öffentlichen Einrichtungen in Amerika, so bildet auch der Wetterdienst ein wahres Charakterbild des Volkes. Er ist vom Volke in's Leben gerufen, wird vom Volke unterhalten und ausgebildet, und trägt eben deßhalb auch den Charakter des Volkes an der Stirne. Eine einfache Darlegung des geschichtlichen Verlaufes, der Organisation und der Thätigkeit dieser Institution wird sofort die Haupttypen aller amerikanischen Einrichtungen verrathen: Junges Alter, rasche Entwicklung, praktische Anwendung, großen Plan, und vor Allem große Einheit.

Die Entwicklung des amerikanischen Wetterdienstes weist nicht die geringste Schattirung politischer Parteien oder verschiedener Nationalitäten auf, keinen Unterschied zwischen Nord- und Süd-, Ost- oder West-Staaten. Aber auch die jeder menschlichen Einrichtung anhaftende Erscheinung steigender Begeisterung und darauffolgender Abkühlung, großer Erwartungen und Geldforderungen einerseits, scharfer Kritik und Opposition andererseits, bis endlich das Gleichgewicht zwischen Kosten und Nutzen hergestellt ist, wird sich an dieser noch jungen Schöpfung in lehrreicher Weise zeigen.

Obwohl die Geschichte, die innere Einrichtung und die Wirksamkeit des Wetterdienstes enge zusammenhängen, wird es doch zur größern Klarheit beitragen, diese drei Gesichtspunkte auseinanderzuhalten. Zunächst haben wir uns mit der geschichtlichen Entwicklung zu befassen.

1. Der Wetterdienst der Vereinigten Staaten datirt vom Jahre 1870. Zum Verständnisse seiner raschen Entwicklung wird aber ein Blick auf frühere meteorologische Studien in Nordamerika unerläßlich sein.

Die frühesten Nachrichten über systematische Studien auf diesem Gebiete finden sich in den Berichten des Generalstabsarztes. Das Sanitätswesen der amerikanischen Armee wurde im Jahre 1818 organisirt, und schon im Jahre 1819 begannen die meteorologischen Beobachtungen in allen Militärspitälern und Ambulanzen, unter Leitung des stationirten Arztes. Der Zweck dieser Beobachtungen war selbstverständlich nicht Meteorologie, sondern Gesundheitspflege. Dieselben werden seit dem Jahre 1820 in jährlichen umfangreichen Bänden veröffentlicht. Die Beobachter hatten anfänglich nur Thermometer und Windfahne, seit 1836 auch Regenmesser, und erst in den Jahren 1840 und 1841 bewilligte der Congreß das nöthige Geld, um vollständigere Ausrüstungen aus Europa importiren zu lassen.

Im Jahre 1849 erfolgte aus der reichen Hinterlassenschaft eines gewissen Smithson die Gründung der seitdem berühmt gewordenen Smithsonian Institution, mit dem doppelten Zwecke, Originalarbeiten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu befördern und die amerikanische Klimatologie zu studiren. Das Institut organisirte einen Meteorologen-Verein und schickte Instrumente an alle Mitglieder, die sich erboten, monatliche Berichte einzusenden.

Im Jahre 1868 wurde der Stadtrath in New-York von der Legislatur des Staates ermächtigt, im Centralpark ein meteorologisches Obser-

vatorium zu errichten. Die Beobachtungen begannen am 1. Januar 1869 und wurden dreimal des Tages angestellt, bis sie später durch die Instrumente selbst registrirt wurden.

2. Den Meteorologen Redfield, Loomis, Ferrel und andern in- und ausländischen Fachmännern war es längst klar, daß der nordamerikanische Continent in seiner Ausdehnung von mehr als 60 Längen- und 25 Breitegraden, mit seinen weiten Meeresküsten und Prairien sich zur Entwicklung von Stürmen besonders eigne. Die statistischen Berichte ergaben auch in der That, daß in diesem Jahrhundert mehr als 600 Cyklonen verheerend über das Land zogen, daß die meisten Staaten jährlich zweimal, manche fünf- und sechsmal und darüber von solchen Wirbelstürmen heimgesucht werden, daß ferner jedes Jahr mehr als 500 Schiffe an den amerikanischen Küsten in Folge von Stürmen verunglücken. Angesichts solcher Thatsachen und vielleicht angeregt durch das Beispiel Frankreichs, sah sich der gesetzgebende Körper der Vereinigten Staaten veranlaßt, zunächst im Interesse des Handels Schutzmaßregeln zu ergreifen und einen nationalen Wetterdienst einzurichten. Der erste Congreßbeschluß datirte vom 9. Februar 1870 und lautete wie folgt: „Beschlossen durch den Senat und das Abgeordnetenhaus der Vereinigten Staaten Nordamerika's, bei ihrer Versammlung im Congresse, daß der Kriegsminister ermächtigt und beauftragt sei, und hiermit auch ist, an den Militärstationen im Innern des Continentes und an andern Punkten der Staaten und Territorien der Vereinigten Staaten meteorologische Beobachtungen anstellen zu lassen, und an den nördlichen Seen wie an der Meeresküste das Herannahen und die Stärke von Stürmen durch den elektrischen Telegraphen und nautische Signale bekannt zu geben." Der Kriegsminister beauftragte am 28. Februar und wiederum am 15. März desselben Jahres 1870 den Chef des Signaldienstes, Brigade-General Albert J. Myer, mit der Einrichtung eines Wetter-Bureaus unter dem Titel: „Abtheilung für Telegramme und Berichte im Interesse des Handels." Dem im Congreßbeschlusse ausgesprochenen Zwecke gemäß wurden die Beobachtungsstationen zunächst an den Ufern der Seen gewählt, 25 an der Zahl. Die Beobachter langten am 16. October desselben Jahres auf ihren Posten an, und die Telegraphen-Gesellschaften versprachen die regelmäßige Übersendung der Berichte vom 1. November an. So begann also der amerikanische Wetterdienst seine Thätigkeit am 1. November 1870 (genau um 7 Uhr 35 Minuten Morgens, Washington-Zeit). Auf Grund der eingesandten Beobachtungen wurden vom 4. No-

vember desselben Jahres an täglich dreimal Wetter-Bulletins in Tabellenform verfaßt und an 24 Städte telegraphirt. Am 8. November, also nur vier Tage später, trug der Telegraph auch die ersten Sturmwarnungen die Ufer der großen Binnenseen entlang, wo die Herbststürme dem Handel so gefährlich sind.

General Myer wurde in seinem neuen und unerprobten Amte sehr ermuthigt durch allseitige Zusage von Mitwirkung, besonders von Seiten des Genie-Corps der Armee, Abtheilung für Küstenvermessung; ferner des Bureaus für Agricultur, des Generalstabsarztes der Marine-Sternwarte, der Smithsonian Institution und der Sternwarten von Cincinnati, Albany und anderer Städte.

Zwei Monate später, nämlich am 15. Januar 1871, erhielt die östliche Meeresküste eine Reihe von Stationen, und im Laufe des darauffolgenden Sommers auch der Golf von Mexico, das Ohio- und das Mississippi-Thal und sogar die Küsten des Stillen Oceans. Die Berichte der Stationen westlich von Chicago begannen am 2. Februar 1871, und vom 19. desselben Monats an enthielten die drei täglichen Bulletins auch die sogenannten Probabilitäten oder Wetterprognosen für die nächsten 24 Stunden.

Plötzlich aber wurde der noch jugendlichen Institution des Wetterdienstes der Lebensnerv durchschnitten, indem die Western-Union-Telegraphen-Compagnie am 4. März 1871 einen sogenannten Strike eröffnete und sich weigerte, die Beobachtungen und Sturmwarnungen fernerhin auf ihre Drähte zu nehmen. Es war nämlich eine Streitfrage entstanden über deren Verhältniß zur Regierung, speciell über das Vorrecht der Regierung in Bezug auf die Zeit der Telegramme. Der Wetterdienst wurde damals von vier Telegraphen-Compagnien vermittelt, und die andern drei bemühten sich, die gänzliche Stockung des Wetterdienstes zu verhindern. Der Streit wurde durch den besondern Takt des Generals Myer in wenigen Tagen beigelegt. Es war aber nicht der letzte. Erhielt eine der Compagnien für besondere Dienstleistungen auch eine besondere Vergütung, so beklagten sich die andern über Zurücksetzung. General Myer wies sie gewöhnlich an den Congreß, wo er ihre gerechten Ansprüche nach Kräften zu unterstützen versprach. In seinen officiellen Berichten an den Kriegsminister erklärte der General, seine delikatesten Verhandlungen im ganzen Wetterdienste seien die mit den Telegraphen-Gesellschaften.

Der Gebrauch von *Sturmsignalen* an der atlantischen Küste, am Golf von Mexico und an den Seen sollte am 23. October 1871

beginnen, und zwar in 24 Häfen. Diese Warnungssignale bestehen aus Flaggen für den Tag und Laternen für die Nacht; dieselben werden nur auf telegraphischen Befehl von Washington hin ausgehängt und eingezogen. Der Hafen von Oswego am Ontario-See war der erste, der eine Sturmlaterne zu Gesichte bekam. Es geschah dieß am 26. October 1871 von 7 Uhr Abends bis 1 Uhr Morgens.

Der Handel Nordamerika's beschränkt sich aber nicht auf das Meer und die großen Binnenseen, er hat auch seine Wasserstraßen im Innern des Continentes, die längsten der Welt. Gleich bei Errichtung des Wetterdienstes ertönte im ganzen Lande der Ruf nach Flußstationen. Solche wurden auch schon im zweiten Jahre längs dem gewaltigen Stromsystem Ohio, Missouri und Mississippi errichtet, mit dem Auftrage, daß täglich über den Wasserstand an das Centralbureau telegraphirt werde. Aus diesen Wasserständen wurde dann, in Verbindung mit den übrigen meteorologischen Beobachtungen, das voraussichtliche Steigen oder Fallen des Wassers an die Flußufer berichtet. Die Ausgabe der täglichen Fluß-Bulletins begann am 1. Januar 1872. Zur Zeit der Überschwemmungs-Monate sind diese Bulletins von großer Wichtigkeit für die Flußschifffahrt und besonders für den Waarentransport. Auch zum Schutze der Brücken sind frühzeitige Warnungen über Hochwasser oder strömendes Eis unerläßlich. Welche Vortheile es den Flußstaaten gewährt, derartige Warnungen über Hochwasser zu erhalten, um die gefährdeten Dämme verstärken zu können, haben die großen Überschwemmungen der Jahre 1883 und 1884 im Ohio-Thale hinlänglich gezeigt.

Mit den Fluß-Bulletins werden auch Canal-Bulletins ausgegeben, die über das voraussichtliche Zugefrieren und Aufthauen der Canäle Aufschluß geben. Daß diese Bulletins auf die Canal-Schifffahrt und den Handel großen Einfluß haben, weiß jeder, der die Canäle im Herbste mit Hunderten von beladenen Barken angefüllt sieht. Die Landbevölkerung ist nicht gesonnen, ihre Producte der theuren Eisenbahn anzuvertrauen, wenn ein milder und langer Herbst in Aussicht steht. Sogar die Versicherung des Waarentransportes ist wohlfeiler, wenn die Versicherungsgesellschaften aus den Bulletins ersehen, daß die Waaren nicht umgepackt werden müssen. Es ist dieß das bestimmte Zeugniß eines Tabakhändlers aus Nashville, Tennessee.

Ein nicht unbedeutender Vortheil aller dieser Wasserstationen hat sich auch für die Fischzucht herausgestellt. Die „Staats-Commission für Fische und Fischzucht" hat nämlich an das Wetterbureau das An-

suchen gestellt, längs den Flüssen und Seen die Temperatur des Wassers sowohl an der Oberfläche als in der Tiefe zu messen. Diese Beobachtungen werden seitdem regelmäßig gemacht und der Commission zugestellt.

Das war die Entwicklung des Wetterdienstes im Interesse des Handels innerhalb der ersten zwei Jahre seines Bestehens. General Myer durchschaute klar die Wichtigkeit und die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Einerseits bieten die Vereinigten Staaten dem schäumenden Meere eine doppelte Front von mehr als 7000 englischen Meilen, die Ufer der großen Seen und Flüsse nicht mitgerechnet. Wenn es dem Staate gelänge, diese gefährlichen Küsten mit einer Kette von Seewarten einzuzäunen, um erst die nothwendigen Beobachtungen vom ganzen Umfange des Continentes einzuziehen, dann deren Gesammtergebniß im Central-Bureau zu Washington abzuwägen und dieses endlich als Warnungssignale auf den Flügeln der Elektricität zurückzusenden, so wäre das ein wahrhaft menschenfreundliches und ökonomisches Unternehmen, ein einer großen Nation würdiger Kampf gegen die unbändigen Naturgewalten. Von der andern Seite aber muß diese geistige Umsetzung des rohen Beobachtungsmaterials in einzelne nach Ort und Zeit bestimmte Warnungssignale in wenigen Minuten vor sich gehen, sollen diese noch zeitig an Ort und Stelle anlangen. Erweisen sich die Warnungen als übereilt oder unrichtig oder verspätet, so werden sie die Aufmerksamkeit der Seefahrer und Küstenbewohner nicht mehr auf sich ziehen und ihren Zweck vollständig verfehlen. Die bisherigen Erfolge in anderen Ländern waren auch keineswegs ermuthigend. So ging General Myer mit seinen Warnungen höchst vorsichtig zu Werke. Er gab in dem ganzen Jahre 354 Sturmsignale aus, wovon gegen 70 Procent sich als richtig erwiesen, während von den Wetter-Bulletins vom 1. November 1871 bis zum 1. October 1872 durchschnittlich 76,8 Procent eintrafen. Das Publikum erkannte dieses als einen Erfolg an, und seine Repräsentanten im Congreß sahen sich ermuthigt, eine so nützliche Institution nicht auf den Handel allein zu beschränken, sondern auch auf andere Zweige bürgerlichen Schaffens und Ringens auszudehnen.

3. Durch Congreßbeschluß vom 10. Juni 1872 wurde das Wetterbureau beauftragt, seine Untersuchungen im Interesse der Landwirthschaft zu erweitern und zu diesem Zwecke die nöthigen Stationen, Signale und Berichterstattungen zu organisiren. Dadurch wurde dem nationalen Wetterdienste, der sich früher im Interesse des Handels auf die Küstengegenden zu concentriren hatte, eine neue Richtung nach dem Innern des

Landes gegeben. Der officielle Titel wurde demgemäß auch umgeändert wie folgt: „Abtheilung für Telegramme und Berichte im Interesse des Handels und der Landwirthschaft.“ Nicht weniger als 89 landwirthschaftliche Vereine, 38 Gewerbe- und Handelskammern und zahlreiche wissenschaftliche Corporationen, Universitäten und Fachmänner ersten Ranges setzten sich mit dem Wetterbureau in Verbindung als Mitarbeiter an dem großen gemeinnützigen Werke. Die wissenschaftlichen Vereine im In- und Auslande fingen an, lebhaftes Interesse an den großartigen Arbeiten des amerikanischen Wetterdienstes zu nehmen und den erreichten Erfolgen die vollste Anerkennung zu zollen. Mit großer Befriedigung sah General Myer seinen Lieblingsplan allmählich in Erfüllung gehen, nämlich Berichte aus allen Ländern und Meeren der Welt zu sammeln, um die atmosphärische Hülle unseres Erdballes nicht mehr bloß in einzelnen Himmelsstrichen, sondern als ein Ganzes, als einen physikalischen Körper zu studiren.

Im Laufe dieses Jahres wurde vom Wetterdienste eine Luftschifffahrt unternommen, um die Frage zu lösen, ob in größern Höhen genaue und zuverlässige Ablesungen möglich seien. Zu diesem Zwecke wurde mit einem professionellen Luftschiffer ein Contract geschlossen und ein Sergeant des Signaldienstes mit Instrumenten ausgerüstet in die Lüfte gesandt. Er machte während seiner Fahrt 156 Ablesungen, aus deren Prüfung sich ergab, daß auch in solchen Höhen die feinsten Instrumente mit Erfolg gebraucht werden können.

Mit demselben Jahre begann auch der Druck aller täglichen Beobachtungen und Bulletins in Form eines meteorologischen Archives, wovon später die Rede sein soll.

Die praktischen Fragen, wie das Wetterbureau dem Landbau überhaupt und speciell den großen Baumwollen-, Obst- und Zuckerpflanzungen des Südens von Nutzen sein könne, fanden erst allmählich ihre Lösung. Besondere Schwierigkeiten bot die Frage, wie der Tausende von Meilen von Washington entfernte Landmann zeitige Nachricht über kommenden Frost oder Regen, Hitze oder Sonnenschein erhalten könne. Über die zu diesem Zwecke täglich abgefaßten und längs allen Eisenbahn- und Telegraphenlinien hin ausgehängten „Bulletins“ werden wir später berichten, wenn von der Thätigkeit des Wetterbureaus die Rede sein wird.

4. Das Jahr 1873 brachte wieder neue Zweige der Thätigkeit für den nationalen Wetterdienst mit sich. Laut Congreßbeschluß vom 3. März 1873 sollten in Zukunft auf den Leuchtthürmen und Rettungs-

stationen und an andern hervorragenden Punkten der Küsten Signal-Stationen errichtet werden, mit der Aufgabe, meteorologische Beobachtungen einzusenden und Warnungssignale aufzuhissen. Zu diesem Zwecke sollten dieselben untereinander und mit dem Centralbureau in Washington telegraphisch verbunden werden.

Myer hatte längst eingesehen, daß Rettungsstationen und Leuchtthürme ohne Signalstationen nur Halbheiten seien. Daß er hierin vollständig Recht hatte, wird sich bei Besprechung der Thätigkeit dieser Stationen herausstellen.

In diesem Jahre stieg auch, in Folge der allmählichen Vermehrung der Stationen und der reicheren Erfahrung des Personals, die Wahrscheinlichkeit der täglichen Wetteranzeigen auf 80 Procent und für einzelne Districte auch darüber, d. h. unter 100 Anzeigen trafen durchschnittlich gegen 80 ein, ein Zuwachs von 10 Procent Wahrscheinlichkeit in zwei Jahren.

Im Anfange des gleichen Jahres begann das Bureau die regelmäßige Veröffentlichung einer „Monatlichen Wetterschau“, in welcher die Resultate des Monats populär und kurz zusammengefaßt und durch schön colorirte Witterungskarten dem Volke veranschaulicht sind.

Als das bedeutendste Ereigniß dieses Jahres muß der Meteorologen-Congreß zu Wien erwähnt werden, auf welchem General Myer seinen großen Plan in folgenden Worten zur Beschlußnahme vorlegte: „Es ist zu wünschen, daß täglich wenigstens einmal gleichzeitige Beobachtungen an möglichst vielen Stationen der Welt gemacht und gegenseitig ausgetauscht werden, um aus denselben synoptische Karten zu entwerfen.“ Die Conferenz applaudirte dem Vorschlag und erhob ihn sofort zum Beschlusse — der erste Schritt zu einer internationalen Meteorologie.

Diese kosmopolitische Idee des Generals Myer schlug rasch in der ganzen Welt Wurzel, und in kurzer Zeit war das ganze Areal von Deutschland, Belgien und Holland, Frankreich, Spanien und Portugal, Italien und Schweiz, Österreich-Ungarn, Rußland und Türkei, Schweden, Norwegen und Dänemark, England, ferner Tunis und Algier, Südafrika und Australien, China und Japan, die Vereinigten Staaten mit Britisch-Nordamerika und Grönland, Mexico und Westindien, Südamerika, die Azoren, Mauritius und die Sandwich-Inseln unter meteorologische Aufsicht gestellt. Ja selbst die oceanischen Hochstraßen sind mit beweglichen Stationen aller Flaggen besetzt, indem die amerikanische, englische, portugiesische, italienische und schwedische Kriegsflotte, die Pacifische Post-

dampfschifffahrts-Gesellschaft, die White- und Red-Star-Line, die Occidentale und Orientale und die Amerikanische Dampfschifffahrts-Gesellschaft, die Allan-Line, der Norddeutsche Lloyd und andere, auf allen ihren Fahrten die verlangten Beobachtungen anstellen. Die Mitwirkung der deutschen, österreichischen und französischen Marine wird noch gewünscht.

Die gleichzeitigen internationalen Beobachtungen begannen am 1. Juli des Jahres 1874, also nur zehn Monate nach der Wiener Conferenz, und ein halbes Jahr später, nämlich am 1. Januar 1875 konnte schon mit der täglichen Veröffentlichung des „Bulletin der internationalen, gleichzeitigen Beobachtungen auf der nördlichen Halbkugel" begonnen werden.

Damit ist aber der große Plan Myers noch nicht vollständig ausgeführt. Was gewöhnliche Geister noch heute für eine Chimäre halten, hielt dieser große Meteorologe für durchführbar und wünschenswerth, nämlich die Errichtung einer Kette von oceanischen Stationen zwischen Amerika und Europa, längs eines der unterseeischen Cabel. Diese Stationen sollten aus eigens construirten Schiffen bestehen, die in bestimmten Zwischenräumen vor Anker liegen und unter sich und mit beiden Continenten in telegraphischer Verbindung stehen, in Wahrheit schwimmende Leuchtthürme, ja mehr noch, Sturmwarnungs- und Rettungsstationen, schwimmende Post- und Telegraphenämter. Ein praktisches Beispiel einer solchen schwimmenden Station bot der Dampfer Faraday beim Legen des letzten Cabels zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten. Überrascht von einer Wettersäule, die gerade über sein Deck dahinzog, gelang es ihm, das Cabel festzuhalten und Telegramme nach Europa zu senden über Richtung und Geschwindigkeit der Cyklone und die Änderungen des Luftdruckes.

Dieser große Plan, im Einzelnen ausgearbeitet, nicht von einem Phantasten, sondern von einem eminent praktischen Manne, gehört der Geschichte an, wenn auch seine Ausführung einem späteren Jahrhundert vorbehalten sein sollte.

5. Kehren wir jetzt zum Jahre 1874 zurück. Dasselbe war für den nationalen Wetterdienst von besonderer Bedeutung wegen des Zuwachses an tüchtigen Beobachtern. Die obenerwähnte Smithsonian Institution hatte in Folge der Sprengung einer Bank ihre meteorologischen Beobachtungen eingestellt, nahm aber dieselben in diesem Jahre wieder auf, mit etwas veränderter Organisation. Sie wies die Mitglieder ihres Meteorologen-Vereines an das Signalamt, damit sie als freiwillige Be-

obachter an dem nationalen Wetterdienste mitwirkten, während sie selbst die wissenschaftliche Bearbeitung des Beobachtungsmaterials versprach. Das Anerbieten wurde vom Wetterbureau bereitwilligst angenommen, und so erhielt letzteres einen Zuwachs von 383 geübten Beobachtern.

Am 19. Juli dieses Jahres trat auch das Sanitätspersonal der Armee dem nationalen Wetterdienste bei, indem die Militärärzte aller Stationen Befehl erhielten, ihre Beobachtungen nach dem vom Wetterbureau vorgeschlagenen Plane anzustellen, und der Generalstabsarzt sich anheischig machte, dieselben dem Chef des Signaldienstes regelmäßig einzuhändigen. Die Anzahl dieser Stationen belief sich damals auf 49, später auf 71, und die Genauigkeit der Beobachtungen wurde, wie sich dieß von einem so gebildeten Corps nicht anders erwarten ließ, sehr gerühmt.

6. Wenn die Landarmee zum Wetterdienste herangezogen wurde, so durfte die Marine nicht zurückbleiben, zumal diese über die oceanischen Witterungsverhältnisse Aufschlüsse geben konnte, die auf dem Lande unerreichbar sind. Es ist nur zu verwundern, daß es nach der Errichtung des Wetterdienstes volle sechs Jahre dauerte, bis diese Anordnung getroffen wurde. Am 25. December 1876 erließ der Marine-Minister den Befehl, auf allen Schiffen der Flotte Beobachtungen anzustellen, und zwar nach dem vom General Myer vorgeschriebenen Plane und mit den von demselben zur Verfügung gestellten Instrumenten. Anfangs zeigten zwar die meteorologischen Berichte von vielen Schiffen einen großen Mangel an Genauigkeit und mußten oft zur Durchsicht und Verbesserung zurückgeschickt werden. Die Marine setzt nämlich mit Recht eine Ehre darein, die Berichte nicht an das Wetterbureau abzusenden, bis alle Copien und Reductionen correct sind.

7. Eine Einrichtung ganz eigenthümlicher Art und charakteristisch für die öffentliche Meinung hat das Jahr 1877 zu verzeichnen. Einer Aufforderung des Generals Myer Folge leistend, wählten nämlich die Gewerbe- und Handelskammern und die landwirthschaftlichen Vereine in den verschiedenen Städten meteorologische Comités, die sich dem Generale verpflichteten, die Beobachtungsstationen zu besichtigen und über den Stand und Nutzen derselben monatliche Berichte einzusenden, zugleich mit Vorschlägen für die Verbesserungen des Wetterdienstes. Solche Comités existiren gegenwärtig in 54 Städten, und ihre Bedeutung für die gewissenhafte Pflichterfüllung des Beobachtungspersonals und für die praktische Nutzbarmachung des Wetterdienstes wird von der Regierung hoch an-

geschlagen und für durchaus nothwendig erachtet. Eine Staatsinstitution unter militärischer Leitung auf diese Weise der Controle des Publikums zu unterstellen, ist nur in einem Lande möglich, wo die Civil- und Militärbeamten die Diener und nicht die Herren des Volkes sind. Es ist für den Fortschritt des Wetterdienstes und für die öffentliche Meinung bezeichnend, daß in diesem Jahre von nicht weniger als 215 Städten die Errichtung von Wetterstationen verlangt wurde. Diese Anfragen sind so zahlreich, daß nur den wenigsten entsprochen werden kann.

8. Bevor wir die weitere Entwicklung des Wetterdienstes verfolgen, müssen wir das Dahinscheiden des Mannes erwähnen, welcher die Seele des ganzen Unternehmens war, nämlich des Brigade-Generals Albert J. Myer. Er starb am 24. August 1880 zu Buffalo, im Staate New-York, nach kurzer Krankheit und allgemein betrauert im ganzen Lande. Er war im Jahre 1854 als Assistenzarzt in die Armee getreten, hatte sich aber durch die Entwicklung des Signalwesens, besonders im letzten Kriege, eine höhere Stellung erworben. In dem Nachrufe, den ihm die Armee widmete, wurden besonders seine Ausdauer, seine Energie und sein Takt hervorgehoben.

Die geschichtliche Entwicklung des Wetterdienstes in seinen verschiedenen Zweigen zeigt deutlich, daß diese Einrichtung beim Tode des Generals noch in ihrer Kindheit war; der Plan war zwar entworfen, allein es wird noch vieler Jahre energischer Anstrengung und großer Geldmittel bedürfen, bis derselbe in seiner ganzen Großartigkeit durchgeführt ist.

Zum Nachfolger des General Myer wurde Brigade-General-Major Wilhelm B. Hazen ernannt, der die Institution noch gegenwärtig leitet. Sehen wir nun, wie er die Projecte seines großen Vorgängers weiter ausbildete und der Ausführung näher brachte.

9. Seit November 1879 werden regelmäßig vom 1. October bis zum 1. Februar tägliche Frostwarnungen nach New-Orleans gesandt, zum Schutze der Zuckerpflanzungen von Louisiana, und zwar mit solchem Erfolge, daß die Handelskammer von New-Orleans schon im Herbste des Jahres 1880 den folgenden Antrag annahm: „Beschlossen, daß die Übersendung der neulichen Frostwarnungen von Seite des Wetterdienstes die Gutheißung der Pflanzer und Handelsagenten von Louisiana verdiene, weil sie den Credit der Geschäfte und den Culturwerth eines Artikels gefördert haben, der für die Unabhängigkeit Amerika's von ausländischer Einfuhr von Bedeutung ist."

Ähnliche Warnungen wurden im Jahre 1880 nach Florida und andern Orten gesandt zum Schutze der Orangen- und Tabakpflanzungen. Sogar den Viehzüchtern wurden Warnungen gegen gefährliche Nordwinde („northers“) zugeschickt. Aus Lynchburg (Virginien), dem Mittelpunkte der Tabak-Cultur, wird berichtet, daß man sich beim Aussetzen der Tabakblätter an der Luft allgemein nach dem Wetterbulletin richte und dadurch große Verluste an Geld und Arbeit erspare. Aus Memphis (Tennessee) wird gemeldet, der Transport von Waaren, die von Nässe oder Frost angegriffen werden, richte sich ganz nach dem Wetterberichte, und manchem Kaufmann seien auf diese Weise an einem Tage 200—300 Dollar erspart worden. Von Indianola (Texas) wird bezeugt, die Cultur des Zuckerrohres gehe mit den Wetterbulletins Hand in Hand.

Auch die Baumwollen-Districte des Südens wurden im Jahre 1881 in das Interesse des nationalen Wetterdienstes gezogen. Wer aber sollte die nöthigen Beobachtungen anstellen, aus denen das Wetterbureau in Washington die klimatischen Verhältnisse dieser südlichen Gegenden studiren und voraussagen könnte?

Militärische Stationen sind dort nur wenige vorhanden, und Privatbeobachter waren auf den ländlichen Pflanzungen nicht leicht zu finden, noch schwerer zu organisiren. Doch der praktische Sinn der Amerikaner wußte Rath. Der Chef des Wetterbureaus bittet die Eisenbahngesellschaften, ihren Bahnhof-Inspectoren in der ganzen Baumwollenzone die Beobachtung der Temperatur und Regenmenge als Amtspflicht aufzuerlegen und die Berichte täglich an gewisse Centralstationen zu telegraphiren, und zwar auf dem Geschäftswege, d. h. unentgeltlich. Dafür macht sich das Wetterbureau anheischig, Regenmesser, Maximum- und Minimum-Thermometer, Instrumentenkasten, Papier, Postkarten u. s. w. unentgeltlich an alle Stationen zu senden. Die Regierung befiehlt nicht, bietet den Eisenbahnbeamten keine Entschädigung an, ist aber von vornherein des freundlichsten Entgegenkommens versichert. Wollte eine Corporation in einem so gemeinnützigen Falle, betreffe er nun Volkswirthschaft oder Erziehungswesen oder Gesundheitspflege oder Wissenschaft oder irgend einen andern gemeinnützigen Zweck, eine Dienstleistung, die ihr keine positiven Auslagen veranlaßt, versagen, so würde sie die Verachtung des Volkes auf sich laden und sich selbst den größten Schaden zufügen. Thatsache ist, daß die Eisenbahnen des Südens mehr Stationen versprachen, als die Regierung ausrüsten konnte. Die nördliche Pacific-Bahn hat aus eigenem Antriebe die Errichtung und Erhaltung von zwei wichtigen Stationen

in Brainerd (Minnesota) und Fargo (Dakota) übernommen mit drei Wettertelegrammen für jeden Tag.

Die Errichtung von Heuschrecken-Stationen ist eine weitere menschenfreundliche Aufgabe, welche der Wetterdienst sich stellte. Dieselben wurden im Jahre 1881 in der Nähe des Felsengebirges, wo die Wanderheuschrecke haust, organisirt, nämlich in Nebraska, Wyoming, Colorado, Indiana, Texas, Dakota und Montana. Ihr Zweck ist, die Gewohnheiten dieser Insekten zu studiren und über deren Wiederkehr, Ausbreitung und Verheerung zu berichten. Als Beispiel wollen wir eine Heuschrecken-Warnung citiren, welche im Mai 1885 von Washington ausgegeben wurde. „Das Land wird dieses Jahr von zwei Heuschreckenarten, welche alle 17 bezw. alle 13 Jahre wiederkehren, heimgesucht werden, und zwar ist dieses seit 221 Jahren das erste Mal, daß sie gleichzeitig kommen. Der von ihnen zu erwartende Schaden wird nicht bedeutend sein und sich hauptsächlich auf Obstbäume erstrecken. Ihr Besuch wird bis in den späten Juli hinein dauern." Glücklicher Weise hatten diese Stationen seit ihrer Errichtung noch nie von großen Verwüstungen zu berichten.

Die verschiedenen Stationen haben endlich auch noch die Pflicht, bei ansteckenden Krankheiten über den Verlauf der Epidemie und die Sterblichkeit nach Washington zu berichten. Die Mannschaft wird deßhalb bei solchen Katastrophen nicht von ihren Posten abberufen, und sie hat sich das auch ohne Murren gefallen lassen, wie General Hazen anerkennend berichtet.

10. Bei dieser immer mehr anwachsenden Aufgabe konnte das Wetterbureau seine Aufmerksamkeit unmöglich den speciellen klimatischen Verhältnissen einzelner Distrikte zuwenden, hatte vielmehr sein Augenmerk auf die großen Zugstraßen der oceanischen Stürme, Frostwellen und Regenwolken zu richten. In Anerkennung dieser Unmöglichkeit richtete General Hazen am 11. April 1881 ein Rundschreiben an alle Staats-Gouverneure, in welchem er betont, daß besonders im Interesse der Landwirthschaft mehr detaillirte Beobachtungen und Studien über die localen Verhältnisse nothwendig seien, und daß diese am besten von jedem einzelnen Staate angestellt würden. Er fragt weiter an, welche Vorkehrungen für die klimatologische Statistik des Staates schon getroffen seien, und verspricht endlich die Mitwirkung des nationalen Wetterdienstes bei Errichtung der einzelnen Staatswetterdienste. Sämmtliche Gouverneure sprachen sich in ihrer Antwort sehr günstig über den Vorschlag aus, erklärten

aber, daß noch in keinem Staate, außer Iowa und Nevada, eine Geldsumme zu diesem Zwecke bestimmt, also eine eigene Gesetzgebung zur Errichtung dieser Wetterbureaux erfordert sei. Der Staats-Wetterdienst ist indessen in den folgenden Staaten organisirt worden: Iowa, Nevada, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Michigan, Nebraska, New-Jersey, Tennessee, California, Minnesota, Georgia, und im Jahre 1882 tagte bereits eine Versammlung der Indiana-Wetterbeobachter zu Indianopolis, wobei auch das nationale Wetterbureau durch einen Beamten vertreten war.

11. Noch in demselben Jahre 1881 eröffnete sich dem amerikanischen Wetterdienste eine neue, aber verhängnißvolle Thätigkeit im eisigen Norden. Es kam zwar schon früher vor, daß gelegentlich einer Nordpolfahrt auch ein Beobachter für Meteorologie in die Polargegenden gesandt wurde. So begleitete Friedrich Meyer, Sergeant des Signaldienstes, im Jahre 1871 den Capitän Hall auf dem Dampfer Polaris. Hall verließ New-York am 29. Juni, starb aber schon am 8. November. Am 15. October des folgenden Jahres 1872 wurde der Sergeant mit 18 Gefährten, zum Theile Eskimos, auf einer Eisscholle vom Schiffe getrennt, ohne dasselbe wieder zu erreichen. Mit Noth gelang es ihnen, ihr Leben zu retten; aber die werthvollen Aufzeichnungen der meteorologischen Beobachtungen von mehr als einem Jahre waren ein Raub der Wellen geworden.

Dießmal aber sollten eigentliche Stationen von längerer Dauer in den Eisgegenden errichtet werden. Schon längst war der unbekannte Fleck der Polargegenden auf den internationalen Wetterkarten ein Gegenstand des Bedauerns für die Meteorologen gewesen, und im Jahre 1875 hatte der bekannte österreichische Nordpolfahrer, Lieutenant Carl Weyprecht, vorgeschlagen, alle Nationen der Welt sollten sich vereinigen, um einen Beobachtungsgürtel um beide Pole der Erde zu schlingen. Im Jahre 1879 hatte sich auf dem Congreß zu Hamburg ein internationales Comité zur Untersuchung der Polargegenden gebildet, wozu auch General Myer seine Mithilfe versprochen hatte. Österreich-Ungarn, Dänemark, Finnland, England, Holland, Frankreich, Deutschland, Italien, Rußland, Schweden und Norwegen, die Argentinische Republik und die Vereinigten Staaten versprachen die Ausrüstung von 15 ein- oder dreijährigen Stationen rings um die beiden Pole, mit mehr als 40 Hilfsstationen in niedrigeren Breiten. Der Congreß von Washington beschloß am 1. Mai 1880 die Errichtung von zwei arktischen Stationen am östlichen und

westlichen Ende des Continentes, und drei Hilfsstationen. Die östliche, an der grönländischen Küste oder genauer in Lady-Franklin-Bay gelegene sollte die nördlichste des ganzen internationalen Gürtels sein. Ihre genaue Lage ist 81° 40′ N. und 64° 30′ W., also nur acht Grad vom Nordpol. Die westliche, an der Grenze von Asien liegende Station ist der nördlichste Punkt von Alaska mit dem Namen Point-Barrow, liegt aber zehn Grad tiefer als die erstere. Ihre Position ist 71° 27′ N. und 156° 15′ W.

Am 1. August des Jahres 1881 tagte in St. Petersburg eine Versammlung von bevollmächtigten Meteorologen, welche den Beobachtungsplan ausarbeiteten, der dann im Sommer des folgenden Jahres ausgeführt werden sollte. Die Lady-Franklin-Bay-Expedition war aber schon reisefertig, stach sogleich in See auf dem eisernen, zu diesem Zwecke stark gebauten „Proteus", und erreichte ihr Ziel am 11. Aug. 1881.

Diese Station zählte 24 Mann, worunter 8 dem Wetterdienste angehörten, die in Alaska aber nur 10 Mann, worunter 4 Wetterbeobachter. Ihr Zweck war nicht, wie bei früheren Expeditionen, die Erreichung des Nordpols, sondern stündliche oder zweistündliche Beobachtungen an Ort und Stelle über Meteorologie, Magnetismus, Ebbe und Fluth, Schwere, Meeresströmungen, Polarlichter, Erdbeben, Dämmerung und Ähnliches. Kaum zwei Jahre später aber beschloß der Congreß zu Washington, diese arktischen Stationen aufzugeben und die Mannschaften im Laufe des Jahres 1884 wieder zurückzurufen. Der unglückliche Ausgang der Expedition nach Lady-Franklin-Bay ist zu bekannt und liegt auch zu sehr außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung, als daß wir ihn beschreiben sollten. Er verdient aber hier eine Erwähnung wegen des Rückschlages, den er auf den Wetterdienst ausübte.

12. Die großen Kosten und Opfer dieser Expedition stimmten nicht nur die öffentliche Meinung in Europa und Amerika gegen die Nordpolfahrten, sondern kühlten auch den Enthusiasmus für den Nutzen meteorologischer Beobachtungen überhaupt ab. Die Kritik des Wetterdienstes, welche von Anfang an existirte, aber von der großen Popularität der neuen Einrichtung überstimmt wurde, fing an, lauter und schärfer zu werden. Der Wetterdienst, so hieß es, verschlinge für seine täglichen Telegramme und Publikationen ein enormes Geld, und doch seien die Wetterbulletins nicht zuverlässig. Deren Wahrscheinlichkeit war zwar in dreizehn Jahren von 70 auf 88 Procent gestiegen, so daß von 100 Anzeigen durchschnittlich nur noch 12 unrichtig waren. Allein die Fort-

schritte in der Wissenschaft der Meteorologie, d. h. in der Kenntniß der Gesetze, nach welchen die Stürme sich entwickeln und fortschreiten, die Temperatur sich ändert und Regen, Schnee oder Hagel sich bilden, und dergleichen, stehen auch nach dem Urtheile von Fachmännern mit dem Aufwande von Zeit, Geld und Mühe in einem ungünstigen Verhältnisse.

Nach diesem Umschlage in der öffentlichen Meinung konnte es auch nicht ausbleiben, daß dem Wetterdienste von der Regierung weniger Geld bewilligt wurde. Über die näheren Umstände der Herabsetzung des Budgets werden wir im folgenden Artikel bei Besprechung der Organisation des Wetterdienstes berichten. Hier sei nur erwähnt, daß in Folge dieses Geldmangels im Jahre 1883 nicht weniger als 118 Beobachtungsstationen, darunter 17 mit täglichen Telegrammen, und beinahe die Hälfte der militärischen Telegraphenlinien ganz aufgegeben wurden. Auch mehrere Signal-, Baumwollen- und Flußstationen wurden eingestellt, Pförtner, Assistenten und Drucker entlassen, die kostspieligen Wettercharten wurden spärlicher und die wichtigen Sturmwarnungen von Westindien liefen nur mehr theilweise ein. Der Chef des Signaldienstes betont diesen Rückgang in jedem seiner Jahresberichte an das Kriegsministerium; mit welchem Erfolge, wird die Zeit lehren.

Haben die obigen Zeilen den Leser mehr im Allgemeinen über die Existenz einer staatlichen Institution in Nordamerika belehrt, deren Zweck in dem Studium des Klimas und der Ankündigung von Stürmen und Überschwemmungen, Frost und Gewitter besteht, mit weitverzweigten Beobachtungs- und Warnungsstationen: so dürften nunmehr genauere Angaben über die innere Organisation, sowie über das Schaffen und Wirken dieser Institution am Platze sein. Diese zu geben, möge den folgenden Aufsätzen vorbehalten sein.

J. G. Hagen S. J.

Cardinal Schwarzenberg.

Ein Gedenkbild.

Cardinal Schwarzenberg ist am 6. April 1809 im fürstlichen Hause auf dem Mehlmarkt zu Wien geboren, und er starb ebendaselbst am 27. März dieses Jahres.

Nachdem er 49 Jahre den Hirtenstab geführt, legte er ihn in die Hand des ewigen Hohenpriesters zurück; nachdem er durch ein halbes Jahrhundert sich in den sorgenvollen Arbeiten des bischöflichen Amtes abgemüht, ward ihm die ewige Ruhe; nachdem er sein ganzes Leben freigebig und mildthätig gewesen, wie kaum ein Anderer, erlahmte erst im Tode die segenspendende Hand. Friedlich ging er hinüber und seine Werke mit ihm. Es bleibt aber den ungezählt Vielen, die ihn gekannt und geliebt, sein theures Gedächtniß werth wie ein heiliges Kleinod. Dieß einigermaßen zu erweisen, beabsichtigen die nachstehenden Zeilen.

Cardinal Schwarzenberg hat von dem Primatialsitz Deutschlands und dem des Königreichs Böhmen aus zwei große Diöcesen regiert; 43 Jahre lang gehörte er dem heiligen Collegium an und starb als der letzte der von Gregor XVI. ernannten Cardinäle. Dem Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts wird sein Name oft begegnen; denn in den großen Momenten unserer Zeit stand er immer auf seinem hohen Posten. Könnte es darum nur eine dankbare Aufgabe sein, seiner bischöflichen Thätigkeit nachzugehen, so dürfte dennoch von den zunächst Berufenen mit vollem Recht der richtige Augenblick für ein biographisches Denkmal als noch lange nicht gekommen erachtet werden, da die Ereignisse, die besprochen werden müßten, zwar der Kirchen- und Staatsgeschichte bereits angehören, doch aber eben erst von den Horizonten der Zeitgeschichte entschwunden sind. Cardinal Schwarzenberg ist jedoch nicht nur durch Geburt, Stellung und Verdienst eine hervorragende Erscheinung unter den Zeitgenossen gewesen, er war auch im edelsten Sinn des Wortes ein ungemein populärer Mann. Wer ihm jemals begegnet, der war um eine liebe Erinnerung reicher geworden, weßhalb in den weitesten Kreisen mit warmer Verehrung von ihm gesprochen wurde. Das hat der eigenartige Zauber seiner Persönlichkeit be-

wirkt. Und da es uns nun gegeben war, von dem günstigen Standpunkt häufigen privaten Verkehres dieselbe beobachten zu können und von früher Jugend auf sie bewundern zu lernen, meinen wir annehmen zu dürfen, daß unsere Leser einverstanden sind, wenn wir den edlen Charakter des hohen Herrn in diesen Blättern zu zeichnen versuchen. Es ist also nicht unsere Absicht, von der öffentlichen Thätigkeit des Herrn Cardinals nach ihrer kirchlichen und politischen Seite hin zu sprechen, sondern lediglich ein anspruchsloses Gedenkbild zu entwerfen. So haben wir denn persönlichen Erinnerungen nachgehangen, und was sie uns berichtet, zum Kranze zu winden gesucht. Ehrendes Wohlwollen hat einen blüthenreichen Zweig dazu gespendet [1], biographische Skizzen und Nekrologe Manches geboten. Möchte nicht Alles in unserer Hand welk geworden sein, vielmehr Theil haben an der Unverwelklichkeit der Liebe, mit der wir unser kleines Gewinde an der Gruft niederlegen, die der Edelsten einen aufnahm und birgt.

Fürst Friedrich zu Schwarzenberg verbrachte seine Jugendjahre in Wien und auf den fürstlichen Schlössern im südlichen Böhmen. Auf steil ansteigenden Pfaden wollte ihn die Vorsehung zur erzbischöflichen Würde führen, und den Oberhirten von Salzburg dann nach den Gefilden seiner engeren Heimath geleiten. Im November 1826 begann er juridische Studien an der Wiener Universität, die er schon nach einem Jahr mit theologischen vertauschte. Nach drei Jahren an der erzbischöflichen Lehranstalt zu Salzburg ließ er sich für das vierte theologische Studienjahr in das Wiener Seminar aufnehmen, das unter der ausgezeichneten Leitung des nachmaligen Weihbischofs Zenner stand. Im März 1830 hatte er, noch in Salzburg, die niederen Weihen empfangen und war etwa acht Tage später zum Domicellar-Canonicus am dortigen Metropolitan-Capitel ernannt worden. Nun, da die theologischen Studien, die dem Empfang der Priesterweihe vorausgehen, abgeschlossen waren, setzte er sie noch zwei weitere Jahre fort, den Doctorgrad zu erlangen. Am 25. Juli 1833 wurde er in Salzburg von seinem väterlichen Freunde, dem Erzbischof Gruber, zum Priester geweiht und brachte am 4. August das erste heilige Meßopfer dar; es geschah in Krummau, dem altehrwürdigen

[1] Es gereicht uns zu hoher Freude, daß dieser gütige Beitrag uns von Schloß Hirschberg in Böhmen zukam, wo der Herr Cardinal wiederholt Tage wohlthuender Erholung zugebracht. Es muß uns darum gestattet sein, Ihrer Excellenz der Frau Gräfin von Waldstein geb. Prinzessin zu Schwarzenberg hier unsern verbindlichsten Dank zu sagen.

Familiensitz, nach dem das durchlauchtige Haus den Herzogstitel führt, „wo die Rosenberge einst gleich Königen geherrscht und von dort aus mehr als einmal das Schicksal Böhmens entschieden“ [1], wo „heute noch“, wie gleichfalls der um die Familiengeschichte hochverdiente fürstliche Archivar Berger mittheilt [2], „so manche romantische Sage mit poetischen Geisterschwingen Thurm und Mauern umkreist“. Bald kehrte er nach Salzburg zurück, und widmete sich als Cooperator an der Dompfarre mit Eifer und Liebe den Arbeiten der Seelsorge. Am 28. Juni 1835 starb Erzbischof Gruber; am 23. September versammelte sich das Metropolitan-Capitel zur Wahl eines Nachfolgers. Von 14 Stimmen fielen 12 auf den 26jährigen Cooperator Fürsten Friedrich zu Schwarzenberg. Im darauffolgenden Jahr wurde er am 1. Februar präconisirt, am 1. Mai zum Bischof geweiht. 1842 ernannte ihn Gregor XVI. zum Cardinal, 1849 der Kaiser zum Erzbischof von Prag; nur der ausdrücklichste Wunsch des Papstes vermochte ihn, die ihm anvertraute und angetraute Diöcese zu verlassen. Bei der Würzburger Bischofsversammlung von 1848 führte er das Ehrenpräsidium; die Acten der Conferenzen des österreichischen Episkopates in den Jahren 1849, 1856, 1868 und 1885 tragen an erster Stelle seine Unterschrift. Im Jahre 1860 wurde nach 225 Jahren in Prag wieder ein Provinzialconcil gefeiert und im Jahre 1863 eine Diöcesansynode gehalten. Wie er aber über die Grenzen seiner Diöcese und seines Vaterlandes hinaus an den Reichsangelegenheiten des unbegrenzten Reiches Christi Antheil nahm, zeigen seine Besuche in der Hauptstadt desselben. Die Dogmatisation der unbefleckten Empfängniß Mariä sah ihn in Rom, sodann die Canonisation der japanesischen Martyrer (1862) und 19 Jahre später nochmals eine Heiligsprechung, deßgleichen das Bischofsjubiläum Pius' IX. Auf dem vaticanischen Concil hat er mit dem Freimuth, den er als Kirchenfürst für sich in Anspruch nahm, seine Meinung gesagt, und hat ihr entsagt mit der Demuth, die nur lebendiges Christenthum begreift und würdigt, kennt und übt. Von den Verhandlungen des Conclave, in dem Leo XIII. gewählt wurde, konnte er sagen: „quorum pars magna fui“, und durfte als Pro-Camerlengo die Hand Leo's XIII. mit dem Fischerring schmücken.

Es genügen uns diese flüchtigen Züge, mit denen wir den äußeren Lebensgang des hohen Heimgegangenen in seinen Hauptereignissen skizziren,

---

[1] Fürst Felix zu Schwarzenberg, k. k. Ministerpräsident &c., von A. F. Berger. Zweite Ausgabe. S. 159. [2] A. a. O. S. 157.

da, wie wir bereits bemerkt haben, er selbst, seine unvergeßliche Persönlichkeit, den ausschließlichen Vorwurf der folgenden Zeilen bildet.

Wer immer es vermag, sich christliche Gedanken über Menschenschicksale und Berufswege zu machen, dem wird es eine stille Freude bereiten, Gottes Vorsehung darin aufzusuchen; zu sehen, wie sie dem Einzelnen mit Segnungen zuvorkommt, mit Segnungen ihn geleitet und belohnt, in Segnungen Alles wandelt und überall waltet in Segnung. Handelt es sich dann um Lebenswege, die plötzlich oder allmählich von der breiten Heerstraße des Weltgetriebes ablenkten, zu heiligen Höhen sich hoben, so wird man überaus häufig in der Nähe eines solchen Wendepunktes ein Ereigniß finden, das in irgend einer Weise offenbar werden läßt, wie alles Irdische mit einem Mal zu Nichts wird. Wohl ist es die wehevollste Lebenserfahrung um das unerbittliche Dahinsterben, das erbarmungslose Dahinschwinden von Allem, was unerfahrener Sinn für unvergänglich hält, was die übermüthige Kraft jugendlicher Liebe festhalten zu können wähnt; aber eben solches Leid kann die Vorsehung in Erbarmung verhängen, da sie gewiß ist, es heilen zu können durch die segensreiche Einsicht: „Vanitatum vanitas".

Ein Ereigniß solcher Art finden wir auch im Jugendleben des hochseligen Herrn Cardinals; oft hat er es selbst mit seinem geistlichen Beruf in nahe Verbindung gebracht. Nicht machtvoll erschütternd und gewaltig war es; für ihn genügte, daß Gottes Mahnen wie leises Säuseln der Luft an ihm vorbeizog, daß Gottes Ruf in einem ahnungsvollen Gedanken ihm entgegentrat.

Ein alter Freund des fürstlichen Hauses war gestorben. Von Vielen um liebenswürdiger Eigenschaften willen geschätzt, durch vertraulichen Umgang geehrt, hatte er es doch versäumt, seine Lebenskraft in einem Berufe zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen einzusetzen. Kaum gestorben, schien er bereits vergessen. Da er bestattet wurde, folgte fast Niemand der Bahre.

Nicht ohne Grund hat ein ebenso talentvoller als gottloser Philosoph behauptet[1], bei den endlosen Reihen leerer Wagen, die sich heute zu Begräbnissen einfinden, käme es darauf hinaus, daß ein Verblichener von sämmtlichen Kutschern der Stadt zu Grabe geleitet werde. Es war damals noch nicht Brauch, in solcher Weise öffentliche Theilnahme zur Aufführung zu bringen; es pflegten nur die nächsten Verwandten das zu

[1] Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, Bd. I. S. 436.

thun, was bezeichnend genug das Erweisen der letzten Ehre heißt. Da jener Herr weder verheirathet gewesen war, noch nahe Angehörige besessen hatte, geschah es, daß der eben noch von der Gunst der großen Welt Ausgezeichnete ohne Thränen, ohne Klage, ohne Theilnahme zum Kirchhof getragen wurde; es schien, als hätte ihn Niemand gekannt. Der junge Fürst Friedrich war Zeuge hiervon; der kahle Leichenzug weckte tiefernste Gedanken. In heller Klarheit erfaßte er, daß tändelnde Liebenswürdigkeit, daß die Reize auch der edelsten, geistvollsten Geselligkeit kein genügendes Lebensziel darstellen, daß ohne ernste Arbeit ein Leben verloren ist, daß ein Mann, dessen Tod keine Lücke reißt, seine Lebenskraft nicht ausgewerthet hat. Und da erhob sich denn in ihm jener ahnungsvolle Gedanke, der ihn dem Priesterthum entgegentrug; er fühlte sich getrieben, so sagte er später, einen Stand zu wählen, in dem er Vielen ein Vater werden könne.

Wie der Ernst göttlicher Führung, so zeigt sich hierin auch deren Milde: die Milde, die sich den Naturanlagen anschmiegt, die des Herzens Besonderheit benützt, um vermittelst derselben ihre Ziele zu erreichen. Gott hatte dem jungen Prinzen, der Zeuge jenes Begräbnisses war, ein überaus liebefähiges Gemüth gegeben. In der Sprache Seuse's, für die unsere Zeit lange nicht mehr edel genug ist, müßte es heißen: ein minnereich Herz, und mit solch minnereichem Herzen das Bedürfniß, wohlzuthun. Daher begriff er denn schnell, daß der Mann, dessen Tod keinem Herzen eine Wunde schlägt, mit dem Reichthum des eigenen nicht freigebig genug gewesen sein müsse, nicht gewuchert habe mit seinen Talenten. Darum mochte er wohl empfänglich sein für die stille, innere Aufforderung, sein Leben demjenigen nachzugestalten und zu weihen, dessen Vorüberwandeln allüberall Spuren des Wohlthuns zurückließ, und dieser war es ja, der um ihn warb in solchem Wunsche. Was er von Gottes Gnade gedrängt als Jüngling wünschte, das hat er mit Gottes Gnade in seinem langen Leben erreicht, fürwahr in reichem und vollem Maße erreicht.

Es war auch ein Leichenzug, der sich in Prag am 1. April dieses Jahres auf der Höhe des Hradschin zum hohen Dome bewegte. Zu Füßen der königlichen Anhöhe liegt die weite Stadt. Sie war in dichten Morgennebel gehüllt, als hätte sie ein Bahrtuch über sich ausbreiten wollen. Der hundertstimmige Grabgesang der Glocken klang empor vom hundertthürmigen Prag, und ungezählt Viele blickten voll Wehmuth zum erzbischöflichen Palast, der leer, nach der Gruft im Dome hin, die offen stand. Stadt und Land trauerten um den Oberhirten wie um einen

Vater. Die Armen gedachten mit Thränen seiner väterlichen Huld und Güte, die Reichen mit Rührung seines väterlichen Mahnens und Beispiels, die Laien seiner väterlichen Sorge. Die Priesterschaft — ja die zumal hatte allen Grund, um ihn wie um einen Vater zu weinen. Wie viele der hochwürdigsten Herren Bischöfe, die anwesend waren, hat seine hohepriesterliche Handauflegung in den Stand eingereiht, der wie kein anderer Anlaß ist, Vielen ein Vater zu werden; wie viele der anwesenden Priester hat die von ihm gespendete Weihe mit Freuden beschenkt, die kein Menschenwort ausspricht, mit einem Adel umkleidet, den kein Menschengedanke aus- und zu Ende denkt! Daher denn die Anwesenden sich nicht zu einer Trauerceremonie versammelten, sondern von eigenem Leid ergriffen sich einfanden; war ihnen doch Allen, als hätten sie einen persönlichen Verlust erlitten. Wer immer sich an ihn wenden durfte, der war ja beschenkt von dannen gegangen, beschenkt mit einem Eindruck voll Hoheit und Reinheit, oder einem Wort entgegenkommender Liebe. Hätten die Leidtragenden sich über ihn aussprechen dürfen, dann hätte der eine die liebenswürdige Feinheit seines Verkehrs und seine verbindliche Anmuth gepriesen, ein anderer die krystallreine Innigkeit und Frömmigkeit seines Herzens gerühmt, oder sein freimüthig ritterlich Wesen, oder die heitere Leutseligkeit seines Charakters. Es sind dieß Stimmen aus den Nekrologen, mit denen die öffentliche Meinung ihn zu Grabe geleitet, und auch da mußte man ähnlich sprechen, wo man, weil Christo völlig entfremdet, längst alles echten Verständnisses für den Bischof und Priester bar ist. Wollen wir uns anheischig machen, bei solchem Reichthum vortrefflicher Eigenschaften das Richtige hervorzuheben, den Grundzug des Wesens zu zeichnen, dem wie ihrer Wurzel jene entwuchsen? So schwierig ist es wohl nicht. Wir meinen schwerlich Widerspruch zu erfahren, wenn wir sagen, der Grundton seines Charakters sei eine ganz eigenartige Mischung von Würde und von Anmuth gewesen, eine so lebensvolle Vereinigung von unnachahmlicher Majestät mit bezaubernder Liebenswürdigkeit, wie man sie wohl selten antreffen mag. Denn zumeist entfalten sich diese Eigenschaften auf Kosten von einander. Die Herablassung würdevoller Umgangsformen ist nur allzu leicht als eigentliche Herablassung niederdrückend, selten wahrhaft erhebend, noch seltener gewinnend und anziehend. Die Wärme wahrer, herzlicher Liebenswürdigkeit vergibt sich leicht ein Kleines und hat den Schatten geminderter Autorität im Gefolge. Keines von Beiden war beim Cardinal Schwarzenberg der Fall. Und daß sich Hoheit und Herzensgüte in ihm also durchdrangen, war ihm

so natürlich, ohne die Spur von etwas Erkünsteltem zu Gunsten der Erhabenheit, ohne den leisesten Hauch von profan-weltlichem Wesen zu Gunsten der Anmuth. Dieser Grundzug seines Charakters erklärt die beispiellosen Erfolge seines bloßen Erscheinens; er verklärte sich wie in himmlischem Lichte im Dienst des Heiligthums.

Majestätische Haltung erweckt wohl Ehrfurcht und Bewunderung; kommt aber herzensechte Liebenswürdigkeit dazu, dann wird nicht nur unsere Bewunderung gewonnen, sondern auch unsere Begeisterung geweckt. Ohne sie zu suchen, ohne danach zu verlangen, fand der Cardinal solche begeisterte, liebevolle, fast enthusiastische Bewunderung, sowohl in seinen Diöcesen als außerhalb derselben: sie ward dem 27jährigen Kirchenfürsten nicht minder als dem im Dienste Christi ergrauten Cardinal. Zum Beweise theilen wir einen Privatbrief mit[1], der das im Leben des Cardinals so bedeutungsvolle Datum trägt: „Salzburg, den 24. September 1835“; Tags zuvor war er ja zum Erzbischof gewählt worden.

„Das waren drei Tage voll lebhafter Bewegung und großartiger Scenen, was in Salzburg sehr ungewöhnlich ist. Du hast gehört, daß Rudolph Kinsky als kaiserlicher Commissär zur Wahl des Erzbischofs hierhin geschickt und daß Fürst Schwarzenberg gewählt wurde. Es herrscht allgemeiner Jubel darüber. Ich muß dir das aber im Einzelnen erzählen.“ Nachdem die Briefstellerin den Einzug des genannten Fürsten Kinsky, der damals kaiserlicher Statthalter in Oberösterreich war, beschrieben, fährt sie fort: „Gestern war denn der große Tag, dem die guten Salzburger in Ungeduld entgegensahen. Man versammelte sich um 8 Uhr in der Cathedrale zur Heiligen-Geist-Messe, in welcher die Canonici die heilige Communion empfingen. Hierauf begab man sich in die Kapelle des hl. Rupert, um zur Wahl zu schreiten, während der kaiserliche Commissär sich in das Haus des Dompropstes verfügte, dort dem Ausgang des Conclave entgegenzusehen. Auch wir verließen die Kirche, um besser sehen und hören zu können, was sich zutrug. Nach anderthalb Stunden der Erwartung erschienen zwei Domcapitulare, die dem kaiserlichen Commissär das Wahlresultat mitzutheilen entsendet waren. Sie geleiteten ihn zur Kirche zurück, damit er den neuen Erzbischof beglückwünschen könne. Auch wir eilten in den Dom. Bald bestieg der Dompfarrer die Kanzel und verkündigte: ‚Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, der verwaisten Kirche der Diöcese Salzburg einen Oberhirten zu geben in der Person des Hochwürdigsten und Durchlauchtigen Herrn Friedrich Joseph, Fürsten zu Schwarzenberg‘ u. s. w. Alles lauschte in lebhafter Spannung; aber schon beim Wort ‚des Durchlauchtigen‘ brach die allgemeine Freude sich Bahn. Ich kann dir nicht sagen, wie rührend das war. Viele weinten. Man rief sogar ‚Vivat‘

[1] Gräfin Luise Clam-Martinic an ihre Nichte, J. Exc. Frau Gräfin Leo Thun. Das Original ist in französischer Sprache geschrieben.

und klatschte Beifall. Die guten Leute schienen außer sich vor Freude. Bald darauf kam der feierliche Zug heran. Der neue Erzbischof ging zur Seite des kaiserlichen Commissärs. Wohl sah man, daß er sehr bewegt war, allein er trug einen bewundernswerthen Ausdruck von Demuth und Ergebung. Es wurde das Te Deum gesungen, dann verließ man die Kirche. Beim Austritt aus derselben erneute Acclamationen, freudiges Vivat. Wer ihm nahen konnte, küßte ihm die Hand. Er fuhr mit Fürst Kinsky zum Chiemsee-Hof, die Glückwünsche der Behörden entgegenzunehmen, sodann nach Haus. Bald suchte Prinzessin Lori ihn auf [1]. Dieses Wiedersehen muß ergreifend gewesen sein. Bis dahin hatte er sich in Ruhe zu beherrschen vermocht, nun überkam ihn tiefe Rührung. . . Nach Tisch waren wir bei Prinzessin Lori in Aigen. Der Fürst und Erzbischof kam bald nach uns. Man hatte in aller Eile einen Triumphbogen errichtet. Die Bauern waren ihm zu Pferde entgegengezogen. Abends war städtisches Concert und Beleuchtung des ‚Stein', des Platzes, den er passiren muß. . . Heute am Fest des hl. Rupert, des hiesigen Patrons, forderte der Prediger zu Gebeten für den neuen Hirten auf. Jedermann thut dieß freudigen Herzens. Man muß hoffen, daß Gott ihn erleuchten und stärken werde und so sich dießmal das alte Wort bewahrheite: ‚Vox populi vox Dei.'"

Nicht bloß die guten Salzburger hat Cardinal Schwarzenberg also erobert, nach der Redeweise der Welt feierte er überaus oft solche Triumphe. Im December des Jahres 1841 reiste er zum ersten Mal nach Rom; eine Reise ad limina ist damals eine That gewesen. Am Weihnachtsfeste wollte er, eben erst angekommen, als einfacher Priester gekleidet, der Hochmesse des Papstes in St. Peter beiwohnen. Er stand unter dem Volk, in den ersten Reihen. Gregor XVI. hatte die Sedia gestatoria verlassen und schritt segnend durch die Menge. Plötzlich ging er in der ihm eigenen stürmischen Lebendigkeit auf unsern Erzbischof zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und begrüßte ihn in lebhafter Freude und Zufriedenheit ob seines Kommens. Der also Erkannte war tief ergriffen; er flüchtete sich in eine entlegene Kapelle, „um sich auszuweinen", wie er später sagte. Nach der ersten Audienz rief Gregor XVI.: „Questo mi pare un s. Luigi di Gonzaga!" und soll gleich die nöthigen Schritte zur Cardinalspromotion gethan haben, die in Rom stets als Motu proprio Gregors angesehen wurde. Sie erfolgte bereits nach vier Wochen im Consistorium vom 24. Januar 1842. Wie er die Freundschaft des Papstes gewann, so bezauberte er die Römer dergestalt, daß man noch

[1] Prinzessin Eleonore, Schwester Sr. Durchlaucht des Fürsten Joseph, Vaters weiland Sr. Eminenz des Cardinals. Nach dem Tode seiner Mutter (1810) hatte sie an ihm und seinen Geschwistern Mutterstelle vertreten.

Jahre lang von der herrlichen Erscheinung des jungen Prälaten sprach und förmlich für ihn schwärmte.

Ganz ähnlich ging es im Jahre 1848 bei Gelegenheit der berühmten Würzburger Bischofsconferenz, „wo der Keim zu allem gelegt wurde, was seither die Kirche in Deutschland geleistet und erstritten hat“[1]. Die Einladungen des Kölner Erzbischofs von Geissel ergingen am 1. October[2]. Die Antwort des Cardinals[3] zeigt wohl, daß er „mit großer Liebe auf die Sache einging“, wie Diepenbrock an Geissel schrieb[4]. Cardinal Schwarzenberg befand sich auf einer canonischen Visitation im Tiroler Antheil seiner Diöcese, und so erreichte ihn erst am 13. October Erzbischof Geissels Einladungsschreiben. Zwar konnte der Cardinal zum 21. October sein Erscheinen nicht zusagen; denn er hatte, immer zur Hilfe bereit, seinem Nachbar, dem greisen Linzer Bischof, versprochen, in dessen Diöcese vom 22. bis zum 26. October das Sacrament der Firmung zu spenden. Nachdem er dieses dem Kölner Erzbischof mitgetheilt, fährt er fort: „Sobald dieses mein Wort gelöst sein wird, werde ich nach Würzburg eilen, um doch noch vor Ende dieses Monates dort einzutreffen, wenn nicht die auf der äußersten Spitze stehende politische Krisis der österreichischen Monarchie mir bis dahin eine Entfernung von meinem Bischofssitze ganz unthunlich machen sollte.“ Erzbischof Geissel hatte den Cardinal nicht nur dringend ersucht, persönlich zu erscheinen, sondern ihn auch gebeten, den Vorsitz zu übernehmen. Hierauf antwortete der Letztere mit dem Hinweis auf die Unmöglichkeit, zum angesetzten Termine anwesend zu sein: „Bei diesen Umständen, und noch mehr bei meiner Unkenntniß der kirchlichen Verhältnisse im nicht österreichischen Deutschland, muß ich die mit dem Präsidium einer Synodalconferenz verbundene Geschäftsleitung entschieden ablehnen und glaube, daß dieselbe einem durch Stimmenmehrheit von den Versammelten Gewählten zu übertragen wäre.“ In der ersten Sitzung wurde v. Geissel mit dem Präsidium betraut; in der 16. Sitzung am 2. November, der ersten, an der Cardinal Schwarzenberg theilnahm, lehnte dieser noch einmal das ihm für den Fall des Eintreffens vorbehaltene Präsidium ab, und nahm nur das ihm von den hochwürdigsten Herren Bischöfen angebotene Ehrenpräsidium an, das er bis zum Schluß der Versammlung führte[5].

---

[1] P. Schneemann, Fürstbischof Förster auf der Würzburger Bischofs-Versammlung. In dieser Zeitschrift Bd. XVI. S. 23.

[2] Dumont, Schriften und Reden von Johann Cardinal von Geissel. Bd. I. S. 172. [3] In der Coll. Lac. Bd. V. Col. 998. [4] A. a. O. Col. 999.

[5] Vgl. die Sitzungsprotokolle in der Coll. Lac. Bd. V. Col. 1048.

Am Morgen des Allerheiligenfestes war er inmitten des Episkopates im Dome erschienen. Hören wir einen Augenzeugen hierüber berichten. Legationsrath Dr. Moritz Lieber[1], der, mit Hofrath Dr. Buß und Professor Phillips von den hochwürdigsten Herren zur Theilnahme an den Berathungen eingeladen, durch die Abfassung der ausgezeichneten „Denkschrift der Bischöfe Deutschlands“ sich hohe Verdienste erwarb, schrieb von Würzburg wie folgt[2]: „Es war ein imposanter, schwer zu beschreibender Eindruck, als die hohe, herrliche, jugendlich kräftige Gestalt des Cardinals, an der jeder Zoll ein Fürst ist, unter Vortritt der gesammten ministrirenden Geistlichkeit und des hiesigen Bischofs mit seinem ganzen Capitel, im rothen Barett und Talar die weiten, von einer dichtgedrängten Masse der Gläubigen erfüllten Hallen der Cathedrale durchschritt, das Pontificalamt unter feierlicher Assistenz der sämmtlichen Erzbischöfe (4), Bischöfe (19) und bischöflichen Mandatare und unter Aufführung einer sehr schönen musikalischen Messe celebrirte, und dann unter dem gleichen Cortège, nach beiden Seiten den Segen spendend, die Domkirche verließ, um sich in das bischöfliche Palais zu begeben, wo Se. Eminenz die Aufwartung von sämmtlichen Prälaten empfing.“ In einem „Würzburg den 12. November 1848“ datirten Brief erwähnt Dr. Lieber wiederum des Cardinals: „Am Donnerstag große und erhebende Festlichkeit. Um 10 Uhr solenner Gottesdienst unter Assistenz des Episkopates in der herrlichen gothischen Marienkirche. . . . Um 12 Uhr im Theatersaale an sechs langen Tafeln Speisung von 300 Armen, denen auch sämmtliches Tischgeräth als Eigenthum belassen wurde, unter fröhlicher Musikbegleitung, während die Reverendissimi auf's Leutseligste zwischen den Tischen herumwandelnd mit den Armen sich unterhielten, Schüsseln reichten, Speisen den Einzelnen auf die Teller besorgten: die Scene möchte ich euch ausmalen. Ansprache zweier armer Mädchen an den Aller Augen und Herzen fesselnden Cardinal, und herzlich gemüthlich-christliche Antwort desselben im Namen der Bischöfe.“ Daß Dr. Lieber der öffentlichen Meinung hiermit Ausdruck lieh, und nicht nur persönlicher Sympathie, bezeugen die Journale. In der „Augsburger Postzeitung“ konnte man damals lesen: „Der Cardinal, eine höchst einnehmende jugendkräftige Gestalt mit wundervoller fürstlicher Haltung, ist eine in jeder Beziehung aus-

---

[1] Vgl. Weihbischof Dr. Baudri, Der Erzbischof von Köln Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit. Köln 1881. S. 117.

[2] Coll. Lac. a. a. O. 1127.

gezeichnete Erscheinung, die des tiefsten Eindruckes auf die Gemüther der ungemein zahlreich versammelten Gläubigen nicht verfehlte."

Zwei Jahre nach dieser segensreichen Versammlung hatte der Cardinal auf den ausdrücklichen Wunsch des Papstes den Primatialsitz Deutschlands mit dem des Königreichs Böhmen vertauscht. Wie die liebevolle Begeisterung der Salzburger ihn voll hohen Vertrauens vom erzbischöflichen Throne Besitz ergreifen ließ, so erschwerte ihm deren aufrichtige Trauer das Scheiden. Eine Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" aus Salzburg vom 8. August 1850 [1] mag zeigen, wie die Liebe der Diöcesanen, die dem jugendlichen Hirten zugejubelt, ihm immer treu blieb. „Eine ungeheure Menschenmenge," heißt es da, „war zugeströmt, um den geliebten Kirchenfürsten noch einmal zu sehen, ihm noch den letzten Scheidegruß zuzuwinken. Abschiedsreden von den Kleinen gehalten und Blumensträuße von Kinderhand dargereicht waren die letzten Liebeszeichen, die dem Scheidenden geboten wurden. . . Als um 10 Uhr die große Domglocke das Zeichen gab, daß nunmehr der Cardinal den Reisewagen besteige und . . . der allgeliebte Kirchenfürst segnend und tiefbewegt abfuhr, da blieb kein Auge thränenleer." Viele, die sich dem großen Geleite anschließen wollten, mußten nur darum zurückbleiben, weil „in der ganzen Stadt und weiten Umgegend schon seit zwei Tagen kein Pferd mehr zu haben war". „Unsere wärmsten Wünsche für ungetrübtes Wohlergehen," so schließt der Correspondent, „begleiten den theuern Scheidenden, den frommen Kirchenfürsten, den edlen Menschenfreund, den Vater der Armen." Allein mochten auch die Salzburger ihm nachsingen: „Gehörst doch uns", er gehörte fortan seinem engern Heimathlande an, und ihm die Herzen seiner alten Landsleute und neuen Diöcesanen.

So wurde sein Kommen in Salzburg herzlich begrüßt und sein Scheiden mit Thränen beklagt. Ebenso ging es in Böhmen. Der Empfang

---

[1] Allg. Ztg., Beilage zu Nr. 225 vom 13. August 1850, S. 3597. Die erste und letzte Strophe der Abschieds-Cantate, die vorgetragen wurde, sind, wenn auch nicht formvollendet, doch überaus gemüthvoll und herzlich:

Dich rief der Herr,
Zu weiden seine Heerde,
Und Jubel scholl durch Berg und Thal
Allüberall.
Dich ruft der Herr,
Daß Größeres dir werde,
Ein weites Feld für seine Saat
In Wort und That.

Gehörst doch uns!
Dein Name wird bestehen,
So lang ein Berg noch ragt in's Blau
Im Salzachgau.
So lebe wohl
Auf's frohe Wiedersehen,
Bis einst uns nichts mehr trennen soll.
O lebe wohl!

war ein hochfestlicher; da es aber in diesem Jahre hieß, daß er seiner Diöcese entrissen sei, da ging nur eine Klage durch alle Gaue des Landes. Wir bleiben unserem Vorsatz treu, dem künftigen Biographen nicht vorgreifen zu wollen, und schweigen darum von der außerordentlich umfassenden Thätigkeit, die auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens, der christlichen Kunst, der charitativen Werke seine Regierungsweisheit bekundete. Nur an zwei Ereignisse wollen wir erinnern, die seine Popularität offenbarten: das Jubiläum von 1875, da er 25 Jahre lang Erzbischof von Prag gewesen war, und seine Secundizfeier im Jahre 1883.

Kärglich erntet, wer spärlich säet. Wessen Aussaat aber in Freigebigkeit geschieht und in Segnungen, dessen Ernte wird auch reich und gesegnet sein. An den genannten zwei Festtagen konnte der Cardinal von seiner einsamen Höhe auf dem Hradschin hinblicken über die weite Erzdiöcese. Er war wahrlich nicht karg gewesen mit allem, was er hatte, zumal nicht mit dem Reichthum seines edlen Herzens. In dem ausgedehnten Fruchtfeld bischöflicher und priesterlicher Thätigkeit hatte er ein Viertel- und ein halbes Jahrhundert lang Wohlthat um Wohlthat ausgesäet, war er ungezählt Vielen ein Vater geworden. Und nun kamen seine Kinder von allen Seiten und brachten Garben herbei, die Garben aufrichtiger Ergebenheit und Liebe. Da ging es denn nicht nur zu, wie es eben bei den Jubiläen hoher Herren zu gehen pflegt: Serenade und Fackelzug, Gratulationsauffahrt und Festgeschenke, Deputation auf Deputation, Ansprache um Ansprache, Glück- und Segenswünsche in mancherlei Formen mit einerlei Inhalt — mehr als das; es lag ein so sanfter Ton herzlicher Freude auf diesen schönen Friedensbildern, die inmitten nationalen Zwistes ein wohlthuender Anblick waren, von all den politischen Kämpfen wie stille Idyllen sich abhoben. Waren und sind auch die Bewohner eines Landes, die Träger einer Geschichte, die Kinder eines Vaters im nationalen Streite „feindliche Brüder": galt es, dem Cardinal eine Huldigung darzubringen, da waren die Edlen unter ihnen Eins. Czechische Blätter feierten den Primas des Landes in Wort und Bild[1], und auch deutsch-liberale Journale gab es, die sich der allgemeinen Freude anschlossen. Im Jahre 1883 schrieb ein solches[2]: „Dieser hochgeborene Kirchenfürst steht als leuchtendes Beispiel da für den Wandel des Klerus. Keiner der harten und aufreibenden Obliegenheiten seines Amtes entzieht

---

[1] Světozor 1875, Nr. 34.

[2] Citirt in der „Germania" vom 16. August 1883. (Zweites Blatt. Correspondenz aus Prag.)

er sich je; seine eherne Ausdauer auf den beschwerlichen Firmungs- und Visitationsreisen bei den anstrengendsten kirchlichen Functionen ist geeignet, den jüngsten Priester zu beschämen, und Niemand kann es ernster und heiliger nehmen mit der Verantwortlichkeit des kirchlichen Hirtenamtes, als er, der im Kriegsjahr 1866 fest auf seinem Platz geblieben ist und allen seinen Einfluß eingesetzt hat zur Erwirkung des mildesten Schicksals für Prag. Wir stimmen mit den Gegnern unseres Volksstammes überein in der Anerkennung, daß selten ein würdigerer und edlerer Priester und Bischof auf dem Sitz des hl. Adalbert thronte, als der gegenwärtige Fürst-Erzbischof Cardinal Schwarzenberg."

Will man derlei Kundgebungen in ihrer ganzen Bedeutung ermessen, so muß dieses erwogen werden. Nicht nach der Weltanschauung scheiden sich dort die Geister; die Bewohner Böhmens und Österreichs gehen zumeist nach Sprache und Blut in nationale und politische Parteien auseinander. Nicht also wie in der übrigen Welt ist es der Grundgegensatz zwischen kirchlicher Gesinnung, Ultramontanismus genannt, vielleicht weil es derer so viele gibt, die eine solche Macht über alle Berge wünschen — und unkirchlicher Gesinnung, vielfach Liberalismus geheißen, wahrscheinlich weil sie in ihren echtesten Resultaten das Gegentheil von Freiheit zu Tage fördert; nicht ist es dort der Grundgegensatz zwischen christlicher Weltanschauung und unchristlicher Lebensansicht, nicht Theismus und Atheismus, die sich im öffentlichen Leben als die eigentlichen Feinde gegenüberstehen; man trennt und vereint sich nicht nach den offenbaren Consequenzen dieser Standpunkte auf ethischem und staatsrechtlichem Gebiet, wie sie den Männern des Gedankens durchsichtig sind und zweifellos, sondern nach nationaler Abstammung und nationalen Sympathien und politischen Forderungen. Daraus erklärt sich die sonderbare Erscheinung, daß politische Freunde häufig durch die unüberbrückbare Kluft verschiedener Weltanschauung getrennt sind, daß sie kaum anders als in einzelnen concret gestellten Forderungen gewissermaßen zufällig übereinstimmen, da der diametrale Gegensatz zu Tage treten muß, sobald es sich um den klaren Beweis für die principielle Berechtigung solcher Forderung handelt. Aus derselben Ursache erklärt sich darum, daß Leute als politische Feinde sich befehden, die im Letzten und Wichtigsten, in der Weltanschauung, wie sie in den religiösen Überzeugungen gipfelt, eines Sinnes sind. Während aber in Sachen der Weltanschauung, in den Problemen des Geistes, dieser entscheidet und regiert, ist, wie ein österreichischer Staatsmann vor einigen Jahren im Wiener Parlament angedeutet hat, in allem,

was die Muttersprache angeht und wo das Blut mitspricht, dem Gemüth eine sehr große Rolle zugewiesen. Wo aber dieß der Fall, da sind gewaltige Leidenschaften dem Losbrechen nahe und thatsächlich oft genug losgebrochen. Nichts aber ist von so schroffer Einseitigkeit und so harter Unduldsamkeit, als eine Leidenschaft, die in Diesseitigem ihr letztes Ziel zu haben wähnt, in Irdischem volles Genüge sucht. Daher ist denn die Stellung des Priesters Jesu Christi, der Friedensgedanken denken muß, Friedensworte zu sprechen hat, Friedenssegnungen im Herzen trägt, inmitten jener Einseitigkeit und Unduldsamkeit eine unermeßlich schwierige und er selbst den Extremen auf der einen wie auf der anderen Seite eine wenig willkommene Erscheinung. Während durch seinen Beruf ihm als Lebensziel vorgesteckt ist, unter Christen Versöhnung und immer wieder Versöhnung anzustreben, er sonach ein durchaus patriotisches Programm hat, wird er immer von allen Seiten beschuldigt, als fehle es ihm an Patriotismus.

Cardinal Schwarzenberg hat es verstanden, hierin immer über allem Leidenschaftlichen zu stehen, die Gegensätze niemals zu verschärfen; ja er hat das Unmögliche erreicht, indem er die Liebe beider Parteien gewonnen hat.

Man wollte häufig den fast überwältigenden Eindruck, den seine Hoheit und Reinheit ihm selbst unbewußt zu machen pflegten, dadurch wiedergeben, daß man sagte, jeder Zoll an ihm sei fürstlich gewesen. Gewiß wahr und richtig. Daß jedoch dieses fürstliche Wesen ganz und voll im Dienst des Heiligthums aufging, daß jede Faser dieses fürstlichen Herzens priesterlich wurde, das ist der Schlüssel zum Verständniß seines Wesens, und darum schreiben wir unter sein Bild vor Allem und zunächst: „Ecce sacerdos magnus“, welch ein Hoherpriester! Im 50. Kapitel des Buches Sirach ist der Hohepriester geschildert. Einige Worte diesem Kapitel entnommen, fügen sich bei der Erinnerung an den Cardinal wie von selbst aneinander: Wie die Cypresse von schlankem Wuchs, wie die Lilie an Wasserbächen gepflanzt, so nahm er sich aus, wenn er im festtäglichen Gewande zum heiligen Altare hintrat. Von diesen Worten bleibt sein gesegnetes Gedächtniß wie umrankt und umrahmt. Dort bleibt er uns zumal unvergeßlich in den heiligen Verrichtungen bischöflichen und priesterlichen Amtes.

Nichts war ihm ferner als erkünstelt salbungsvolles Auftreten, das, was man treffend une onction de circonstance genannt hat; aber auch die peinliche Sorgfalt angelernter Genauigkeit, deren Verdienst unbestritten bleiben soll, war nicht seine Sache. Es mochte vielleicht ein ge-

strenger Rubricist sogar wünschen, daß der Cardinal in den letzten liturgischen Feinheiten minutiöser zu Werke gegangen wäre und auch auf die geringfügigigsten Details des Ceremoniells bedächtige Überlegung verwendet hätte. Schon mehrere Decennien trug der Herr Cardinal die Gewandung der höchsten Kirchenfürsten, da ward uns zufällig einmal die Ehre, vorgelassen zu werden, wo der hohe Herr eben im Begriffe stand, sich zu einer Pontificalfunction nach dem Dom zu begeben. Er hatte die Cappa magna angelegt, und sein Kammerdiener wurde nicht müde, an den Falten herumzuzupfen, noch damit fertig, die Schleppe zurechtzulegen. Der Cardinal ließ ihn gewähren mit einem Ausdruck von milder Ergebung, den man bei solchen Gelegenheiten an ihm wahrnehmen konnte, und bemerkte zur eifrigen Thätigkeit seines Dieners: „Es ist das größte Glück, daß er von Profession Tapezierer ist; denn ich kenne mich heute noch nicht darin aus.“ Mochte er aber dann an der Dompforte das Aspergill entgegennehmen oder vor dem Sacramentsaltar Anbetung halten, mochte er durch's Presbyterium schreiten und auf seinen Thron sich niederlassen oder den Hirtenstab ergreifen und die Hand zum Segen erheben — immer war seine Haltung ein liturgisches Kunstwerk, gebildet von der Größe seiner Auffassung und der Tiefe seines Gemüthes. Und dieses liturgische Kunstwerk verkörperte in vollem Sinn die beiden Ideen des Introitus der Messe vom Kirchweihfeste; einmal nämlich: „Wie ehrfurchtgebietend ist dieser Ort! fürwahr nichts Geringeres als Gottes Haus und Pforte des Himmels“; sodann die andere: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr der Heerschaaren!“ Nicht leicht konnte sich Jemand dem Eindrucke verschließen, den die tiefe Ehrfurcht des Cardinals beim Gottesdienst einer jeden seiner Bewegungen eingeprägt, ausüben mußte; wir haben Protestanten gehört, denen sein bloßer Anblick am Altar ergreifend geworden war, und auch dem herzensseichtesten Weltkind ging für einen Augenblick wenigstens zu Frivolität und Medisance der Athem aus, wenn ein Strahl seiner sammlungsinnigen Hoheit es traf. Wie sein Rang- und Standesgenosse, der edle Cardinal Patrizi, liebte es Cardinal Schwarzenberg ungemein, die heiligen Weihen zu ertheilen, und konnte er auch nicht solche Legionen von Leviten der Kirche schenken, wie der greise Arciprete des Laterans, so war die Zahl seiner geistigen Söhne doch gar groß und auch die Fülle des Hohenpriesterthumes war in der Handauflegung der Bischofsweihe von ihm auf Viele übergegangen. Wir finden unter ihnen solche, die mittlerweile bereits Träger einer großen Vergangenheit, und solche, die seitdem Träger einer großen Zukunft geworden. Nennen wir

sie. Am 8. Juni 1845 ertheilte er in Salzburg an den Regensburger Domdecan Melchior von Diepenbrock die Bischofsweihe, und im November 1883 weihte er in Prag den zum Bischof von Budweis ernannten Monsignor Grafen von Schönborn, der bekanntlich genau 35 Jahre nach der Inthronisation des Cardinals, am 15. August d. J., als dessen Nachfolger den Prager erzbischöflichen Stuhl bestieg.

Wie Cardinal Schwarzenberg die heilige Liturgie als fortströmende Quelle zur Erneuerung priesterlichen Geistes ansah, so freute es ihn ungemein, wenn durch hohe Bildung ausgezeichnete Laien offenen Sinnes für die Schönheiten des Cultus waren. So sprach er nach vielen Jahren noch voll Freude, von welch sichtlichem Eindruck verständnißreicher Bewunderung und heiliger Erhebung die Anwesenden bei der Priesterweihe des jetzigen Erzbischofs von Olmütz Sr. Eminenz des Cardinals Fürstenberg ergriffen wurden. Man konnte aber auch kaum einen besseren Interpreten für den tiefsinnigen, großartig poetischen Gedankengehalt des Pontificale finden, als Cardinal Schwarzenberg es gewesen ist. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß in seiner Weise, die Segnungen und Gebete, die Admonitionen und Präfationen des Pontificale, überhaupt alle liturgischen Formulare zu lesen und zu sprechen, nichts war von jenem aufdringlichen und erzwungenen Subjectivismus, den man falsches Pathos nennt; bei einem Mann von Geschmack und Tact ist das selbstverständlich. Aber in der Vereinigung von Ruhe und Innigkeit gibt es noch viele Schattirungen, die das Eine oder das Andere mehr oder minder hervortreten lassen. Ihm ist es, wie uns däucht, immer gelungen, ruhig, gemessen, unnachahmlich würdevoll zu sein und dabei doch so wahr durchdrungen, so warm ergriffen.

Kannte er den heiligenden Einfluß des liturgischen Lebens der Kirche gar wohl, so war ihm auch sein Brevier in den 52 Jahren priesterlichen Lebens zum treuen Freund geworden, voll der Lebenserinnerungen und der Segensgedanken. Oft hat er hervorgehoben, wie gerade in den Zeiten aufreibender und angestrengter Thätigkeit es so nützlich sei, daß man es beten müsse; wie das Psalmengebet wohlthuend einwirke, auch physisch beruhigend in den Aufregungen, denen wir Kinder eines nervenschwachen Jahrhunderts nun einmal ausgesetzt sind. Und wahrlich, wenn wir aufathmen in den ewigen Gedanken vom Ewigen und seiner ewigen Ordnung und ewigen Treue, dann erscheinen uns die Erregungen des Tages wie Eintagsfliegen. Sie mögen uns umsummen, wir können sie verscheuchen; ein klein wenig Geduld, schon sind sie nicht mehr. Es hat

uns darum ganz eigenartig angemuthet, als man uns sagte, der erste Bote des nahen Todes — ein heftiger Schüttelfrost — habe ihn während des Breviergebetes befallen. Es war zur Zeit der dießjährigen Bischofsconferenzen zu Wien. Vielerlei schwere Arbeiten und noch schwerere Sorgen lasteten auf ihm. Es mag wohl seine gottliebende Seele inmitten der Erdenarbeit in Sehnsucht nach der Ewigkeit sich gehoben haben; ob sie da nicht wieder Frieden fand, und ob jener Bote ihm nicht etwa eine Ahnung brachte wie diese: Siehe, nun bin ich nahe, und mein Lohn mit mir und ewige Ruhe bei mir!

Wie er das Breviergebet hochschätzte, so liebte er den Boden, dem es entwuchs: das Wort Gottes. Derselbe göttliche Geist, welcher der Kirche die liturgischen Bücher schenkte, hat das Buch der Bücher inspirirt. Darum findet der menschliche Geist, dem jene anziehend und befruchtend sind, dasselbe und noch mehr in der heiligen Schrift. Und da hatte der Cardinal wiederum eine besondere Vorliebe für die Typik des Alten Bundes. Wer hieran sich erfreut, dem hat Gott einen geistigen Blick verliehen, der schöne Fernsichten liebt und weite Horizonte.

Manch froher Spaziergang, wo Solches zur Sprache kam, bleibt uns unvergeßlich. Es waren, wie der Herr Cardinal es liebte, Spaziergänge mit „Hindernissen". Dem leidenschaftlichen Bergsteiger konnte nur eine solche Bewegung Erholung bieten, bei der man sich wirklich zu bewegen hatte. Bedächtig besorgtes Einherschleichen war in der That nichts für ihn. Mit Sorgfalt ging er allen Wegen aus dem Wege und wußte so auch im Flachland sich Gebirgsillusionen zu bereiten. Hieß es gar: „Heute machen wir Quellenstudien", dann wußte man, daß es ein fröhlicher Nachmittag würde. Dann ging es in einem Forste dem Lauf eines Bächleins nach, also nicht querfeldein, sondern bachbettauf, die Quelle aufzufinden. Es wurde von Fels zu Fels „gekraxelt", und je bedeutender ein Hinderniß war, um so sicherer wurde es genommen; je schwieriger ein Übergang schien, um so gewisser wurde er gewählt. Während wir alle Mühe hatten, den kühnen, bis in's Greisenalter jugendlich elastischen Schritten des hohen Herrn zu folgen, erzählte derselbe bald in liebenswürdigster Munterkeit Histörchen um Histörchen, und wob manch nützliche Mahnung, dem Schatz seiner Lebenserfahrung entnommen, hinein; bald sprach er von ernsten Dingen, gedachte in edelster Dankbarkeit seiner Lehrer oder erging sich in Erinnerungen an seine theologischen Studienjahre. Da konnte man wahrnehmen, wie lieb ihm das Studium der heiligen Schrift war; freilich nicht, um in den Hörsälen der Exegese am

heiligen Texte Kritik üben zu lernen, sondern um auf den Wegen durch's Leben dieser Leuchte zu folgen. Es mag ihn hierin ein besonderer Freund aus den Studienjahren beeinflußt haben, Dr. Thurwieser nämlich, Professor der Bibelwissenschaften in Salzburg, darum im vertrauten Verkehr „der Alte Bund" genannt, durch und durch ein gelehrtes Original; aber nicht von der Originalität des Bewohners der Stube, sondern von der des Sohnes der Berge. Daher war denn auch der k. k. Professor in den Pinzgauer und Tiroler Alpen nur unter dem Namen „der Gamspeterl" bekannt.

In der dießjährigen Generalversammlung der Michaelsbruderschaft in Wien hielt der Herr Cardinal seine letzte öffentliche Rede; es war drei Wochen vor seiner Erkrankung. Zum Schluß derselben sagte er, sein Greisenwort möge durch alle Länder des großen Kaiserreiches dringen und insbesondere in der Reichshauptstadt des katholischen Kaisers Anklang finden. Wir werden noch Gelegenheit haben, dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß diese Worte nicht nur Anklang finden, sondern nimmer verklingen möchten. Hier machen wir nur auf den leitenden Gedanken dieser Rede aufmerksam. Es sind einige Worte, dem Schlußkapitel des ersten Buches Paralipomenon entnommen, die der Priester in der Messe vom Kirchweihfest vor der Opferung betet: „In der Einfalt meines Herzens brachte ich froh Alles zum Opfer dar, und in unsäglicher Freude blicke ich auf dein Volk. Bewahre diesen Willen, du Gott Israels." Überaus lieb waren diese Worte in den letzten Lebensjahren dem Herrn Cardinal geworden. An einem Tage, wo diese Messe gelesen wird, hatte er die Weihen ertheilt. Umgeben von neugeweihten Priestern betete er das Offertorium: „In der Einfalt meines Herzens brachte ich froh Alles zum Opfer dar." Da er dieß betete, fand er plötzlich lichtvolle, herzbewegende Gedankenfolgen darin. Zum Schluß der heiligen Handlung richtete er, auf diese Worte sich beziehend, eine herzliche Ansprache an die jungen Leviten und Priester, und häufig hat er dieselben seitdem verwendet. Es ward ihm jenes Kapitel zum Freunde, jener Spruch zum steten Begleiter. Mit tiefer Rührung fanden wir ihn in seiner letzten Rede wieder. Wer in derlei Dingen nicht völlig unerfahren ist, der erkennt an diesem Zug den innerlichen, von Gedanken aus der Höhe lebenden Mann. Und wem es beschieden war, den Herrn Cardinal genauer zu kennen, der versteht auch, was in jenen Worten so Trostvolles für ihn lag: schlichte, opferfrohe Hingabe an Gottes Willen war sein Lebensgedanke. Die Freude Davids an seinem Volke mahnte ihn an die

glücklichsten Stunden seines Wirkens und Waltens, jene, wo hohepriesterliche Freuden ihn erfüllten. Und so haben diese Worte ihm an seinem Lebensabend sein ganzes Herzensleben zusammengefaßt und von obenher erleuchtet.

Wenn die Sonne zum Untergang sich neigt, dann zertheilt sie oft eben noch alles Gewölk, noch einmal hoch aufzuleuchten. Sie nimmt die weite Landschaft in ihre Strahlenarme und läßt alle Wesen der Helle sich freuen. Wenn ein gottgeweihtes Leben sich abschließen soll, dann leuchtet oft heller als je die selige Einsicht auf, daß Gottes heiliger Dienst denn doch ein leichtes Joch ist und eine süße Bürde. Dann blickt die Erinnerung in stillem Frieden zurück auf die weiten Gefilde, die der Lebensweg durchzogen; denn Gottes Erbarmung verscheucht alle Schatten und hält Alles umfangen mit ihren Strahlenarmen.

(Schluß folgt.)

Robert von Nostitz-Rhieneck S. J.

Die Entwicklung der Instincte in der Urwelt.

(Schluß.)

Es ist nicht bloß ein höchst interessantes, sondern auch ein sehr erhebendes Schauspiel für den forschenden Menschengeist, wenn es ihm gelingt, längst vergangene Welten, die schon seit undenklichen Zeiten still und todt im Schooße der Erde begraben liegen, durch seinen Hauch mit neuem Lebensgeiste zu erfüllen. Die Steinkohlenlager, die uns Wärme spenden und Nahrung bereiten, mit Dampfkraft unsere Maschinen treiben und uns mit Windeseile über Länder und Meere tragen — sie sind nun wiederum die alten Forste des Carbon geworden. In den schlanken Wäldern von Sigillarien und riesigen Schachtelhalmen, in den grotesken Hainen von Lepidodendren und Riesenfarnen hängen nun wiederum die meterlangen Stabheuschrecken vom Gezweige herab und täuschen durch ihre Schutzgestalt und Schutzhaltung die auf den Bäumen umherschleichenden Froschsaurier, die im hungrigen Rachen ein Labyrinth von Zähnen tragen. Im Innern der morschen Stämme

schlängeln sich phosphorescirende Tausendfüßler umher und überfallen im Bunde mit Spinnen und Skorpionen ihre wehrlosen Hausgenossen, die Kakerlaken des Schabenzeitalters. Um die tiefen dunklen Torfmoore schwirren Schaaren von langgeschwänzten Eintagsfliegen [1] und anderen zarten, netzflügeligen Insekten; sie freuen sich des Sonnenlichtes, das zum ersten Male die dichte Nebelschicht durchdrang und den Dämmerschein des Erdballs in das frische frohe Tageslicht verwandelte. Doch schon nahen riesige, bunte Libellen des Lias in pfeilschnellem Fluge; sie stürzen sich auf die zarten Tänzer und verschlingen sie als willkommene Beute. Unterdessen kriechen und schwimmen die drachengestaltigen Libellenlarven tief unten im moorigen Grunde. Dicke, pflanzenfressende Wasserkäfer segeln über sie hin; schwenken sie seitwärts, so erglänzt das lufthaltige Haarkleid ihrer Unterseite wie flüssiges Silber. Nicht so friedlich sind die blutdürstigen Schwimmkäfer der Tertiärzeit. Unbeweglich hängen sie unter dem Wasserspiegel wie Raubvögel in den Lüften und lassen die Sonnenstrahlen auf ihrem olivenfarbigen, gelbgerandeten Rücken sich spiegeln. Plötzlich erblicken sie ihre Beute, stürzen sich kopfüber auf die Libellenlarven hinab und reißen ihnen den Rücken auf. Aber auch ihnen ist ihr Tag beschieden; riesige Wasserwanzen packen sie mit heimtückischem Griffe, durchbohren sie mit ihrem giftigen Rüssel und saugen sie aus.

Droben ist heiterer Sonnenschein. Ein Chor von Grillen und Heuschrecken zirpt im niederen Kraute, und vom nahen Waldesrand fällt auch schon die Silberstimme der Cikade ein. Neben den Eichenwäldern ragen noch Palmenhaine empor auf deutschem Boden, belebt von Millionen munterer Insekten. Rüsselkäfer in den mannigfaltigsten Formen und Farben fliegen und laufen umher, durchlöchern das zarte Laub mit ihrem Fraße und zapfen mit ihrem Rüssel die saftigen Schößlinge an. Die Larven metallglänzender Prachtkäfer und langgehörnter Bockkäfer durchbohren und durchwühlen die alten Stämme nach allen Richtungen, um den Anbruch jener Erdperiode zu beschleunigen, in welcher das Angesicht der Erde zum ersten Male den König der Schöpfung schauen soll. Er selbst ist noch ferne; die Hand des Schöpfers hat noch jenes vollkommenste Erdenwesen nicht gebildet, dem er seinen Odem einhauchen will. Aber schon ist das sociale Getriebe des menschlichen Culturlebens, das in den kommenden Jahrtausenden sich entfalten soll, durch Millionen ge-

---

[1] Die Schwanzfäden einer großen Eintagsfliege aus dem Carbon von Radnitz (Palingenia Feistmanteli) werden auf 155 mm Länge geschätzt! (Quenstedt S. 486.)

schäftig hin und her eilender Ameisen vorgebildet, die sich Wohnungen bauen, auf die Jagd gehen, ihre Blattläuse melken und ihrer Jugend die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen. Schon bedecken blumige Gefilde den Erdboden; das ist der Teppich, den die Natur ihrem künftigen Beherrscher gewebt hat. Schon fliegen fleißige Bienchen von Kelch zu Kelch und sammeln Honig und bereiten Wachs. Ahnen sie wohl, daß sie damit einst ihrem Könige süße Nahrung gewähren und ihm geweihtes Licht für seine heiligste Opferhandlung bieten werden?

Was lehren uns diese Skizzen aus dem Insektenleben der Urwelt über die Entwicklung der Instincte? Sie beweisen erstens die Unhaltbarkeit der darwinistischen Entwicklungstheorie; zweitens machen sie es wahrscheinlich, daß trotzdem eine Entwicklung der Instincte innerhalb bestimmter Grenzen stattgefunden habe.

1. Nach dem Darwinismus müßten Instinct und Organisation der Insekten immer unvollkommener und einfacher werden, je weiter wir in die Vorzeit zurückgehen; als Urahne aller Insekten wünscht man sich aber ein wurmähnliches Halb-Insekt. Da man in der fossilen Thierwelt kein solches finden konnte, ernannten einige minder vorsichtige Vertreter jener Entwicklungstheorie ein annoch lebendes raupenähnliches Thier — Peripatus Capensis [1] — zum Stammvater aller Insekten, Tausendfüßler und Spinnen; nur schade, daß dieser Urahne um einige Millionen Jahre zu spät geboren wurde. So treten sich hier Hypothesen und Thatsachen in schroffem Gegensatze gegenüber. Die Thatsachen beweisen, daß schon die ältesten Insekten ebenso vollkommen organisirt waren und ebenso vollkommene Instincte besaßen, wie die Insekten der Gegenwart. Bezüglich der Organisation hat dieß Scudder eingehend für die devonischen Urnetzflügler nachgewiesen [2], und für die Urschaben (Palaeoblattariae) ist dieß ebenfalls anerkannt; sie zeigen ein ebenso vollkommen entwickeltes Flügelgeäder, wie die Kakerlaken des neun-

[1] Rührend ist das Lob, das diesem Peripatus in der darwinistischen Zeitschrift Kosmos (7. Jahrgang S. 552) gespendet wird: „Es geht aus dem Vorstehenden zur Genüge hervor, welch hohe Bedeutung Peripatus für die Ableitung der Tracheaten (der durch Luftröhren athmenden Gliederthiere) von Anneliden- (Ringelwurm-) artigen Vorfahren hat, deren charakteristische Merkmale in Form, Bau und Entwicklung er geradezu in sich vereinigt — ein wunderbarer „Sammeltypus", mit wahrem Janusgesicht, dem sich nur etwa noch Amphioxus oder die Gasträaden Haeckels an die Seite stellen lassen."

[2] S. Scudder, Devonian Insects of New Brunswick, Boston 1880. — The earliest winged Insects of North America, Cambridge 1885.

zehnten Jahrhunderts, und besitzen sogar noch eine Vorderflügelader mehr[1] als unsere zeitgenössischen Schwaben. Dieser Höhe der Organisation entspricht auch die Höhe des Instinctes; sobald eine Insektenfamilie in der Vorwelt auftritt, zeigt sie sich auch mit jenen Instincten vollkommen ausgerüstet, welche ihr bis auf den heutigen Tag eigenthümlich sind. Die Schaben des Silur, des Carbon und des Lias, die Urnetzflügler der devonischen Felsen, die räuberischen Libellen, welche seit den ältesten Zeiten der Vorwelt die Wasserränder umschwärmen, die holzbohrenden Larven der Prachtkäfer und der langgehörnten Holzböcke, die im Sonnenschein zirpenden Grillen und die in milder Sommernacht leuchtenden Johanniskäferchen — sie alle legen aus ihren fossilen Gräbern lautes Zeugniß dafür ab, daß schon jene Insektenfamilien und Gattungen, welche damals auf dem Schauplatze der Natur lebten und stritten, auf einer ganz ähnlichen Höhe der instinctiven „Entwicklung" standen wie heutzutage. Das ist allerdings das gerade Gegentheil von jener aus einfachen Uranfängen langsam fortschreitenden Differenzirung der Instincte, die der Darwinismus sich träumte. Einem Anhänger dieser Theorie bleibt nur die Wahl, entweder aus Liebe zu seinen vorgefaßten Ideen die Thatsachen zu verläugnen, oder den Thatsachen zu glauben und seine Theorie fahren zu lassen. Das Letztere ist jedenfalls das Klügere.

Darwin fordert ferner eine ganz *allmähliche* und *langsam fortschreitende* Entwicklung aller heutigen Instincte aus einfacheren Grundformen. Sehen wir von der eben festgestellten *Thatsache* ab, daß die Insektenfamilien der Vorwelt bereits bei ihrem ersten Auftreten im vollkommenen *Besitze* ihrer eigenthümlichen Instincte und Instinctwerkzeuge sich bekunden; fragen wir bloß nach der *Möglichkeit* einer allmählichen Vervollkommnung aller Instincte. Diese Möglichkeit ist gerade bei den wesentlichsten Instincten nicht vorhanden. Wie die Mundtheile erst dann zum Beißen dienen können, wenn sie stark und spitz genug sind zu diesem Zwecke; wie die Flügel erst dann zum Fliegen, die Raubbeine erst dann zum Ergreifen der Beute dienen können, wenn sie bereits diesem Zwecke entsprechend ausgebildet sind: so verhält es sich mehr oder weniger mit allen übrigen Instincten des thierischen Lebens, die in der innigsten Abhängigkeit von der entsprechenden Organisation stehen. Diese Instincte *mußten* bereits bei ihrem ersten Auftreten voll=

[1] Die sogenannte Externomedian=Ader. Vgl. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1881. X. S. 280 ff.

kommen sein in ihrer Art, sonst waren sie völlig nutzlos; nutzlose Instincte sind aber gar keine Instincte, sie konnten der natürlichen Zuchtwahl keinen Anhaltspunkt zur Weiterentwicklung bieten. Diese für die darwinistische Entwicklungstheorie so verhängnißvolle Wahrheit wollen wir an zwei Beispielen noch eingehender beleuchten.

Die Taumelkäfer oder richtiger Kreiselkäfer des Lias haben uns in einem früheren Artikel mit ihrem Kreiseltanze erfreut. Wenn sie in der darwinistischen Entwicklungsschule aufgewachsen wären, hätten sie uns dieses ergötzliche Schauspiel nie und nimmer bereiten können. Denn die Käfer waren früher Larven, und als Larven war ihr Athmungssystem für das Wasserleben geschaffen. Nicht so als Puppen; in diesem Lebensstande mußten sie in dem Luftreiche über dem Wasserspiegel weilen. Welches war also wohl das Schicksal der Gyrinidenlarven, welche noch nicht den Instinct besaßen, zur Verpuppung an einem Binsenhalm emporzusteigen und sich daselbst in freier Luft ein Seidengespinnst zur Verwandlung zu weben? Bevor die ersten Larven „allmählich“ begannen, zur Puppenruhe das feuchte Element zu verlassen, sind alle Gyriniden im Puppenstadium ertrunken, und von diesen ertrunkenen Vorfahren stammen die Taumelkäfer des Lias wie der Gegenwart ab.

Unter den Insekten des oberen Miocän von Oeningen erscheint bereits die Urahne der spanischen Fliegen (Lytta Aesculapii) und neben ihr die verwandte Zonites vetusta. Zu ihnen gesellt sich die Gattung der Ölkäfer (Meloe) aus der tertiären Braunkohle des Siebengebirges [1]. Die zwei letztgenannten Gattungen leben heute als Larven in den Nestern verschiedener Bienenarten und zeigen in ihrer parasitischen Entwicklung die merkwürdige Erscheinung der Hypermetamorphose; zwischen den ersten Larvenstand und den eigentlichen Puppenstand schieben sich nämlich noch drei neue Entwicklungsstadien ein. Begleiten wir eine Ölkäferlarve auf ihrer Entwicklungsreise. Als haarige Räuberlarve mit langkralligen Beinen saß sie an einem Frühlingsmorgen auf einer Anemone. Da kam ein Bienchen geflogen, um Blumenstaub zu sammeln. An den zottigen Pelz dieses Gastes klammerte sich die Ölkäferlarve an und ließ sich von der Biene in ihr Nest tragen. Dort schlüpfte sie in dem Augenblicke, als das Bienchen ein Ei in die Brutzelle legte, von dem Pelze

---

[1] Vgl. M. Girard, Traité d'Entomologie, I. p. 160 ss. 625 ss. Heer, Urwelt der Schweiz. 2. Aufl. S. 402. Quenstedt, Petrefaktenkunde. 3. Aufl. 2. Abth. S. 481. Auch bei der nahe verwandten Gattung Sitaris herrscht dieselbe parasitische Lebens- und Entwicklungsweise wie bei Zonites und Meloe.

der Biene auf das Ei hinab und ließ sich von der nichts ahnenden Bienenmutter in der Brutzelle einschließen. Die Ölkäferlarve vergalt die Gastfreundschaft mit schlechtem Lohne: sie verzehrte mit ihren spitzen Kiefern das Ei ihrer Wirthin. Aber was sollte sie nun beginnen? Das Ei war eine schwimmende Insel auf dem Honigbrei, der zum Futter der künftigen Bienenlarve bestimmt war. Als die Ölkäferlarve sich selbst den festen Grund unter den Füßen aufgezehrt hatte, mußte sie mit ihren Haaren und Krallen im Honig kleben bleiben und dabei noch verhungern; denn ihre kauenden Mundwerkzeuge waren nicht zur Honigaufnahme eingerichtet. Was sollte das arme Thierchen anfangen? Als man meinen mußte, sein letztes Stündlein sei gekommen, da streifte es den haarigen Pelz sammt Beinen und Klauen und Kiefern ab, und begann als honigfressende, fußlose Made ihr zweites Larvenstadium. Sie wurde immer größer und stärker und wechselte unterdessen noch zweimal ihren Entwicklungsstand; zuerst ward sie eine ruhende Scheinpuppe (Pseudochrysalide) und dann abermals eine Made, bis der Tag der Verpuppung herankam. Als der Käfer seine Puppenhülle durchbrochen hatte, entkam er aus dem Bienenneste in's Freie.

Aber nicht alle Ölkäferlarven sind so glücklich, das Ziel ihrer Entwicklung zu erreichen; sehr viele gehen auf einer der erwähnten Zwischenstationen zu Grunde. Für die Erhaltung der Art erwächst hieraus kein erheblicher Schaden; denn ein Ölkäferweibchen legt mehrere tausend Eier, von denen einige sicher wiederum zu Käfern werden. So steht es jetzt. Aber wie stand es damals, als die Ölkäfer ihre parasitische Lebensweise „allmählich auszubilden" begannen? Alle Larven, die zufällig in Bienennester sich verschleppen ließen, mußten ihr Wagniß mit dem Tode büßen. Denn als haarige Räuberlarven konnten sie noch nicht im Honig leben, und die zweiten und dritten Larvenstadien und die ihnen entsprechenden Instincte konnten ja erst nach vielen Generationen sich ausbilden. An eine allmähliche, langsame Vervollkommnung des parasitischen Instinctes ist also bei diesen Käferlarven nicht zu denken. Sie haben entweder schon von jeher die heutigen verwickelten Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation und ihres Instinctes besessen, oder dieselben sind erst später, aber bereits zum ersten Male vollkommen entstanden.

Endlich ist die darwinistische Hypothese von der Entwicklung der Instincte schon deßhalb nicht annehmbar, weil sie das wichtigste Grundprincip der biologischen Paläontologie umstößt. Es gilt nämlich als allgemeine, von allen Paläontologen angenommene Regel, daß man die

biologischen Verhältnisse der Urwelt nach jenen der Gegenwart beurtheilen müsse, wofern nicht in einem besonderen Falle die Verschiedenheit jener Verhältnisse thatsächlich begründet ist. Wer dieses Princip umstößt — und das thut jede Entwicklungstheorie, die von vornherein die Hypothese aufstellt, daß ursprünglich sämmtliche Instincte anders gewesen seien als jetzt —, der macht die biologische Forschung auf dem Gebiete der Paläontologie unmöglich; denn waren die Instincte verschieden, so waren auch die Lebensverhältnisse der Thierwelt und ihre Beziehungen zur Pflanzenwelt und folgerichtig auch die Lebensverhältnisse der Pflanzenwelt verschieden. Für ein solches Geschenk der Entwicklungslehre wird sich aber die positive Wissenschaft bestens bedanken.

2. An eine darwinistische Entwicklung der Instincte ist also nicht zu denken. Aber hat nicht vielleicht eine andere — von der darwinistischen grundverschiedene — Entwicklung der vorweltlichen Instincte stattgefunden? Wir müssen uns mit einigen kurzen Andeutungen hierüber begnügen.

Es geht zwar aus unseren vorigen Artikeln klar hervor, daß die Instincte der vorzüglichsten Insektenfamilien und Gattungen unverändert geblieben sind; aber neben der Gleichheit dieser Hauptzüge finden sich dennoch manche, im Vergleich zu jenen allerdings verschwindend kleine Verschiedenheiten. Nur ein paar Beispiele seien hier erwähnt. Die Schaben der Gegenwart sind größtentheils Hausgenossen des Menschen. Unsere Hausschabe ist seit ungefähr 200 Jahren von Asien her nach Europa eingewandert und hat sich bereits überall in unseren Wohnungen niedergelassen, wo sie warme, dunkle Verstecke und Reichthum an vegetabilischer Nahrung fand. Bevor der Mensch auf der Erde erschien, konnten die Schaben noch nicht die instinctive Neigung besitzen, in menschlichen Wohnungen sich anzusiedeln. Doch können wir den Grundinstinct, der zu jener Anpassung an die menschlichen Culturverhältnisse führte, schon bei den Schaben der Steinkohlenperiode wiederfinden. Sie sind lichtscheue, behende, von den verschiedensten Abfällen lebende Insekten und durch große Lebenszähigkeit ausgezeichnet[1]. Die letztere Eigenschaft, an der auch ihre Eier in hohem Grade theilnehmen, konnte sich kräftigen in der mit Kohlensäure geschwängerten Atmosphäre des Carbon. Heute widerstehen die Schaben durch dieselbe Lebenszähigkeit dem Rauche der Küchen und sogar den Schwefeldämpfen, mit denen man sie aus ihren Verstecken treiben

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXVIII. S. 484.

oder sie tödten möchte. Damals mußten sie behende entlaufen vor großen Spinnen, Skorpionen und riesigen Tausendfüßlern, heute vor Katzen, Küchenmägden und Bäckerjungen. Damals lebten sie von dem welken Laubwerk und dem Holzmehle der carbonischen und liassischen Flora; heute nähren sie sich von den Tischabfällen der brodessenden Menschen, oder sie zehren ihnen das Mehl auf, bevor es zu Brod geworden ist. Damals umgab sie matter Dämmerschein und eine lange dunkle Nacht; heute müssen sie sich länger verborgen halten, bis die ihnen behagende Finsterniß anbricht.

Auch bei den Stabheuschrecken des Carbon sind die Spuren einer gewissen Änderung des Instinctes vorhanden. Sie waren nämlich geflügelt [1], während die Phasmiden der Gegenwart ungeflügelt sind. Es ist wahrscheinlich, daß hiermit auch eine entsprechende Verschiedenheit des Instinctes verbunden war; die Flügel sind nämlich zum Fliegen da. Doch wurde hierdurch der mit ihrer Zweiggestalt harmonirende Schutzinstinct nicht wesentlich beeinflußt; denn hätten sie nicht auch in ihrer Haltung todte Zweige nachgeahmt, so wäre ihre Zweiggestalt nutzlos gewesen. Es findet sich ferner auch bei manchen Insekten der Jetztzeit, die mit anderweitigen Schutzmitteln trefflich ausgerüstet sind, dennoch der Instinct, andere leblose Gegenstände zum Zwecke des Schutzes nachzuahmen [2]. Ein anderes Beispiel von einer gewissen Verschiedenheit des Instinctes zwischen lebenden und vorweltlichen Insekten bieten die Mistkäfer des Miocän. Dieselben waren nämlich auf ganz andere Säugethierarten angewiesen, als ihre gegenwärtigen Verwandten [3].

Alle diese Beispiele von Veränderungen des Instinctes, die in der Insektenwelt bis auf die historische Zeit stattgefunden haben, bekräftigen eigentlich nur die Thatsache, daß das Instinctleben von damals und jetzt

---

[1] Vgl. Biol. Centralblatt von Rosenthal, III. S. 512.

[2] Z. B. bei den Goldwespen (Chrysiden), die ein vorzügliches Flugvermögen und einen empfindlichen Giftstachel besitzen. Ebenso bei manchen Kurzflüglern (Staphyliniden), namentlich bei den unter Ameisen lebenden Myrmedonien, die sehr schnell laufen und überdieß einen starken Geruch von sich geben können. Dennoch rollen sich die Goldwespen und die Myrmedonien bei Gefahren wie ein Igel zusammen und stellen sich leblos; die letzteren ahmen dabei auffallend einen Klumpen Erde oder ein Holzstückchen nach.

[3] Während heute die Mistkäfer bei uns vorzugsweise auf die hohlhörnigen Wiederkäuer (Schafe, Rinder, Ziegen u. s. w.) angewiesen sind, ist diese Familie im Miocän von Oeningen und der Schweizer Molasse nur durch eine Gazellenart (Antilope cristata) vertreten; dafür fand sich daselbst die Familie der Dickhäuter in 27 Arten, darunter 5 Arten von Nashörnern. — Urwelt d. Schw. S. 435—452.

eine überraschend große Ähnlichkeit zeigt; es ist bedeutend schwieriger, eine Verschiedenheit als eine Gleichheit nachzuweisen, und die erstere verschwindet beinahe im Verhältnisse zu der letzteren. Wenn man jedoch andererseits berücksichtigt, daß die Insektenarten der Urwelt — wie wir gleich sehen werden — bis zum Ende des Tertiär verschieden sind von den heutigen, und daß mit der Verschiedenheit der Art auch fast immer eine kleinere oder größere Verschiedenheit des Instinctes verbunden ist, so ist leicht einzusehen, daß die Instincte der vorweltlichen Insekten neben der Familienähnlichkeit und Gattungsähnlichkeit, welche sie mit den Instincten der jetzt lebenden Insekten verbindet, auch eine gewisse Verschiedenheit besaßen, die jetzt allerdings in den meisten Fällen nicht mehr nachweisbar ist.

Eine Änderung der Instincte hat also innerhalb vieler Insektenfamilien und Gattungen stattgefunden; nun ist aber noch die ungleich dunklere Frage zu beantworten: Beruht diese Änderung auf einer wirklichen Entwicklung? Wenn man unter Entwicklung den allmählichen Fortschritt vom Unvollkommeneren zum Vollkommeneren versteht, so ist diese Frage zu verneinen; denn die Instincte der vorweltlichen Insekten sind in ihrer Art ebenso vollkommen wie die der gegenwärtigen Arten, und die Änderungen, die stattgefunden haben, waren keine allmählichen. Wenn man jedoch unter Entwicklung das genetische Hervorgehen der späteren Instinctformen aus früheren versteht, so hat nur dann eine wirkliche Entwicklung der Instincte stattgefunden, wenn die noch lebenden Glieder der betreffenden Insektenfamilien in der That Abkömmlinge der vorweltlichen Familienverwandten sind. Hiermit ist die Frage nach der Entwicklung der Instincte zurückgeführt auf die Frage nach der Entwicklung der Arten [1].

Die Paläontologie bezeugt, daß die vorweltlichen Typen des Thier- und Pflanzenreiches zum weitaus größten Theile verschieden sind von den jetzigen, und sie werden den letzteren um so ähnlicher, je näher sie ihnen in der Reihenfolge der Erdperioden stehen. So gehören beispielsweise die Insekten des Carbon sämmtlich zu anderen Gattungen, als die gegenwärtigen Glieder der nächstverwandten Familien; im Lias treten zwar schon manche der heutigen Gattungen auf, aber die Mehrzahl der damaligen Insekten gehört Gattungstypen an, die nunmehr längst ausgestorben sind;

---

[1] Zum Folgenden vgl. Tilmann Pesch S. J., Die großen Welträthsel. Freiburg 1884. Zweiter Band. S. 242 ff.

im mittleren Tertiär (im Miocän) sind die Gattungen zum größten Theile mit den noch lebenden identisch, die Arten sind jedoch nach Heer noch sämmtlich von denen der Jetztzeit verschieden; erst am Ende des Tertiär (im Pleistocän [1]) erscheint ein großer Theil der heutigen Arten, bis endlich in der Diluvialzeit [2] die Insektenwelt Mitteleuropa's aus denselben Arten besteht wie heute. In dieser Beziehung halten die Insekten die Mitte zwischen den höheren und niederen Thieren. Während unter den Wurzelfüßern bereits in der Kreidezeit eine Anzahl der heutigen Arten erscheint [3], während zwei Muschelgattungen (Lingula und Discina) schon in der cambrischen Stufe des Übergangsgebirges sich zeigen und durch alle folgenden Weltalter in unverändertem Gattungstypus sich hindurchziehen [4], sind die Säugethiere Mitteleuropa's noch im mittleren Tertiär zum größten Theile verschiedeneren Gattungen angehörig als heute, und selbst in der Diluvialzeit beherbergte unsere Heimath noch eine beträchtliche Anzahl von Säugethierarten, die seit einigen Jahrtausenden von dem Angesicht der Erde verschwunden sind [5].

Es wird wohl Keinem zweifelhaft sein, daß die Insekten der Gegenwart von den zu denselben Arten gehörigen diluvialen Insekten wirklich abstammen; denn in der Mitte der Diluvialzeit treten die ersten Spuren des Menschen bereits in Mitteleuropa auf [6], und seit der Erschaffung des Menschen hat keine Bildung neuer Arten mehr stattgefunden. Nun sind aber unter den Insekten der Gegenwart nicht wenige, welche tertiären (miocänen) Formen so ähnlich sehen, daß die zwischen bei-

---

[1] So werden z. B. schon die in den unterpleistocänen Ablagerungen bei Hösbach unweit Aschaffenburg entdeckten 25 Käferarten größtentheils mit gegenwärtig noch lebenden Arten identificirt. Vgl. Wiener Entom. Zeitung 1885, 1. Heft, S. 31.

[2] Die interglacialen Schieferkohlenlager von Utznach und Dürnten in der Schweiz haben eine ziemlich reiche Ausbeute von diluvialen Insekten geliefert, die namentlich mit alpinen Arten der Gegenwart übereinstimmen.

[3] Urwelt der Schweiz, S. 673.

[4] Urwelt der Schweiz, S. 614. Auch unter den Kopffüßern (Cephalopoden) finden sich ähnliche Verhältnisse; so erscheint die Gattung der Perlbootschnecken (Nautilus) schon im Untersilur, zeigt den größten Artenreichthum im Carbon und in der Kreide und ist heute noch in einer Art vertreten.

[5] Der Urelephant (Elephas antiquus), das Mammuth (Elephas primigenius), das wollhaarige Nashorn (Rhinoceros tichorhinus), das Merk'sche Nashorn (Rhinoceros Merkii), der Höhlenbär (Ursus spelaeus) u. s. w. — Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 527 ff.

[6] In den Schieferkohlen von Wetzikon, in der Tuffbildung von Cannstatt, unter den Kalktuffen von Taubach bei Weimar fand man die ersten Spuren des menschlichen Auftretens in Deutschland und der Schweiz. Vgl. Urw. d. Schw., S. 599 ff.

den obwaltenden Unterschiede oft geringer sind, als zwischen den Spielarten mancher gegenwärtig noch lebenden Insektenart; Heer nennt diese in verschiedenen Erdperioden einander entsprechenden Formen homologe Arten[1]. Wie die gegenwärtige Insektenfauna im Tertiär, so finden manche tertiäre Insekten (z. B. unter den Prachtkäfern) im Lias, manche liassische Insekten (z. B. unter den Blattiden) im Carbon ihre homologen Arten.

Dürfen wir annehmen, daß diese homologen Arten durch wirkliche Abstammung auseinander hervorgingen? Gezwungen werden wir zu dieser Annahme nicht; denn Gott konnte am Beginne der neuen Erdperioden auch solche Arten neuerdings hervorbringen, welche den untergegangenen vorhergehenden Typen sehr ähnlich waren. Aber Gott liebt es, in der Ordnung der Natur durch natürliche Ursachen zu wirken; wir müssen deßhalb prüfen, ob es nicht wahrscheinlicher sei, daß Gott einen Theil der früheren Arten zur Hervorbringung der neuen benützt habe.

Jede organische Art umschließt eine bestimmte Mannigfaltigkeit der Organisationen und Instincte ihrer Einzelwesen; bei der einen Art ist diese Mannigfaltigkeit größer, bei der anderen geringer. Diese Mannigfaltigkeit — oder Veränderlichkeit, wie sie heute gewöhnlich genannt wird — bewegt sich aber nur innerhalb bestimmter unabänderlicher Artgrenzen und geht über dieselben nicht hinaus. So zeigen beispielsweise manche Arten der Gattung Carabus[2] die auffallendsten localen Spielarten, und zwar nicht bloß in der Färbung, sondern auch in der Form und Sculptur des Halsschildes und der Flügeldecken; wenn die äußersten Grenzen dieser Formenmannigfaltigkeit nicht durch allmähliche Übergänge miteinander verknüpft wären, so würde sie Jedermann für verschiedene Arten halten. Manchmal stehen diese Grenzen aber auch ganz unvermittelt nebeneinander. Bei einigen fremdländischen Verwandten unseres Schwalbenschwanzes (Papilio Machaon) kommen zwei oder sogar drei ganz verschieden gefärbte Formen von Weibchen vor; als man noch nicht

---

[1] Urwelt d. Schw., S. 389 und 678. — In der miocänen Insektenfauna von Oeningen, welche 224 Gattungen umschließt, sind 180 Gattungen aus homologen Arten gebildet. Die Zahl der homologen Arten aber verhält sich zur Zahl der eigenthümlichen, in der Gegenwart nicht homolog vertretenen Arten wie 876 : 140.

[2] Z. B. Carabus cancellatus kommt in neun (Naturgeschichte der Insekten Deutschlands, I. I. I. S. 135—138) oder sogar in zwölf (Catalogus Coleopt. Europae et Caucasi, Edit. 3a, S. 4 u. 5) europäischen Spielarten vor. — Über „die Variabilität der Insektenfarben und ihre Ursachen“ vgl. eine ausführliche Arbeit in „Natur und Offenbarung“, 1885 (31. Band), 7. 8. 10. 11. 12. Heft.

beobachtet hatte, daß sie zu denselben Männchen gehörten, mußte man sie für ganz getrennte Arten ansehen. Bei jenen Riesen der Käferwelt, welche die stolzen Namen eines Herkules, Goliath, Atlas und Gideon tragen, ja auch bei unserem Hirschkäfer und Leuchtkäfer zeigen Männchen und Weibchen die größte Verschiedenheit in der Gestalt; dennoch gehören beide zu derselben Art. Zu diesen Erscheinungen der gleichzeitigen Formenmannigfaltigkeit (Variabilität und Polymorphismus) gesellen sich die noch merkwürdigeren der aufeinanderfolgenden Mannigfaltigkeit von organischen Gebilden, die unstreitig stammesverwandt sind. Allbekannt ist es, daß aus dem Ei die Raupe, aus der Raupe der Schmetterling wird; die Metamorphose der Insekten bietet somit das einfachste Beispiel einer genetischen Entwicklungsreihe von Wesen, die sich äußerlich ganz fremd zu sein scheinen. Seltener tritt bei den Insekten der Generationswechsel auf; bei der Gattung, der die berüchtigte Reblaus (Phylloxera vastatrix) angehört, gehen aus einem Individuum in einem Jahre fünf Formen von Individuen nacheinander hervor, die sowohl unter sich wie vom Mutterthiere ganz verschieden sind. Mit der Verschiedenheit der Organisation ist aber auch eine Verschiedenheit der Instincte verbunden, zumal wenn dieselbe Thierart in ihren verschiedenen Lebensformen verschiedene Naturaufgaben zu erfüllen hat; so ist die Raupe durch ihren Instinct ein Bild der trägen Gefräßigkeit, der aus ihr hervorgehende Schmetterling ein Bild der leichtbeschwingten Flatterhaftigkeit geworden.

Diese Thatsachen der Gegenwart beweisen, daß Organisation und Instincte der Insekten innerhalb derselben Art einer gewissen Mannigfaltigkeit fähig sind. Aber diese thatsächliche Mannigfaltigkeit ist keine unbestimmte und unbegrenzte, wie der Darwinismus sie annimmt, sondern nach bestimmten Artgesetzen fest geregelt. Diese Mannigfaltigkeit wird ferner nicht lediglich durch äußere Ursachen, durch die Anpassung an äußere Umstände bestimmt, sondern sie geht aus dem Innern des Organismus selbst hervor; die inneren, eigenartigen Entwicklungsgesetze des organischen und physischen Lebens sind die Hauptursache jener Mannigfaltigkeit, die äußeren Einflüsse sind nur die untergeordnet mitwirkenden Ursachen.

Inwiefern ist nun diese gegenwärtig in der organischen Natur herrschende Mannigfaltigkeit der Formen und Instincte anwendbar auf die Entwicklung der Insektenarten und ihrer Instincte in der Vorwelt?

Es ist möglich, daß dieselbe Art zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Formen und Instincten auftrete. Deßhalb ist es auch möglich,

daß ein und dieselbe Art in verschiedenen Erdperioden verschiedene organische und instinctive Eigenschaften entfaltete; der Wechsel der äußeren Verhältnisse konnte als nächste Ursache, die innern Entwicklungsgesetze der einzelnen Arten als die entferntere, aber tiefste und hauptsächlichste Ursache eine solche Umänderung der Formen und Instincte bewirken. So konnte es sein; denn der naturphilosophische Artbegriff braucht mit dem systematischen nicht zusammenzufallen. Wenn wir den ersteren auch auf die paläontologischen Forschungsergebnisse ausdehnen wollen, so müssen wir zu einer natürlichen Art nicht bloß jene Lebewesen rechnen, welche gegenwärtig noch auseinander hervorgehen, sondern auch jene, welche wahrscheinlich ehemals auseinander hervorgegangen sind. Für jene Wahrscheinlichkeit gibt es aber kein anderes Kennzeichen, als die große Ähnlichkeit aufeinanderfolgender Formen, wie sie in den homologen Artreihen thatsächlich vorliegt.

Die Annahme, daß die Reihen homologer Arten auf Stammverwandtschaft beruhen, kann also mit Recht als eine wohlbegründete Hypothese hingestellt werden; weiter gehen können wir bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht, ohne den Boden der Thatsachen zu verlassen[1].

Viele Insektenarten der Gegenwart haben ihre homologen Formen unter den Insekten der Vorwelt noch nicht gefunden, und nur wenige der homologen Arten reichen hinter die Tertiärzeit zurück. Es wird der Wissenschaft der Zukunft allerdings vielleicht noch gelingen, viele Lücken auszufüllen und neue Ringe in der Kette der homologen Arten zu entdecken. Aber je tiefer der menschliche Forschergeist in die Geheimnisse der Urwelt vordringen wird, desto klarer wird ihm auch die Beschränktheit

---

[1] Die Thatsache, daß die ältesten fossilen Insekten (Schaben, Urnetzflügler, Stabheuschrecken, Termiten u. a.) zu den Insekten mit unvollkommener Verwandlung gehören, daß erst im Lias die Insekten mit vollkommener Verwandlung zur Entfaltung artenreicher Gattungen und Familien gelangen, und daß auch hier noch ganze Insektenfamilien (wie die Bockkäfer, Schwarzkäfer, Kurzflügler, Marienkäfer) völlig fehlen, ja sogar drei Insektenordnungen entweder gar nicht (Schmetterlinge) oder nur in äußerst spärlichen und zweifelhaften Resten (Hautflügler und Zweiflügler) vorhanden sind; daß ferner auch noch im Miocän einzelne heute bedeutende Familien (wie die Blumenböcke und Borkenkäfer) mangeln; daß endlich die Ordnung der Schmetterlinge erst mit der Jetztzeit (einschließlich des Diluviums) ihren großen Reichthum an Arten und Individuen erhalten zu haben scheint — alle diese Thatsachen sind nicht der Art, daß sie sich mit wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit für die Entwicklungstheorie verwerthen ließen.

seines Wissens zum Bewußtsein kommen. Das Sein der organischen Naturwesen, das ihm in vollendeten, ausgeprägten Zügen gegenwärtig vor Augen liegt, birgt schon unerforschliche Räthsel genug; noch viel dunkler aber ist das Werden: wie wird aus dem Ei die Raupe, aus der Raupe die Puppe, aus der Puppe der Schmetterling? Und dieses Werden, das so räthselhaft ist, während es vor unseren Augen sich abspielt, es ist noch unendlich räthselhafter, wenn es vor vielen Jahrtausenden sich ereignet hat. Der Mensch steht in der ihn umgebenden Schöpfung da wie eine Eintagsfliege; er hat nur gesehen, was während weniger Sekunden des Weltenjahres geschah, und dennoch will er die dunklen, räthselvollen Chiffern des uralten versteinerten Jahrbuches deuten. Bei diesem Gedanken muß der glaubenslose Forscher ohnmächtig den Muth sinken lassen; nicht so der gläubige Forschergeist. Er weiß, daß er hier auf Erden nur ein kleines Tröpflein aus dem Quell der Wahrheit trinken kann; aus dem vollen Borne wird er erst im Jenseits schöpfen. Ihn erhebt der Gedanke, daß er durch sein mühevolles Forschen einem unendlich weisen, allmächtigen und allgütigen Gotte dient. Die Macht und die Weisheit seines Schöpfers tritt ihm in den Werken der Natur immer klarer und heller vor Augen; er folgt in seinen Forschungen der Spur jener ewigen, unerschaffenen Weisheit, vor der tausend Jahre sind wie ein Tag, die mit einem Blicke alle Welten und Weltalter umfaßt, welche je aus ihrer Schöpferhand hervorgegangen sind und hervorgehen werden.

E. Wasmann S. J.

Von Reykjavik nach Isafjördr.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

31. Juli.

Der letzte Tag unseres Aufenthalts in Reykjavik war gekommen; es war das Fest unseres Ordensstifters, des hl. Ignatius von Loyola, das zum ersten Male hier von Angehörigen seiner großen Familie gefeiert wurde. Wir hatten deßhalb unsern Altar so gut wie möglich geziert und die schönsten Paramente, die zu finden waren, hervorgeholt. Nicht ohne eine gewisse Wehmuth packten wir sie ein, nachdem wir unsere beiden heiligen Messen gelesen. Wann werden endlich Priester kommen, um hier zu bleiben? Wann wird ein Glöcklein täglich die Bewohner von Reykjavik zum Gottesdienst laden?

Nachdem wir unsere Vorbereitungen zur Weiterreise der Hauptsache nach getroffen, besuchten wir unsere Freunde und Bekannten, um ihnen Lebewohl zu sagen. Bei dieser Gelegenheit hörten wir in den sonst so stillen Straßen zum ersten Male die Klänge einer Blechmusik. Wir fragten, was das bedeute, und nun erfuhren wir, daß sich die Musikanten von Reykjavik auf den nächsten Tag einübten, an welchem die erste Industrieausstellung auf Island eröffnet werden sollte — ein Ereigniß für das ganze Land! Durch gütige Vermittlung eines Freundes wurde uns die Gunst zu Theil, die Ausstellung schon heute besichtigen zu dürfen. Als Ausstellungsgebäude diente das aus dunkler Lava neu gebaute Elementarschulhaus der Stadt. Es war wohl die primitivste und einfachste Ausstellung, welche in diesem Jahrhundert der Weltausstellungen gehalten worden ist; aber sie war insofern interessant, als sie von den materiellen Culturverhältnissen des Landes eine annähernde Vorstellung gab.

In dem ersten Zimmer kamen die Handwerke und die bäuerliche Industrie zu Ehren, in einem zweiten der Fischfang, in einem dritten die Wollindustrie nebst den feinern Künsten; doch war die Trennung nicht ganz haarscharf durchgeführt, wie es ja in Island keine professionsmäßige Trennung der Gewerke gibt. In jedem Haus wird gesponnen, gewoben und genäht. Jeder Bauer ist selbst Zimmermann, Schreiner, Schlosser, Schmied, allenfalls auch Sattler, Maurer und Fischer. Was mir zuerst in die Augen fiel, war ein Globus, einige Karten und ein Hausmodell; ein Knabe von 15 Jahren, Eirikr Guðmundsson aus Miðdalr in Moßfell hatte das Alles zu Stande gebracht. Spinnräder, welche daneben standen, waren zwar sehr stark lackirt und glänzten wie Fixsterne, aber die sonstige Arbeit daran war ziemlich roh. Neben verschiedenen Proben von Winter- und Sommerbutter konnten auch die Butterfässer nicht fehlen. Die isländischen Tabaksdosen, in Gestalt von

kleinen Pulverhörnchen, sind bekannt. Auf unserm Ausflug nach dem Hekla führte Eyvindr immer eine solche mit sich. Gleich beim Beginn unseres Rittes zog er sie hervor, riß das Zäpfchen aus der vordern Öffnung, woran es mit einer Kette befestigt war, bog seinen Kopf nach hinten, steckte das Hörnchen in die Nase, schüttelte daran und bot es dann mir zum Schnupfen, was ich jedoch dankend ablehnte. Solcher Tabakshörnchen waren viele da, mehr oder minder fein gearbeitet; doch erreichte keines die kunstvolle Schnitzerei der früheren Zeit, wovon das antiquarische Museum gute Proben bot. Sehr charakteristisch für den sinnreichen, geduldigen Arbeitsfleiß des Volkes war eine Nähmaschine, welche ein Mann im Ostlande, der nie eine solche gesehen, auf bloß mündliche Beschreibung hin angefertigt hatte, und welche ganz brauchbar ausgefallen war. Ein Webstuhlmodell bezeugte, daß der alte Webstuhl hier zu Lande noch nicht aus dem Gebrauch gekommen. Sehr sauber und solid gearbeitet schienen mir einige Pferdegeschirre, sowohl was die Leder- als die Metallarbeit daran betraf; am meisten Pracht und Luxus aber entfaltete ein Frauensattel. Zwischen Näpfen und Holzgeschirren der verschiedensten Form und Größe, wie sie die Milchwirthschaft erheischt, deutete ein elegant eingelegtes Schmuckkästchen mit vielen Schubfächern und ein Schachbrett aus Messingblech auf die Lust an feinerem Luxus hin; doch waltete überall das Einfache, Praktische und Nothwendige vor, und auch hier würde jeder Handwerker und Gewerbtreibende unendlich Vieles vermißt und das Vorhandene in gar wenigen Proben vertreten gefunden haben. Es war nicht eine Ausstellung von tüchtig geschulten Professionisten, sondern von fleißigen Autodidakten, welche da und dort nach alter Familienüberlieferung gearbeitet und von eingeführten Mustern zu lernen gesucht hatten. Es fehlt den Isländern gar nicht an praktischem Verstand, Erfindungsgeist, Geschick, Handfertigkeit; was sie mitten in dem industriellen Lebensstrom der Neuzeit um ein Jahrhundert zurückgehalten hat, ist lediglich die frühere Armuth des Landes und des Volkes, ihre Isolirung vom allgemeinen Weltverkehr und die schwierige Communication im Lande selbst.

Unter dem Titel Niðarsoðinn Silungar frá Thingvöllum við Öxará hatte unser Freund, der Pastor Pálsson von Thingvellir, Lachsforellen aus dem Thingvallasee in Blechdosen ausgestellt: der erste Versuch einheimischer Conserven.

Während das erste Zimmer sonst mehr die Handwerke vertrat, wie sie sporadisch im Innern des Landes, mit mehr Erfolg in Reykjavik getrieben werden, galt das zweite dem Fischfang, der einen großen Theil der Küstenbevölkerung beschäftigt. Leinen, Angeln, Netze, andere Fischgeräthe hingen hier in großer Anzahl; daneben waren die wichtigsten Fischsorten — Häringe, Steinbutten, Dorsche, Klippfische — frisch und getrocknet, nach ihrer verschiedenen Qualität, Fangort, Zubereitung ausgestellt. So weit ich beurtheilen konnte, war auch dieser Theil der Exposition nicht eben reich, doch immerhin ein erfreulicher und ermuthigender Anfang.

Der dritte Raum bot einen bunteren Anblick dar. Hier war vereint, was sich an Kunst und an Webereien hatte auftreiben lassen. Das erste war

wenig: einige Kreidezeichnungen von Olafr Eriksson, die Leistungen eines Durchschnitts-Gymnasiasten nicht übertreffend, einige colorirte botanische Zeichnungen und das Millenialbild von 1874 von Benedict Gröndal, der am Gymnasium naturgeschichtlichen Unterricht ertheilt, und ein paar kleine Porträts, von einer Frau Melsteð gemalt. Ziemlich reich war dagegen, was weiblicher Fleiß an Webereien aufzuweisen hatte. Fast in jedem Haus soll sich ein Webstuhl finden. Bis jetzt versahen die Hausfrauen und Töchter ihre Familien mit selbstgewobenem Tuch. Dieses Wolltuch, Vaðmál genannt, aus inländischer Schafwolle gesponnen und gewoben, ist ungemein stark, dauerhaft und nahezu wasserdicht, dabei angenehm weich und warm. Meist wird es grau, braun und schwarz gefärbt. Die verbreitetste Sorte ist ziemlich grob; doch werden, besonders für die Frauenkleider, auch feinere Sorten angefertigt. Die Ausstellung wies sowohl Garne als Gewebe der verschiedensten Art auf, und außer den gewöhnlichen auch solche in sehr lebhaften Farben. Als ich über einige sehr schöne Gewebemuster meine Bewunderung ziemlich laut aussprach, gestand mir Fräulein Pjétursson, die Tochter des Bischofs, welche mit Frau Dr. Schweitzer ebenfalls die Ausstellung besichtigte, ganz bescheiden erröthend, daß sie die Weberin sei. Einige vorzügliche Teppiche waren von einer Wittwe in Reykjavik angefertigt. Ein herrlich warmer Überrock, außen braun, innen roth und grün gefüttert, war zu einem Preis von 50 Kroner käuflich. Da das Tragen von Wollhandschuhen ganz allgemein ist, so war von solchen eine Menge vorhanden. Sie haben immer sechs Finger, so daß man etwas wechseln kann. Manche hatten sehr barocke Dessins. Von einem Fräulein Margjet Jonasdóttir waren Stickereien ausgestellt, die aber schon vom Jahre 1841 herrührten; neuern Datums dagegen waren künstliche Blumen, welche eine Schwester des Stadtvogtes, Frl. Jonasson, ausgestellt hatte. Wie in den anderen Abtheilungen, so war auch in dieser mehr Reykjavik als das Land überhaupt vertreten. Das war sehr erklärlich, da der Seeweg nach Norden bis vor einigen Tagen verschlossen war, der Transport zu Lande mehrere Tage, wenn nicht eine Woche und mehr, in Anspruch nimmt und nur die Küstenortschaften im Sommer leichtere Verbindung mit der Hauptstadt haben. Ohne bessere Verbindungswege kann kaum das nöthigste Material für die verschiedenen Gewerbe in's Innere des Landes bringen, und eine glänzendere Industrieausstellung wird Reykjavik erst feiern können, wenn einmal ordentliche Straßen da sind und Wagen und Posten sie regelmäßig befahren. Hierfür scheint es aber nicht nur an Geld, sondern auch an Interesse zu fehlen. Ich glaube, daß die Isländer auf ihr Reiten förmlich versessen sind und sich schwer entschließen werden, ihre Pferdchen an Wagen zu spannen.

Der übrige Theil des Tages verging mit Packen und Visiten. Um 8 Uhr Abends ließ P. von Geyr sich mit dem Gepäck an Bord bringen. Graf Wolfegg und ich machten noch einmal einen Rundgang durch die Stadt. Es war schon überall still; nur am Strande tummelte sich eine Menge Volk. Es war seit Langem die erste Gelegenheit, per Dampf in den Norden zu kommen. Viele Studenten hatten darauf gewartet, um in die Ferien zu

gehen; Leute aus allen Ständen wollten mit und fuhren zum Theil schon der „Thyra" zu, oder standen noch mit ihren Angehörigen und Freunden am Ufer. Das Schiff war weit draußen auf der Rhede, und es verging wohl eine Viertelstunde, bis das von dort für uns abgeschickte Boot uns endlich aufnahm. Um das Schiff war aber ein noch viel tolleres Gewimmel, als am Strande. Wohl an die zwanzig Boote hatten da angelegt, und wir mußten von einem in's andere springen, um endlich die Schiffstreppe zu erreichen. Nachdem ein dichter Nebel bis in den Nachmittag hinein die ganze Bucht eingehüllt hatte, war es gegen Abend recht hell und freundlich geworden. Nur der Snäfellsjökull hatte sich dem Wolkenmantel nicht zu entringen vermocht. Der Tag hatte schon etwas abgenommen; doch dunkelte es nur sehr langsam, und noch gegen Mitternacht hin wurde es nicht vollständig dunkel. Auf dem Schiff und um das Schiff herum war ein so lustiges Leben, daß man gar nicht mehr in Island zu sein glaubte. Beide Decke waren von Isländern überfüllt. Fast um jeden der Reisenden war eine Gruppe von Bekannten, welche ihn umdrängten. In beiden Cajüten und oben auf Deck wurde wacker gezecht, meistens Bier, doch auch Wein und Aquavit. Dazwischen waren Gruppen von ganzen Familien, andere von Frauen und Mädchen, die sich zum Abschied noch tausend Dinge zu sagen hatten. Ihr Gepäck hatten die Isländer meist in kleine Holzkasten gepackt, wie man sie den Pferden anhängt, damit sie von ihrer Küstenstation rasch weiter kommen können.

Das belebte Treiben auf dem Schiff erinnerte unwillkürlich an die komische Seite, welche die Ankunft von Schiffen, besonders im Anfang des Jahres, früher darbot, als der Verkehr noch nicht so lebhaft war. Da kamen gegen Ende des langen Winters besonders die Schnupfer und die Schnapsbrüder in große Noth und zählten die Tage bis zur Ankunft des ersten Seglers oder Dampfers. Auch das übrige Volk sehnte sich dann nach überseeischen Waaren und Neuigkeiten — und das erste Schiff aus Kopenhagen war wie ein Freudenengel aus einer bessern Welt. Die durstigen Bauern wußten dann freilich nicht immer Maß zu halten und verpraßten mitunter auf einen Sitz die Ersparnisse mancher mühsamen Wochen. Ein isländischer Dichter hat das selbst recht heiter in einem Gedichte beschrieben, und da es auch zur Zeichnung des Volkslebens mit beiträgt, so setze ich es, mit einiger Kürzung, hierher. Es beweist, daß das humoristische Element dem Isländer nicht ganz abgeht, und Niemand wird so unbillig sein, das etwas derbe Genrebild à la Jan Steen auf ganz Island übertragen zu wollen. Es gibt in Island, wie allüberall, sehr durstige, aber auch ganz mäßige und musterhafte Bauern.

Ach Gott! was wird das Frühjahr lang
Den Leuten drinnen im Lande!
Noch immer kein Schiff! Und sie warten so bang,
Sie sitzen mit Allem im Sande.
Kein Mehl ist in den Truhen mehr,
Kein Branntwein mehr im Glase,

Die Schreine sind leer, die Taschen sind leer,
Und kein Tabak in der Nase!
Mit ödem Kopf, mit langem Gesicht
Begegnen sie sich auf der Wiese:
„Heil sei dir, Freund! Hast du mir nicht
Noch eine letzte Prise?" —
„Ach, hätt' ich das, wie wär' ich froh,
Da könnt' der Sturm nur wettern!
Doch, ach, ich schnupf' seit Langem Stroh
Und Staub von dürren Blättern." —
„So steht's mit dir, du armer Mann?
Mir wird's auch unerträglich;
Statt Tabak kau' ich Thymian,
Wir leben ganz unsäglich." —
„Ach, Thord, hast du von Branntewein
Nicht einen Rest noch über?" —
„Ach, hätt' ich den, ich theilt' ihn fein
Sofort mit dir, mein Lieber!
Allein, allein — zum Kuckuck nur,
Ich sah seit sieben Wochen
Von Branntewein nicht eine Spur,
Hab' nichts davon gerochen." —
„Doch sag', wer reitet dort daher,
Den Kittel schief und offen?
Der Bjarni ist's, der alte Bär —
Er ist ja knallbesoffen." —
„He, Bjarni! Halt' ein wenig still —
Sag', ist ein Schiff gekommen?" —
„Jau! Das ist's, was ich melden will,
Hab' meinen Schnaps bekommen." —
„Und was gibt's Neues in der Welt?" —
„Kann noch nicht viel euch sagen.
Man zankt um Glauben und um Geld
Und will sich nicht vertragen,
Und London ist mit Mann und Maus
In einer Nacht versunken;
Der Kaufmann sagt's, ein wack'res Haus,
Bei dem ich Eins getrunken!" —
Da lebt der alte Adam auf,
Verjüngt strahlt nun die Erde,
Sie springen nach Haus in fröhlichem Lauf,
Sie setzen sich hurtig zu Pferde.
„Das Schiff! Das Schiff! Wir müssen es seh'n!
Den Kaufmann seh'n, den Dänen,
Nun werden vom Jammer wir auferstehn'n
Und trocknen uns're Thränen!" —
„Auf! Auf! Mein Rößlein, spute dich,
Flieg' hin über Mooren und Steinen!"
Sie reden kaum, schau'n nicht um sich,

Sie zappeln mit Armen und Beinen.
Sie sausen dahin wie das wilde Heer,
Zur Peitsche dient nur der Zügel,
Bis die Kaufstadt winkt am blauen Meer,
Am dunkeln, felsigen Hügel.
Hurrah! Da steht das Schiff im Sund,
Mit Schätzen reich befrachtet.
Da steh'n die Händler mit lächelndem Mund,
Den Göttern gleich geachtet.
Die Bauern grüßen mit schüchterner Hand
Und biegen tief den Rücken:
„Willkommen, Herr Kaufmann, hier zu Land",
Sie stammeln voll Entzücken. —
„Gud velsigne jer"[1], spricht er froh,
Und zeigt sein Waarenlager,
„Alt i buden i skal fo,
Vad eder behager."[2] —
„Prächtige Waaren bringen wir,
Lammsfell fest und trocken,
Dichtgesponnene Wolle hier
Und hellgraue Socken." —
Pfiffig guckt der Kaufherr drein:
„Vad er det i vil begere?"[3] —
„Tabak, Tabak und Branntewein,
Branntwein und ikke mere."[4] —
Und es perlt im Gläschen das köstliche Naß,
Es rieselt durch Mark und Beine,
Ein zweites — ein drittes — ach, hätt' ich ein Faß!
Kein Gläschen bleibt alleine.
„Was sind wir schuldig, edler Mann?" —
„Nichts weiter, ihr habt noch zu gute."
Ach, Keiner mehr recht rechnen kann,
Es flimmert der Schnaps im Blute.
„Sechs Fische liegen ja auf dem Tisch,
Laßt euch den Trunk nur schmecken!" —
„Was?" munkeln die Bauern, „ein Centner Fisch?
Wir bleiben in Schulden stecken."
Ein Jeder legt noch sechs Fische zu,
Ein Jeder drei Paar Socken,
Sie trinken weiter in seliger Ruh,
Die Gurgel wird nicht trocken.
Zum Abschied läßt ein Jeder sich
Noch eine Flasche füllen.
„Topp," sagt der Kaufmann, „die geb' ich
Umsonst, der Freundschaft willen!"

---

[1] Der Kaufmann spricht dänisch: „Gott segne euch!"
[2] „Alles in der Bude sollt ihr bekommen, was Jedem behagt."
[3] „Was ist's, das ihr verlangt?" [4] „Und nichts mehr."

Da fallen die Bauern ihm um den Hals,
Bedecken ihn mit Küssen,
Das Haus ist voll des Freudenschalls:
„Ihr habt noch ein Gewissen!
Euch segne der Herr auf dem salzigen Meer,
Zu Land mög' der Herr euch beschenken.
Ach, kommet das nächste Jahr wieder her
Und bringt uns von diesen Getränken!"
Sie steigen zu Pferd, sie sprengen davon,
Doch nicht mehr stumm und stille,
Es saust der Peitsche schriller Ton
In der Lachenden Gebrülle.
Sie lachen und jauchzen und schimpfen und schrei'n,
Sie hauen auf die Pferde,
Sie peitschen auf einander drein,
Sie peitschen daneben die Erde.
Der eine taumelt, der andere fällt,
Der dritte liegt schon im Grase,
Im Kopfe tanzet die ganze Welt,
Es bluten Mund und Nase.
Zum Glück ist's nicht mehr weit von Haus,
Man schleppet sie zu Bette,
Man schirrt die armen Gäule aus
Und jammert um die Wette.
Die Waaren alle sind verkauft,
Doch kam kein Geld zurücke,
Geschirr und Kleider sind zerrauft,
O arge Schicksalstücke!
Das Prümchen und der Schnupftabak
Ging unterwegs verloren,
Zerrissen ist der Mantelsack,
Zerschlagen Kopf und Ohren.
Das Fäßchen mit dem Branntewein,
Die Quelle aller Wonnen —
Es steckt kein Zapfen mehr darein,
Es ist ganz ausgeronnen.
Kein Mann ist heil, kein Gaul bereit,
Ihn auf den Markt zu tragen.
Das ist die neuste Neuigkeit
Vom Schiff aus Kopenhagen.

Unser Schiff war bei weitem besser, als der „Romny", breit, geräumig, noch neu und comfortabel eingerichtet. Der Capitän Hammer war ein dänischer Marineoffizier, ein feinerzogener Mann. Er sprach fertig deutsch und englisch und nahm uns mit vieler Artigkeit auf. In der ersten Cajüte trafen wir Dr. Schweitzer mit seiner Frau, welche gleich uns die Rückfahrt um die Insel machen wollten. Dr. Scherbeck mit seiner Frau war auch da, um Abschied zu nehmen. Wir selbst erhielten noch einen Besuch um den andern. Fast alle die Herren, mit denen wir näher bekannt geworden, ließen sich noch

an's Schiff rudern und blieben etliche Zeit bei uns, einige bis fast zur Abfahrt des Schiffes. Es war rundum nur ein Kommen und Gehen, ein Lachen und Schwätzen, ein Knixen und Abschiednehmen, wie auf einem Markt. Das Schiff schien ein großes Restaurant, von dem sich die Reykjaviker nur mit Mühe trennen zu können schienen. Erst als um Mitternacht das letzte Dampfsignal erscholl, fuhren die letzten Boote nach Hause; die schweren Anker wurden aufgezogen und hinaus ging's in nächtlicher Dämmerung dem Eismeer zu.

1. August.

Meine Hoffnung, den Snäfellsjökull nun in seinem vollen Glanze in der Nähe zu sehen, sollte sich nicht erfüllen. Als ich um 8 Uhr auf Deck kam, hatten wir zwar schon längst das Vorgebirge umfahren, welches der alte Vulkan zwischen dem Faxafjördr und Breiðifjördr nach Westen in's Meer hinausreckt; aber die obere Spitze des Berges war ganz in Wolken. Was von weitem der Fuß einer einzigen schönen Pyramide geschienen hatte, breitete sich zu einem vielzerklüfteten Gewirre kahler Hügel aus, deren letztere erst sich langsam nach den Wolken hin zuspitzten. Oben wohnt, der Sage zufolge, „Barðr Snäfellsáß", der Sohn des Riesenkönigs Dumbr und der Riesin Mjöll, von welcher der weißeste Schnee seinen Namen hat, einer der wenigen Riesen, welche in der Mythologie einen menschenfreundlichen Charakter besitzen. Jetzt mußte er wohl schlafen oder übler Laune sein.

„Ist das nicht das miserabelste Land der Welt?" sagte der Major H., ein englischer Artillerieoffizier, auf den mich P. von Geyr schon am Abend zuvor aufmerksam gemacht hatte und von dem die Dänen gesagt hatten, er sei ein halbverrücktes Original. Er war aber durchaus kein verrückter, sondern ein sehr gescheidter und allseitig gebildeter Mann. Er war zweimal schon in Indien gewesen, jetzt in Woolwich stationirt und an einer militärischen Zeitschrift betheiligt. Er hatte das Jahr zuvor Norwegen bereist und wollte dieses Jahr seine Ferien auf Island verwenden. Allein die Vergnügungsreise war ihm durch das Wetter gründlich verdorben worden. Er hatte sich am 5. Juli schon zu Leith auf der „Thyra" eingeschifft, welche programmmäßig am 1. Juli von Kopenhagen abgegangen war, und befand sich somit fast einen Monat auf dem Schiffe. Dieses sollte an den Hauptstationen der Ost-, Nord- und Westküste landen und am 25. Juli in Reykjavik eintreffen. Es stieß aber an der Nordküste auf Eis und mußte nun die ganze Fahrt zurück machen, um von Süden her nach Reykjavik zu kommen. Die Schiffsgesellschaft sagte dem Engländer nicht zu. Im Nordland war es sehr kalt. Die ersten Küstenortschaften, wo das Schiff hielt, machten den ungünstigsten Eindruck. Der einzige Trost meines guten Majors war der menschenfreundliche Capitän Hammer, mit dem er einen großen Theil des Tages Karten spielte. Daneben studirte er etwas Isländisch aus einer recht praktischen Grammatik von Lund und einem neuen Testament, das er von der Bibelgesellschaft um 1 sh. (eine Mark) bezogen hatte. In Reykjavik war er an's Land gestiegen, fand sich aber in all seinen Erwartungen auch hier so getäuscht, daß er nicht einmal einen Ausflug in's Innere machen

wollte, sondern sich wieder an Bord des Schiffes begab und hoch und theuer gelobte, den Fuß in Island nicht wieder an's Land zu setzen. Dieser Schwur, welcher den Dänen und Isländern zu Ohren gekommen war, mußte ihnen natürlich wie eine ganz gottlose Lästerung vorkommen. Ich konnte mir aber recht gut vorstellen, daß Island einem Manne, der an englischen Comfort, englische Reinlichkeit und Lebensart gewohnt war, ganz abscheulich erscheinen mußte, und daß Reminiscenzen aus Indien der nordischen Nebelwelt auch den letzten Reiz von Poesie raubten, den man sonst daran finden mag. Mit einem Galgenhumor, wie ich ihn noch selten gefunden, faßte er seine Reise als einen ganz vorzüglichen Ulk auf und versprach, darüber eine Saga zu schreiben. Meine Versuche, Island in seinen Augen zu retten, oder wenigstens zu entschuldigen, mißglückten vollständig. Island war in seinen Augen gerichtet. Dabei hatte aber sein Humor durchaus nichts Mephistophelisches, Ironisches, oder Satirisches. Es war nur der drollige Gegensatz seinen, modernen Weltbürgerthums zu dem urwüchsigen, patriarchalen Winkelbürgerthum, der mich nach beiden Seiten hin gar sehr erlustigte. Bald kam mir Island ganz närrisch vor, das um fast ein paar Jahrhunderte in der äußern Civilisation zurückgeblieben ist; bald der Major, der so weit hergereist war, um es nicht zu sehen; bald die altisländischen Helden, die sich aus Eifersucht die Schädel einschlugen und dafür unsterblich geworden sind; bald die moderne Civilisation, die jetzt ungefähr wieder bei allem Unsinn angelangt ist, den die römische Kaiserzeit hervorbrachte. Der goldene Weg liegt eben in der Mitte, und Jung-Island bemüht sich tapfer, ihn einzuschlagen.

Etwa um halb 2 Uhr Mittags gelangten wir an eine Gruppe kleiner Inseln, welche im Breiðifjördr ziemlich nahe nach der Küste hin liegen. Eine davon wurde mir als Elliða-ey, d. h. als die Insel bezeichnet, von welcher gegen Ende des 10. Jahrhunderts Erich der Rothe ausgezogen sein soll, um Grönland und Nordamerika zu entdecken. Da mochte der Herr Major nun lachen. Die armen Isländer sind wirklich sowohl dem Christoph Columbus als den Engländern zuvorgekommen! Schon im 9. Jahrhundert soll von Island aus eine Inselgruppe aufgefunden worden sein, die nach ihrem Entdecker die „Gunnbjörnsschern" (Gunnbjarnarsker) genannt wurden. Ihm folgte im folgenden Jahrhundert ein wegen Todtschlags geächteter Isländer, der aber auf den Inseln durch die eigenen Genossen den Tod fand. Erich der Rothe, der ebenfalls wegen Todtschlags von Island fliehen mußte, wollte diese Inseln aufsuchen, gerieth aber dabei an eine viel fernere Küste, die er Grönland, d. h. grünes Land nannte, wohl mehr um andere Ansiedler zu gewinnen, als um der Schönheit des Landes willen. Es gelang ihm auch, Andere von Island herüber zu locken, und 985 wurde eine feste Ansiedlung gegründet. Sein Sohn Leifr war ein muthiger Seefahrer; er holte sich erst eine Braut auf den Hebriden, fuhr dann 999 zu König Olafr Tryggvason nach Drontheim und übernahm es, in dessen Auftrag den ersten christlichen Priester nach Grönland zu bringen. Auf der Fahrt dahin fand er Vinland hit goða, das gute Weinland, d. h. eine Küstenstrecke des nordamerikanischen Festlandes, wo wilder Wein wuchs. Von dort fuhr er weiter nach

Grönland und ließ sich bei seinem Vater Erich nieder. In demselben Jahr (1000) also, wo das isländische Thing an der Almannagjá die Annahme des Christenthums beschloß, wurde Amerika entdeckt und erhielt Grönland seinen ersten Priester. Was die Bekehrung des alten Erich betrifft, stimmen die isländischen Berichte nicht völlig; nach dem einen Bericht ließ er sich, wenn auch nicht ohne Widerstreben, taufen, nach dem andern trennte sich seine christlich gewordene Gattin von ihm und blieb er vermuthlich heidnisch oder halbheidnisch. Auch beim übrigen Volk scheint sich das Christenthum anfänglich mit allerlei heidnischen Anschauungen gemischt zu haben. Doch wurde 1121 der Isländer Eirikr zum ersten Bischof von Grönland geweiht; von 1202 an beginnt eine regelmäßige Reihe der Bischöfe von Gardar, und bald erhielt das Land auch Klöster.

Durch die Inseln, von denen die meisten irgend eine Hütte oder einen kleinen Wigwam zeigten, gelangte die „Thyra" in eine kleine Bucht, die, von einer schroff abfallenden Felseninsel beschützt, einen ziemlich guten Hafen bildet. Es wurde der Anker geworfen. Wir benützten das Postboot, um an's Land zu steigen. Eigentliche Piers, d. h. größere Landungsbrücken für Dampfer, gibt es auf Island nicht. Die Schiffe müssen immer in einiger Entfernung vom Lande halten. Die Post besorgte der erste Steuermann, der uns sehr freundlich war.

Stykkisholm ist ein ziemlich lebhafter Verkehrsplatz, der in den letzten Jahren gewonnen hat. Grossirer Zeulner aus Kopenhagen, der mit uns auf dem „Romny" nach Island reiste, hatte hier eine Factorei. Nachdem wir, nicht ohne einige Turnkünste, aus dem Boot auf die Landungsbrücke gelangt waren, suchten wir die Factorei auf, fanden aber statt eines thranduftenden Güterschuppens ein ganz artiges kleines Haus, mit allem Kopenhagener Comfort ausgestattet. Als ich mich beim Complimentiren etwas unvorsichtig drehte, stieß ich mit dem Kopf an einen schweren metallenen Kronleuchter. Vor dem Haus war ein Garten und da stand sogar Apollo mit der Lyra. Herr Zeulner, der erst in der Nacht von einem weiten Geschäftsritt zurückgekommen war, erschien ziemlich verschlafen; unser Überfall schadete jedoch nicht, da er doch mit dem Schiffe weiter wollte. Da um die Bucht, an die Hügel hinauf sich zehn Wohnungen, darunter ein paar zweistöckige, angekrustet haben, sieht Stykkisholm schon einer kleinen Ortschaft gleich. Oben am Hügel, mit prächtiger Aussicht auf's Meer, lag das Pfarrhaus. Unweit davon war eine Art Belvedere errichtet, ein dreistöckiges Holzthürmchen, das uns einen Ausblick über die Inseln und den weiten Breidifjördr verschaffte.

Thórsnes, die kleine Halbinsel, an der Stykkisholm liegt, war in den alten Zeiten ein nicht unbedeutender Platz. Thorolfr Mostrarskegg, der das Land von der Stafá bis zur Þórsá in Besitz genommen hatte, ein eifriger Heide und Verehrer Thors, baute da einen großen Thorstempel, der beim Volke in hohen Ehren stand, und daneben seine Wohnung, später Hofstadr (Tempelstätte) genannt. Mit Zustimmung aller benachbarten Ansiedler wurde der Platz zugleich zur Dingstätte für das Héradsþing (Districtsversammlung) erhoben. „Da war," wie das Landnamabók erzählt, „ein Stein

Thors, und da wurden den Männern die Knochen gebrochen, welche zum Opfer bestimmt waren, und rundum war der Kreis für das Gericht, welches die Männer zum Opfer verdammte." In der Eyrbyggja-Saga wird von dem „Blotstein" in Thórsnes ausdrücklich erwähnt, daß man das Blut der Opfer noch daran sehe. An dem Stein standen die Götzenbilder und der Opferkessel, in welchem man das Blut der Geschlachteten auffing. Die zahlreichen mit „Stein" und „Ketill" (Kessel) zusammengesetzten isländischen Personennamen sind noch eine Erinnerung an diesen grausamen Opferdienst.

Bald nach der Einführung des Christenthums wurde auf dem Hügel, den schon Thorolfr Helgafell, „den heiligen Berg", genannt hatte, eine weithin sichtbare Kirche errichtet. 1184 zogen die Augustinermönche, welche sich erst 1172 auf der Insel Flatey niedergelassen hatten, hierher, und an der einstigen Stelle blutigen Götzendienstes stieg durch mehrere Jahrhunderte frommes Gebet und Psalmengesang zum Himmel empor.

Die Dingstätte mit dem Opferstein ist in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden; dagegen hat sich von dem Kloster nichts erhalten. Wir konnten die merkwürdige Stelle nicht besuchen, da wir um 3 Uhr wieder an Bord sein mußten. Die Schiffsgesellschaft mehrte sich um eine Zahl Isländer, die zum Theil an eine der nächsten Stationen, zum Theil nach Norden wollten. Es war darunter der Sysselmann von Stykkisholm, ein Verwandter des berühmten Patrioten Jón Sigurðsson.

Was ein Sysselmann ist, habe ich früher zwar flüchtig angedeutet; aber eine genauere Bestimmung kann nicht schaden.

Die alte Republik Island war einst einfach nach den Himmelsgegenden eingetheilt, und diese Theile hießen Viertel. Die Eintheilung blieb unter den Norwegern. Auch die Dänen behielten sie bei, als sie durch einen Amtmann die ganze Insel verwalten ließen; erst 1770 wurde das Land in zwei Ämter getheilt (das nordöstliche und das südwestliche), 1787 auch das letztere Amt noch in ein südliches und ein westliches halbirt. Jetzt bestehen officiell noch drei Amtsbezirke, die jedoch nur von zwei Amtmännern verwaltet werden. Der eine in Reykjavik regiert das südliche und westliche Amt, der andere in Akureyri den Norden mit der Ostküste. Die drei Ämter (undaemið) sind in Syssel (sýsla, d. h. etwa Kreise) und diese sind wieder in hreppar (Gemeinden) eingetheilt.

Gegenwärtig bestehen, nach mehreren kleinen Änderungen in der Administration, 18 Landkreise oder Syssel mit 171 Hreppr und drei Stadtkreise (Kaupstaðr), die ihre eigene politische Verwaltung haben. Die drei sogen. „Kaufstädte", d. h. die drei größeren Handelsplätze Islands, sind Reykjavik und Eyri (auch nach dem Fjorde, woran es liegt, Isafjord genannt) an der Westküste und Akureyri im Nordlande. Die letzteren beiden Städte erhielten während unserer Anwesenheit auf Island eine neue Communalverfassung nach dem Vorbilde derjenigen von Reykjavik. An der Spitze der Geschäfte steht fürder ein Baejarfógeti (Bürgermeister) und ein Stadtrath von sechs Mitgliedern. Wahlberechtigt sind alle Stadtbürger von 25 Jahren an, in Schulangelegenheiten aber hat der Prästr von selbst saeti og atkvaeði, Sitz und

Stimme, er braucht nicht erst gewählt zu werden. Eine sehr vernünftige Anordnung!

Wie der Landshöfding oder Gouverneur und die beiden Amtmänner, so werden auch die ihnen unterstehenden Sýslumenn von der Regierung ernannt, die Hreppstjórar oder Gemeindevorsteher dagegen von den Amtmännern der Bezirke, zu denen sie gehören. Um Sýslumaðr zu werden, muß man ein juristisches Examen in Kopenhagen bestanden haben, während für die Anstellung als Geistlicher ein Examen in Reykjavik genügt.

Der Sýslumaðr — um endlich auf die Hauptsache zurückzukommen — ist der Stellvertreter der Krone in den einzelnen Kreisen des Landes, und zwar nach allen Seiten hin; er führt die ganze Civilverwaltung des Districts, treibt die Steuern ein, leitet die Wahlen, überwacht, was von Wegen vorhanden ist, sowie die vorgeschriebene Einfriedigung der einzelnen Höfe, fungirt als öffentlicher Notar, controllirt die vorkommenden Erbschaftsfälle, ist Polizeipräfect, Friedensrichter und Vorsitzender des Heraðþings, d. h. der jährlichen Gerichtsverhandlungen erster Instanz.

Der Sýslumaðr ist also ein großer Mann vor dem Herrn, und der berühmte Montesquieu hat sich sehr getäuscht, wenn er meinte, daß die administrative und die gesetzgebende und die richterliche Gewalt sich nicht in einem Mann vereinigen ließe. Es braucht dazu nur eine Amtskappe mit goldenem Rand, eine blaue Uniform mit königlich dänischen Amtsknöpfen und das erwähnte Examen in Kopenhagen. Das Alles hatte mein Freund Sigurður Jonasson, wohl schon der zwölfte Jonasson, mit dem ich selbst näher bekannt geworden war. Er war sehr aufgeräumt, und da ich mit Begeisterung seines Oheims erwähnte, wurde auch er, obwohl dänischer Kronbeamter, ganz poetisch-national gestimmt und declamirte über nationalen Aufschwung, daß es eine Freude war. Herr Zeulner aber, den ich über ihn befragte, nannte ihn einen Vikinger und einen Spektakler, woraus abzunehmen ist, daß die dänischen Handelsleute mit den Sysselmännern nicht immer im besten Einvernehmen stehen.

Der Himmel hatte sich unterdessen etwas geklärt. Der Snäfells war zwar noch nicht ganz wolkenfrei; doch über langgestreckte Wolkenbänke ragte schimmernd ein Theil des Gipfels empor, während von einem Sattel dahinter größere Massen sich aufballten und nur an einzelnen Stellen die Ansätze von einer zweiten und dritten Spitze durchblitzen ließen, die eine höher, die andere bedeutend niedriger als die erste, Alles schimmernd weiß, mit den darunter liegenden Basalthügeln und trostlosen Lavafeldern eine echt nordische Landschaft, mit den seltsamen Lichteffecten ein lohnender Vorwurf für einen Maler. Wie die Isländer erzählten, ist die Besteigung sehr oft versucht worden, schon im vorigen Jahrhundert und öfters in diesem, von Isländern, Engländern und Franzosen; doch sei es keinem gelungen, die Spitze zu erreichen. Bald hätten tiefe Eisspalten den Weiterweg abgeschnitten, bald Schneewehen ein weiteres Vordringen unmöglich gemacht und noch öfters Wolken und Nebel dasselbe zu einem unbesieglichen Wagniß gestaltet. In der Volkssage gehörte der Berg seit alter Zeit dem Riesen Barðr; in seinen Klüften und Abhängen

aber trieben sich zahllose Zwerge und Kobolde herum. Eine Kirche am Südabhang des Vulkans heißt heute noch Tröllakirkja, d. h. Kobold- oder Hexenkirche, und an einer andern Kirche in Hitardalr zeigt man zwei rohe Steinfiguren, von denen die eine den Barðr Snäfellsáß, die andere Hít, die Riesin jenes Thales, vorstellen soll.

Der Breiðifjördr, d. h. die breite Bucht, heißt nicht umsonst so. Sie bietet dem Meer zwar kein so großes Eingangsthor, wie der Faxafjördr, reicht aber durch zwei Seitenbuchten, den Gilsfjördr und Hwammsfjördr, um so tiefer in's Land hinein. Die meist ruhige Fläche, welche indeß gegen Sturm und Unwetter doch nicht völlig gesichert ist, erscheint, besonders gegen die Küste hin, wie mit einer Unzahl von kleinen Inseln und Scheren übersäet. Es sind nicht, wie in den südlichen Hebriden oder auf Loch Lomond, artige grüne Nähkissen, aus dem Brautschatz urweltlicher Riesentöchter, sondern grobe Felsklötze, wie sich die Jötnar oder Riesen einst bei ihren urgermanischen Parlamentsverhandlungen an den Kopf geworfen haben mögen. Sie sind aber sämmtlich in's Wasser gefallen, und der Ocean hat sie seit Jahrhunderten tüchtig verwaschen.

Etwa zwei Stunden waren wir, bei ziemlich vormärzlicher Temperatur, über den breiten Fjord gefahren, da hielt unser Dampfer wieder zwischen schroff abfallenden Felseninseln, und wir konnten uns im Postboot an die, wie der Name sagt, flachere Insel „Flatey“ bringen lassen. Ganz flach ist sie nicht; doch sind die Erhöhungen nicht von großer Bedeutung. Sie ist etwa 1,5 km lang und 1 km breit. Es war Ebbe und deßhalb nicht leicht, trockenen Fußes an das knorrige Felsgestade zu kommen, wo es tüchtig nach Fischen duftete. Ziemlich weit oben lag ein ansehnliches Handelsboot, das mit der Fluth da hinauf gerathen war und nun ganz im Trockenen saß. Meine beiden Freunde liefen gleich dahin, um im Ufersand und Geröll nach Seethieren zu suchen. Ich begleitete den Dr. Schweitzer, welcher den Propst aufsuchen wollte. Das Pfarrhaus lag zwischen einigen anderen Bauernhöfen unfern des Strandes. Gerade als wir aber ankamen, trat der Herr Propst, schwarz gekleidet, den Cylinder auf dem Kopf und den Regenschirm unterm Arm, zur Hausthür heraus, um nach dem Dampfer zu gehen und nach einem der nächsten Fjorde zu reisen. Obwohl es mit dem Schiffe gar nicht eilte, ließ er sich nicht aufhalten, sondern wies uns nach kurzem Gruß an einen jungen Mann, welcher uns die Kirche und die Bibliothek zeigen sollte.

Bókasafn! Eine Bibliothek! Auf diesem Eiland mitten im Meere draußen, selbst für den Dampfer zwei Stunden von der isländischen Küste weg! Eine Bibliothek hier zwischen Krabben und Seeigeln, Stockfischen und Eidergänsen, Meer und Fels! Ich konnte mich von meinem Erstaunen kaum erholen. Herr Schweitzer lächelte und fragte, wo die Bibliothek denn sei. Der Jüngling wies nach einer kleinen Holzbaracke hin, die etwa zehn Minuten weit an dem baumlosen, sturmgepeitschten Ufer stand: ich hätte das Local etwa für einen Schafstall gehalten.

An dem ersten Hofe, an dem wir vorbeigekommen waren, hatte es so stark nach Fischen gerochen, daß mir der feinere Duft von Büchern fast un-

möglich erschien. Der Hof war indeß groß und gut im Stand, ein recht behagliches Bauernhaus. Noch besser war der Pfarrhof und ein paar benachbarte Häuser. Wir traten in eines, um ein Glas Milch zu trinken, und sahen dabei durch die Fenster in ein freundliches und wohnliches Zimmer hinein. Die Wiesen rundum waren von den besten, die ich noch in Island gesehen. Das Gras wird den Sommer über geschont und gibt einen ganz ordentlichen Schnitt. Die Schafe werden im Frühjahr nach den vielen unbewohnten Inseln gebracht, wo sie frei weiden können, und erst im Herbste heimgeholt. Auf anderen der zahlreichen Inseln nisten Eidervögel, deren Nester, sorgfältig ausgenützt, einen hübschen Ertrag abwerfen. Dazu ist der Fischfang wohl organisirt und beschäftigt viele Hände. So sind die Bauern auf Flatey wohlhabende Leute. Im Winter aber, dem trostlosen, langen Winter, kürzen sie sich die Zeit mit Lesen und Schreiben. Dafür haben sie ihre Bókasafn.

Das getheerte Holzhäuschen, etwa 10 Fuß breit und 18 Fuß lang, mit einer Holzthür versehen und von zwei kleinen Fensterchen erleuchtet, war wirklich eine Bibliothek. Einige Gestelle von gehobelten, aber nicht angestrichenen Brettern waren vom Boden bis an die Decke mit Büchern vollgepfropft. Wir schätzten sie auf etwa tausend, lauter schon ältere Bücher, lutherische Erbauungsliteratur, Psalmbücher, Predigten, alte Sögur, die bekannten Rechtsbücher, Geschichtswerke aus den letzten Jahrhunderten, dänische Werke aus den verschiedensten Fächern, darunter beispielsweise eine dänische Reisebibliothek aus dem vorigen Jahrhundert in 14 Bänden. Alles war sehr zerlesen. Die Bibliothek wird als Leihbibliothek, wo Jeder sich seinen Lesevorrath holen kann, noch immer jeden Winter tüchtig benützt. Ein Schrank, den uns der junge Mann aufmachte, war voll Handschriften, nicht von alten, sondern von neueren, d. h. von geschriebenen Copien ganzer Bücher, z. B. die Copie eines Geschichtswerkes, das die Feldzüge Napoleon Bonaparte' I. behandelte. Ein anderer großer Manuscriptband in Folio enthielt die Geschlechtsregister der Insel — die sogen. Aettar-tölur. So sonderbar es erscheinen mag, daß ein Mann vier Jahrhunderte nach Erfindung der Buchdruckerkunst, ja im Zeitalter des Schnellpressendrucks sich noch daran gibt, ein gedrucktes Buch abzuschreiben, so halte ich das doch, wenn ich die Folgen der modernen Lesewuth in Betracht ziehe, durchaus nicht für absurd. Ein Bauer, welcher beispielsweise während eines langen Winters den ganzen ersten Band von Janssens Geschichte des deutschen Volkes sich sorgfältig abschriebe, natürlich mit Bedacht, Alles nachdenkend und überlegend, was sich beim langsamen Schreiben von selbst gibt, jeden Abend das Geschriebene den Seinen erzählte und Gespräche daran knüpfte, würde sich nothwendig das Ganze ungemein lebhaft und fest einprägen, ganz zu seinem Eigenthum machen und am Ende des Winters weit mehr an wahrer Bildung gewonnen haben, als ein Anderer, der während dieser Zeit 100 oder 200 Bändchen wohlfeiler, sogen. Volksliteratur verschlungen hätte. Gedächtniß, Verstand und Charakter werden sich in dem einen Falle stärken und vertiefen, in dem andern verwässern und verflachen. Die Verflachung des Geistes aber hat gewöhnlich wieder Verrohung

im Gefolge. Nur gesunde und mäßige Kost, ernste, geduldige Arbeit nährt und bildet wirklich die Seele, ganz wie es im leiblichen Leben der Fall ist.

Die Kirche von Flatey war, wie andere, ein einfacher kleiner Holzbau, zeichnete sich indeß dadurch aus, daß sie von außen mit einer in's Röthliche spielenden Steinfarbe angestrichen war. Von weitem ließ ich mich auf einige Entfernung wirklich täuschen und meinte, sie wäre von Stein. Ein Altarbild stellte das letzte Abendmahl dar, den Altartisch schmückten zwei alte Leuchter von netter Zeichnung, den übrigen Raum zwei einfache Kronleuchter. Um die Kirche lag der kleine Friedhof mit Kreuzen von Gußeisen und Stein. Das düstere Meerbild erinnerte mich an die Insel Jona in den Hebriden.

Gleich Jona beherbergte einst Flatey wirklich ein Kloster, von dem Bischof Klaengr von Skálholt 1172 gestiftet. Doch wurde dasselbe schon zwölf Jahre später nach Helgafell verlegt, und Flatey hat nie jene großartige Wirksamkeit erlangt, wie sie Jona weit über die Grenzen Schottlands entwickelte. Immerhin ist sein Andenken in der Geschichte noch durch das sogen. Flateyarbók, eine mittelalterliche Chronik, erhalten, die im 14. Jahrhundert aus Aufzeichnungen zusammengestellt und bis 1395 weitergeführt wurde und heute noch eine bedeutende Quelle für die ältere Geschichte Skandinaviens bildet. Obwohl keine Trümmer hier das Walten der Mönche und Priester der alten Zeit verkündigten, so lud die einsame Kirche doch ein, ihrer zu gedenken; denn sie und ihre Brüder sind auf der nahen größern Insel, wie drüben in Grönland und auf den Hebriden, in Schottland und Norwegen die eigentlichen Pioniere der Civilisation gewesen. Die katholische Kirche ist auch hier am Rande des Polarkreises in uraltem Besitz, und es ist kaum zu bezweifeln, das geistige Leben hätte hier viel freudiger fortgeblüht, wenn diese Länder nicht von ihrem alten Rebstock abgeschnitten worden wären. Auf der „Bibliothek" stand noch eine wohlerhaltene polychrome Statue des heiligen Evangelisten Johannes — der einzige freundliche Überrest der alten Zeit.

An der Kirche traf ich wieder mit meinen Gefährten zusammen. Es war nun nichts mehr zu sehen, als die Bauernhöfe, vor denen die Leute neugierig zusammenstanden, während viele der Schiffspassagiere am Ufer herumliefen. Ein Boot, auf das wir gerechnet hatten, kam nicht. Ein anderes, in das wir wollten, war zu klein und elend, das Wasser ging bis an den Rand. Endlich fanden wir an einem andern Punkte des Gestades ein drittes, großes, das mit Säcken voll Eiderdaunen bepackt war. Ein paar Isländer brachten noch ihr Gepäck herein, und dann wurden wir auf dem weichen Sitze an's Schiff gerudert.

2. August.

Während der Nacht entführte uns die „Thyra" aus dem Breiðifjördr an den nordwestlichen Theil der Insel, welcher von dem Breiðifjördr einerseits und von dem Hunaflói anderseits nahezu davon abgerissen ist. Nur durch eine schmale Landzunge hängt sie noch mit dem Hauptlande zusammen. Durch mehrere tiefe Buchten, die von Südost nach Nordwest gehen, ist diese Halbinsel fächerartig gespalten und sieht auf der Karte fast wie eine ausgespreizte Hand aus. Den Kern der Halbinsel bilden zwei noch wenig er-

forschte Gebirge, der Glámu Jökull südlich, der Dránga Jökull nördlich. Beide erheben sich nur zu etwa 2800 Fuß (dän.), sind aber wegen der Nachbarschaft des Polarkreises mit ewigem Schnee bedeckt. Der erste umfaßt ein Gletscherfeld von 8, der andere von 15 dänischen □ Meilen. Nur die in zahllose kleine Buchten zerrissene Küste ist bewohnt und gehört zu den Strecken, wo der Fischfang am meisten blüht.

Gegen 8 Uhr Morgens erreichten wir den Eingang der ersten größeren Bucht, des Patricksfjördr, der seinen Namen, wie schon erwähnt, von irischen Ansiedlern erhalten hat. Die Küste war nach beiden Seiten hin namenlos öd und traurig. Kahle Felscoulissen schoben sich, eine hinter der andern, nach dem Ufer vor, selten über 500 Fuß hoch, von ähnlicher Gestalt und Höhe, am Ufer meist von Schutt umgeben. Dahinter Felsenhöhen von sehr einförmiger Zeichnung, bis zu etwa 1000 Fuß, und noch weiter zog sich darüber eine schmale Schneelinie in die grauen Wolken. Wie in den Faröern sind die Felswände treppenartig geschichtet, langgestreckte Tuff- und Trapplager über einander von röthlichem Anhauch. Die ferneren Hügel erscheinen dunkel graublau, Meer und Himmel ebenso. Kein fröhlicher Farbenzug störte das melancholische Ganze.

Etwa um 10 Uhr kamen wir an die innere Spitze der Bucht. Knatterndes Gewehrfeuer verkündigte uns schon vorher die Anwesenheit des „Dupleix", dessen Mannschaft hier Schießübungen anstellte. Bald zeigte sich der stattliche Kriegsdampfer und etwas weiter zwei große französische Fischerboote, auf welchen ganze Familien hausten. Die Weiber hielten eben Wäsche; rothe Wolljacken und weiße Hemden baumelten als lustige Decoration im Takelwerk. Am Ufer verkündigte der Danebrog ein paar kleine Factoreien. Eine armselige Landungsbrücke, an welcher schon Waarenballen bereit standen, ermöglichte uns, von dem Boote an's Land zu kommen. Unfern der Factorei trafen wir am Strande das Gerippe eines großen Walfisches, das jedoch nicht mehr vollständig war. Während P. von Geyr mit der Zärtlichkeit eines Naturkundigen die ungeheuren Wirbelknochen betrachtete, und ich ihm boshaft rieth, das liebe Thierchen doch mitzunehmen, fanden sich zwei isländische Hunde bei uns ein, die uns zuerst gewaltig anbellten. Es war ihnen jedoch nicht ernst; denn als wir weiter gingen, schlossen sie sich uns ganz gemüthlich an, liefen voraus, kamen zurück, hüpften um die Wette spielend an uns herauf, als ob wir ihre Herren gewesen wären. Wir hatten Zeit, ein weiter liegendes Gehöft zu erreichen, wo sich zugleich isländische Fischindustrie und Pferdewirthschaft entwickelte. In der Nähe stand ein kleines steinernes Monument, oben mit einem Kreuze geziert. Die Inschrift lautete: „Ici repose le corps de Mr. Rebours du Pontrieux, capitaine du S. François, décédé dans cette baie, le 17 Août 1867, âgé de 31 ans. — Loin de nous, chers enfants, à nos regrets et douleurs, Dieu t'a appelé à lui, mais nous ne t'oublierons jamais." Auf dem Rückweg begegneten uns französische Fischer, welche aus einem Nachen schwere Salzsäcke an's Ufer schleppten. Wir erkundigten uns, ob sie Kranke an Bord hätten, um nöthigenfalls priesterlichen Beistand leisten zu können. Da Niemand unserer Hilfe bedurfte, die

Leute sich ziemlich unfreundlich zeigten, machten wir keinen Besuch auf ihrem Boot, sondern ließen uns an unser Schiff bringen, das bald darauf wieder den Fjord hinausfuhr.

Die zwei nächsten Fjorde, den Tálkna- und Arnarfjördr brauchte dasselbe nicht zu besuchen, so daß wir noch am Abend den Dyrafjördr erreichten, woselbst eine regelmäßige Station ist. Die Scenerie nach den beiden Fjorden hin, welche wir passirten, war ähnlich der des Patricksfjördr, nur noch öder und düsterer. Im Dyrafjördr lud uns Dr. Schweitzer ein, während der Nacht mit ihm zu Pferde über einen Theil des Glámugebirges nach Isafjördr zu reiten. P. von Geyr und ich hatten keine Lust; dagegen nahm Graf Wolfegg die Einladung an und fuhr mit an's Land.

3. August.

Am Morgen befanden wir uns schon in Önundarfjord, wo ein bequemer natürlicher Hafen, von einer in die Bucht vorspringenden Landzunge gebildet, den Schiffen einen trefflichen Zufluchtsort gewährt. Auf der Landzunge standen einige gutgebaute Holzhäuser. Mit der dänischen Factorei ist ein meteorologisches Observatorium verbunden. Der Observator, ein artiger junger Mann, kam an Bord, mit ihm ein paar Studenten, welche sonst in Reykjavik studirten, und einige Commis, die ziemlich zigeunerhaft aussahen. Die Rede kam bald auf den sogen. Surturbrandr, eine Art Braunkohle, wovon sich in der Nähe kleinere Lager finden. Größere gibt es an anderen Punkten der Westküste, am Seydisfjördr (Ostküste) und noch mehrerorts auf der Insel. Diese Lager bestehen theils aus vollständigen verkohlten Baumstämmen, zum Theil aus einem Gemisch von Schiefer und verkohlten vegetabilischen Stoffen. Unter den Bäumen sollen sich nicht bloß die verschiedensten europäischen Nadelhölzer, dann Birken, Eichen, Buchen u. s. w. gefunden haben, sondern auch tropische Gewächse. Eine nationalökonomische Bedeutung hat dieser Surturbrandr nicht erlangt. Dafür kommt er in zu geringer Menge vor, und zudem gewährt er kaum so viel Hitze, um das Feuer in einer kleinen Bauernschmiede zu unterhalten. Wo der Torf nicht ausreicht, braucht man deßhalb überall Steinkohlen, welche von Schottland eingeführt werden. Wie der isländische Silberschmuck, so gehört aber auch der Surturbrandr zu den Raritäten, welche die Touristen aus Island mitzunehmen pflegen. Curios ist es schon, bei einer feuchten Winterkälte am Önundarfjord, in der nächsten Nachbarschaft des Eismeeres, von einer tropischen Vegetation zu hören, die einst hier geblüht haben soll und in furchtbaren Umwälzungen tief im Erdboden begraben ward. Von dem schneebedeckten Hochplateau des Glámugebirges war im Schooße des Fjordes eine weite Strecke sichtbar, die sich wie ein Leichentuch auf die Trapphügel des Ufers herabsenkte. Diese selbst aber starrten kahl und trostlos gleich riesigen Pyramiden, Sphinxen und Grabhügeln in das dunkle Meer hinein — ein melancholisches Wüstenbild des Nordens.

Um 10 Uhr Vormittags fuhren wir weiter. Der Charakter der Uferscenerie blieb wesentlich derselbe. Kegel, Pyramiden, abgestumpfte Pyramiden, auch wohl breitere Sättel von 500 bis etwa 1000 Fuß hoch, meist ziemlich

steil abfallend, dazwischen kleinere und größere Buchten, während im Hintergrunde sich immer neue Partien des Glámu Jökull zeigen, darüber ein grauer Winterhimmel. Je weiter wir kamen, desto näher stieg der Schnee zum Meere hinab. Am Eingang in den Isafjördr schien er es beinahe zu erreichen. Wir waren hier über den 66. Grad schon lange hinaus und dem Polarkreis sehr nahe.

Etwas nach halb 2 Uhr Mittags bog unser Dampfer aus dem breiten und in seiner Öde und Wildheit großartigen Hauptfjord in eine kleine Seitenbucht ein, welche die Richtung des Hauptfjords kreuzt, also von Südwest nach Nordost läuft, eine wahre Sackgasse, beiderseits und im Grunde von hohen, steil abfallenden Felsmauern geschützt. Gegen das Ende der Bucht reckt sich vom Westufer eine beträchtliche Landzunge in den Fjord hinein, so daß das Ende des Fjords einen mehrfach gedeckten Hafen bildet. Auf der Landzunge liegt die alte Ortschaft Eyri, früher von keiner hervorragenden Bedeutung, seit den regelmäßigen Dampfschiffverbindungen zur zweiten „Stadt“ Islands angewachsen und gegenwärtig auch politisch den Städten Reykjavik und Akureyri gleichgestellt. Es gab hier sogar eine größere Landungsbrücke für die Kauffahrteischiffe. Unser Dampfer wagte sich indeß nicht zu derselben vor. Ehe wir aussteigen konnten, brachte ein Boot unsere Reisegefährten Graf Wolfegg und Dr. Schweitzer wieder an Bord, welche ungemein froh waren, nach ihrer nordisländischen Bergtour wieder eine menschenwürdige Mahlzeit zu bekommen. Der Ritt war eine entschiedene Strapaze. Ein Isländer hatte sie erst nach einem Hofe geführt, wo sie Pferde bekommen sollten. Aber die Pferde waren nicht da, sondern mußten erst weit hergeholt werden. In einer höchst unbequemen schmutzigen Hütte mußten unsere Freunde fast bis Mitternacht warten, bis endlich ein Führer aufgetrieben war und die Pferde brachte. Bei ungemüthlichem Dunkel und frostigem Nebelrieseln ritten sie dann die Hügel hinauf, geriethen in den Schnee, mußten zeitweilig absitzen und die Pferde am Zügel führen, und Wege reiten, die keine Wege waren. Dabei belästigte sie die Sorge, das Dampfschiff wieder rechtzeitig zu erreichen. Gar froh waren sie deßhalb, als sich in der Morgenfrühe die Sicht auf den Isafjördr aufthat. Als sie unten anlangten, ritt der Führer zu einem Häuschen, das er ein Hotel nannte. Da sah es aber sehr wunderbar aus. Das Zimmer höchst unreinlich, die Tische voll Gläser und geleerter Branntweinflaschen. Der Wirth schien noch beduselt und lachte an einem fort aus vollem Halse. Obwohl es kalt war, zogen es die beiden Wanderer doch vor, lieber draußen im Gras bei den Pferden, als in dem unausstehlichen Kneiplokal zu campiren.

Die „Thyra“ hatte in Eyri viel aus- und einzuladen. Wir erhielten darum vollauf Zeit, die zweite Stadt Islands und ihre Herrlichkeiten anzusehen. Und da es nun einmal eine Stadt ist, so wollen wir auch gleich eine Altstadt, eine Neustadt und eine Hafenstadt unterscheiden. Die Anfänge zu alledem sind vorhanden.

Wir besuchten zuerst die Altstadt, indem wir die beiden andern Stadttheile nur rasch durchwanderten. Sie ist ein echtes altisländisches Dorf am

Abhang des ziemlich jähen Westufers, das hier weit hinauf mit Gras bewachsen war. Ihr Mittelpunkt ist eine gewöhnliche Holzkirche mit Friedhof. Um sie sind in einiger Entfernung längs des Strandes Hütten im alten Stil, aus Stein und Rasen, auch wohl mit einem hölzernen Anbau. Wir gingen weit den Abhang hinauf, bis das oben von den Felsen rinnende Wasser die Wiese so sumpfig machte, daß der Spaziergang unfreundlich wurde. Jeder Winter schiebt große und kleine Blöcke über diese Wiesen hinunter, welche den Sommer über das Moos zu tapezieren beginnt. Ich skizzirte mir da den Eingang in den Fjord und die Stadt, die sich von da oben recht freundlich ausnahm. Die Felswände gegenüber waren ganz wie gewisse Felspartien in den Faröern, die treppenartig steil ansteigende Felsmauer, da und dort von Sandstürzen, auch einmal von einer weiten kraterähnlichen Mulde unterbrochen, beim Sonnenschein röthlich angehaucht. Unten längs des Ufers wenigstens grüne Streifen, während auf der Seite meines Standortes die weiß angestrichene Kirche recht traulich von den grünen Wiesen sich abhob. Die Neustadt und die Hafenstadt bilden mit der Landzunge ein Dreieck, dessen längste Seite ungefähr in der Mitte der Bucht den beiden Ufern parallel läuft. Die Neustadt besteht großentheils aus neuen, in europäischem Stil gehaltenen kleinen Holz- oder Steinhäusern, theils noch schwarz getheert, theils weiß und bunt, mitunter in schreienden Farben bemalt. Dazwischen liegen Rasenplätze und Gärtchen, in welchen namentlich Rettiche gepflanzt waren. Ganz ähnlich ist die Hafenstadt, welche sich sofort daranschließt; nur hat dieselbe noch ihre Landungsplätze, kleinere Magazine und ziemlich weite Quais, welch letztere aber nicht der schönen Welt dienen, um ihren Putz zu zeigen, sondern den Fischen, um getrocknet zu werden. Dazu ist der Platz geebnet und zum Theil mit Steinen belegt; Waarenhäuser sind gleich daran gebaut, um die getrockneten Fische aufzubewahren, und von diesen können sie sofort in die Schiffe eingeladen werden. Die ganze Sache schien mir besser organisirt, als in Reykjavik oder sonst auf Island. Daneben existiren dann auch Import-Kaufläden, wo alle Naturalien und Industriezweige Europa's zu haben sind. Wir besuchten eines dieser Magazine, wo P. von Geyr sich nach einigen Fischsorten erkundigte, den Doctor, der sich in der Neustadt ein allerliebstes Heim eingerichtet hatte, und endlich den Factor des Herrn Zeulner, einen Herrn Ries, dessen Wohnung sich in nichts von einem dänischen Wohnhaus unterschied. Zu dem feinen Ameublement zählte ein ganz neues Pianino. Wir wurden von der Familie sehr herzlich aufgenommen und glänzend bewirthet.

Isafjördr — wie die Stadt jetzt gewöhnlich genannt wird — hat sich durch die regelmäßige Dampferverbindung in kurzer Zeit sogar über Akureyri emporgeschwungen. Es hat jetzt über 1000 Einwohner und ist nächst Reykjavik der bedeutendste Handelsplatz der ganzen Westküste. Auch hier wird Wolle und gedörrtes Schaffleisch zu Markte gebracht. Die Hauptsache aber ist entschieden die Fischerei.

A. Baumgartner S. J.

Adam von St. Victor.

Studie zur Literaturgeschichte des Mittelalters.

(Schluß.)

In den oben[1] angeführten Worten Rambachs war noch auf einen andern Fehler hingewiesen, dessen sich Adam von St. Victor schuldig mache, nämlich auf eine übertriebene Verwerthung seiner Kenntnisse der typischen Theologie. Der Fehler, wenn von einem solchen überhaupt Rede sein kann[2], weist uns jedenfalls auf einen überwiegenden Vorzug und eine neue charakteristische Eigenschaft Adams hin, die bereits das innerste Wesen seiner Dichtungen berührt. Es ist die große Rolle, welche er in denselben der Allegorie und der Symbolik zutheilt. Bei dem Verfasser der Summa Britonis und dem Schüler Hugo's von St. Victor kann eine solche Vorliebe gewiß nicht auffallen. Am ausgeprägtesten ist dieselbe in den beiden Sequenzen auf das Fest der Kirchweihe. In der ersten, „Quam dilecta“[3], werden uns als Vor-

---

[1] Im vorigen Hefte S. 295.

[2] Adam erscheint im Gegentheile in Anwendung des Symbolismus sehr mäßig und zurückhaltend, wenn man ihn mit anderen Zeitgenossen vergleicht. Beispielsweise sei nur aufmerksam gemacht auf die Auslegung und Anwendung des Thrones Salomo's auf Maria bei Hugo von St. Victor (Miscell. l. 3. c. 44. Gautier, 1re éd. II. p. 132), mit der die Stellen Adams (Gautier, 2e éd. p. 169. str. 7) in Parallele zu bringen.

[3] Misset bestreitet allerdings die Echtheit der Hymne und Gautier läßt sie daher in der neuesten Auflage fort mit dem Bemerken: „Se trouve dans le graduel de St Victor antérieur à 1239, dans le graduel de Paris au 13e siècle et dans le ms. de la Bibl. Nat. lat. 1139. Tous les critiques s'accordent jusqu'ici à la considérer comme authentique. La seule raison qui nous empêche de regarder cette attribution comme certaine c'est l'irrégularité du rhythme.“ Nun werden nach Misset aufgeführt zwei Reimfehler, drei fehlende Cäsuren und sechs Accentfehler, von denen aber drei (wie wir oben nachwiesen) keine sind:

In bívĭŏ tegens nuda.
Aegýtĭŏs sub profunda.
Haec régĭ vărietate;

zwei durch eine Umstellung der Wörter gehoben werden können. Nach Aufzählung derselben schließt Misset: „On pourrait encore relever une foule d'impropriétés d'expression: il ne saurait donc pas y avoir de doute: Cette prose n'est pas d'Adam!“ (L. ch. III. p. 337.) Damit verdient die Äußerung Trenchs (Sacred

bilder der Kirche der Reihe nach vorgeführt: Eva, die aus der Seite des schlafenden Adam gebildet; die rettende Arche Noe's; Sara, die im Alter durch den Eingeborenen erfreut wird; Rebekka, deren Spangen und Ohrgehänge den bräutlichen Schmuck der Kirche sinnbilden; Rachel, der die glühende Liebe des Bräutigams sich zuwendet, während die triefäugige, im Sehen behinderte Lia auf die Verblendung der Synagoge gedeutet wird; Thamar, deren Zwillinge die Kirche aus Juden und Heiden vorbilden; Israel, dessen Thüren beim Passahmahle von dem Blute des Lammes beschirmt werden; die Bundeslade, die das Manna und die Tafeln des Gesetzes birgt; der Palast Salomo's, in dem die Königin des Südens den Weisesten der Menschensöhne aufsucht.

Die Sequenz auf die Octave desselben Festes beschränkt sich auf das letztgenannte Vorbild, Salomo und seinen Tempelbau:

Rex Salomon fecit templum,
Quorum instar et exemplum
Christus et ecclesia.

Dafür wird aber dieß eine Vorbild bis in alle Einzelheiten hinein verfolgt und zur Erklärung herangezogen. Der königliche Bauherr, zugleich

---

latin poetry p. 202) verglichen zu werden: „This hymn of which the theme is, the dignities and glories of the church, as prefigured in the Old Testament and fullfilled in the New, is too characteristic of its autor (nämlich Adam) not to find here a place." Ich muß gestehen, daß ich das Urtheil des englischen Hymnologen für viel besonnener halte. Die Ausstellungen Missets rechtfertigen zunächst noch keinen Zweifel an der Authenticität, für welche Auffassung und Ausdruck zu laut ihre Stimme erheben, sondern nur daran, ob die Sequenz nicht entstellt und stellenweise verdorben. Die Möglichkeit dieser Annahme wird sich später des Weiteren rechtfertigen. Wenn Misset mit Bezug auf den Eingang: „Quam dilecta tabernacula Domini virtutum et atria", sagt: „D'abord ce début même, cette sorte de préface en prose serait unique dans Adam", will ich nur bemerken, daß schon Mone (Lateinische Hymnen des Mittelalters, I. S. 317) auf das Störende des Wortes virtutum aufmerksam macht und schreibt: „Quam dilecta tabernacla Domini (virtutum) et atria." Verdankt nicht der Satz seine Form späterer Anpassung an eine vorhandene Melodie? Wenn ja, so konnte er ursprünglich etwa lauten:

Quam dilecta
[— ∪] tecta
Domini et atria!
Quam electi
Architecti
Tuta aedificia.

Wahrscheinlich schloß das Lied mit Vers 75; damit fiele wieder ein Skrupel Missets. Vers 63 u. 64 hießen vielleicht: Haec est nigra sed formosa, Myrrha, thure est fumosa; damit wäre Accent und Cäsur in Ordnung. Daß sich diese und andere Fehler handschriftlich nicht mehr nachweisen lassen, beweist wenig. Denn in andere Missalien kam die Prose aus dem Pariser, dieses schöpfte aus dem Graduale von St. Victor. War dieß — wie hier der Fall — verdorben, so ging die schlechte Lesart von Hand zu Hand.

Grund- und Eckstein des Gebäudes, ist Christus; die Marmorwände tragen die weiße Farbe priesterlicher Keuschheit; die Quadersteine des Fundamentes deuten auf die Standhaftigkeit der Prälaten; die drei Dimensionen des Tempels werden auf die göttlichen Tugenden, seine Dreitheilung auf die drei Zustände der Kirche, seine geheimnißvollen Maße auf die Dreifaltigkeit, der Umstand, daß Hebräer und Tyrier am Baue arbeiten, auf die Juden- und Heidenkirche ausgelegt.

Als ein vollständiges Beispiel dieser Dichtungsart mag die Ostersequenz Zyma vetus, mit den beiden genannten die typen- und allegorienreichste von allen, hier ihre Stelle finden.

Zyma vetus expurgetur[1],	Fort mit altem Sauerteige,
Ut sincere celebretur	Neu gereinigt Alles steige
Nova resurrectio.	Mit dem Heiland aus dem Grab;
Haec est dies nostrae spei,	Dieser Tag trägt unser Hoffen,
Hujus mira vis diei	Seine Wunderkraft liegt offen,
Legis testimonio.	Da der Bund ihm Zeugniß gab.
Haec Aegyptum spoliavit	Nillands Macht hat er zerstreuet,
Et Hebraeos liberavit	Hebers Söhne er befreiet
De fornace ferrea:	Von des eh'rnen Ofens Gluth,
His in arctis constitutis	Da sie in bedrängter Lage
Opus erat servitutis	Mühsam frohnten alle Tage,
Lutum, later, palea.	Und vom Ziegeln nie geruht.
Jam divinae laus virtutis,	Drum so singt des Höchsten Ehre,
Jam triumphi, jam salutis	Drum Triumph, drum Jubelchöre
Vox erumpat libera!	Schallet laut, laßt nimmer nach:
Haec est dies, quam fecit Dominus,	Diesen Tag hat selber der Herr gemacht,
Dies nostri doloris terminus,	Dieser Tag hat Leiden ein End' gebracht,
Dies salutifera.	Dieser Heil- und Freudentag!
Lex est umbra futurorum,	Das Gesetz der Zukunft Schatten;
Christus finis promissorum,	In dem Herrn ihr Ende hatten
Qui consummat omnia;	Bilder aus der Seher Mund,
Christi sanguis igneam	Christi Blut hat stumpf gemacht
Hebetavit rompheam	Cherubs Schwert, der auf der Wacht
Amota custodia.	Vor dem Thore Edens stund.
Puer nostri forma risus[2],	Ist ein Gleichniß uns'rer Freude
Pro quo vervex est occisus,	Auch das Knäblein, für das heute
Vitae signat gaudium,	Böcklein sich zum Opfer bot;
Joseph exit de cisterna,	Joseph steigt aus der Cisterne
Christus redit ad superna	Und der Herr zur Himmelsferne
Post mortis supplicium.	Nach dem bittern Kreuzestod.

[1] 1 Cor. V. 7.

[2] Gen. XXI. 6. Isaac etenim risus latine significatur. Ambr. de Isaac et anima, c. 1.

Hic dracones Pharaonis
Draco vorat, a Draconis
Immunis malitia;
Quos ignitus vulnerat,
Hos serpentis liberat
Aenei praesentia.

Es verschlingt der Zaub'rer Schlangen
Diese Schlange; doch zu bangen
Brauchen Schlangen nur vor ihr;
Die von Feuerschlangen Wunden
Macht ein einz'ger Blick gesunden
Auf die eh'rne Schlange hier.

Anguem forat in maxilla
Christus, hamus et armilla;
In cavernam reguli
Manum mittit ablactatus,
Et sic fugit exturbatus
Vetus hospes saeculi.

In des gier'gen Drachen Wangen
Christi Angelhaken drangen;
In des Basilisken Haus
Seine Hand streckt der Entwöhnte,
Und der Fürst, dem lange fröhnte
Diese Welt, fährt zagend aus.

Irrisores Elisaei
Dum conscendit domum Dei
Zelum calvi sentiunt:
David arreptitius [1]
Hircus emissarius
Et passer effugiunt [2].

Der Prophet, ein Ziel des Spottes,
Als er schritt zum Hause Gottes,
Läßt nicht frei die Spötter zieh'n;
David, der sich irr' beträgt,
Böcklein, drauf die Sünd' gelegt,
Und der Sperling ledig flieh'n.

In maxilla mille sternit
Et de tribu sua spernit
Samson matrimonium;
Samson Gazae seras pandit
Et asportans portas scandit
Montis supercilium.

Mit des Esels Backen fället
Samson Tausend, ihm gesellet
Sich ein Weib aus fremdem Stamm;
Gaza's Thor, das er zerschlagen,
Eilt im Laufe er zu tragen
Auf des Berges höchsten Kamm.

Sic de Juda leo fortis,
Fractis portis dirae mortis,
Die surgens tertia,
Rugiente voce Patris
Ad supernae sinum matris
Tot revexit spolia.

Juda's Löwe macht zu Schande
Todes Bande, aus dem Lande
Steigt der Todten er hervor;
Laut sein Siegesruf erklinget,
Mit der Beute er sich schwinget
Zu der Mutter Schooß empor.

Cetus Jonam fugitivum
Veri Jonae signativum
Post tres dies reddit vivum
De ventris angustia.
Botrus Cypri reflorescit,
Dilatatur et excrescit,
Synagogae flos marcescit,
Et floret Ecclesia.

Unserm Jonas Zeugniß gebend,
Aus des Wales Rachen bebend,
Wohlbehalten steigt und lebend
An's Gestade der Prophet;
Herrlich blühen Cyperns Reben,
Wachsen, blühen, ranken, streben;
Synagoge muß verleben,
Kirche in der Blüthe steht.

Mors et vita conflixere,
Resurrexit Christus vere
Et cum Christo surrexere
Multi testes gloriae;

Leben machte Tod zu Schanden,
Christ erstand aus Todes Banden,
Und mit Christo sind erstanden
Viele Zeugen seiner Macht;

---

[1] 1 Reg. XXI. 14. [2] Lev. XIV. 49 ss.

Mane novum, mane laetum	Dieser neue Freudenmorgen
Vespertinum tergat fletum,	Scheucht den Abend, scheucht die Sorgen,
Quia vita vicit letum,	Hat uns vor dem Tod geborgen
Tempus est laetitiae!	Und uns wahre Freud' gebracht.
Jesu victor, Jesu vita,	Jesu, uns zum Weg gegeben,
Jesu vitae via trita,	Wahrer Sieger, wahres Leben,
Cujus morte mors sopita,	Dem der Tod erlag soeben,
Ad paschalem nos invita	Laß vertrauend, ohne Beben,
Mensam cum fiducia.	Nah'n uns deinem Ostermahl.
Vive panis, vivax unda,	Lebensbrod, lebend'ge Welle,
Vera vitis et fecunda,	Wahrer Rebstock, Lebensquelle,
Tu nos pasce, tu nos munda,	Nähr' uns, klär' uns, mach' uns helle,
Ut a morte nos secunda	Fest in deiner Gnad' uns stelle
Tua salvet gratia.	Vor des zweiten Todes Qual.

„Der Verfasser," mit diesen Worten begleitet Clichtoväus unsere Prose, „zeigt deutlich, wie sehr er in der heiligen Schrift zu Hause und bei der Hand. Denn in der That ist diese Sequenz fast göttlich, in wenig Worten Vieles begreifend und so zu sagen ganz der heiligen Schrift entnommen." [1] Läßt sich nun solches Lob eigentlich auf alle Dichtungen Adams ausdehnen, so ist doch gerade dieser tropologische Inhalt, der in unserem Falle eigentlich erst zu Ende vom Feuer der Begeisterung völlig geschmolzen wird und in lyrischen Fluß geräth, in anderen Sequenzen weniger hervorstechend. Wohl am schönsten und harmonischsten temperirt erscheint das panegyrisch-allegorische Element in der herrlichen Sequenz Salve mater Salvatoris, einem, wenn nicht dem Meisterwerke Adams, in welchem sich der biblische Duft der blühenden Rebengelände Engaddi's und der prangenden Gärten Salomo's mit dem Wohlgeruch der Salbung und Andacht in der lieblichsten Weise zu einem so unvergleichlichen Arom verbinden. Diese auch in Deutschland während des ganzen Mittelalters gern gesungene und mehrfach übersetzte Prose, auf die sich Albert der Große mehrmals als auf eine Autorität bezieht, darf, wo von den Werken Adams Rede ist, nicht übergangen werden. Sie beginnt mit unnachahmlichem Wohllaut der Sprache also:

Salve mater Salvatoris,	Gruß dir, Mutter uns'res Herren,
Vas electum, vas honoris,	Schrein der Gnade, Schrein der Ehren,
Vas coelestis gratiae;	Schrein voll höchster Himmelsgnad';
Ab aeterno vas provisum,	Schrein von Anfang vorbedeutet,
Vas insigne, vas excisum,	Auserlesen, zubereitet
Manu sapientiae!	Nach der ew'gen Weisheit Rath!
Salve Verbi sacra parens,	Gruß, o Gottesmutter, Rose,
Flos de spina, spina carens,	Dornentstammte, dornenlose,
Flos spineti gloria!	Blüthe du, des Dornes Zier!
Nos spinetum, nos peccati	Wir sind Dornen, und der Sünden
Spina sumus cruentati,	Blut'ge Dornen uns umwinden,
Sed tu spinae nescia.	Doch kein Dorn war je an dir.

[1] Migne, PP. LL. tom. 196. p. 1437.

Porta clausa, fons hortorum,	O verschlossen Thor, o Quelle,
Cella custos unguentorum,	Born der Gärten, süße Zelle,
Cella pigmentaria,	Zelle voller Salbenduft;
Cinnamomi calamum	Der Geruch von Zimmetstäben,
Myrrham thus et balsamum	Balsamduft und Weihrauch schweben
Superans fragrantia.	Nie so würzig durch die Luft.
Salve decus Virginum,	Gruß dir, Krone der Jungfrauen,
Restauratrix hominum,	Mittlerin, der wir vertrauen,
Salutis puerpera;	Die das Heil im Schooße trug,
Myrtus temperantiae,	Gruß, o zarte, keusche Myrte,
Rosa patientiae,	Rose, mit Geduld gezierte,
Nardus odorifera!	Nardenstrauch voll Wohlgeruch.
Tu convallis humilis,	Thal der Demuth, reichbethautes,
Terra non arabilis,	Reines Blachfeld, unbebautes,
Quae fructum parturiit,	Das uns reich mit Frucht bedacht;
Flos campi, convallium	Lilie des Thales, milde,
Singulare lilium,	Duft'ge Blume im Gefilde,
Christus ex te prodiit.	Du hast Christum uns gebracht.
Tu coelestis paradisus,	Himmlisch Eden, sei gegrüßet,
Libanusque non incisus,	Libanstaude, die ergießet
Vaporans dulcedinem:	Ungeritzt den süßen Duft;
Tu candoris et decoris,	Glanz und Schöne dich umhüllen,
Tu dulcoris et odoris	Duft und Süße dich erfüllen
Habes plenitudinem.	Und erfüllen rings die Luft.
Tu es thronus Salomonis,	Du gleichst Salomonis Throne,
Cui nullus par in thronis	Aller Throne Preis und Krone,
Arte vel materia:	Über alle Pracht und Kunst:
Ebur candens castitatis,	Weißes Elfenbein die Reine,
Aurum fulvum charitatis	Rothes Gold im Feuerscheine
Praesignant mysteria.	Deutet deiner Liebe Brunst.
Palmam praefers singularem	Deine Palme nichts erreichet,
Nec in terris habes parem	Nichts auf Erden sich vergleichet,
Nec in coeli curia;	Nichts im Himmelssaale dir;
Laus humani generis,	Du bist uns're Volkes Ehre,
Virtutum prae ceteris	Weil kein Wesen, o du Hehre,
Habes privilegia[1].	Ähnlich deiner Tugend Zier.
Salve mater pietatis	Nimm entgegen uns're Grüße,
Et totius Trinitatis	Milde Mutter, hehre, süße
Nobile triclinium,	Wohnung der Dreifaltigkeit,
Verbi tamen incarnati	Doch dem fleischgeword'nen Worte
Speciale majestati	Zum erhab'nen Ruheorte
Praeparans hospitium!	In besond'rer Art geweiht.

[1] Die zwei kleinen, im Bau abweichenden Strophen, die hier weggelassen, dürften um so mehr als Einschiebung (wenn auch vielleicht des Dichters selbst) zu betrachten sein, als sie genau dasselbe wiederholen, was bereits in den zwei unmittelbar vorhergehenden Strophen gesagt worden.

O Maria, stella maris,	O Maria, Stern der Meere,
Dignitate singularis,	Herrin, unvergleichlich hehre,
Super omnes ordinaris	Über aller Engel Chöre
Ordines coelestium:	Bist als Kön'gin du gesetzt,
In supremo sita poli	Lehnend auf dem höchsten Throne
Nos commenda tuae proli	Zähle bei uns deinem Sohne,
Ne terrores sive doli	Daß durch Schrecken, List und Hohne
Nos supplantent hostium.	Nimmer uns der Feind verletzt.
In procinctu constituti,	Wenn im heißen Kampf wir ringen,
Te tuente simus tuti,	Eile Stärkung uns zu bringen,
Pervicacis et versuti	Laß dem Feind es nicht gelingen,
Tuae cedat vis virtuti,	Uns zu locken in die Schlingen,
Dolus providentiae.	Laß ihn fühlen deine Macht.
Jesu Verbum summi Patris	Wolle, ew'ges Wort, uns hören,
Serva servos tuae matris,	Uns, die deine Mutter ehren,
Solve reos, salva gratis	Heil und Gnade woll' gewähren
Et nos tuae claritatis	Und im Lichte uns verklären
Configura gloriae.	Deiner Herrlichkeit und Pracht.

Mit vollem Rechte bemerkt zu diesem Liede H. A. Daniel, es sei offenbar aus einem in heiliger Begeisterung entflammten Geiste hervorgeströmt und erinnere mit seinen Blüthen und Blumen, die fast sämmtlich dem Hohenliede entnommen, an die erhabenen Titel der Lauretanischen Litanei[1]. Welcher Beliebtheit und welchen Verständnisses sich die Sequenz Salve mater ehemals zu erfreuen hatte, bezeugt eine liebliche Legende, die sich gerade an dieß herrliche Marienlied geknüpft hat. In der Ausgabe des Missals von St. Victor vom Jahre 1524 liest man vor der Strophe: Salve mater pietatis die Bemerkung: Dum venerabilis Adam sequenti versiculo beatam Mariam Virginem salutaret, ab ea resalutari et regratiari meruit. Diese Angabe soll an einen Vorfall erinnern, den Thomas von Cantimpré (Cantimpratensis, † 1263) in seinem Werke „De apibus seu de bono universali" aufgezeichnet und von dem er bei einem Besuche der Abtei St. Victor Kenntniß erhalten habe. „Als Magister Adam," schreibt er, „Kanoniker zu St. Victor in Paris, bei Abfassung der Sequenz Salve mater Salvatoris jenen Vers des Liedes niedergeschrieben: Salve mater pietatis Et totius trinitatis Nobile triclinium, erschien ihm die preiswürdige Jungfrau, indem sie sich dankend gegen ihn verneigte." Als Ort, an dem die Erscheinung stattgefunden, bezeichnete die unvordenkliche Überlieferung der Victoriner die Krypta der Abteikirche, in welcher Adam mit Vorliebe seine Hymnen zu dichten pflegte, und wo bis in die letzten Zeiten des Klosters eine Gedenktafel die Erinnerung an den merkwürdigen Vorgang lebendig bewahrte[2].

Doch es streut keineswegs bloß die mystische Theologie ihre Blüten und Blätter über die Dichtungen Adams aus; auch die Schule mit ihren tiefen, in tiefsinniger und geheimnißvoller Räthselsprache niedergelegten Lehren weiß er seinem Genius tributpflichtig zu machen. Vor Allem in der Sequenz zum

[1] Thesaurus hymnol. II. p. 83. [2] Gautier, 1re éd. p. LXXX ss.

Sonntage Trinitatis feiert dieselbe unter Zurschautragung ihres ganzen Apparates einen förmlichen Triumphzug. Diese Dichtung, die als Seitenstück, oder richtiger als Muster und Vorbild des Lauda Sion bezeichnet werden muß, und von der Neale sagt, sie sei durch den schwerwiegenden Inhalt der Lehre ebenso ausgezeichnet, als durch die glückliche Wahl des Ausdruckes [1], lautet:

Profitentes unitatem	Gottes Einheit laßt uns preisen,
Veneremur Trinitatem	Und ein gleiches Lob erweisen
Pari reverentia,	Laßt uns der Dreifaltigkeit;
Tres personas asserentes	Drei Personen laut bekennet,
Personali differentes	Die da unterscheidend trennet
A se differentia.	Der Person Verschiedenheit.
Hae dicuntur relativae,	Doch beziehlich sind alleinig
Cum sint unum substantive,	Alle drei, im Wesen einig
Non tria principia.	Und nicht dreifach in dem Sein:
Sive dicas tres vel tria,	Ob du drei, ob eins sie nennest,
Simplex tamen est ousia,	Stets in dreien du bekennest
Non triplex essentia.	Eine Wesenheit allein.
Simplex esse, simplex posse,	Einfach Wesen, einfach Können,
Simplex velle, simplex nosse,	Einfach Wollen, einfach Kennen,
Cuncta sunt simplicia.	Alles einfach wie das Sein;
Non unius quam duarum	Größer nicht die Macht in dreien
Sive trium personarum	Als in einer, noch in zweien
Minor efficacia.	Minder wirksam als in drei'n.
Pater, Proles, sacrum Flamen,	Vater, Sohn und Tröster haben,
Deus unus: sed hi tamen	Nur ein Gott, doch ein'ge Gaben
Habent quaedam propria.	Eigenster Verschiedenheit:
Una virtus, unum numen,	Eine Kraft doch, Ein Vollbringen,
Unus splendor, unum lumen,	Ein Befehlen allen Dingen,
Hoc una quod alia.	Dreien Eine Herrlichkeit.
Patri Proles est aequalis,	Gottes Sohn ist unvermindert
Nec hoc tollit personalis	Was der Vater, doch dieß hindert
Amborum distinctio,	Ihre Unterscheidung nicht;
Patri compar Filioque	Gleich dem Vater, gleich dem Sohne,
Spiritalis ab utroque	Geht der Geist von beider Throne,
Procedit connexio.	Der das Band der Liebe flicht.
Non humana ratione	Menschensinn kann's nicht gelingen,
Capi possunt hae personae	Dieser Wesen zu durchdringen,
Nec harum discretio,	Die verschieden und doch eins;
Non hic ordo temporalis,	Nichts von Zeit hier, keine Tage,
Non hic situs aut localis	Nicht Umschreibung, keine Lage
Rerum circumscriptio.	Örtlichen Verschiedenseins.

[1] Sequentia tum doctrinae gravitate tum verborum dispositione admirabilis (Thes. hymnol. V. p. 72).

Nil in Deo praeter Deum,	Ganz aus Gott ist Gottes Leben,
Nulla causa praeter eum,	Keine Ursach' wirkt daneben,
Qui causat causalia.	Er ist aller Gründe Grund;
Effectiva vel formalis	Ursach' ist er als Gestalter,
Causa Deus et finalis,	Endziel, Schöpfer und Erhalter,
Sed nunquam materia.	Doch Materie keiner Stund'.
Digne loqui de personis	Würdig die Personen preisen
Vim transscendit rationis	Kann kein Wissen, auch die Weisen
Excedit ingenia.	Ihre Weisheit hier verläßt,
Quid sit gigni, quid processus,	Was die Zeugung, das Ausgehen,
Me nescire sum professus,	Kein Verstand kann es verstehen,
Sed fide non dubia.	Doch der Glaube glaubt es fest.
Qui sic credit non festinet	Also glaubet unverwirret,
Et a via non declinet	Nicht in Hochmuth euch verirret
Insolenter regia;	Von dem königlichen Pfad;
Servet fidem, formet mores	Fest im Glauben, rein an Sitten,
Nec attendat ad errores,	Wandelt durch des Irrthums Mitten,
Quos damnat ecclesia.	Den der Fels verworfen hat.
Nos in fide gloriemur,	Laßt uns unsern Glauben preisen,
Nos in una modulemur	Künden laßt des Liedes Weisen
Fidei constantia;	Eines Glaubens Einigkeit;
Trinae sit laus Unitati,	Der dreifalt'gen Einheit singet
Sit et simplae Trinitati	Und der ein'gen Dreiheit bringet
Coaeterna gloria.	Gleiches Lob zu jeder Zeit.

Das bisher Gesagte mag über die Eigenthümlichkeiten wie der Auffassung, so der Darstellungsweise unseres Dichters genügen. Es erübrigt zur Ausfüllung und Vervollständigung des in flüchtigen Umrissen entworfenen Bildes nur, daß wir von den uns erhaltenen Poesieen Adams einen Überblick zu gewinnen suchen.

Wir haben schon oben ausgeführt, daß wir eine irgendwie beglaubigte handschriftliche Sammlung der Sequenzen Adams nicht haben. Wir sind genöthigt, dieselben an der Hand innerer Kritik aus den liturgischen Büchern zusammenzulesen, wobei dann allerdings die von St. Victor zunächst in Betracht kommen müssen. Legen wir das Graduale der Abtei, wie es im 13. Jahrhundert war, zu Grunde, so bleibt uns nach Entfernung der offenbar älteren Sequenzen eine Ausbeute von beiläufig einem halben Hundert solcher, die als Dichtungen Adams so lange zu gelten haben, bis das Gegentheil bündig bewiesen ist[1]. Ist aber das alles, was Adam an Sequenzen geschrieben? Dieß ist von vorneherein als höchst unwahrscheinlich zurückzuweisen.

---

[1] Den Inhalt des Graduale's siehe bei Misset (Lettr. chrét. II. p. 261 s.), woselbst die älteren durch Cursivschrift ausgezeichnet sind, was auch mit der Prose Congaudentes hätte geschehen müssen.

Bevor Adam irgendwie daran denken konnte, Sequenzen zu schreiben mit der ausgesprochenen Absicht, die alten Notker'schen zu verdrängen, mußte er sich nicht nur in der Dichtkunst geübt, sondern auch als gewandten Dichter ausgewiesen haben. Adam dichtete in der That schon in früher Jugend, wahrscheinlich schon, da er noch auf der Schulbank saß. Wir haben bereits erwähnt, daß Hugo von St. Victor eine seiner Predigten mit Anführungen aus einer Sequenz Adams beschließt, wobei für den Dichter die ehrenvolle Erwähnung als egregius versifex abfällt. Man mag aber Adams Tod auf 1192 oder auf 1177 verlegen, jedenfalls stand er zu Lebzeiten des großen Victoriners noch in der ersten Blüte der Jahre. Daß er so frühe schon ein so allseitig vollendetes Lied schaffen konnte, wie das Ave virgo singularis unter jeder Rücksicht ist, wird weniger auffällig erscheinen, wenn man bedenkt, daß in den mittelalterlichen Schulen die Übungen im gebundenen lateinischen Stile, das sogen. dictamen metricum, den prosaischen vorauszugehen pflegten; daß z. B. Walafried Strabo sein mehr denn 900 Hexameter umfassendes Gedicht De visionibus Wettini im 18. Lebensjahre verfaßte, ehe er die Reichenauer Schule verlassen; daß Ekkehard I. von St. Gallen noch als Schüler für seinen Lehrer Gerald nach dem Muster des Virgil und Prudentius das Waltharilied in lateinische Verse übertrug.

War dem so, so hatte Adam sicher bei seinen ersten Dichtungen nicht die Absicht, für den liturgischen Gebrauch zu schreiben; er schrieb, weil es ihn drängte, und er mochte seine Dichtungen aufzeichnen wie und wo er wollte, es bestand, wenn nicht dem Namen, so doch der Sache nach, ein Liber sequentiarum Magistri Adami Britonis. Wann kamen seine Prosen aus diesem in liturgische Aufnahme? „Zwischen dem Tode Adams (1192)," schreibt Misset, „und der Redaction des Graduale's von St. Victor (frühestens 1215) ist in der That fast ein Viertel-Jahrhundert verstrichen." Wir müssen die Verantwortung dieser Angaben ihrem Autor überlassen. Sind sie richtig, so hätte Adam die Aufnahme seiner Dichtungen in die Liturgie überhaupt nicht erlebt, hätte also nie unmittelbar für kirchlichen Gebrauch geschrieben [1].

Wir finden nun, daß in dem Graduale von St. Victor für eine Reihe von Festen, besonders für die kirchlichen Hochzeiten, keine Sequenzen Adams angesetzt, sondern die alten Notker'schen beibehalten sind. Warum dieß? Geschah es etwa, weil von Adam für die fraglichen Gelegenheiten keine Sequenzen vorlagen? Der Umstand, daß die beibehaltenen alten Prosen der größten Mehrzahl nach gerade besonders verbreitete und allgemein beliebte Stücke sind, drängt zu der andern Annahme, daß man, obschon Sequenzen Adams vorhanden, dennoch Bedenken trug, auch diese allbekannten und gern gesunge-

---

[1] Lettr. chrét. II. 266. Wie reimt es sich mit dieser Angabe, wenn Misset anderswo (III. 373) schreibt: „Une prose n'est pas pour Adam une composition littéraire quelquonque destinée à être lue sous le cloître, à être critiquée ou admirée par quelque beaux esprits du temps. C'est un chant joyeux qui doit être exécuté par deux choeurs", und gar in der Anmerkung hieraus Schlüsse ziehen will?

nen Prosen durch neue zu verdrängen. Unter dieser Voraussetzung gewinnt die Annahme an Wahrscheinlichkeit, daß Adam noch manche, vielleicht selbst viele Sequenzen verfaßt hat, die nicht in das Graduale von St. Victor kamen. Gelangten solche Stücke zur Aufnahme in anderen liturgischen Büchern oder Sammlungen, so mögen sie sich bei der Eigenartigkeit unseres Dichters vielleicht als sein Eigenthum erkennen lassen; wurden sie nicht aufgenommen, dürften sie uns für immer verloren sein.

Eine solche Sequenz, die nicht in das Graduale von St. Victor überging und dennoch, bis der Beweis des Gegentheils erbracht ist, als von Adam von St. Victor herrührend angesehen werden muß, ist die zum Weihnachtsfeste, Potestate non natura, mit der die erste Ausgabe Gautiers den Reigen der Sequenzen Adams eröffnete. Dieselbe befindet sich im Graduale von St. Genovefa in Paris (13. Jahrh.); Thomas von Catimpré (De naturis rerum XVII. 7) nennt ausdrücklich Adam als Autor; mit Recht schließt sich Daniel der Ansicht Neale's an, die herrliche Prose athme den Geist Adams von St. Victor[1]. Aber Misset hat nachgewiesen, daß die Prose aus den Werken Adams zu streichen sei, und L. Gautier hat sie demgemäß in seiner neuen Ausgabe gestrichen. Warum? „In den echten Prosen Adams," antwortet Misset, „ist das Wort Alleluja stets auf der vorletzten, niemals auf der letzten Silbe betont . . . Es müssen somit als nicht von Adam herrührend die ziemlich zahlreichen Stücke angesehen werden, in denen das Wort Alleluja auf der letzten Silbe betont ist."[2] Und unter diesen ist die Sequenz Potestate. Man kann sich nicht leicht eine unglücklichere Beweisführung denken. Sie lautet in kürzester Formel: Wer sich eines Wortes doppelter Betonung auf eine Weise bedient, kann es auf die andere Art nicht gebrauchen, wenn er sein Werk nicht in den Verdacht der Unechtheit bringen will. Doch auch das ungeheuerliche Princip zugegeben, so trifft es doch in diesem Falle nicht. Unter den „ziemlich zahlreichen" Stücken, die des Alleluja wegen verdammt werden, — es sind deren im Ganzen fünf — befinden sich zwei, die sich durch ihre ganze Physiognomie als echte Adamskinder kennzeichnen, unsere Sequenz Potestate und die auf den hl. Vincenz Triumphalis lux illuxit. In beiden Hymnen weist sich das Alleluja sehr deutlich als ein späteres Anhängsel aus. Letztere schließt offenbar mit Nos emundet et mundatis Vera praestet gaudia; erstere vielleicht mit den Worten Nos ut ducat ad hunc statum plenum pace gloria. Wenn Misset gegen diese Sequenz des Weitern einwendet, es fehle ihr der Parallelismus, so haben wir schon oben darauf geantwortet, indem wir ausführten, daß derselbe ebenso gut zwischen Strophen als zwischen Halbstrophen bestehen kann. Die Musik muß ausweisen, ob zwischen Strophe 4 und 5 einfacher, oder zwischen ihren Halbstrophen doppelter Parallelismus besteht. Vorhanden ist er jedenfalls, mehr als bei dem unbeanstandeten Mundi renovatio. Wir sind demgemäß wohl berechtigt, in dieser Sequenz eine aus der Zahl jener zu erblicken, die in das

---

[1] Thes. hymnol. V. p. 225.

[2] Lettr. chrét. III. 359 s., Anm.

Graduale von St. Victor aus irgend einem Grunde nicht übergingen [1]. Welches war dieser Grund? Welcher konnte es sein?

Wir finden bei Gautier (1re éd. I p. 10 ss.) im Ganzen sieben, oder, wenn wir in dem Hymnus Lux est orta gentibus eine erste Bearbeitung des Jubilemus Salvatori oder die Anfangsstrophe einer abhanden gekommenen Sequenz auf Epiphanie erblicken, sechs Weihnachtsprosen, die sämmtlich sehr wohl von Adam herrühren können. Gerade so viele Weihnachtsprosen hatten aber in der Octave des Festes Platz, deren zweiter und dritter Tag von den Sequenzen auf Stephanus und Johannes besetzt waren. Thomas von Canterbury kann dabei nicht in Rechnung kommen, da er zur Zeit noch am Leben gewesen sein muß, indem sein Tod in Adams spätes Alter fiel.

Dieser Nachweis für Weihnachten, verbunden mit einem Blicke auf den Inhalt des Graduale's von St. Victor, macht es ferner wahrscheinlich, daß Adam, wie für die erste, so für die folgenden kirchlichen Hochzeiten eine vollständige Octave von Sequenzen verfaßt. Ob es je gelingen wird, die ganzen Octaven herzustellen, ist jedenfalls weniger gewiß, als daß einstweilen und vielleicht noch lange Lücken in denselben bleiben werden. Für Pfingsten muß eine derselben unbedingt durch die Sequenz Veni summe consolator als geschlossen betrachtet werden, da die gegen ihre Echtheit in's Feld geführten Gründe kaum Beachtung verdienen [2]. Ob die zahlreichen Marienlieder nach

---

[1] Weitere Einschiebsel (drei ganze Halbstrophen) bei Daniel (Thes. V. 223 sq.). Bedenklicher wäre der Umstand, daß Mone (II. 85) die Prose aus einer Admonter Handschrift gibt, die noch in's zwölfte Jahrhundert reichen soll. Um sich ein Urtheil zu bilden, müßte man genauere Angaben auch darüber haben, ob die Handschrift in Admont selbst gefertigt oder später erworben ist. Zu der Sequenz auf Vincenz bemerkt Mone (III. 553): „Französische Dichter sind gewöhnlich die Verfasser solcher Sequenzen, die nach dem Strophenmaße auch in der Melodie abwechseln mußten. Dieser Dichter scheint die Predigten des hl. Augustin benutzt zu haben." Wer erkennt nicht an den folgenden Strophen Adam von St. Victor?

Ad cruenta Datiani
Dei servus inhumani
  Rapitur praetoria,
Praeses tentum prece tentat
Nunc exterret, nunc praesentat
  Humana fastigia.

Miles spernens mundi florem
Dona preces et terrorem
  Elatae tyrannidis

Eqúlĕŏ admovetur,
Quem dum torquet, plus torquetur.
  Spretus tumor praesidis.

Flamma vigens ardens lectus,
Lictor caedens, sal injectus
  In nudata viscera,
Simul torrent, simul augunt,
Nec athletam laetum frangunt
  Tot poenarum genera.

Und wenn auch die Cäsur und der auf zwei Silben sich erstreckende männliche Reim eine Eigenthümlichkeit Adams ist, muß dann nicht das ausnahmslose Vorhandensein beider auch als ein Wahrzeichen des Dichters angesehen werden?

[2] „Soit donc onze prose," sagt Misset auch mit Bezug auf diese, „que la règle la plus élémentaire aurait dû faire bannir à jamais des oeuvres d'Adam" (l. c. III. 356, Anm.). Auch noch à jamais! Eine von diesen Regeln les plus élé-

Adams ursprünglicher Absicht vielleicht eine vollständige Octave des Himmelfahrtstages darstellten, läßt sich nicht entscheiden. Näher auf diese Gedanken einzugehen, kann indeß, da wir keine Prolegomena zu einer kritischen Ausgabe schreiben, sondern lediglich eine literarhistorische Würdigung versuchen, nicht dieses Ortes sein. Das Gesagte dürfte immerhin zu dem Nachweise genügen, daß der Reichthum des ursprünglichen (ideellen?) Liber sequentiarum mindestens zwischen dem halben und dem ganzen Hundert lag.

Suchen wir aus dem Festcyklus desselben einige weitere, besonders vollendete Sequenzen hervorzuheben; nicht als ob nicht sämmtliche aus Adams Feder herrührende Dichtungen sich weit über das Niveau des Gewöhnlichen erhöben, aber doch insofern einzelne auch unter ihres Gleichen durch besondere Vorzüge sich auszeichnen. Dahin rechnet vor Allem die Sequenz Laudes crucis attollamus, die früher auf vereinzelte und unglaubwürdige Notiz hin auch wohl dem Scholaster Hugo von Orleans zugeschrieben ward[1]. Warum diese Sequenz nur „höchst wahrscheinlich", aber nicht sicher von Adam herrühren soll[2], ist gar nicht erfindlich. Es ist allerdings im Allgemeinen eine heikle Sache, zwischen der höchsten Wahrscheinlichkeit und der geringsten Gewißheit eine unanfechtbare Grenzregulirung vorzunehmen; hier aber liegt der Fall so, daß, wenn es bei dieser Sequenz nicht gewiß ist, daß sie von Adam stammt, wir bei keiner Gewißheit haben, sondern auch bei den anderen über eine hohe Wahrscheinlichkeit nicht hinauskommen. Bei anderen Sequenzen heißt es: Sie steht im Graduale von St. Victor — diese auch; sie kommt früher nicht vor — diese auch nicht; sie läßt den Stil Adams erkennen — diese auch. Was bleibt noch übrig? Wird man sagen, Vers 22: Fuit haec salutis ara, habe keine Cäsur? So stelle man, wenn das von Gewicht scheint, nach den Grundsätzen Missets ihn um und lese: Haec salutis — fuit ara. Solche Zweifel gehören gewiß nicht zu jenen, durch welche wir uns im Gewöhnlichen kluger Weise anfechten lassen. Die Sequenz, von der Daniel sagt, daß sie in wundervoller Weise das Lob des heiligen Kreuzes singe (mirum est, quam suaviter sanctae crucis laudes canat)[3], und die Neale frischweg als das Meisterwerk Adams bezeichnet[4], ist leider, nachdem sie ehemals auch die meisten deutschen Missalia zierte, wie die sämmtlichen Sequenzen Adams, außer liturgischen Gebrauch gekommen.

---

mentaires haben wir schon früher als la plus arbitraire nachgewiesen. Mit ihr fallen sämmtliche Ausstellungen gegen diese Sequenz, bis auf den einen Reim (zwischen emittit und sitit). Ist dieß genug, frage ich mit Missets Worten, „um die Echtheit einer Prose anzuzweifeln"? Die Schlußstrophe dieses Liedes kann nur Adam geschrieben haben.

[1] Rambach, Anthologie christlicher Gesänge, I. S. 285.

[2] Gautier, 2e éd. p. 224.

[3] Thes. hymnol. II. p. 79.

[4] The master piece of Adam of S. Victor (bei Daniel, Thes. hymnol. V. p. 89).

Laudes crucis attollamus,
Nos qui crucis exultamus
Speciali gloria:
Nam in cruce triumphamus,
Hostem ferum superamus
Vitali victoria[1].

Laßt des Kreuzes Lob erklingen,
Laßt des Kreuzes Lust durchdringen
Unser Herz mit Fröhlichkeit;
Sieg im Kreuze wir erringen,
Unsern Erbfeind wir bezwingen
In dem Kreuze jederzeit.

Dulce melos tangat coelos,
Dulce lignum dulci dignum
Credimus melodia.
Voce vita non discordet,
Cum vox vitam non remordet,
Dulcis est symphonia.

Süße Lieder, tönet wieder,
Dieses süße Holz begrüße
Unser festlichster Gesang!
Wort und Werk soll es erheben,
Wenn zum Lobe stimmt das Leben,
Dann ist rein des Liedes Klang.

Servi crucis crucem laudent,
Qui per crucem sibi gaudent
Vitae dari munera.
Dicant omnes et dicant singuli:
Ave salus totius populi,
Arbor salutifera!

Lobt das Kreuz, des Kreuzes Knechte,
Denen durch das Kreuz das echte,
Wahre Leben sich erschließt;
Sei's gesagt und sei's gesungen:
Baum, von dem das Heil entsprungen,
Holz der Sühne, sei gegrüßt!

O quam felix, quam praeclara
Haec salutis fuit ara,
Rubens agni sanguine;
Agni sine macula,
Qui mundavit saecula
Ab antiquo crimine.

O wie selig, wie erlesen
Ist der Kreuzaltar gewesen,
Purpurn von des Lammes Blut,
Jenes reinen, jenes frommen,
Das die Schuld dahingenommen,
Die auf dieser Welt geruht.

Haec est scala peccatorum,
Per quam Christus, rex coelorum,
Ad se traxit omnia;
Forma cujus hoc ostendit,
Quae terrarum comprehendit
Quatuor confinia.

Eine wahre Himmelsleiter
Ist das Kreuz, drauf seine Streiter
Christus zieht in's Himmelszelt;
Seine Form schon Kunde bringet,
Wie mit Armen es umschlinget
Die vier Enden dieser Welt.

Non sunt nova sacramenta
Nec recenter est inventa
Crucis haec religio:
Ista dulces aquas fecit,
Per hanc silex aquas jecit
Moysis officio.

Nicht erst neulich ist erfunden,
Alte Zeiten schon bekunden
Dieses Zeichens hohe Macht:
Bitt're Wasser macht es reine,
Quellen aus dem Felsgesteine
Hat zu Tage es gebracht.

Nulla salus est in domo
Nisi cruce munit homo
Super liminaria:

Heil ist keinem Haus bescheret,
Wo die Schwelle nicht bewehret
Mit des Kreuzes Zeichen ist;

[1] Die zweite Hälfte dieser ersten Strophe, schreibt Gautier (2e éd. p. 224), „ne se trouve ni dans le graduel de St Victor, ni dans celui de Paris, ni dans celui de St Geneviève“. Der letzte Vers legt nahe, daß sie von Adam ist, wobei es fraglich bleibt, ob er sie später hinzugefügt oder ob das Graduale von St. Victor sie ausließ, was wahrscheinlicher ist. Dann versteht sich von selbst, daß die beiden anderen, die aus ihm schöpfen, deßgleichen thun.

Neque sensit gladium	Doch wo dieses Mal zu sehen,
Nec amisit filium,	Wird das Schwert nicht stille stehen,
Quisquis egit talia.	Noch die Erstgeburt vermißt.
Ligna legans in Sarepta	Zu Sarepta ward der armen
Spem salutis est adepta	Wittib reichliches Erbarmen,
Pauper muliercula:	Da sie Holz zusammentrug;
Sine lignis fidei	Doch ohn' Holz, ohn' fest Vertrauen,
Nec lecythus olei	Wär' im Napf kein Mehl zu schauen,
Valet nec farinula [1].	Währte nicht das Öl im Krug.
In scripturis sub figuris	Was in Bildern Seher schildern,
Ista latent, sed jam patent	Das erfüllt sich, und enthüllt sich
Crucis beneficia:	Wundervoll des Kreuzes Frucht.
Reges credunt, hostes cedunt,	Kön'ge glauben, Feinde schnauben,
Sola cruce Christo duce	Aber weichen, denn dieß Zeichen
Unus fugat millia.	Löst sie auf in wilde Flucht.
Ista suos fortiores	Seht, es stärkt das Kreuz zum Kriege,
Semper facit et victores,	Führt die Seinen stets zum Siege,
Morbos sanat et languores,	Macht, daß Keiner je erliege,
Reprimit daemonia;	Und es flieht die Hölle scheu;
Dat captivis libertatem,	Die Gefang'nen es befreiet,
Vitae confert novitatem,	Neues Leben es verleihet,
Ad antiquam dignitatem	Heiligt Alles, segnet, weihet,
Crux reduxit omnia.	Alles macht das Kreuze neu.
O crux lignum triumphale,	Heil'ges Kreuze, Siegeszeichen,
Mundi vera salus, vale!	Heil der Welt, was kann dir gleichen?
Inter ligna nullum tale	Welcher Baum dich je erreichen,
Fronde, flore, germine!	Sei's an Blättern, Blüthe, Saft?
Medicina christiana,	Wahre Arzenei der Seele,
Salva sanos, aegros sana,	Kranke heile, Matte stähle,
Quod non valet vis humana,	Und was uns'rer Schwachheit fehle,
Fit in tuo nomine.	Das ersetze deine Kraft.
Insistentes crucis laudi	Hör' uns, die das Kreuz erheben,
Consecrator crucis audi	Der du gabst am Kreuz dein Leben,
Atque servos tuae crucis	Stelle deines Kreuzes Knechte
Post hanc vitam verae lucis	Einst, o Herr, an deine Rechte,
Transfer ad palatia;	Lade sie in deine Ruh'.

[1] An dieser Stelle steht im Graduale von St. Victor eine Strophe, die im Pariser Missale fehlt. Dieselbe stört absolut den Zusammenhang der Gedanken und ist offenbar zum Zwecke eingeschoben, das Lied auch auf Kreuzerhöhung zu gebrauchen Sie lautet:

Roma naves universas
In profundum vidit mersas
Una cum Maxentio;
Fusi Thraces, caesi Persae,
Sed et partis dux adversae
Victus ab Heraclio.

Quos tormento vis servire,	Laß dein Kreuze uns versüßen
Fac tormenta non sentire,	Unser Kreuz, daran wir büßen;
Sed, cum dies erit irae,	Führ' am Tage des Gerichtes
Nobis confer et largire	Mit den Kindern deines Lichtes
Sempiterna gaudia.	Ew'ger Herrlichkeit uns zu.

Besondere Erwähnung verdienen ferner die beiden Osterlieder Salve dies dierum gloria und Sexta passus feria, die sich durch vorzüglichen Schliff und originelle Form auszeichnen. Gleiches Lob gebührt unter den Pfingstliedern der Sequenz Lux jucunda lux insignis und vor Allem dem unvergleichlichen Qui procedis ab utroque, bezüglich dessen das zutreffende Urtheil Daniels verzeichnet zu werden verdient, „es bedürfe mehr des Bewunderers, als des Erklärers (magis indiget admiratore quam interprete)“ [1]. Es ist eine jener Prosen, in der das lyrische Element besonders wirksam hervortritt.

Qui procedis ab utroque [2],	Der du ausgehst, uns zu leuchten,
Genitore genitoque	Vom Erzeuger und Erzeugten,
Pariter, Paraclite,	Ebenmäßig, heil'ger Geist,
Redde linguas eloquentes	Gib Beredsamkeit den Zungen,
Fac ferventes in te mentes	Laß die Geister sein durchdrungen
Flamma tua divite.	Von der Flamme, die du leihst.
Amor Patris Filiique,	Lieb' des Vaters und des Sohnes,
Par amborum et utrique	Beiden gleich und gleichen Thrones,
Compar et consimilis,	Lieb', die Alles hält und trägt;
Cuncta reples, cuncta foves,	Alles füllst du, alles hegst du,
Astra regis, coelum moves,	Die Gestirne all bewegst du,
Permanens immobilis.	Und bleibst selber unbewegt.
Lumen carum, lumen clarum,	Licht der Reinheit, Licht der Liebe,
Internarum tenebrarum	Daß der Hölle Nacht zerstiebe,
Effugas calliginem;	Theilen laß das Dunkel sich;
Per te mundi sunt mundati,	Durch dich sind gereint die Reinen,
Tu peccatum, tu peccati	Und vom Sündenrost erscheinen
Destruis rubiginem.	Frei die Sündigen durch dich.
Veritatem notam facis	Wahrheit lehrst du uns verstehen,
Et ostendis viam pacis	Lehrst des Friedens Weg uns gehen,
Et iter justitiae.	Zeigest uns des Rechtes Pfad;
Perversorum corda vitas	Trotz'ge Herzen nicht beschenkst du,
Et bonorum corda ditas	Doch in reine Seelen senkst du
Munere scientiae.	Ein der Wissenschaften Saat.
Te docente nil obscurum,	Wo du lehrst, die Nacht sich theilet,
Te praesente nil impurum,	Schlechtes, wo du weilst, nicht weilet;
Sub tua praesentia	Bist du da, so fühlt durch dich

[1] Thes. hymnol. II. p. 74.

[2] Die Übersetzung (mit Ausnahme einiger Strophen, die ergänzt worden) aus L. Dreves, Lieder der Kirche, S. 153 ff.

Gloriatur mens jocunda,	Sich verklärt die heit're Seele;
Per te laeta, per te munda	Froh durch dich und ohne Fehle
Gaudet conscientia.	Freuet das Gewissen sich.
Tu commutas elementa,	Du gebeust den Elementen,
Per te suam sacramenta	Durch dich kommt den Sacramenten
Habent efficaciam.	Jede Wirksamkeit und Kraft;
Tu nocivam vim repellis	Aller Feinde Macht zerschlägst du,
Tu confutas et refellis	Jede Lüge widerlegst du,
Hostium nequitiam.	Störest, was im Finstern schafft.
Quando venis, corda lenis,	Durch dein Weilen Herzen heilen,
Quando subis, atrae nubis	Wolken eilen, zu zertheilen,
Effugit obscuritas;	Wenn du nahst, ihr dunkles Kleid;
Sacer ignis pectus ignis,	Heil'ges Feuer, Licht gewährend,
Non comburis, sed a curis	Nicht verzehrend, nein, verkehrend
Purgas, quando visitas.	Jede Sorg' in Freudigkeit.
Mentes prius imperitas	Hast den Seelen ohne Hirten,
Et sopitas et oblitas	Den verwirrten, den verirrten,
Erudis et excitas.	Auf den rechten Weg gezeigt;
Foves linguas, formas sonum	Hold der Sprache, hold der Rede,
Cor ad bonum facit pronum	Machet deine Huld jedwede
A te data charitas.	Brust dem Guten zugeneigt.
O juvamen oppressorum,	O Erlöser von Bedrückung,
O solamen miserorum,	Du der Leidenden Beglückung,
Pauperum refugium:	Aller Dürft'gen Zuflucht du,
Da contemptum terrenorum,	Lehr' uns Irdisches verachten,
Ad amorem supernorum	Wende uns're Geistes Trachten
Trahe desiderium.	Jener höchsten Liebe zu.
Consolator et fundator	In uns wohnst du, in uns thronst du,
Habitator et amator	Und mit Trost und Liebe lohnst du,
Cordium humilium,	Wo man trauet deinem Wort;
Pelle mala, terge sordes,	Rein'ge uns in deinen Flammen,
Et discordes fac concordes	Was getrennt, das füg' zusammen,
Et affer praesidium.	Sei du unser Schutz und Hort.
Tu qui quondam visitasti,	Wie du einst herabgefahren
Docuisti, confortasti	Zu der Jünger bangen Schaaren,
Timentes discipulos:	Rath ertheilend, trostbereit,
Visitare nos digneris,	Wolle auch zu uns dich wenden,
Nos, si placet, consoleris	Rath, wenn dir's gefällt, zu spenden
Et credentes populos.	Uns und aller Christenheit.
Par majestas personarum,	Gleiche Macht und Gottheit wohnen
Par potestas est earum	Gleich in jeder der Personen,
Et communis deitas:	Gleich erhaben ist ihr Thron;
Tu procedens a duobus	Zwar aus Zweien kommst und gehst du,
Coaequalis es ambobus;	Dennoch gehst du, dennoch stehst du
In nullo disparitas.	Weder Vater nach noch Sohn.

Quia tantus est et talis	Da so überauserlesen,
Quantus Pater est et qualis,	Wie des Vaters, auch dein Wesen,
Servorum humilitas	Sei in Demuth für und für
Deo Patri Filioque	Mit dem Vater und dem Sohne
Redemtori, tibi quoque	Lob im höchsten Jubeltone,
Laudes reddat debitas!	Tröster, dargebracht auch dir.

Auf unserer weiteren Wanderung begegnen wir der schon erwähnten dogmatischen Dreifaltigkeits- und den beiden tropenreichen Kirchweihhymnen. Eine dritte auf das gleiche Fest, Jerusalem et Sion filiae, kann nicht mit gleicher Bestimmtheit als von Adam herrührend angesehen werden[1]. Die 14 bis 16 marianischen Sequenzen, die mit Sicherheit, bezw. Wahrscheinlichkeit Adam zuzuschreiben sind, gehören durchweg unter seine besten Leistungen. Die schönste derselben ist bereits oben mitgetheilt worden, es sei denn, daß man der folgenden den Vorzug gäbe; es ist diejenige, deren Hugo von St. Victor, wie schon erwähnt, sich als Peroration bedient hat, und die im Graduale von St. Victor zum Sonntag in der Octave des Festes Mariä Himmelfahrt steht:

Ave virgo singularis,	Gruß, o Jungfrau, einzig Eine,
Mater nostri salutaris,	Mutter Jesu, allzeit reine,
Quae vocaris stella maris,	Meeresstern von lichtem Scheine,
Stella non erratica;	Stern, der nimmer täuscht noch trügt;
Nos in hujus vitae mari	Daß nicht in des Meeres Welle
Non permitte naufragari,	Unser Lebensschiff zerschelle,
Sed pro nobis salutari	Uns're Bitten dem bestelle,
Tuo semper supplica.	Der da Alles lenkt und fügt.
Saevit mare, fremunt venti,	Schäumend bäumt, ein Spiel der Winde,
Fluctus surgunt turbulenti,	Sich die Meeresfluth, die blinde,
Navis currit, sed currenti	Und das Schifflein pfeilgeschwinde
Tot occurrunt obvia;	Stürmt durch Fährlichkeit und Noth;
Hic sirenes voluptatis,	Ferneab Sirenen singen,
Draco canes cum piratis	Ungeheuer es umringen,
Mortem paene desperatis	Räuber dräu'n es zu bezwingen,
Haec intentant omnia.	Alles dräut umher den Tod.
Post abyssos nunc ad coelum	Himmelwärts aus Abgrunds Rachen
Furens unda fert phaselum,	Wirft die Woge nun den Nachen,
Nutat malus, fluit velum	Rahen knirschen, Maste krachen,
Nautae cessat opera;	Und des Schiffers Arm, er sinkt;
Contabescit in his malis	Ach, das Leid ist nicht zu zählen,
Homo noster animalis,	Und schon will der Muth uns fehlen;
Tu nos, mater spiritalis,	O du Mutter uns'rer Seelen,
Pereuntes libera.	Hilf, da Untergang uns winkt!
Tu, perfusa coeli rore,	Reich vom Himmelsthau begossen,
Castitatis salvo flore,	Blieb dein Lilienkelch verschlossen,
Novum florem novo more	Drin auf Wunderweise sprossen
Protulisti saeculo;	Jenes Wunderröslein sollt';

[1] Schon Daniel bemerkt: „Haec Sequentia . . . rhythmica ratione a reliquis Adami carminibus haud parum discrepat“ (Thes. hymnol. II. p. 75).

Verbum Patri coaequale
Corpus intrans virginale
Fit pro nobis corporale
  Sub ventris umbraculo.

Denn in deinem Schooß, o Reine,
Als ein Menschenkindlein kleine
Sich des Vaters Sohn, der Eine,
Fleischeshülle nehmen wollt'.

Te praevidit et elegit,
Qui potenter cuncta regit,
Nec pudoris claustra fregit,
  Sacra replens viscera,
Nec pressuram nec dolorem
Contra primae matris morem
Pariendo Salvatorem
  Sensisti puerpera.

Dein von Ewigkeit gedenket,
Der da mächtig Alles lenket,
Der, ob reichste Frucht er schenket,
Doch die reinste Zucht nicht kränkt;
Ohne Wehen, ohne Klagen,
Unerhört seit Evä Tagen,
Hast den Höchsten du getragen
Und der Welt das Heil geschenkt.

O Maria pro tuorum
Dignitate meritorum
Supra choros angelorum
  Sublimaris unice:
Felix dies hodierna,
Qua conscendis ad superna!
Pietate tu materna
  Nos in imo respice.

O Maria, hoch im Throne,
Höchster Tugend höchste Krone,
Prangest du zunächst dem Sohne
Über aller Engel Schaar.
O des Tages hoch zu loben,
Der dich also hoch erhoben!
Wend' dein Auge auch von droben
Zu uns nieder, mild und klar.

Radix sancta, radix viva,
Flos et vitis et oliva,
Quam nulla vis insitiva
  Juvit ut fructificet,
Lampas soli, splendor poli,
Quae splendore praees soli,
Nos assigna tuae proli,
  Ne districte judicet.

Würzlein kräftig, Würzlein reine,
Rebstock, Ölzweig, Blümlein feine,
Das aus Himmelskraft alleine
Frucht getragen, himmlisch schön;
Himmelsleuchte, Licht der Erde,
Über Sonnenglanz Verklärte,
Wenn der Richter greift zum Schwerte,
Deinem Sohne uns versöhn'.

In conspectu summi regis
Sis pusilli memor gregis,
Qui transgressor datae legis
  Praesumit de venia:
Judex mitis et benignus,
Judex jugi laude dignus,
Reis spei dedit pignus,
  Crucis factus hostia.

Vor dem höchsten König stehe
Und der kleinen Heerd' erflehe,
Daß für Recht ihr Huld geschehe,
Ob sie gleich sich schwer verging.
O des Richters, des geduld'gen,
Dem mit Danke stets zu huld'gen,
Daß, ein Hoffnungspfand den Schuld'gen,
Er am Kreuz als Opfer hing.

Jesu sacri ventris fructus
Nobis inter mundi fluctus
Sis via dux et conductus
  Liber ad coelestia.
Tene clavum, rege navem,
Tu, procellam sedans gravem,
Portum nobis da suavem
  Pro tua clementia.

Sohn der Jungfrau, die wir loben,
Sei uns in des Sturmes Toben
Weg und Führer nach dem Droben
Und ein himmlisch Freigeleit;
Lenk' das Schifflein, leit' sein Steuer,
Meer und Winde mach' geheuer,
Lenk' als Bootsmann, als getreuer,
In den Port der Seligkeit.

Dem Salve mater verwandter als diese Prose ist die Sequenz Lux advenit veneranda, die ursprünglich ebenfalls dem Himmelfahrtsfeste Mariens angehört und nicht der Lichtmesse, zu der sie von Clichtoväus bezogen wird. Diese ganze Prose, vor Allem die beiden Schlußstrophen, zeichnen sich durch große Lieblichkeit aus. So lautet die vorletzte:

Cujus preces vitia,
Cujus nomen tristia,
Cujus odor lilia,
Cujus vincunt labia
  Favum in dulcedine;
Super vinum sapida,
Super nivem candida,
Super rosam roscida,
Super lunam lucida
  Veri solis lumine [1].

Damit hätten wir, im Vorübergehen sei es bemerkt, bereits sechs Sequenzen für die Octave Mariä Himmelfahrt, nämlich vier aus dem Graduale von St. Victor, eine für den dritten Tag der Octave, des Anfangs: O Maria stella maris; eine für den Samstag in der Octave: Ave virgo singularis, Porta vitae, stella maris; eine für den Sonntag in der Octave, die oben mitgetheilte gleichen Anfangs; eine für den Octavtag: Gratulemur in hac die. Das Pariser Missal setzte auf den Octavtag die Prose Salve mater Salvatoris, die zum Feste der Himmelfahrt besser paßt, als zu irgend einem andern (Super omnes ordinaris ordines coelestium). Als fünftes kann unsere letztgenannte Sequenz gelten, die zwar ganz allgemein zum Feste Mariä Lichtmeß gesungen ward, wohl bloß wegen des Lux advenit der ersten Strophe. Im Übrigen hat sie mit dem Lichtmeßfeste, für das eine eigene Hymne Adams existirt und das er ganz richtig nicht ausschließlich als Marienfest auffaßt, nichts zu schaffen. Es würden also an dem völligen Octavencyklus nur zwei Nummern fehlen.

Von den Heiligenliedern, unter denen sich begreiflicher Weise die meisten unterschobenen und die häufigsten Nachahmungen befinden, genüge der Hinweis auf einige wenige. Vor Allem auf den heiligen Erzmartyrer Stephanus, dessen Sequenz Heri mundus exultavit zu den großartigsten und gelungensten Schöpfungen unseres Dichters zu rechnen ist. Daran reihen wir die Sequenzen auf die heiligen Diakone Lorenz und Vincenz, die mit der vorerwähnten das Gemeinsame haben, daß sich der Dichter die Anspielung auf die bedeutungsvollen Namen nicht entgehen läßt.

Stephanus: Nomen habes coronati
Te tormenta decet pati
  Pro corona gloriae.

---

[1] Misset (l. c. III. p. 383, Anm.): „La prose ‚Lux advenit veneranda‘ est bien jolie, mais la strophe 9 (26e vers!) n'a jamais été employée par Adam.“ Jamais? Das ist ja gerade in Frage. Die Strophe hat aber in der That nur 14 Verse.

Vincentius: Omnes ergo jocundemur
Et vincentem veneremur
In Christo Vincentium.

Laurentius: Prunis datum admiremur,
Laureatum veneremur
Laudibus Laurentium.

Diese letzte Sequenz ist wieder ein echter Juwel, der das Feuer der Begeisterung in tausend Farben bricht und wiederstrahlt. Wir wollen nur auf drei köstliche, mit wahrer Meisterschaft durchgeführte Vergleiche aufmerksam machen.

Der erste vergleicht den auf die Folter gespannten Blutzeugen der Saite eines Instrumentes, der der Künstler um so reinere Töne entlockt, je sorgfältiger sie gespannt und gestimmt ist.

Sicut chorda musicorum
Tandem sonum dat sonorum
Plectri ministerio,
Sic in chely tormentorum
Melos Christi confessorum
Dedit hujus tensio.

Der zweite vergleicht die Feuerprobe des Heiligen dem Töpfer, der die Gefäße im Feuer härtet und dauerhaft macht.

Sicut vasa figulorum
Probat fornax et eorum
Solidat substantiam,
Sic et ignis hunc assatum
Velut testam solidatum
Reddit per constantiam.

Der dritte nimmt vom Senfkorn und vom Weihrauch seine Bilder; in meisterhafter, bei aller Kunst ungekünstelter Form redet der Sänger den heidnischen Richter an und fährt dann fort:

Parum sapis vim sinapis
Si non tangis, si non frangis;
Et plus fragrat quando flagrat
Thus injectum ignibus;
Sic arctatus et assatus
Sub labore, sub ardore
Dat odorem pleniorem
Martyr de virtutibus.

Nach dieser feierlichen und bewegten Apostrophe an den besiegten Gewalthaber fügt sich unmittelbar in herrlicher Contrastwirkung der Schluß als ein glühendes Gebet zu dem siegreichen Streiter Christi um einen ähnlichen Kampf und einen gleich schönen Sieg:

O Laurenti, laute nimis,
Rege victo rex sublimis,
Regis regum fortis miles,
Qui duxisti poenas viles,
Certans pro justitia;

Qui tot mala devicisti
Contemplando bona Christi
Fac nos malis insultare,
Fac de bonis exultare
  Meritorum gratia.

Weitere Zierden finden wir zu den Festen des hl. Michael, des hl. Johannes des Täufers, der Apostelfürsten, des Evangelisten Johannes, der Bekehrung Pauli, der hll. Victor, Thomas von Canterbury u. a.

Es soll unserer Anerkennung für diese herrlichen Triumphgesänge nicht den mindesten Abbruch thun, wenn wir die Bemerkung hinzufügen, daß bisweilen der schöne Schwung ihrer Verse durch rhapsodisch erzählende Strophen, die meist unter plötzlichem, unvermitteltem Wechsel des Metrums eintreten, in unangenehmer Weise unterbrochen werden. Ob nicht manche dieser Einschiebsel spätere Zuthat und Verunstaltung sein dürften? Oft wenigstens drängt sich diese Vermuthung geradezu mit Gewalt auf. Nachdem die herrliche Sequenz Heri mundus exultavit auf das Fest des hl. Stephanus mit seiner zehnten Strophe so schön und passend abzuschließen scheint:

In Christo sic obdormivit,
Et cum Christo semper vivit,
Qui Christo sic obedivit,
  Martyrum primitiae;

fährt auf einmal statt des erwarteten Amen eine fremde Stimme fort:

Quod sex suscitaverit,
Mortuos in Africa,
Augustinus asserit,
Fama refert publica.
Hujus Dei gratia
Revelato corpore
Mundo datur pluvia
Siccitatis tempore.

Läßt es sich nicht wie mit Händen greifen (schon Daniel zögert keinen Augenblick, es zu behaupten), daß diese Strophen ein höchst ungeschicktes Anhängsel seien, offenbar bloß zu dem Zwecke angeflickt, um die Sequenz auch zum Feste Stephani Erfindung singen zu können? Ein altes Liber sequentiarum aus der Zeit Philipp Augusts und der Abtei Saint-Martial zu Limoges gehörig, bietet eine in mehrfacher Rücksicht merkwürdige Überarbeitung der ganzen Sequenz [1]. Es ist nicht unmöglich, daß wir es mit einem ersten Entwurfe zu thun haben, da Verse wie die folgenden:

Deponentes falsi testes
Ante pedes Sauli vestes,
  S a x a   r o t a n t   s a x e i,

[1] Gautier, 2e éd. p. 80.

sehr an Adam gemahnen. Jedenfalls ist damit bewiesen, daß entweder Adam selbst, oder Andere, Änderungen an seinen Gedichten vorgenommen, sowie wahrscheinlich gemacht, daß obige Verse ebenfalls einem solchen Umstande ihre Entstehung verdanken, da sie in der limousiner Redaction fehlen.

Einmal auf diese Art Lückenbüßer aufmerksam geworden, glaubt man deren weitere zu entdecken, um so mehr als sie sich häufig entfernen lassen, ohne daß der Fortschritt des Stückes gestört würde. Oft ist sogar das Gegentheil, eine Förderung desselben, zu beobachten. So würde beispielsweise die schöne Prose Roma Petro glorietur an Zusammenhang nicht verlieren, an Schwung bedeutend gewinnen, wenn wir aus dem in der Sequenzenstrophe sich aufbauenden Liede alle ungleichartigen Elemente, also die Strophen 4, 5, 7 und 10, ausscheiden. Höchstens bei Strophe 10 könnte man einen Augenblick im Zweifel sein und meinen, das Auftreten des Simon Magus und des Nero sei ohne dieselbe zu unvermittelt. Bei reiflichem Erwägen muß man sich indeß gestehen, daß dieß Auftreten mit und ohne Strophe 10 gleich schroff ist. Dagegen ruft die 3. Strophe förmlich die 6. herbei; erstere schließt:

Hi praecones novae legis
Et ductores novi gregis
Ad Christi praesepia.

6. Ipsi montes appellantur,
Ipsi prius illustrantur,
Veri solis lumine.

Ebenso hat das Lied auf St. Victor die vollkommen regelmäßige Sequenzenstrophe, wenn wir Strophe 4 und 6 ausstoßen. Der Zusammenhang gewinnt eher, als daß er verlöre.

Wieder wie mit Händen greifbar sind die Zusätze in der herrlichen Prose Animemur ad agonem auf das Fest der hl. Agnes, eine Prose, bei der nicht leicht ein vernünftiger Zweifel sein kann, daß dieselbe von Adam herrühre. An zwei Stellen sind hier Strophen in abweichendem Metrum eingeschoben, hinter den Strophen 2 und 5. Kann man nicht sagen, dieselben störten den Zusammenhang, so halten sie doch den Fortschritt der Gedanken auf, während man es den Strophen 2 und 5 nur zu deutlich anzusehen glaubt, daß sie einmal unmittelbar aufeinander folgten.

2. Pulchra, prudens et illustris,
Jam duobus Agnes lustris
Addebat triennium,
Proles amat hanc praefecti
Sed ad ejus virgo flecti
Respuit arbitrium [1].

---

[1] Hier folgt nun:

Mira vis fidei
Mira virginitas
Mira virginei
Cordis integritas.

Sic Dei filius
Nutu mirabili
Se mirabilius
Prodit in fragili.

5. Languet amans, cubat lecto,
Languor notus fit praefecto,
Maturat remedia
Offert multa, spondet plura,
Periturus peritura,
Sed vilescunt omnia.

Da sich nun einzelne ähnliche Einschiebsel handschriftlich als solche nachweisen lassen, z. B. in der Prose Jubilemus Salvatori, Heri mundus exultavit und Laudes crucis attollamus[1]; da ferner die Prose Ave virgo singularis, die, wie bemerkt, von Adam jedenfalls in verhältnißmäßig früher Jugend abgefaßt worden, einen durchaus regelmäßigen Strophenbau aufweist; da endlich nach Ausscheidung des offenbar Unechten der erdrückenden Mehrzahl nach die Sequenzen Adams von Anfang bis zu Ende in ein und demselben Versmaße geschrieben sind[2], kann es nicht allzu gewagt erscheinen, wenn wir, wo nicht alle, so doch die meisten derartigen Unregelmäßigkeiten als spätere Zusätze ansehen, von denen übrigens in manchen Fällen möglich, ja wahrscheinlich ist, daß sie noch von Adam selbst herrühren. Welcher Grund dieselben veranlaßt haben mag? Eine Erklärung würde in der Annahme liegen, daß Adam, als später seine Dichtungen in Aufnahme kamen, oder doch Hoffnung hatten, zum liturgischen Gebrauche verwendet zu werden, bestrebt war, dieselben bereits vorhandenen Melodien anzupassen. Diese Annahme müßte allerdings als eine Phantasie und als eine Ungeheuerlichkeit angesehen werden, wenn nicht die wenigen dunklen Nachrichten, welche sich bei unseren Hymnologen über die musikalische Seite ihres Themas finden, dieselbe einigermaßen rechtfertigten. Ein Beispiel.

Die Sequenz auf das Fest der Geburt Johannes des Täufers Ad honorem tuum Christe[3] findet sich in den ältesten Gradualien von St. Victor, und es fiel, wie Gautier richtig bemerkt, bisher Niemand ein, ihre Authenticität in Zweifel zu ziehen, um so weniger, da sie auch innerlich durch alle Merkmale des Stils sich hinreichend als Product Adams ausweist. Aber Misset hat bemerkt, daß sich in dieser Prose Eigenthümlichkeiten finden, die er anderswo nicht zu entdecken vermag, und obschon er selbst kein offenes „Unecht" zu sprechen wagt, hat doch Gautier in Folge dessen nicht den Muth ge-

---

[1] Gautier, 2e éd. p. 14. 80. 225.

[2] Man darf sich dabei durch den Augenschein der Ausgabe Gautiers nicht täuschen lassen, dessen Schreibung oft willkürlich die Verse theilt, so oft ein Binnenreim vorkommt.

[3] Gautier, 1re éd. II. p. 28 ss. An dieser Prose ist wieder ein Einschiebsel und ein Anhängsel zu beobachten für das Fest Johannis Enthauptung. Das Einschiebsel siehe Gautier, 2e éd. p. 210; wo das Anhängsel beginnt, wird Jeder aus den folgenden Versen errathen:

Tuo nobis in natale [sic]
Da promissum gaudium,
Nec non minus triumphale
Delectet martyrium.

habt, diese Prose in seine neue Ausgabe aufzunehmen. Misset selbst ist nicht entgangen, daß die fragliche Sequenz auf den Leisten einer andern geschlagen worden. Sie ward nämlich auf gleiche Melodie gesungen, wie die beiden älteren Clara chorus dulce pangat und Congaudentes exultemus[1], die wir als Prosen des Übergangsstiles bezeichnen können, weil sie theils in rhythmischen Strophen, theils in den alten Notker'schen Zeilen sich bewegen. Adam war also in unserm Falle bei der Wahl seiner Strophen, Zeilen und Reime nicht frei; er schrieb nicht, wie er wollte und pflegte, sondern wie er mußte und konnte. „Sollen wir," fragt sich Misset am Schlusse seiner Ausstellungen, „dieses Stück als echt annehmen? Sollen wir unterstellen, sie sei einer der ersten Versuche Adams? Ich kann nur die Frage anregen." [2] Auf die erste Frage können wir mit Antwort dienen; es ist nur verwunderlich, daß der gelehrte Herr sie sich nicht selbst gegeben. Es ist auch nicht der Schatten eines vernünftigen Zweifels an der Echtheit der Prose möglich; alles unter anderen Umständen Verdächtige erklärt sich auf das Befriedigendste aus der Zwangsjacke, in die der Dichter sich selbst geschnürt. Auf die zweite Frage wollen wir mit einigen Gegenfragen antworten: Haben wir diese Prose nicht vielmehr als ein späteres Product Adams zu betrachten, da er ja in der Jugend — Zeuge ist die Prose Ave virgo singularis — ganz anders schrieb? Beweist unsere Prose nicht zur Evidenz, daß der häufige Strophenwechsel in einigen Stücken Adams sich sehr wohl aus dem Bestreben erklärt, seine Dichtung bereits vorhandenen Singweisen anzubequemen? Wird es da nicht weiter höchst wahrscheinlich, daß die geringen abweichenden Einschaltungen in sonst ganz regelmäßig gebauten Sequenzen ähnlichen Gründen ihre Entstehung verdanken? Und wann und warum konnte dieß geschehen? Warum leichter, wann eher, als da man sich anschicken mochte, auch diese vorhandenen Melodien anzupassen? Daß man dabei Gewalt gegen die letzteren gebrauchen mußte, ist selbstverständlich? Aber vor welcher musikalischen Gewaltthätigkeit kann der zurückschrecken, der vierfüßige und dreifüßige Verse auf dieselbe Melodie zu singen unternimmt?[3] Oder zeigte sich vielleicht die Meisterschaft gerade darin, daß man die Weisen zu biegen und zu beugen verstand, ohne sie zu brechen? Über alle diese Fragen kann, wenn dieß heute überhaupt noch möglich ist, nur ein eingehendes vergleichendes Studium der Melodien neues Licht verbreiten.

Schließen wir, indem wir einen kurzen Blick auf den Weg zurückwerfen, den wir durchlaufen. Die beigebrachten Proben, zahlreicher als sie in den meisten Anthologien gefunden werden, haben den freundlichen Leser in Stand

---

[1] Ich vermuthe, daß auch die Prose Splendor Patris et figura auf dieselbe Melodie zugerichtet worden. Das zu glauben, veranlassen mich die im Versmaß abweichenden Strophen 1. 2. 3 u. 8, denen in der Sequenz Clara chorus 1. 2. 3 u. 9 völlig entsprechen. Alle übrigen Strophen bewegen sich in der regelmäßigen Sequenzenstrophe. Sollte sich diese Vermuthung bestätigen, so wird ein Zweifel über eine spätere Umarbeitung und Ergänzung auch ursprünglich regelmäßiger Prosen nicht mehr sein können.

[2] Lettr. chrét. III. p. 377 ss. [3] Lettr. chrét. III. p. 379, Anm.

gesetzt, sich ein selbsteigenes Urtheil über unsern Dichter zu bilden. Man hat den großen Hugo die Zunge Augustins (Lingua Augustini), Richard von St. Victor einen zweiten Augustin (Alter Augustinus) genannt; welchen Titel werden wir dem dritten der großen Victoriner geben? Seit Fortlage[1] hat man ihn mit Vorliebe den Schiller des Mittelalters genannt, und in der That erinnert das rhetorische Feuer der Sprache, die panegyrische Fülle des Ausdrucks und der melodische Fall der Verse lebhaft an den Lieblingsclassiker der deutschen Jugend. Wir können aber, um im Bereiche der christlichen Dichtung lateinischer Sprache zu bleiben, aus denselben Gründen Adam den Prudentius des Mittelalters, d. h. den Höhepunkt der lateinischen Reimdichtung nennen, gerade wie wir in Prudentius den Gipfel der quantitirenden christlichen Poesie erkennen müssen. Es spricht in beiden Dichtern der gleiche Funke der Begeisterung, es schillert in beiden dasselbe bunte Spiel der Farben und Bilder, es tönt aus beider Versen der gleiche Reichthum, derselbe Wohllaut, die nämliche Anmuth der Sprache. Wollten wir Ähnlichkeit und Unterschiede beider nach Adams eigenster Weise in einem kurzen Gegensatze zusammenfassen, so möchten wir Prudentius den Romantiker unter den christlichen Classikern, Adam von St. Victor den Classiker unter den geistlichen Sängern mittelalterlicher Romantik nennen. Jedenfalls hat die lateinische Kirche keinen Sänger aufzuweisen, dem nicht Adam die Palme streitig machte, so daß wir mit leichter Veränderung auf ihn selbst die Worte beziehen können, deren sich Daniel von einer seiner Prosen bedient: „Praeclarissimus poeta, quem nulli inferiorem, permultis superiorem duxerim, nihil spirat nisi sacrae scripturae flores atque odores.“ [2]

G. M. Dreves S. J.

---

[1] Gesänge christlicher Vorzeit. Berlin 1844. S. 400.

[2] Thes. hymnol. II. p. 72.

Recensionen.

Cursus Scripturae Sacrae, auctoribus *R. Cornely, J. Knabenbauer, F. de Hummelauer* aliisque Soc. Jesu presbyteris.

Historica et critica Introductio in utriusque Testamenti libros sacros, auctore *Rudolpho Cornely* S. J. I. Introductio generalis. Gr. 8⁰. 742 p. Parisiis, Sumptibus P. Lethielleux, 1885. Preis: 12 *Fr.*

Der Cursus Scripturae Sacrae, mit dessen Druck vor ungefähr einem Jahre begonnen wurde, betritt mit dem vorliegenden Bande die Öffentlichkeit. Bevor diese Zeilen den Lesern zu Gesichte kommen werden, wird ihm, wie wir vernehmen, als zweiter Band ein Commentar zum Buche Job von P. Knabenbauer gefolgt sein. Das gibt gegründete Hoffnung, daß das Sammelwerk rasch voranschreiten werde. Dasselbe wird, nach vorliegendem Bande zu urtheilen, eine Zierde und einen reichen Schatz für jede theologische Bibliothek bilden. Mit einer staunenswerthen Fülle von Erudition, mit einem wahrhaft kritischen Scharfblick und einer großen theologischen Genauigkeit hat der Verfasser die Fragen der allgemeinen Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Testamentes behandelt, so daß das Werk von den akatholischen Exegeten sich Beachtung erzwingen, dem katholischen Theologen ein zuverlässiger und kundiger Führer sein wird.

P. Cornely hat sich nicht vor den protestantischen Exegeten und ihren Leistungen verschlossen; was sie in Kritik und Linguistik und sonst immer Gutes geleistet haben, wird unumwunden von ihm anerkannt und mit Hinweis auf sie verwerthet. Einer Ausbeutung und Verwerthung aber, welche einem, fast möchte man sagen, abergläubischen Culte protestantischer Gelehrsamkeit gleichkommt, tritt freilich der ganze Inhalt des Werkes entgegen: derselbe zeigt klar, daß ein ausschließlicher oder doch hauptsächlicher Anschluß an protestantische Exegeten nur auf einer traurigen Unkenntniß dessen beruhen kann, was die katholische Theologie fast in allen Jahrhunderten auch in biblischen Fragen Großes und Treffliches geleistet hat.

Der ganze Band zerfällt nach den Prolegomena in drei Theile oder Dissertationes, wie der Verfasser sie nennt: 1) die Geschichte des Kanons, oder welche Bücher in die Sammlung der als göttlich anerkannten Schriften des Alten und Neuen Testamentes nach geschichtlichem Verlauf aufgenommen wurden (S. 19—230); 2) die Geschichte des Urtextes und der alten Übersetzungen der heiligen Bücher, nebst Prüfung der verschiedenen Texte auf ihre Autorität (S. 231—509); 3) die Erklärung der heiligen Schriften

nach den sie zu leitenden Grundsätzen und ihrer geschichtlichen Entwicklung (S. 510—732).

Es eignet also dem ganzen Stoffe, wie der Verfasser richtig bemerkt, eine vorzugsweise geschichtliche Behandlung; allein die theologischen Begriffe und Lehrsätze müssen der Leitstern sein, welcher den Weg durch das weite Feld der Geschichte wandeln lehrt und an allen Klippen und Sandbänken vorbeiführt, die theils durch das mangelhafte Zeugniß der Geschichte, theils durch die Willkür und Bosheit des Unglaubens und durch sein geschicktes Verdrehen und Trüben der Wahrheit für den Unkundigen aufgethürmt werden.

Der erste Theil geht von der Glaubenswahrheit aus, daß die Kanonicität, d. h. göttliche Inspiration oder Autorschaft eines Buches, weil eine göttliche That, nur auf dem Wege der Offenbarung und folglich nur durch das Zeugniß der Tradition und des kirchlichen Lehramtes festgesetzt werden kann. Es werden dann die einzelnen Jahrhunderte und, wo nöthig, die einzelnen Hauptkirchen und Hauptvertreter der kirchlichen Tradition durchgangen, um festzustellen, welchen Büchern die Eigenschaft der göttlichen Inspiration beigelegt wurde, und wie die gegen einzelne Bücher erhobenen Zweifel entstanden und überwunden sind. Außer den directen Zeugnissen werden bis in's zweite und erste christliche Jahrhundert reichende indirecte Beweise erbracht, welche durch die Citation und Citationsweise der meisten unserer heiligen Bücher deren damals schon anerkannte Kanonicität darthun. Eine besondere Sorgfalt wird natürlich darauf verwandt, die Gleichwerthigkeit der sogenannten deuterokanonischen Bücher mit den protokanonischen, auch nach der Anschauung der älteren Kirchenväter, nachzuweisen. Eine sehr reichhaltige Angabe bietet der Verfasser auch bezüglich der Apokryphen, d. h. nicht bloß ein einfaches Verzeichniß, sondern bei den hauptsächlichsten auch eine kurze kritische Beleuchtung ihres Ursprunges und ihres Werthes.

Der zweite Theil hat zu seinem Hauptzweck den Nachweis der Unversehrtheit des Textes der heiligen Schrift. P. Cornely ist weit entfernt, die wesentliche Unversehrtheit des Urtextes, auch des hebräischen, in Frage zu stellen: im Gegentheil tritt er durch ausführliche Beweise (S. 267 ff.) voll und ganz dafür ein. Doch hindert ihn das keineswegs, an manchen Stellen bei abweichenden Lesarten dem Text der Vulgata den Vorzug zuzuerkennen und gerade diese als den richtigen Ausdruck des ursprünglichen Textes zu erklären. Die Richtigkeit dieser Behauptung erfaßt der Leser unschwer, auch wenn er dem Verfasser nur oberflächlich folgen will auf den Wegen, die er mit Hinzuziehung der ältesten Übersetzungen und des Nachweises leichter Verwechslung verschiedener hebräischer Schriftzüge einschlägt.

Eine hervorragende Stelle muß in diesem Theil die Besprechung der Vulgata, sowohl ihrer Correctheit, als der ihr von der Kirche zuerkannten Autorität, einnehmen. Wir müssen gestehen, die Erörterung über die Tragweite des Trienter Beschlusses (S. 440—460) ist ebenso gründlich, als erschöpfend, so daß einestheils allen Theilen der Vulgata ihr inspirirter Charakter gewahrt bleibt, anderntheils aber dem Texte der heiligen Bücher, wie sie uns in der Ursprache vorliegen, die volle Berechtigung zuerkannt wird. Das Ver=

hältniß der Vulgata zu den andern Recensionen der heiligen Bücher bezüglich ihres dogmatischen Werthes faßt P. Cornely S. 458—459 kurz in folgende Regeln zusammen.

1. Tuto semper theologus Vulgatam seu fontem genuinum revelationis adhibere potest, atque ex omnibus textibus dogmaticis, de quorum constanti usu dogmatico constat, legitimum deducere argumentum.

2. Minime tamen ei interdictum est, quominus textus quoque primigenios antiquasque versiones usu catholicarum ecclesiarum approbatas adhibeat, et argumenta ex illis legitime desumta eadem gaudent certitudine intrinseca, qua argumenta ex Vulgatae verbis derivata.

3. Si ex critica investigatione constat textum Vulgatae textui primigenio esse conformem nec ulla est in verbis latinis ambiguitas, ex sola Vulgata legitimum argumentum scripturisticum efficitur, verba autem primigenia, si sunt ambigua, secundum sensum Vulgatae sunt interpretanda.

4. Si vero Vulgata et textus primigenius verbis quidem consentiunt, verba autem latina ambigua sunt, ex textu primigenio, si hic non est ambiguus, desumendus est sensus verborum latinorum.

5. Si forte textus inveniatur in Vulgata, qui in hodierno textu primigenio aliisque versionibus desit, hic quoque legitimum praebet argumentum, atque argumentum hoc erit scripturisticum, si constans hujus textus in ecclesia catholica usus demonstrari potest.

Zur Geschichte der Vulgata und zu einer eingehenden Erörterung ihrer Autorität gehört auch die sogenannte Bulle Sixtus' V. „Aeternus ille". Das interessante Actenstück, welches wenig bekannt ist und vor mehreren Jahren von Kaulen wieder mitgetheilt wurde, ist S. 465 vollständig abgedruckt. Bekanntlich hat man dieses Schriftstück in jüngster Zeit gegen die päpstliche Infallibilität verwerthen wollen: allein schon ein oberflächlicher Blick auf dasselbe läßt die erhobenen Schwierigkeiten als eitel Dunst und Nebel erscheinen. Die Constitution sollte vier, bezw. acht Monate nach der feierlich in Rom zu vollziehenden Veröffentlichung Geltung erlangen. Nun ist es aber nie in aller Welt einem Papste eingefallen, Glaubensdecrete erst einige Monate nach geschehener Promulgation für rechtskräftig und verpflichtend zu erachten. Höchst wahrscheinlich ist jedoch das ganze Actenstück in der Schublade des Papstes liegen geblieben, ohne je promulgirt zu werden; jedenfalls aber ist es vor Ablauf der vier Monate zurückgenommen. Obgleich nämlich Sixtus V. schon einige Exemplare seiner Schriftausgabe versandt hatte, so wurde doch sofort die weitere Versendung behufs mehrerer noch nöthigen Correcturen sistirt. Eine feierliche Promulgation der dießbezüglichen Constitution ist also kaum denkbar, und selbst noch vor Vollendung der Correctur scheint Sixtus gestorben zu sein (S. 465). Der weitere geschichtliche Verlauf der Sixtinischen Ausgabe ist bekannt.

Den Erörterungen über die Vulgata geht von S. 319—419 eine eingehende Belehrung über die älteren Übersetzungen der Bücher des Alten wie des Neuen Testamentes vorauf. Das Werthvolle dieser Partie liegt nicht so sehr darin, daß der Leser mit den verschiedenartigsten Bibelübersetzungen bekannt gemacht wird, sondern vielmehr in der Richtigstellung der Unabhängig-

keit oder gegenseitigen Abhängigkeit der einzelnen Übersetzungen von einander und in der Zurückführung der Bedeutung der einzelnen Ausgaben auf ihren wahren kritischen Werth. Vor Allem rechnen wir hierher, was S. 385 ff. von der hohen Autorität der armenischen Übersetzung für die Textkritik der Bücher des Neuen Testaments gesagt wird, und deßgleichen (S. 408) von der der Peschito bezüglich der protokanonischen Bücher des Alten Testamentes. Wenn jedoch S. 483 von einer norwegischen Übersetzung der historischen Bücher des Alten Testaments aus dem 14. Jahrhundert die Rede ist, so wird damit wohl die isländische Übersetzung gemeint sein.

Der dritte Theil, über die Auslegung der heiligen Schriften, theilt sich in zwei Abschnitte, nämlich in Erörterungen über das System der Auslegung und in einen geschichtlichen Überblick der Auslegung der heiligen Schriften. In ersterem Abschnitte stellt sich zunächst die Frage über den mehrfachen Sinn des göttlichen Schrifttextes in den Vordergrund. P. Cornely tritt entschieden ein für nur Einen buchstäblichen Sinn, der zunächst zu bestimmen sei und immer die Grundlage für einen etwaigen typischen, anagogischen und allegorischen Sinn bieten müsse. Man wird nicht umhin können, den Ausführungen des Verfassers in diesem Punkte beizustimmen. Zumal die gründlichen Erörterungen über den Sinn der oftmals gebrauchten Ausdrücke eines sensus plenior, abundans, consequens (S. 528) werden leicht dasjenige, was bei dem unglücklichen Ausdruck eines mehrfachen Wortsinnes Richtiges gedacht ward, auf das wahre Maß zurückführen. Wenn dann S. 538 dem typischen Sinne, falls er nicht für den bezeichneten Text von einer unfehlbaren Autorität bezeugt sei, die streng theologische Beweiskraft abgesprochen, seine Verwerthung dagegen in das Gebiet der rhetorischen Amplificationen verlegt wird: so ist es wohl weniger eine sachliche Meinungsverschiedenheit, als eine Modification im Ausdruck, wenn wir dem obgleich nicht für den jedesmaligen Vers des heiligen Textes unfehlbar bezeugten typischen Sinne dennoch die Kraft beilegen möchten, schon erbrachte Beweise noch mehr zu stützen, zu erweitern und aufzuklären, sobald es nur feststeht, daß die im Text zur Sprache kommende Sache oder Person im Allgemeinen der Typus einer bestimmten anderen Sache oder Person ist.

Auf die weiteren Regeln für eine richtige Auslegung, welche sich nicht nur auf die vernünftige Kritik, sondern auch auf die überlieferte Lehre der Kirche stützen muß, können wir hier nicht eingehen. Es erübrigt nur, daß wir noch ein paar Worte sagen von der geschichtlichen Übersicht der Auslegungen der heiligen Schriften. Wer sich über die bestehenden Auslegungen, sei es der ganzen heiligen Schrift, sei es einzelner Bücher derselben, orientiren will, der findet hier von S. 594 bis zum Ende des Bandes die ausgiebigsten Notizen. Die jüdischen, die katholischen, die protestantischen Exegeten sind mit einer Genauigkeit und Vollständigkeit verzeichnet, welche nicht bloß auf das praktische Bedürfniß für ein eingehendes Privatstudium der heiligen Bücher Rücksicht genommen hat, sondern nach dem Maßstab einer Literaturgeschichte dieses Zweiges sich hat richten wollen. Eine kurze Charakteristik der Interpretationsweise geht den einzelnen Gruppen oder den bedeutenden Einzelper-

sonen vorauf; niemals fehlt eine kurze Notiz über den Werth oder Unwerth der angeführten exegetischen Leistung. Man sieht es jedoch den Bemerkungen an: der Verfasser hat es sich nicht leicht gemacht und nach Referaten Anderer Lob oder Tadel zu spenden getrachtet; das Urtheil setzt eine umfassende persönliche Einsichtnahme und ein gründliches Studium der fremden Werke voraus, welche beurtheilt werden.

So möge denn dieser Band zur Vertheidigung der Göttlichkeit der heiligen Schriften und unserer heiligen Kirche, zur Anregung neuen Eifers für's Studium der göttlichen Bücher und zur reichlicheren Ausnutzung derselben für Selbstheiligung und Heiligung Anderer unter Gottes Segen seine Wege durch viele Länder und in zahlreiche Kreise nehmen und seinen Nachfolgern eine breite Bahn brechen.

A. Lehmkuhl S. J.

Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von **Franz Anton Specht.** 8°. 411 S. Stuttgart, Cotta, 1885. Preis: *M.* 8.

Mit allerhöchster Genehmigung hatte die historische Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften im April 1879 als Preisaufgabe eine „Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts“ verlangt. Dieselbe sollte mit quellenmäßiger, kritischer Forschung eine anschauliche, auch für einen weiteren gebildeten Leserkreis anziehende Darstellung verbinden. Der vorliegenden Schrift wurde bei der Bewerbung die Ehre, mit dem Preise gekrönt zu werden.

Die beiden nicht leicht zu vereinigenden Anforderungen, die dem Verfasser gestellt waren, sind gewiß in befriedigendster Weise gelöst, vornehmlich die erstere. Es ist bewundernswerth, ein wie reiches Material, ja welch mannigfaltiges Detail in diesem nicht gerade umfangreichen Bande zusammengedrängt ist, und mit welchem Fleiße in den begleitenden Anmerkungen jede Aufstellung, ja fast jeder Satz seine quellenmäßige Belegung findet. Daß dazu eine Gedrungenheit des Stiles nothwendig war, die sich jedes überflüssige Wort unerbittlich versagt, versteht sich von selbst; um so mehr verdient hervorgehoben zu werden, daß sich das Buch bei aller fast fragmentarischen Kürze immerhin recht anziehend liest, so anziehend als es ein solcher Stoff in solcher Beschränkung nur irgend möglich macht.

Das Bild des mittelalterlichen Unterrichtswesens, das uns Specht vorführt, ist vollständig und anschaulich zugleich. Sein Werk gliedert sich in drei Hauptabschnitte, von denen der erste als eine Art Einleitung die Anknüpfung des deutschen Unterrichtswesens an die altrömische Cultur und seine Pflege unter den Merovingern behandelt, um sich alsdann einer eingehenden Schilderung der Verdienste Karls des Großen um Hebung der allgemeinen Bildung zuzuwenden, indem, man möchte sagen unter dem Ministerium Alkuin, nach dem Muster der Hofschule für Dom-, Kloster- und Pfarrschulen eingehende Verordnungen erlassen wurden, ja sogar ein unverkennbarer, wenngleich auf den religiösen Unterricht beschränkter Lehr- und Lern-Zwang in Anwendung

kam. Unter Ludwig dem Frommen, dem das dritte und letzte Kapitel dieses Abschnittes gilt, ist, wie in allen Zweigen der Verwaltung, so namentlich im Schulwesen, ein Rückgang zu vermerken, hier namentlich durch die Bedenken derjenigen hervorgerufen, welche in der Errichtung äußerer Klosterschulen eine Abweichung von der ursprünglichen Strenge der Regel erblickten. Die Reaction war indeß von geringer Dauer, da das allgemein vorhandene Bedürfniß über den Widerspruch hinwegschritt und die Klöster nöthigte, aus freien Stücken zu thun, wozu sie unter Karl dem Großen zwangsweise angehalten worden, nämlich Externate auch für solche Knaben zu errichten, die nicht Gott und dem Kloster übergeben (oblati), sondern Willens waren, nach Beendigung ihrer Studien, sei es als Geistliche, sei es als Laien, im weltlichen Stande zu verbleiben.

Während der dritte Abschnitt in gedrängten Einzeldarstellungen sich mit den Leistungen und Schicksalen einzelner besonders hervorragender Unterrichtsanstalten und Bildungscentren in Hessen, Schwaben, am Rhein und in Bayern, mit den Schulen von Fulda, von St. Gallen, Reichenau, Tegernsee und den Domschulen der rheinischen und bayerischen Stifte befaßt, stellt sich der zweite Abschnitt durch seinen größeren Umfang auch schon äußerlich als Kern und Haupttheil des gesammten Werkes dar. Derselbe behandelt nämlich im Zusammenhange die Entwicklung des gesammten Unterrichtswesens, wie es sich aus den Anfängen der karolingischen Zeit vor Allem in den Klosterschulen und in paralleler Weise in den Dom- und Stiftsscholastikaten auswuchs und ausgestaltete.

Einleitend und rückgreifend wird in kurzer Darlegung das Verhältniß besprochen, in dem das Mönchthum anfänglich den Wissenschaften gegenüberstand. Wie das älteste Christenthum überhaupt über der neu aufstrahlenden Sonne des Übernatürlichen fast jeden Geschmack an der mit dem heidnischen Sauerteige versetzten griechischen Bildung verlor [1] und erst mit zunehmender Verchristlichung der Gesellschaft sich mehr und mehr derselben bedienen lernte, bis endlich gerade die Kirche es war, welche wie ein Christophorus die gesammte römisch-hellenische Bildung durch die hochgehenden Wogen der Völkerwanderung rettete: ähnlich mußte auch das aus der völligsten Weltflucht und Weltverachtung des Einsiedlergedankens hervorgegangene Mönchthum in wissenschaftlichen Bestrebungen einen Abfall von seinem ursprünglichen Lebensideale, dem gänzlichen Absterben für alles Diesseitige erblicken, bis es (vor Allem Cassiodor) gelang, einen Umschwung der Ideen anzubahnen und gerade das Mönchthum zum Träger der Bildung und zum Erzieher der germanischen Völker zu machen.

[1] Daß dieß der psychologische Schlüssel zum Verständnisse jenes Widerwillens, beweist am besten der Umstand, daß dieser um so größer, je tiefer die Bekehrten mit jener Bildung vertraut, je mehr sie früher ihre ganze Befriedigung in derselben gefunden hatten. Daher sind es gerade die christlichen Philosophen Justin, Tatian, Theophilus u. A., die sich am lautesten gegen die griechische Bildung aussprechen. Tatians Oratio adversus Graecos kann als die kanonische Schrift dieser Richtung gelten, als kürzester und prägnantester Ausdruck das 6. Kapitel des 1. Buches der Apostolischen Constitutionen.

Schon in Gregor dem Großen, der doch den Mönch selbst auf dem päpstlichen Throne nicht verläugnete, sehen wir den Bruch mit dem Einsiedlerideale vollzogen.

Der Reihe nach wird nun zunächst Inhalt und Methode des Unterrichts erörtert, des Elementarunterrichts sowie des sogen. höheren Unterrichts, des Trivium und Quadrivium; sodann die mehr äußeren Verhältnisse, die Einrichtung der Schulen an Klöstern und Stiftern, das Erziehungssystem, Schulzucht und Schulgebräuche besprochen und endlich ein Einblick in die Bildung der Laien- und Frauenwelt eröffnet.

Es mag befremden, daß bei diesem Gange von dem Unterrichte in den philosophischen und theologischen Disciplinen so gut wie keine Rede ist. Denn in dem Quadrivium fand nur die Dialektik Aufnahme, die meist nach Boetius und Alkuins Logikcompendium gelehrt ward, und selbst diese trat mit der Rhetorik völlig hinter den engverbundenen computistischen und musikalischen Studien zurück. Und wenn ein eigenes Kapitel über den theologischen Unterricht zu handeln scheint, so erweist doch der Inhalt, daß insbesondere vom Religionsunterrichte der Jugend und von jenen minimalen Kenntnissen in der Gottesgelehrtheit Rede ist, welche die Leutpriester oder Plebane des frühen Mittelalters eben nicht auszeichnete. Daß von der Schulbildung, wie sie seit dem 11. Jahrhunderte allmählich sich entwickelte und im 13. zur Reife kam, nicht gehandelt wird, mag sich aus dem doppelten Umstande erklären, daß solche Studien damals die Beschäftigung der der Schule Entwachsenen bildeten, ein eigentlicher Unterricht somit nicht stattfand, und daß Hochschulen damals in Deutschland noch nicht bestanden. Und wenn ferner sich Anfänge der Scholastik schon seit dem 11. Jahrhundert (obgleich fast sämmtlich in außerdeutschen Landen) finden, also bei bloßer Rücksicht auf die Jahreszahlen zur Besprechung gezogen werden konnten, so gehören dieselben doch ihrer innerlichen Verwandtschaft nach der folgenden Periode an, in welcher die Bettelorden in den Vordergrund des wissenschaftlichen Lebens treten und welche von den Anhängern der ältern Richtung, zwar übertrieben, doch nicht ganz unrichtig mit dem Worte gekennzeichnet wurde:

Litera sordescit, logica sola placet.

Jener Epoche gegenüber, die in Albert und Thomas ihren Höhepunkt erreicht, darf die hier behandelte ältere voll und ganz als die Epoche der Mönchsorden bezeichnet werden.

Die Besprechung der äußeren Schulverhältnisse, der Einrichtung der Schulgebäude, die vor Allem an der berühmten St. Galler Schule nachgewiesen wird, der Tagesordnung, des Verkehres der Schüler mit ihren Lehrern, Custoden, Circatoren, der Schulfreuden und der viel häufigeren Schulleiden bilden die anziehendsten und unterhaltlichsten Partien des Buches. Die ganze alte Klostererziehung trug einen überwiegend rauhen und (was vielleicht gefährlicher) in Anbetracht des jugendlichen Alters doch gar ernsten Charakter. Vater und Mutter bekamen die oft im zartesten Alter geopferten Kinder so gut wie nie zu sehen, von Erholung und Spiel war nur selten die Rede;

dagegen war das sub virga degere nichts weniger als eine Metapher, sondern bezeichnete nur zu sehr die nackte Wirklichkeit. Schon beim Aufstehen für die nächtliche Mette ragte sie jedem Säumigen gefahrdrohend an den Betten des Dormitorium entgegen und begleitete die Schüler den ganzen Tag hindurch auf Schritt und Tritt; erst wenn Abends der Letzte in seinen Decken verschwunden war, senkte sich das verhängnißvolle Reis in der Hand des unerbittlichen Lehrers, und auch dann oftmals nur, nachdem jedem, auch ohne vorgängiges Verbrechen, eine Tracht mit in's Bett gegeben war. „Pueri," heißt es im Consuetudinarium von Clugny, „flagellantur consuetudinaliter cum collocant se in lectulis, semper magister stat cum virga cum eis." Besonders reichlich flossen die Thränen beim Gesangunterricht, und nicht nur von dem rauhen Richard Löwenherz, sondern auch von der hl. Adelheid wird berichtet, daß sie im Chore jeden Mißton sofort an Ort und Stelle mit Schlägen sühnten; während Notker Balbulus, der die innere Schule in St. Gallen leitete, als der „sanftmüthigste der Menschen" gepriesen ward, weil er Alles durch Milde praeter verbera zu erlangen wußte.

In dem Gesprächbüchlein[1] des Angelsachsen Älfried († 1005) gibt ein Zwiegespräch über das Tagewerk eines Klosterschülers bei aller Kürze ein hübsches Detail.

Lehrer: Du, Knabe, was hast du heute Alles gethan?

Schüler: Viel. Nachts, als ich das Zeichen hörte, stand ich vom Bette auf, ging in die Kirche und sang die Nocturn mit den Brüdern. Dann sangen wir das Officium de omnibus sanctis und die Matutin (laudes). Später die Prim und die sieben Psalmen mit der Litanei und die erste Messe. Dann sangen wir die Terz und feierten die erste Messe vom Tage. Nachher sangen wir die Sext, darauf aßen, tranken und schliefen wir und standen wieder auf, um die Non zu singen. Und jetzo sind wir hier bei dir, gespannt darauf, was du uns sagen wirst.

Lehrer: Wann werdet ihr die Vesper singen und das Completorium?

Schüler: Wann es Zeit ist.

Lehrer: Hast du heute Schläge bekommen?

Schüler: Nein, denn ich war sehr aufmerksam gewesen.

Lehrer: Nun, wie war es denn mit deinen Kameraden?

Schüler: Was fragst du mich darüber? Ich darf nicht aus der Schule schwatzen. Ein Jeder weiß es, ob er Schläge erhielt oder keine.

Lehrer: Was ißt du täglich?

Schüler: Ich esse noch Fleisch, weil ich ein Knabe bin, der unter der Ruthe steht.

Lehrer: Was ißt du außerdem?

Schüler: Gemüse, Eier, Fische, Käse, Butter, Bohnen und überhaupt Alles mit Danksagung.

Lehrer: Du bist sehr gefräßig, wenn du Alles verspeisest, was man dir vorsetzt.

Schüler: Nein, so gierig bin ich nicht, daß ich alle Arten von Speisen bei Einer Mahlzeit essen würde.

---

[1] So nannte man Sammlungen kurzer Zwiegespräche zum Behufe leichterer Erlernung der Umgangssprache, wie noch heute ähnliche Bücher (namentlich von Ahn) beliebt sind.

Lehrer: Wie dann?

Schüler: Einmal esse ich von der einen Speise, ein andermal von einer andern, immer mit Mäßigkeit, wie es sich für einen Mönch geziemt, nie mit Gier, denn ich bin kein Schlemmer.

Lehrer: Und was trinkst du?

Schüler: Bier, wenn ich es habe, und Wasser, wenn ich kein Bier habe.

Lehrer: Trinkst du nicht Wein?

Schüler: Ich bin nicht so reich, daß ich mir Wein kaufen kann; auch ist Wein kein Getränke für Knaben oder Thoren, sondern für Greise und Weise.

Lehrer: Wo schläfst du?

Schüler: Im Dormitorium mit den Brüdern.

Lehrer: Wer weckt dich zu den Nocturnen?

Schüler: Bald höre ich das Zeichen selbst und stehe auf, bald weckt mich der Lehrer unsanft mit der Ruthe.

Lehrer: O vortreffliche Knaben und liebenswürdige Schüler! An euch richtet euer Lehrmeister die Mahnung, daß ihr euch füget den heiligen Regeln der Zucht und überall ein wohlanständiges Benehmen bewahrt. Säumet nie, wenn ihr den Ruf der Kirchenglocken vernehmet, tretet hinein in's Oratorium und verbeuget euch tief vor den segenspendenden Altären; behaltet die Plätze, die euch angewiesen sind; singet einmüthig zusammen und gehet dann, ohne Possen zu treiben, zurück in das Kloster oder in das Gymnasium.

Von besonderem culturhistorischem Interesse ist auch das über Frauenbildung handelnde Kapitel. Humanistische Kenntnisse waren nicht nur in Frauenklöstern, sondern auch bei vornehmen weltlichen Damen ebenso häufig, als sie bei der Männerwelt des Laienstandes, hoch und niedrig, eine Seltenheit waren.

Nach allem Gesagten kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß diese Geschichte des Unterrichtswesens zu den gediegensten und brauchbarsten Arbeiten auf dem Gebiete mittelalterlicher Culturgeschichte rechnet. In einem einzigen Punkte sind wir im Zweifel, ob nicht das Urtheil des Verfassers anfechtbar sei. Wenn Specht S. 104 schreibt: „Alles, was von der Pflege des Griechischen und Hebräischen da und dort erzählt wird, darf sicher mehr oder weniger in den Bereich der Sage zu verweisen sein", so wird man gerne zugeben, daß ersteres in den deutschen Schulen nicht — wie dieß in Irland der Fall war — als Lehrfach gehandhabt wurde; daß aber die Kenntnisse dieser Sprache so mangelhaft und sporadisch gewesen, wie Specht anzunehmen scheint, ist schwieriger glaubhaft. Die offenbare Liebhaberei, ihre Worte mit griechischen Brocken zu spicken, die wir bei so vielen Schriftstellern dieser Zeit finden, verbietet doch wohl (nach dem Satze: Ignoti nulla cupido), ein völliges Brachliegen der griechischen Studien zu behaupten. Was speciell Notker Balbulus angeht, so kann der Umstand, daß er den Bischof Salomo von Konstanz ersucht, derselbe möge, wenn er einmal besonders gut bei Kasse sei, die Commentare des Origenes übersetzen lassen, nicht den Schluß rechtfertigen, daß er selbst eine „genauere Kenntniß der Sprache" nicht besaß, da es sehr wohl denkbar ist, daß ihn selbst der Mangel an Zeit oder Geld von der Arbeit abhielt. Daß vielmehr Notker mit dem Griechischen vertraut

war, beweisen außer Anderem vor Allem seine Sequenzen, die offenkundig nach dem Muster der griechischen Troparien gedichtet sind und in denen viele griechische Wörter und Ausdrücke theils in den Aufschriften (Hypodiaconissa, frigdora etc.), theils im Texte selbst vorkommen; z. B.:

Nam ante hujus mundi exordia In patre callebas sophia.
Gloria compar sit pneumati aevo omni.
Visentes doctorem, Archiatrum docent auctoritate sua.
Sic eripi in hujus eremo vitae.
Sed quid nos istos recensemus heroas.
Spermologos philosophos te, Paule, Christus dat vincere sua voce.
Corde jocundo secuta ejus ingressa est thalamum. Etc. etc.

Ähnlich wie Notker thut Ekkehard I. und Hermann Contractus; ist es denkbar, daß so ernste Männer in Dichtungen, die unmittelbar für den liturgischen Gebrauch geschrieben wurden, aus ganz unqualificirbarer Eitelkeit ihre Verse mit Wörtern spickten, die sie selbst nur halb, die Anderen gar nicht verstanden? Waren sie aber mit dem Griechischen vertraut, so erklärt es sich unschwer, daß einzelne griechische Ausdrücke sich wie von selbst ihnen in die Feder drängten. Verwiesen sei betreffs dieser Frage auch auf drei Aufsätze von A. Tougard: L'Hellénisme au moyen-âge (Les lettres chrétiennes, Jahrg. 1880 ff.). G. M. Dreves S. J.

Les Huguenots et les Gueux. Étude historique sur vingt-cinq années du XVI[e] siècle (1560—1585), par *M. le baron Kervyn de Lettenhove,* président de la commission royale d'histoire. Tom. 1. (1560—1567), IV u. 511 p. Tom. 2. (1567—1572), 615 p. Tom. 3. (1572—1576), 644 p. Tom. 4. (1576—1578), 588 p. 8°. Bruges, Beyaert-Storie, 1883—1885.

Die religiöse Krisis des 16. Jahrhunderts, so hat selbst Guizot einmal gesagt, ist nicht einfachhin eine religiöse, sie ist wesentlich eine revolutionäre. Mit Recht. Die Bauern- und die Fürsten-Revolution in Deutschland, die Hugenotten-Revolution in Frankreich, die Puritaner-Revolution in Schottland und England, die Geusen-Revolution in den Niederlanden, sie alle sind Kinder einer und derselben Mutter, deren Name ist: Auflehnung gegen die kirchliche Autorität. Heute, wo die Fluthen der Revolution in verschiedenen Ländern höher und höher steigen, erinnern sich die Bannerträger des Umsturzes besonders lebhaft ihrer Vorfahren; in unzähligen Schriften preisen sie ihr Andenken; Stein und Erz schaffen sie herbei, dasselbe zu erneuern und zu verewigen.

Einem solchen Unterfangen, wie es sich auch in den Niederlanden in der Verherrlichung der Geusen breit macht, verdankt das vorliegende Werk sein Entstehen. Der Verfasser, ein ebenso begeisterter Patriot wie angesehener Historiker[1], kann sich nicht entschließen, diejenigen zu verehren, „welche unsere

[1] Von seinen Publicationen seien hier genannt: Commentaires de Charles-Quint. — Histoire de Flandre, 4[e] éd. — Récits d'un bourgeois de Valenciennes. Bruxelles 1877. — Relations politiques des Pays-Bas et de l'Angleterre sous le

Stadthäuser stürmten, unsere Cathedralen plünderten, welche an demselben Tage die ehrwürdigen Denkmale des Cultus und die Meisterwerke der Kunst vernichteten"; er will nicht „in diesen blutigen und schmutzigen Scenen die Wiege nationaler Traditionen" gesucht wissen. Es gilt ihm, zu bestimmen, ob diejenigen, welche sich gegen die alten Mißbräuche erhoben, selbst von dem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit durchdrungen waren; ob diejenigen, welche die Fahne der Reform erhoben, sich derselben nicht als Maske bedienten; ob sie, die Vertheidiger der Toleranz, die Intoleranz nicht bis zum Äußersten trieben; ob sie, die sich als Patrioten aufspielten, nicht jede großherzige Gesinnung, welche die Vaterlandsliebe einflößt, nur zu oft erstickten. Lärmenden Declamationen gegenüber sollen Thatsachen, unwiderlegliche Thatsachen sprechen.

Diese Aufgabe hat der belgische Historiker nicht auf die leichte Schulter genommen. Nicht allein wurden die zahlreichen einschlägigen Publicationen — und deren gibt es ja allein in dem kleinen Belgien so viele, daß sie für den Draußenstehenden kaum mehr zu übersehen sind — ausgiebig verwerthet, sondern auch die Archive in Brüssel, Paris, London, Simancas, St. Petersburg haben ihre Schätze öffnen müssen. Dabei verfolgt der Verfasser die glückliche Idee, nicht allein die Geschichte der Geusen, sondern gleichzeitig in parallel laufenden Abschnitten die Geschichte der Hugenotten darzustellen. Wir sagen: eine glückliche Idee; denn auch derjenige, welcher nur die Geschichte der Geusen schreiben will, sieht sich fortwährend genöthigt, auch die Hugenotten zu berücksichtigen; werden nun beide revolutionären Parteien in gleicher Weise ausführlich geschildert, so ist die Beleuchtung eine gegenseitige, und das dadurch gewonnene intensivere Licht verbreitet nicht selten eine geradezu überraschende Klarheit.

Eine auch nur irgendwie entsprechende Inhaltsübersicht der vorliegenden Bände zu geben, ist bei dem reichen Stoffe kaum möglich: kein Ereigniß, keine Person, welche hier in Betracht kommt, bleibt unberücksichtigt, sie alle erfahren vielmehr eine eingehende interessante Schilderung. Manche Kapitel, wie z. B. Le Beeldstorm und Les Gueux de mer, sind so reich an packenden Einzelheiten, daß es schwer fällt, die einmal angefangene Lesung zu unterbrechen. Vielleicht hat aber gerade diese Vorliebe für interessante Einzelheiten den Verfasser verleitet, hie und da auch aus Quellen zu schöpfen, die vor der Kritik nicht so ganz standhalten.

Wir möchten nicht gerade jedes Urtheil des Verfassers unterschreiben, zumal nicht dasjenige über Philipp II. von Spanien: das Beweismaterial, welches zudem theilweise nur angedeutet ist (z. B. I. 470, Anm. 3), scheint uns die Härte des Urtheils nicht zu rechtfertigen. Philipp II. ist *in jedem Fall*

---

règne de Philippe II (1554—1564). Bruxelles 1882—1883. 3 vols. — Documents inédits relatifs à l'histoire du XVI[e] siècle. Bruxelles 1883. Außerdem betheiligte sich Baron Kervyn de Lettenhove an der jetzt über 60 Bände zählenden Collection de chroniques belges inédites durch die Herausgabe der Chroniques relat. à l'histoire de la Belgique sous les ducs de Bourgogne (Bruxelles 1870—1876. 3 vols.). Zu der ebenfalls von ihm besorgten Ausgabe der Chroniken von Froissart (Brux. 1867—1877. 25 vols.) schrieb er die zweibändige Étude sur Froissart.

schwer verleumdet worden, und deßhalb gilt es doppelte und dreifache Vorsicht und Genauigkeit in der Anführung der gegen ihn zeugenden Berichte. Hätte der Herr Verfasser die neueste spanische Literatur, z. B. die Arbeiten von Mura und Montaña benutzt, so dürfte sein Urtheil wohl etwas milder ausgefallen sein. Die Relation des Venetianers Francesco Vendramino (I. 8), der Philipp II. „principe pieno di artificio e padre, si puo dire, delle simulationi" nennt, hat an und für sich noch keine Beweiskraft. Wir berufen uns dafür auf zwei Autoritäten. Fiedler, der die „Relationen der Botschafter Venedigs über Deutschland und Österreich im 17. Jahrhundert" in den Fontes rerum Austriacarum veröffentlicht hat, glaubt (2. Abth., Bd. 26, S. VIII) „nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß, so groß auch der Werth dieser Quellen ist, dennoch die gewissenhafteste Anwendung der historischen Kritik dem sie benützenden Geschichtsschreiber nicht erlassen bleibt. Die berichterstattenden venetianischen Botschafter waren Männer, den ersten Familien und den höchsten Würden der Republik entnommen, ihr Wohl und Wehe mit jenem des Vaterlandes auf das Engste verknüpft, und es ist nichts natürlicher, als daß sie alle Ereignisse durch das Farbenglas ihres speciellen venetianischen Patriotismus ansahen und die so gefärbte Stimmung auch auf ihre Operate übertrugen." Und Ranke, der sich ja gern auf solche Relationen stützt und ihnen großes Lob spendet, meint doch in einem Excurs über „Venetianische Relationen aus dem 16. Jahrhundert" (Französ. Gesch., V. 37): „Niemand wird ihnen eine unbedingte Glaubwürdigkeit zuschreiben: denn sehr verschieden waren, wie sich versteht, die Talente; auf die günstigere oder ungünstigere Auffassung hat es Einfluß, wie die Politik der Republik sich zu der Politik des fremden Staates verhält", und fügen wir hinzu, wie der jeweilige persönliche Charakter des Berichterstatters mit Härten oder Liebenswürdigkeiten gesegnet war.

Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß der Verfasser auch noch anderes, wirklich solides Material für seine Ansicht beibringt; vielleicht zieht er aber auch hier zu weit gehende Schlüsse. So veröffentlicht er aus dem Britischen Museum einen interessanten Brief Philipp' II. vom 27. November 1566 an seinen Gesandten in Rom, aus dem wir die stärksten Stellen wörtlich anführen wollen: „Que dans l'affaire des Pays-Bas, comme dans celle de l'archevêque de Tolède, le pape me laisse faire; et si les moyens qu'il indique, sont plus aisés, ceux que j'emploie, répondent mieux au but à atteindre[1]. Puisque Dieu, sans avoir besoin de nous, se sert de

---

[1] Darin täuschte sich Philipp gründlich. Einige Monate vorher (am 16. Juni 1566) hatte Pius V. ihm mit der Fülle seiner Autorität gleichsam befohlen, sich persönlich nach den Niederlanden zu begeben: „Nihilominus, pro auctoritate, quam nobis, licet indignis, Deus dedit, paterne praecipientes atque mandantes, ut, nulla amplius interposita mora illuc, ad reprimendum illud in dies crescens incendium, ipse te conferas. Nullum enim aliud remedium tanti ac tam corroborati mali esse constat, quam tuam praesentiam." Klar sagt der Papst voraus, was sonst geschehen werde: „Si hoc tempus subveniendi saluti illius provinciae praetermiseris, vide, ne si postea volueris, subvenire in tempore non possis." Daß dieser Brief nicht das erste Mahnschreiben war, sagt der Papst ausdrücklich in

nous comme d'un instrument dans la marche des affaires, que Sa Sainteté qui tient sa place, commence par l'imiter. On veut que je recoure à la douceur et non pas aux armes. . . . En vérité cet évêque s'est servi de si mauvais termes et j'en ai éprouvé une si vive colère que j'ai failli tout abandonner. Faites comprendre à Sa Sainteté combien nous sommes irrité. Que le pape sache combien il s'est aventuré et trompé en ceci et qu'il s'en garde dorénavant. Il importe qu'il y ait entre nous une si bonne correspondance et un échange réciproque de respect et d'affection de telle sorte qu'aucune place ne soit laissée à un semblable mécontentement. De notre union dépend la conservation du Saint-Siège." Obgleich wir diese herrische und stolze Sprache dem Papste gegenüber durchaus tadeln müssen, scheint uns doch de Lettenhove zu weit zu gehen, wenn er beifügt: „En ce moment, Philippe II, se plaçant dans l'Église à un rang égal à celui du Pontife, le traitait avec le même dédain que l'archevêque de Tolède" (II. 226).

In dem reichhaltigen Werke wird der Historiker viel Neues, jeder Leser aber eine ebenso lehrreiche wie interessante Lectüre finden.

B. Duhr S. J.

Rund um Afrika. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Aus den Jugendbeilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt und ergänzt von **J. Spillmann** S. J. 4⁰. 264 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 5; geb. *M.* 6.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß auch katholische Schriftsteller der populären Reiseliteratur immer mehr Aufmerksamkeit zuwenden. Wie sehr auch hier die „Katholischen Missionen" mit ihren Originalberichten nicht von Touristen, sondern von ansässigen Missionären, zur vollsten Geltung kommen, ist zu bekannt, als daß es eingehender Erwähnung bedürfte. An und für sich hat ja das Reisen mit der Religion nichts zu thun; nichtsdestoweniger üben die religiösen Überzeugungen einen geradezu bestimmenden Einfluß auf die Eindrücke, welche der Reisende empfängt und in seinem Berichte mittheilt. Daher kommt es, daß von der zahllosen Reiseliteratur katholische Eltern ihren Kindern so wenig in die Hände geben können. Und doch wie gern lesen die Kinder gerade Reisebeschreibungen, und obendrein reich illustrirte! Nicht ohne Grund mußte sich daher der Redaction der „Katholischen Missionen" der Gedanke aufdrängen, eine Auswahl der von ihr im Laufe der Jahre gebotenen „Jugendbeilagen" zusammenzustellen und mit reichen Illustrationen möglichst glänzend auszustatten. Dieser Aufgabe hat sich in dankenswerthester Weise

---

der Depesche an den Nuntius in Madrid, in welcher er die Überreichung des obigen Briefes befiehlt: „Saepe illum (regem) per litteras nostras hortati sumus et vehementer institimus ut ille (illuc?) iret; saepe eum de eadem re monendum, nostro nomine, ab oratore suo, et cardinali Paceco curavimus; sed nihil profecimus" (Laderchius, Annales Eccles. ad an. 1566, n. 471. 473). Wäre der wiederholte Rath des heiligen Papstes befolgt worden, so würde die Geschichte der Niederlande wohl weniger blutige Blätter aufzuweisen haben.

P. Joseph Spillmann S. J. unterzogen, als Verfasser des ähnlichen Reisewerkes „Vom Cap zum Sambesi“ und der beliebten „Kalendererzählungen“ rühmlichst bekannt für die Gewandtheit seiner Sprache und den Schwung seiner Darstellung. Naturgemäß entschloß er sich, die verschiedenen Aufsätze nach Ländern zu gruppiren, und bei dem vorherrschenden allgemeinen Interesse fiel seine Wahl zunächst auf Afrika. Nicht „quer durch Afrika“, wie Stanley seine Pagazis, sondern „rund um Afrika“ führt der Verfasser seine reiselustige Jugend. Auf einem Schraubendampfer, dem „Afrikaner“, geht die Reise aus dem Hafen von Algier nach Ägypten, Abessinien, Sansibar, Madagaskar, dem Cap, dem Kongo, Kamerun u. s. w., bis sie bei „Unserer lieben Frau von Afrika“ in Algier ihren Abschluß fand. In 16 Abschnitten wird die ganze Reise, welche nicht bloß die Küstenorte berührt, sondern zuweilen recht bedeutende Abstecher in das Innere macht, geschildert. Wie die Erlebnisse einer solchen Reise, so sind auch die einzelnen Reiseskizzen voll des buntesten Wechsels. Bald ist es das traurige Loos der armen Heidenwelt und der noch ärmeren Sklaven, welches das Mitleid wachruft, bald sind es die Greuel und die Herzlosigkeit der Muhammedaner, welche den Abscheu erregen; dann aber auch tritt uns wiederum vielfach auf Schritt und Tritt die Glaubensstärke christlicher Missionäre entgegen — im Heldenkampf hier mit der Macht des Götzendienstes, dort mit Krankheit und Tod.

Wir begleiten die Reisenden in das Land von Udoë und Usigowa, von wo die meisten Karawanen von Osten aus aufbrechen, oder auf einem Marsch durch die Sahara, oder auf einer Flußreise im Nigergebiete. Auch die „deutschen Kolonien“ treffen wir auf unserer Fahrt, allerdings wenig verlockend. Wir sind froh, wenn der „Afrikaner“ seine Anker lichtet und uns dem ungastlichen Lüderitzland entführt, wo die Bewohner der neuen Ansiedlung das Trinkwasser 50 Stunden weit herholen müssen, länger denn ein halbes Jahr auf Regen warten und einem noch viel problematischeren Kupferbergbau entgegensehen. Selbst das bei Weitem reichere und als Handelsstation bedeutende Kamerun liegt leider auf dem ungesundesten Fleck der ganzen Westküste Afrika's.

Aus diesen kurzen Andeutungen ist ersichtlich, wie viel des Lehrreichen und Interessanten hier geboten wird, und so wird das Buch, obwohl zunächst für die Jugend bestimmt, auch mit Freuden von Erwachsenen zur Hand genommen. Noch ein Wort über die herrlichen Illustrationen. In mannigfachem Wechsel führen sie uns von einer Gegend in die andere, indem sie entweder den Gesammtcharakter derselben zur Anschauung bringen oder in herrlichen Gruppenbildern das merkwürdige Pflanzen- und Thierleben darstellen, überall aber das Charakteristische von Land und Leuten, Arbeit und Kunst beleuchten. Hierin hat sich, wie in der ganzen Ausstattung, die Herder'sche Verlagshandlung in gewohnter Weise glänzend bewährt.

Es ist im Interesse unserer Jugendlectüre dringend zu wünschen, daß die bewährte Feder des Verfassers Muße und Gelegenheit finde, uns mit ähnlichen Gaben über Asien, Amerika und Oceanien zu erfreuen.

Hermann Jürgens S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade, nach P. Eusebius Nieremberg S. J. frei bearbeitet von Dr. M. J. Scheeben. Mit Approbation des hochw. erzbischöfl. General-Vicariats zu Köln. Vierte, neu durchgesehene und verbesserte Auflage. XVI u. 596 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 3.

Vor mehr als 20 Jahren erschien als eine der Erstlingsarbeiten des berühmten Verfassers die erste Auflage dieses Buches, eine freie Bearbeitung und sachliche Erweiterung des Werkes P. Nierembergs S. J.: „Von dem unschätzbaren Werthe der göttlichen Gnade". Das Urtheil, welches wir uns damals bildeten, halten wir auch jetzt noch aufrecht; wir wenden es in erhöhtem Maße auf die durch die verbessernde Hand des Verfassers vervollkommnete Auflage an, welche neulich die Presse verlassen hat. Es wird schwer sein, eine ascetische Lesung zu finden, welche anziehender wäre und zugleich so reich an solider Nahrung für die Seele. Theologisch geschulte Leser, sowie auch gewöhnliche, nur etwas gebildete Christen haben in ihr eine Fundgrube der erhabensten und tröstlichsten Wahrheiten, welche so recht die hohe Würde des Christen und des Gnadenstandes in's Licht setzt. Es hält schwer, das Wichtigere und Hauptsächliche hervorzuheben. Das Eine stützt und ergänzt das Andere, und so muß eben Alles gelesen und verkostet werden, damit man des Gesammteindruckes nicht verlustig gehe. Das letzte (fünfte) Buch ist zweifelsohne das unmittelbar praktische, auf die innere Übung des christlichen Lebens berechnet; allein als wesentliche Grundlage bedarf es der Ausführungen der vorhergehenden Bücher; aus ihnen schöpft es seine Begründung, sie bieten den Antrieb, durch den die praktische Winke des letzteren zur Ausführung kommen. Wir wünschen dem Werke die weiteste Verbreitung; wohin es dringt, wird's großen Segen stiften.

Palästina oder **das heilige Land** nach seinen geographischen, religiösen, staatlichen, bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen. Ein Handbuch für Lehrer beim Unterrichte in der biblischen Geschichte und zugleich zum nützlichen Gebrauche für das Haus. Von Theodor Westhaus, Lehrer an der katholischen Knabenschule zu Soest. Dritte, neu bearbeitete Auflage von W. Erdmann, geistlichem Seminarlehrer zu Warendorf. Mit 17 Abbildungen denkwürdiger Stätten und einer Karte des heiligen Landes. Mit kirchlicher Approbation. 8⁰. 214 S. Münster und Paderborn, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 2.40.

Hauptinhalt und Zweck dieses Buches ist in dem ausführlichen Titel hinlänglich gekennzeichnet. Haben sich die zwei ersten Auflagen des Werkes viele Freunde erworben, so verdient das die dritte in noch höherem Grade. Um dasselbe sowohl den Fortschritten der Wissenschaft als den gesteigerten Anforderungen der Zeit entsprechend anzupassen, hat der hochw. Herr Erdmann die geographischen Theile nahezu ganz neu abgefaßt und auch die übrigen Partien wesentlich geändert und um eine Reihe von neuen Nummern vermehrt. Das Buch ist, was es sein will: ein reich-

haltiges, nützliches Hilfsmittel für die biblische Geschichte, in welchem man über den Schauplatz der heiligen Geschichte, über Sitten, Gebräuche, Einrichtungen der Israeliten und auch der mit ihnen in Berührung gekommenen auswärtigen Völker einen klaren, bündigen Aufschluß erhält. Die Darstellung ist einfach, durchsichtig, gedrängt. — Daß bei der Masse der zu berührenden Detailfragen hie und da eine Ungenauigkeit mit unterläuft, kann nicht Wunder nehmen; manchmal wäre auch zu wünschen, daß Zustände und Verhältnisse älterer und neuerer Zeit deutlicher geschieden wären, daß Ungewisses oder Zweifelhaftes auch als solches hingestellt würde. Ein Anhang bringt das Verzeichniß der Richter und Könige, bespricht kurz das für die biblische Geschichte Nützliche in Betreff anderer Länder (Ägypten, die Länder am Euphrat und Tigris, Medien und Persien, Kleinasien, Griechenland, Italien) und bietet, was recht willkommen ist, eine Zeittafel der biblischen Geschichte. Ein ausführliches alphabetisches Register erhöht die Brauchbarkeit des Werkes und gibt zugleich einen raschen Einblick in die Mannigfaltigkeit des Inhaltes. So kann denn das Buch als ein Rathgeber für Erklärung und Verständniß der biblischen Geschichte mit Fug und Recht empfohlen werden.

Zum Frieden zwischen Philosophie und positiver Religion. Eine Recognoscirung auf dem Felde der Speculation in drei Streifzügen. Von Dr. J. J. Schwickert. Gr. 8⁰. 45 S. Bonn, Rheinisches Buch- und Kunst-Antiquariat (ohne Jahreszahl).

Der Herr Verfasser sucht den Frieden dadurch wieder herzustellen, daß er gewisse Friedensstörer mitunter etwas derb aus dem Felde schlägt, nämlich jene Philosophen, welche den Menschengeist für den absoluten, unabhängigen, einer unendlichen Vollkommenheit fähigen Geist ausgeben. Einer dieser Philosophen ist der in Deutschland wenig beachtete Funck-Brentano, der 1868 in seinem Werke: „Les sciences humaines“ den Satz aufstellte: „Toutes les questions que la pensée humaine s'adresse, quelque immenses qu'elles puissent être, sont solubles par le fait que la pensée les pose.“ Der erste Streifzug — „Von jeder Philosophie innerhalb der Schranken der menschlichen Natur“ — gilt der Widerlegung dieses Satzes. Der zweite — „Kritik eines neuesten Philosophems“ — richtet sich, in der Form eines recht hübschen platonischen Dialogs, gegen die von demselben Schriftsteller vertretene Ansicht, der Begriff des Seins bezeichne ein Gemeinsames, das in allen Dingen identisch vorhanden sei. Im dritten endlich — „Ideen zu einer Systematik des menschlichen Geistes“ — werden einige kantianische Grundirrthümer in Betreff des menschlichen Geistes und Bewußtseins abgefertigt. So viele Hauptfragen der Philosophie lassen sich natürlich in einer engbegrenzten Abhandlung nicht eingehend und allseitig erörtern. Die äußerst bündige Darstellung so tiefgreifender Fragen macht die vorliegende Schrift nur solchen zugänglich, welche bereits harte Nüsse zu knacken gewohnt sind; jedem Andern würde mehr als einmal dabei Sehen und Hören vergehen. Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, bei jedem wichtigen Punkte auf ein einschlägiges Werk zu verweisen, wo der Leser hätte weitere Aufschlüsse holen können. — Störend sind verschiedene Singularitäten und Spuren von Flüchtigkeit in der sprachlichen Darstellung.

Dom Bosco und die fromme Gesellschaft der Salesianer. Nach dem Französischen von Albert Du Bois. Kl. 8⁰. 319 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 3.

Nicht mit Unrecht wurde schon von anderer Seite das Leben dieses Mannes, welches den Gegenstand vorliegenden Büchleins ausmacht, ein Stück praktischer Social-

politik genannt. Der schlichte, lebensfrohe, aber kernig fromme Bauernknabe wird durch wunderbar einfache und wirksame Leitung der göttlichen Vorsehung zum Priesterthum gebracht; er wird Vater der gefährdeten, verwahrlosten Jugend, Stifter einer neuen religiösen Congregation, um auch zu den verlassensten und wildesten Völkerstämmen das Licht des Evangeliums zu tragen. Es forderte den ganzen Opfermuth und die ganze Begeisterung für die einmal vor den Augen Gottes gefaßte Idee, welche wir in dem jungen Priester bewundern, um Herr zu werden über die tausenderlei Schwierigkeiten, welche ihm von Freund und Feind bereitet wurden, um endlich einmal einige Dutzend herumlaufender, in vollständiger Unwissenheit herangewachsener Knaben zum allernothwendigsten Unterricht sammeln zu können und zum Ausharren zu vermögen; es erforderte eine mehr als menschliche Geduld, dieses Werk gegen alle Hoffnung auf Erfolg jahrelang aufrecht zu halten, sich selber lieber in den Verdacht ausgeprägter Narrheit kommen zu lassen, als abzustehen von dem als Gotteswerk angesehenen Unternehmen. Doch Ausdauer und Opfer bereiteten schließlich ein ungeahntes Maß göttlichen Segens vor: da wuchs denn von Jahr zu Jahr das Werk wie aus einem kleinen Senfkörnlein zum großen Baume. Anstalten für verwahrloste Kinder mehrten sich, weitere Erziehungs- und Bildungsanstalten wurden nöthig, und Gottvertrauen und Nächstenliebe Anderer schafften die Mittel; manche der von der Straße aufgelesenen Knaben waren unter der Leitung Dom Bosco's zu opfermuthigen Priestern herangebildet; Viele aus andern Klassen und Ständen schlossen sich dem heldenmüthigen Leben des thatkräftigen Mannes und seiner Genossen an; Europa ward zu eng; Amerika, zumal Brasilien und Patagonien, sieht schon innerhalb seiner Grenzen Männer, welche, von Dom Bosco geschult und von seinem Geiste beseelt, dort das Missionärszelt aufgeschlagen oder Schulen gegründet haben — zum ewigen Segen für Viele. — Das ist in ein paar Zeilen die Inhaltsangabe des erbaulichen und lehrreichen Buches, welches dem Leser das Leben und Wirken des jetzt hochbetagten Mannes in seinem geschichtlichen Zusammenhange vor Augen führt.

Der ehrwürdige Pfarrer von Ars, **Joh. Bapt. Maria Vianney,** in seinem Leben und Wirken. Nebst einem Blüthenstrauß seiner geistvollsten Reden. Von Johannes Janssen, Priester des Missionshauses in Steyl. Herausgegeben zum Besten der Mission in Süd-Schantong. Kl. 8°. 230 S. Steyl, Missionsdruckerei. Preis: 80 *Pf.*

Gleich nach dem im Jahre 1859 erfolgten Tode des schlichten Pfarrers von Ars erschienen Biographien des Dahingeschiedenen. Durch Einleitung des kanonischen Vorverfahrens für eine etwaige Heiligsprechung ist derselbe unterdessen aus der Reihe der gewöhnlichen Todten herausgehoben. Da ein eigentliches Zeugniß der Kirche über die Heiligkeit des Dieners Gottes noch nicht erfolgt ist, so mahnt der Verfasser obigen Büchleins nach der Vorschrift Urbans VIII. mit Recht daran, daß den Erzählungen von Wundern und andern Zeichen außergewöhnlicher Heiligkeit keine andere, als rein menschliche Glaubwürdigkeit beizumessen sei. Übrigens ist das so einfache und, wenn man will, eintönige Leben Vianney's eines der anziehendsten und belehrendsten für Priester. — Gegenwärtiges Werkchen bietet nebst dem kurzen Lebensabriß seines Heroen eine Sammlung von dessen Katechesen und Predigten, nach den summarischen Aufzeichnungen von Zuhörern. Wir stehen nicht an, diese Zugabe für den Hauptheil des Buches zu erklären. Es durchweht diese Ansprachen bei all ihrer Einfalt und Schmucklosigkeit eine Salbung und Weihe, deren unerreichbares göttliches Vorbild wir in den Gleichnissen und Parabeln des Evangeliums besitzen: so

einfach und so edel, so gemeinverständlich und so ergreifend sind die Vergleiche, durch welche der heiligmäßige Pfarrer die ernsten und milden Wahrheiten des Christenthums dem Verstande und dem Herzen näher zu bringen wußte. — Einige durch die Zeitumstände veranlaßten Ausdrücke des Predigers hat der Herausgeber mit kurzer Anmerkung begleitet, um Mißverständnissen und unberechtigter Strenge in der Auffassung zu begegnen: wir wünschten, es wäre das noch an der einen oder andern Stelle mehr geschehen.

Convertiten-Bilder aus unserem Jahrhundert, der reiferen Jugend vorgeführt von Dr. F. X. Himmelstein. 12⁰. 179 S. Würzburg, Bucher, 1885. Preis: *M.* 1.

Dieß Büchlein bildet das 14. Bändchen der Himmelstein'schen Jugendschriften, und es schließt sich den vorausgehenden „Lebensbildern" in ungezwungener Weise an. Inhaltlich schmiegt es sich an das bekannte Werk von Dr. D. A. Rosenthal, indem es aus den 300 Lebensbildern des ersten Bandes 26 der ansprechendsten, oft unter bedeutenden Kürzungen, auswählt, wodurch diese in weitere Kreise zu bringen befähigt werden, als ihnen in dem großen Rosenthal'schen Werke möglich gewesen. Der Nutzen einer solchen Lectüre, namentlich für die reifere Jugend (denn eine gewisse Reife wird für solch ernste Nahrung immerhin erfordert), kann nur ein segensreicher sein. Leider sind in der zweiten Hälfte des Büchleins eine Reihe störender Druckfehler, namentlich bei Eigennamen, stehen geblieben. Aus Solesmes ist Solesmos, aus der Riedenburg bei Bregenz eine Rodenburg, aus Basedow Basedom geworden; Overbeck wird constant Owerbeck, der reformirte Prediger Usteri auch Asteri und Usterie geschrieben, der Kaplan van Rossum in einen Herrn von Roccum verwandelt, und es erscheinen neben Thomus Morus ein Bischof Palldram von Trier und ein Graf Schmirsing-Kerschenbrock.

Die Kreuzfahrer. Historische Erzählung von Konrad von Bolanden. I. Wie man Kreuzfahrer wird. Kl. 8⁰. 348 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 3.

Mit dem vorliegenden Bändchen beginnt Bolanden eine breit angelegte historische Erzählung über die Kreuzzüge. Der großartige Stoff ist gewiß eines berühmten Erzählers wohl werth. Der Verfasser zeigt, daß er die kirchliche, politische und sociale Bedeutung der Kreuzzüge vollkommen zu würdigen versteht, und hegt für seine Aufgabe eine edle Begeisterung. Der historische Hintergrund ist fleißig ausgemalt; einzelne Schilderungen sind in hohem Grade spannend und vortrefflich gelungen. Dafür hat aber Bolanden dieses Mal die Erfindung einer sogen. „Fabel", welche in einer historischen Erzählung den Vordergrund der Handlung bilden soll, so gut wie ganz vernachlässigt. Der vorliegende Theil, welcher die zwei Bücher „Wie man Kreuzfahrer wird" und „Byzantiner und Lateiner" enthält, bietet übrigens noch so wenig ein abgeschlossenes Ganze, daß wir unser Urtheil bis zum Erscheinen der nachfolgenden Bände nicht aussprechen dürfen. Ein Lob können wir dem Bändchen jetzt schon spenden: es enthält keine jener Stellen, welche die Kritik bei früheren Arbeiten Bolandens oft tadeln mußte, und welche der Grund sind, daß man seine Schriften der Jugend nur mit Auswahl in die Hand geben darf.

1. **Zweiundsiebenzig Erzählungen** zum Lob und Preis des heiligsten Altarssacramentes. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Joseph Anton Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg. Mit einem Stahlstich. Kl. 8⁰. VII u. 164 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 1.

2. **Hundertzweiundsiebenzig Erzählungen** von dem großen Nutzen der Verehrung des heiligsten Herzens Jesu. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Joseph Anton Keller. Mit einem Stahlstich. Kl. 8⁰. XVI u. 361 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 2.

Schon mehrere recht in's katholische Leben eingreifende ascetische Schriftchen hat der hochw. Verfasser dem christlichen Leser geboten; in letzter Zeit mehrere Sammlungen von erbaulichen Beispielen und Erzählungen, welche seine sonstigen Anweisungen zum gottesfürchtigen, christlichen Leben höchst praktisch ergänzen. Die Zeit des Kirchenjahres, welche durch den einfallenden Festkreis auf den Gegenstand vorstehender Büchlein besonders hinwies, ist zwar vorbei. Allein das ganze christliche Leben besitzt seinen Mittelpunkt im Heilande und seinem heiligen Sacramente und seinem göttlichen Herzen: für diesen Gegenstand bedarf es einer Anregung durch die Jahreszeit nicht. Darum ist auch die wohlverdiente Empfehlung dieser Büchlein immer am Platze. Bei der großen Anzahl von Erzählungen ist es kaum möglich, daß alle gleiches Interesse wecken oder gleich zutreffend sind; allein durchgängig hat der Verfasser eine gute Auswahl für seine Sammlung getroffen. Die meisten Dienste leistetete ihm hierbei, zumal bei der zweiten hier verzeichneten Schrift, der beim katholischen Volke mit Recht so beliebte und verbreitete „Sendbote des göttlichen Herzens".

Die sociale Gefahr oder der Socialismus während der letzten zwei Jahre in Europa und in Amerika. Von L. Winterer, elsaß-lothringischem Reichstagsabgeordneten. Autorisirte Übersetzung aus dem Französischen. Kl. 8⁰. VIII u. 187 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 1.50.

Mancher, der das Büchlein zur Hand nimmt, wird vielleicht Anfangs unter dem Gefühle leiden, sich einer trockenen und wenig ansprechenden Lectüre gegenübergestellt zu sehen. So beharrlich vermeidet der Verfasser es, etwas Anderes als eine bloße Zusammenstellung der Thatsachen zu geben und durch etwas Anderes als durch die Thatsachen den Leser über die Ausdehnung und die Thätigkeit des Socialismus zu unterrichten; so grundsätzlich versagt es sich der Verfasser, seine Gedanken und Erwägungen einzuflechten und von der nackten Wirklichkeit den Blick des Lesers auch nur einen Augenblick abzulenken. Die Bemerkungen und Erwägungen folgen nur auf ein paar Seiten am Schluß der Broschüre. Es genügt aber wahrlich für den auch nur wenig nachdenkenden Leser, so die einfache Wahrheit vor Augen zu haben, um alsbald mit steigendem Interesse die beigebrachten Einzelheiten zu verfolgen. Die den Bau der menschlichen Gesellschaft bis in die tiefsten Grundlagen hinein erschütternden Lehren des Socialismus sind weit und breit in's Volk eingedrungen. Zwar haben sie eine viel größere Ausdehnung in nichtkatholischen Ländern als in den katholischen erlangt; aber auch in letzteren haben sie fast überall schon Wurzel gefaßt und sind stellenweise bereits üppig aufgewuchert. Die gemäßigtere Richtung des Socialismus ist wohl nirgendwo so geordnet und geschult wie gerade in Deutschland. Das Bestehen einer immer mehr anwachsenden und immer mehr drohend werdenden Umsturzpartei läßt sich nicht mehr abläugnen. Das innerste Wesen dieser Partei ist ebenso offenkundig: sie geht auf wirthschaftliche Reform aus, sie sucht sich in dem immer mehr anwachsenden sogenannten Proletariat ihren Boden; aber weit mehr als wirthschaftlicher ist sie moralischer und religiöser Natur, d. h. ihr innerstes Wesen ist Gottlosigkeit und gemeiner Genuß. Die socialdemokratischen Blätter strotzen stets von Gotteslästerungen; nach ihrem eigenen Geständniß gedeiht der Socialismus nur da, wo eine antireligiöse Propaganda schon voraufgegangen ist (S. 73), aber auch überall da. Verfasser macht

mit Recht die Staatslenker, welche Gott verhöhnen, die Kirche zertreten lassen, die Gottlosigkeit im Gewand der Wissenschaft beschützen und liebkosen, verantwortlich für all die Greuel, welche der Socialismus in seinem Schooße birgt. Das einzige Heilmittel ist — darin müssen wir dem Verfasser völlig Recht geben —, wenn der Staat freilich durch sociale Reformen „dem furchtbaren Werke der Proletarisirung Einhalt thut", aber nicht „den Socialismus der Straße durch den gekrönten Socialismus" bekämpft, sondern vielmehr der Kirche ihre Rechte und ihre Freiheit wieder einräumt, damit sie durch ihre Macht die Gottlosigkeit banne. „Wenn nicht Gott (und, fügen wir erklärend bei, wenn nicht der Glaube an Gott) das furchtbare sociale Räthsel löst, dann wird nichts es genügend lösen" (S. 180 u. 186).

Der Rücklaß der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart. Herausgegeben von Dr. Bernhard Sepp. 8⁰. 114 S. mit zahlreichen Abbildungen. München, Lindauer, 1885. Preis: *M.* 5.

Der rastlose und hingebende Kämpfer für die unglückliche Schottenkönigin hat in diesem Werkchen mit großem Fleiße den Reliquien derselben nachgeforscht, dieselben beschrieben und der Mehrzahl nach durch gute bildliche Darstellung veranschaulichen lassen — eine Mühe, für die gewiß alle interessirten Kreise ihm Dank wissen werden. Entgangen scheint dem Verfasser das Muttergottes-Officium, das im Stonyhurst-College (Lancashire) aufbewahrt wird. Über das kleine, rothsammet eingebundene und mit silbernen Beschlägen versehene Buch geben die beiden neben demselben liegenden Zettel folgende Auskunft. Der erste gedruckte: „According to tradition, this gem belonged to Mary Queen of Scots, and was the identical book which she held in her hands as she mounted the scaffold, and which she caused to be delivered to her confessor. By him it was deposited in the library of Douay College and thence found its way to the library of the Jesuits' College at Liège, from which place it accompanied the Fathers to Stonyhurst in 1794." Der geschriebene Zettel besagt: „Office of the B. Virgin. This book bearing the name of Queen Mary Tudor, according to tradition afterwards belonged to Mary Queen of Scots." Das Büchlein ist ein Lyoner Druck vom Jahre 1558.

Corsaires et Rédempteurs par le Père Calixte de la Providence, Trinitaire, Supérieur du couvent de Cerfroid (Aisne). 12⁰. 431 et VI p. Lille, Desclée, de Brouwer & C[ie].

Dieß wie alle Werke der Societé de Saint-Augustin in glänzender, stilvoller Ausstattung prangende Werk dürfte bei dem reichhaltigen Detail, das es über eine weniger bekannte Seite der christlichen Charitas verbreitet, der Aufmerksamkeit nicht unwerth erscheinen. Es zerfällt, dem Titel entsprechend, in zwei Bücher, von denen das erste die Aufschrift „Corsaires", das andere die Bezeichnung „Rédempteurs" verdient. Ersteres gibt, nach einleitenden Bemerkungen über die Sklaverei im Allgemeinen und deren Bekämpfung durch die Kirche, eine Darstellung der Sklavenjägerei, vor Allem der der nordafrikanischen Raubstaaten, sowie eine durch anziehende Besonderheiten ausgezeichnete Schilderung der Leiden einzelner christlicher Sklaven. Das zweite Buch bespricht darauf in analoger Weise die Gründung des Ordens der Trinitarier und seine verschiedenen Unternehmungen zur Befreiung der Gefangenen, von dem ersten Loskaufe zu Marokko unter dem hl. Johann von Matha bis zur Reise des P. Johannot im Jahre 1732. Die zahlreichen Listen befreiter Sklaven, die auf das reiche Actenmaterial schließen lassen, worauf namentlich der zweite Theil

sich aufbaut, geben ein herrliches Bild von der Thätigkeit und den Erfolgen des Ordens. Um so bedauerlicher ist, daß nicht in reicherem Maße und mit diplomatischer Genauigkeit auf dieß Material verwiesen wird, wodurch das Werk neben der Erbauung auch die geschichtliche Forschung in höherem Grade hätte fördern können.

Die arme Verwandte. Von Mathilde Bourdon. Aus dem Französischen übersetzt von H. v. G. 8°. 172 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 1.40.

Die Erzählungen von Mathilde Bourdon wenden sich viel mehr an das Herz als an die Phantasie und wollen mehr belehren als unterhalten. Sie führen uns keine leidenschaftlichen Romanstoffe, sondern einfache Schilderungen und Charakterzeichnungen aus dem gewöhnlichen Leben vor und sind deßhalb für heranwachsende Mädchen, für welche die Erzählerin zunächst schreibt, ganz besonders zu empfehlen. In dem vorliegenden Bändchen wird uns die Geschichte eines armen Waisenmädchens erzählt, welches im Hause eines wohlhabenden Fabrikanten heranwächst und durch seine religiöse Gesinnung und strenge Pflichterfüllung den wohlthätigsten Einfluß auf seine Umgebung ausübt. Nichts ist überspannt; solche Vorfälle, wie sie da erzählt werden, können in jedem Familienkreise sich ereignen. Aber die Charaktere sind gut gezeichnet, und das Ganze wird durch den religiösen und belehrenden Ton, ohne daß „gepredigt“ wird, über das Gewöhnliche emporgehoben und verklärt. Einzig zu bedauern ist, daß die Verfasserin eine Heirath unter Geschwisterkindern so leicht zu Stande kommen läßt und auch nicht ein Wort der Warnung beifügt. Die gemischte Ehe, die eingeflochten ist, wird wenigstens als ein Act des Leichtsinns gekennzeichnet und würde schlimme Folgen haben, wenn nicht die „arme Verwandte“ vermittelnd dazwischenträte und durch ihr Gebet und Beispiel die Bekehrung der jungen Schweizerin veranlaßte.

Biblia pauperum. Bilder für Künstler und Kunstfreunde, gezeichnet von Professor Joh. Klein in Wien und von Frater Max Schmalzl C. Ss. R. Zweite Auflage. 36 Bilder in Querfolio. Regensburg, Pustet, 1885. Preis: *M.* 6.

Der Bildercyklus des Professor Klein ist aus dem Regensburger Missale vortheilhaft bekannt wegen der Schönheit und Innigkeit der Auffassung und wegen der streng stilisirten Zeichnung. Mit Freude verfolgt das Auge die klaren und festen Linien, aus denen der Wiener Meister seine großen Figuren bildete. Bei seinem Tode hat er in einem Redemptoristen einen würdigen Nachfolger gefunden, welcher die oben angezeigte Armenbibel vervollständigte und in die Form brachte, worin der Verleger sie soeben veröffentlicht. Schmalzl hat auch die Holzschnitte zu dem bei Pustet erschienenen Leben Jesu nach den Offenbarungen der gottseligen Katharina Emmerich geliefert, in denen er großes Talent bekundet und zu frohen Hoffnungen berechtigt.

Miscellen.

Die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Vor Kurzem veröffentlichte das Ministerium des Innern der Vereinigten Staaten Nordamerika's den achten Band des Censusberichtes, ein stattliches Buch von nahezu 1200 Quartseiten. Zahlreiche Karten und Illustrationen zieren das Werk und veranschaulichen den behandelnden Stoff. Den vornehmsten Theil des Werkes bildet eine eingehende Abhandlung über die amerikanischen Preßverhältnisse[1]. Wir entnehmen demselben folgende Einzelheiten über die deutsch-amerikanische Presse.

Was das Alter der deutsch-amerikanischen Zeitung angeht, so wurde nachweisbar schon im Jahre 1739 eine wöchentlich erscheinende Zeitung herausgegeben. Verfasser und Herausgeber war Christoph Sauer, einer der Buchdrucker-Pioniere in Nordamerika, in Germantown, im jetzigen Staate Pennsylvania. So weit sich nachweisen läßt, erschien die erste Zeitung, die überhaupt in dem Bereich der jetzigen Vereinigten Staaten gedruckt wurde, in Boston im Jahre 1690. Dieselbe wurde aber alsbald von der puritanischen Regierung von Massachusetts unterdrückt, so daß nicht einmal eine zweite Nummer zur Ausgabe gelangte. Vierzehn Jahre später, im Jahre 1704, erschien eine wöchentliche Zeitung, die „News-Letter“, welche sich hielt.

Die erste deutsche Zeitung scheint erfolgreich gewesen zu sein; denn schon vier Jahre später finden wir eine wöchentlich erscheinende Nebenbuhlerin in demselben Staate. Herausgegeben wurde sie zu Philadelphia von einem gewissen Crelius. Im Jahre 1748 gründete Godhart Armbruster an demselben Orte ein neues Blatt, „die Zeitung“, welches er in einer Annonce beschreibt als eine „deutsche und englische Zeitung, enthaltend die neuesten auswärtigen und einheimischen Nachrichten, mit anderen unterhaltenden und nützlichen Stoffen zur Bequemlichkeit derer, welche eine von beiden Sprachen erlernen wollen“, gedruckt von der deutschen Buchdruckerei in Arch-Street. Preis 5 sh. für das Jahr. Der berühmte Benjamin Franklin war eine Zeitlang der Drucker dieser Zeitung.

Nirgends in Amerika scheint sich die deutsche Sprache einer größeren Vorliebe und besseren Pflege erfreut zu haben, als in Pennsylvanien. Dieses beweist der Umstand, daß für eine lange Zeit von den vier in der Hauptstadt erscheinenden Zeitungen zwei in deutscher Sprache erschienen, und daß vor dem Jahre 1810 in keinem andern Staate das Bestehen einer deutschen Zeitung

---

[1] History and present condition of the news-paper and periodical press of the United States with a catalogue of the publications of the Census year. By S. N. D. North, Special Agent. Washington, Government Printing Office, 1884.

nachgewiesen werden kann, während zur selben Zeit Pennsylvanien allein neun deutsche Zeitungen aufweisen konnte.

In der Zwischenzeit aber machte die deutsche ebenso wohl wie die gesammte übrige Presse ungeahnte Fortschritte. In den großen, volkreichen Städten New-York, Cincinnati, St. Louis und Chicago haben die großen daselbst erscheinenden deutschen Zeitungen eine verhältnißmäßig ebenso große Circulation als die englischen Schwestern, mit denen sie sich derselben Gunst des annoncirenden Publikums erfreuen. So hatte z. B. im Censusjahre 1880 die „New-York Staatszeitung" eine Verbreitung, die nur von den vier größten der 29 täglichen Zeitungen New-Yorks übertroffen wurde, während keine einzige in deutschen Gegenden selbst erscheinende Zeitung an Abonnentenzahl ihr gleichkam. Einer gleichen Verbreitung erfreut sich die in Chicago erscheinende „Illinois Staatszeitung" und verhältnißmäßig auch die katholische „Amerika" von St. Louis. In St. Louis und Cincinnati ist die Verbreitung der deutschen Zeitungen wegen der vielen daselbst ansässigen Deutschen besonders groß, indem sie daselbst 21 resp. 28 % der gesammten Tagesblätter ausmachen.

Im Censusjahre erschienen in den Vereinigten Staaten im Ganzen 80 Tagesblätter (u. A. im Staate New-York 12, in Pennsylvanien und Ohio je 10, in Illinois 9, in Missouri 7 u. s. w.), 466 Wochenblätter (davon 66 in Pennsylvanien, 64 in New-York, 59 in Ohio, 54 in Illinois) und außerdem noch 95 in größeren Zwischenräumen ausgegebene Zeitschriften in deutscher Sprache. Was die Verbreitung angeht, so belief sich die Zahl der täglich erscheinenden deutschen Tagesblätter auf 447 954, die der Wochenzeitungen auf 1 326 248, die der übrigen auf 708 060. Der Abonnementspreis belief sich im Durchschnitt auf $ 7.81 (etwa 33 M.) für die Tages- und $ 2.1 (etwa 8½ M.) für die Wochenblätter. Die gesammte deutsche Presse beschäftigte ein Personal von 4064 Personen (3964 männlichen und 100 weiblichen Geschlechtes), welchen jährlich im Ganzen $ 2 398 475.89 an Lohn ausgezahlt wurden, während die Brutto-Einnahme aller sich auf $ 7 737 299.40 belief.

Der officielle Bericht gibt keinen Aufschluß über den politischen oder confessionellen Charakter dieser Zeitungen. Was aber die katholische Presse angeht, so entnehmen wir dem „Schematismus der deutschen und der deutschsprechenden Priester u. s. w. der Vereinigten Staaten", herausgegeben von J. B. Müller, St. Louis, Herder, 1882, daß die Gesammtzahl der Preßorgane der deutschen Katholiken sich auf 28 beläuft, von denen 4 täglich, 21 wöchentlich und drei monatlich erscheinen. Die älteste katholische deutsche Zeitung ist der wöchentlich erscheinende „Wahrheitsfreund" von Cincinnati, der demnächst seinen 49. Jahrgang antritt. Unter den täglichen genießen der „Buffalo Volksfreund" und die „Amerika" von St. Louis bei Freund und Feind eines großen Ansehens.

Versicherung und Versicherungszwang.

Unsere Zeit hat, zum Bedauern aller ernsten Socialpolitiker, mit vielen von Alters her überkommenen Einrichtungen zu Gunsten liberaler Wirthschaftslehren aufgeräumt und lebensstarke gesellschaftliche Bildungen, ihrer Lebenskraft beraubt, in Trümmer schlagen und zu Staub werden lassen. Doch ist in ihr nicht alle Thatkraft zur Schöpfung neuer gesellschaftlicher Bildungen und organisirter Verbände erstorben: im Gegentheil, die Gegenwart ist reich an solchen. Alle nur erdenklichen Zwecke werden auf Vereinswegen angestrebt, nicht ohne Glück, wiewohl meist auf leichterer und loserer Grundlage, als es ehedem zu geschehen pflegte. Andere wirthschaftliche Anstalten sind sozusagen aus den Kinderjahren, in welchen sie Jahrhunderte lang gelegen, zu reiferem Alter und höherer Bedeutung heranerzogen worden. Zu diesen dürfen wir die Versicherungsanstalten rechnen. Lange Zeit lag das ganze Versicherungswesen in der Form eines reinen Glücksvertrages wie in Windeln eingeschlossen. Wiewohl es diesen Charakter nie ganz abstreifen wird, so ist es doch bereits durch die statistischen Beobachtungen und Sammlungen dem reinen Glücksspiel bedeutend entrückt, weil mit hoher Wahrscheinlichkeit der vermuthliche Gewinn und Verlust berechnet werden kann.

Die zahlreich aufschießenden Versicherungsgesellschaften, die Neigung, manchmal wohl gar krankhafte Neigung, gegen alle möglichen Unfälle sich und seine Habe sicherzustellen, hat auch auf die gesetzgebenden Factoren ihren Einfluß ausgeübt. Praktiker wie Theoretiker beschäftigen sich mit der wirthschaftlichen Frage, ob nicht dieß der richtige Weg sei, auf welchem der in weiten Umfängen sporadisch auftretenden Noth von Tausenden begegnet werden müßte. Thatsächlich ist die Sache so gelöst, daß schon für manche Menschenklassen eine sogenannte Zwangsversicherung vorschriftlich geregelt ist. Über die moralische und rechtliche Seite dieser Frage oder ihrer Lösung kömmt wohl Wenigen ein Bedenken. Von Seiten der Vertreter einer Staatsomnipotenz mag das begreiflich sein;

denen gilt alles als recht und erlaubt, was von Staatswegen geschieht. Nicht aber so denjenigen, welche auch die Staatsgesetzgebung dem Richtmaße des natürlichen Rechts- und Sittengesetzes unterwerfen. Daher ist denn auch in jüngster Zeit die Frage aufgeworfen worden über die sittliche Berechtigung zu einem Versicherungszwange.

Mit Rücksicht auf diese Frage wollen auch wir versuchen, hier in Kürze zwei Punkte zu erörtern: I. Haben gegen die Versicherung überhaupt die Forderungen des Sittengesetzes etwas einzuwenden? II. Ist die Einführung eines Versicherungszwanges berechtigt?

I.

Das Versichern beruht auf der Sorge für die Zukunft und auf der Möglichkeit, durch mannigfache Zufälligkeiten im irdischen Besitz geschädigt zu werden. Diese durch Unglücksfälle verschiedener Art oft sehr schwere und die irdische Subsistenz vernichtende Schädigung wird vermieden entweder durch das Kaufen eines Ersatzrechtes vermittelst jährlicher Beiträge oder durch gemeinschaftliches Tragen der etwa eintretenden Unglücksfälle und Vertheilung des Einzelschadens auf Viele. Der Verlust oder die Schädigung wird um so weniger fühlbar, je ausgedehnter der Kreis ist, auf den er sich vertheilt. Eine solche Sorge, an sich betrachtet, könnte Jemand insofern tadelnswerth finden, als sich darin ein krankhaftes Suchen und Sichvertiefen in's Irdische zu erkennen gäbe, welches Umgang nimmt von der göttlichen Vorsehung und dem Vertrauen auf dieselbe. Ist es ja nicht zu läugnen, daß die Pläne der göttlichen Vorsehung in Bezug auf jeden Einzelnen sich durch die verschiedenartigsten Ereignisse verwirklichen, welche für uns ihrer nächsten Ursache nach den Charakter von Zufälligkeiten an sich tragen, durch welche aber Gott in seiner Weisheit die Lebenswege des Einzelnen lenkt, oftmals zum zeitlichen Unglück, aber zum ewigen Wohl. Es läßt sich nun nicht läugnen, eine des Christen unwürdige Besorgniß für das zeitliche Fortkommen kann gerade darin sich offenbaren, daß Jemand durch alle nur möglichen Versicherungen sich den Händen der göttlichen Vorsehung gleichsam entziehen möchte; doch ist es nicht nothwendig, daß sich in dem ganzen Versicherungswesen eine übertriebene Ängstlichkeit und Sorge zeige. Eine vernünftige und mäßige Sorge für die Zukunft ist auch den christlichen Grundsätzen nicht zuwider; gegen alle Schicksalsschläge, die Gott für gut befinden mag über den Menschen zu verhängen, hilft aber auch keine

menschliche Sorge und Bekümmerniß. Eine ruhige und gottergebene Voraussicht für kommende Tage wird selbst von der heiligen Schrift nicht nur nicht getadelt, sondern vor Allem mit Bezug auf die Sorge, welche den Eltern für das Wohlergehen ihrer Kinder obliegt, als etwas Lobenswerthes und in gewissem Sinne Pflichtschuldiges hingestellt. So wie diese lobenswerthe Sorge sich nun im Sparen und in Erwerbung eines genügenden Besitzes bethätigen kann und muß, so kann sie auch zum Mittel der Versicherung greifen. Ja, nehmen wir die auf Gegenseitigkeit beruhende Versicherung, welche die Art der Vertheilung der Einzelschäden auf eine Gesammtheit wählt: so dürfte sich in ihr leicht der Keim wahrer christlicher Liebe und Brüderlichkeit finden, insofern der Beitritt zu einer solchen Verbindung nicht vorzugsweise vom Selbstinteresse getragen wird, sondern von dem Beweggrunde gegenseitiger Hülfeleistung für den Fall der Noth und des Elendes. Wohl offenbart sich die christliche Nächstenliebe in hellerem Glanze, wenn ohne Rücksicht auf eine zu erhoffende Wiedervergeltung durch freiwillige Hingabe die Noth des Nächsten gehoben wird; dieser Glanz verdunkelt sich durch das im Hintergrunde lauernde Recht einer gleichen Unterstützung für den Fall eintretender eigener Noth, allein vernichtet braucht er dadurch nicht zu werden. Was nicht in jeder Richtung vollkommen ist, ist deßhalb noch nicht tadelnswerth.

Ein größeres Bedenken kann jedoch gegen die Art und Weise erhoben werden, in welcher die Versicherung heutzutage meist in's Werk gesetzt wird, und es ist thatsächlich das Bedenken dagegen erhoben worden. Vortheilhafter als durch bloße Umlagen und Vertheilung eines eintreffenden großen Schadens auf Viele wird die Versicherung bewerkstelligt durch Zahlung einer jährlichen fixen Summe oder Prämie, auf welche hin beim Eintritte eines gewissen Ereignisses, z. B. einer Feuersbrunst, Hagelschaden u. s. w., eine bestimmte Rente fällig wird. Den Vortheil dieser Einrichtung, zugleich aber die etwaigen sittlichen Bedenken gegen dieselbe zeichnet J. A. in den Christlich-socialen Blättern (18. Jahrg., 14. Heft, S. 422) in folgender Weise:

„Wenn zu irgend einem Zeitpunkte oder bei dem Eintreten eines ungewissen Ereignisses eine bestimmte Geldsumme oder eine fixe Rente fällig werden soll, für welche durch regelmäßige Beiträge in der Zwischenzeit die nöthigen Fonds aufgebracht werden müssen, so hängt die Größe des jährlichen Beitrages vor allem Andern ab von der Größe des pecuniären Nutzens, der von den Beiträgen sich inzwischen erzielen läßt. Ist

der letzte gesichert, regelmäßig und verhältnißmäßig bedeutend, so kann der Beitrag selbst im Verhältniß zu der zu zahlenden Summe geringer sein, als wenn die Fructificirung der jährlichen Beiträge nur unbedeutend oder unregelmäßig ist. Bestimmt berechnen läßt sich eine Entschädigungssumme sowohl als die entsprechenden jährlichen Beiträge überhaupt nur unter der Bedingung, daß eine bestimmte Zinsberechnung zu Grunde gelegt wird . . . Ohne diese Voraussetzung wäre sie (die Versicherung gegen gewisse Jahresprämien) ganz unmöglich. Nun ist es doch gewiß klar, daß diejenigen katholischen Socialpolitiker, welche das Zinsnehmen von Kapitalien vom katholischen Standpunkte überhaupt irgendwie beanstanden oder bemängeln wollen, von vornherein die Frage entschieden verneinen müssen, ob nach der christlichen Moral der Staat berechtigt erscheinen könne, ein auf solcher Grundlage bestehendes Versicherungsinstitut zwangsweise einzuführen."

Der staatliche Zwang beschäftigt uns hier noch nicht; allein das vom Zinsnehmen hergeleitete Bedenken ist ja allgemeiner Natur. Es richtet sich am meisten gegen diejenigen Versicherungsanstalten, bei denen Versicherte und Versicherer durchaus verschieden sind und zugleich Erstere aus der Versicherung ein ergiebiges Geschäft machen. Doch ist es auch gegen andere Versicherungsanstalten gekehrt, welche freilich auf Gegenseitigkeit gegründet sind und darum nicht auf Gewinn, sondern auf möglichste Verringerung des die Einzelnen treffenden Schadens abzielen, welche aber gerade zu dem Zwecke, nämlich um auf einen möglichst geringen Jahresbeitrag hin eine möglichst hohe Vergütung für den Fall des Unglücks leisten zu können, die einlaufenden Beiträge zu einem möglichst gewinnreichen Geschäfte verwenden. Wir meinen, grundsätzlich läßt sich diese Einrichtung nicht anfechten. Nicht nur zu unserer Zeit, sondern zu allen Zeiten durfte flüssiges Geld zu gewinnreichen Geschäften aufgewendet werden, wenn nur das Geschäft selbst und seine Führung nicht gegen die Vorschriften der Sittlichkeit und der Gerechtigkeit verstößt. Die Berechnung aber nach einem bestimmten Zinsfuß zu machen, ist um so weniger angreifbar, weil es doch feststeht, daß dem Gelde im Verein mit Arbeit oder Industrie die Eigenschaft eines fruchtbaren wirthschaftlichen Factors zukömmt. Wollte aber selbst eine auf Gegenseitigkeit beruhende Versicherungsgesellschaft ihren Fonds oder einen Theil desselben nicht selbsteigens zu gewinnreichem Geschäfte verwenden, sondern ihn auf Zins anlegen, so müssen wir auch dann noch entschieden bestreiten, daß dadurch in unseren Zeitverhältnissen gegen die christliche Gerechtigkeit gefehlt würde,

wie es denn auch der Verfasser des eben angeführten Passus zu bestreiten scheint.

Gehen wir nun zu den Privatversicherungsanstalten über, welche die Versicherung selbst zu einem gewinnreichen Geschäfte machen, so gestehen wir, daß dort, wenn auch nicht die Grundlage, so doch die praktische Ausführung gar leicht bedenkliche Punkte aufweist. Früher, wo die Statistik noch nicht die Zahlen gesammelt hatte, welche zu irgend einer Wahrscheinlichkeitsrechnung der durchschnittlich eintretenden Schäden bestimmter Gattung verhelfen konnten, unterlag die Höhe der Prämie und der eventuellen Ersatzsumme so sehr dem persönlichen Übereinkommen, daß, jede sonstige Überlistung ausgeschlossen, sehr schwer nach der einen oder der andern Seite hin eine ungerechte Überforderung möglich wurde. Das Übereinkommen hatte, wie schon bemerkt, zu ausschließlich den Charakter des Glücksvertrages. Heutzutage ist man nicht mehr gewillt und nicht mehr in so ausschließlicher Weise berechtigt, in der Versicherung nur dieß Moment zu sehen. Die gesetzlichen Bestimmungen gehen deßhalb auch von einer veränderten Anschauung aus. Vor Allem wollen sie die Bereicherung des Versicherten ausgeschlossen wissen. Es würde ja sonst die Versicherung zu leicht die Gefahr betrüglicher Schädigung des eigenen Besitzes herbeiführen. Bezüglich der Versicherer jedoch ist unseres Wissens gesetzlich der Bereicherung keine Schranke gezogen. Es paßt dieß zur Freigebung wucherischer Ausbeutung und Bevorzugung des Kapitalismus: den christlichen und naturrechtlichen Grundsätzen jedoch entspricht eine solche schrankenlose Bereicherung nicht. Die einzuzahlenden Prämien sollen über die durchschnittlich zu erlegenden Entschädigungssummen hinaus freilich soviel abwerfen, als die nicht zu knapp berechneten Verwaltungskosten betragen, und etwa noch den Ausfall an Gewinn decken, welcher den Versicherern durch Bereithaltung eines Reservefonds entsteht. Wenn aber regelmäßig für die Mitglieder einer Versicherungsgesellschaft so hohe Dividenden sich herausstellen, daß sie den Gewinnantheil am Kapital, falls es anderweitig in rechtlichen Geschäften verwendet wurde, erheblich übersteigen, so ist das ein Zeichen, daß die Prämienberechnung auf verkehrter, ungerechter Grundlage beruht. Aufgabe der Staatsgewalt wäre es, da, wie bei jedem ausbeutenden Zins, ordnend einzugreifen.

Das Resultat alles bisher Gesagten lautet mithin, daß sich an die thatsächliche Ausführung der Versicherungen wohl Ungerechtigkeit und sonstiger Verstoß gegen die Forderungen der Sittlichkeit anheften kann, daß aber sie selbst grundsätzlich nicht mit den Vorschriften des Sitten=

gesetzes in Widerspruch stehen. Gehen wir also zur zweiten Frage über, ob die Einführung eines Versicherungszwanges berechtigt sein könne oder nicht.

II.

In den Reichstagsverhandlungen, welche über die Unfall- und Krankenversicherungen geführt wurden, war immer nur von den „Wohlthaten“ die Rede, welche man möglichst vielen Klassen von Hilfsbedürftigen zuwenden wolle und müsse. In der That sind denn auch, formell wenigstens, theilweise Andere als die Versicherten zur Leistung herangezogen, um den Begriff der Wohlthat nicht Lügen zu strafen. Es kann eben die Versicherung gegen Unfälle und Krankheit und sonstige Schäden je nach Umständen die Eigenschaft einer Wohlthat haben oder auch die einer Belastung. Wenn ich mich selbst zu versichern gezwungen werde oder mein Hab und Gut, so ist dieß zunächst eine Belastung meines Vermögens mit einer jährlichen Steuer; es ist eine sehr gemischte Wohlthat. Werde ich von unverhältnißmäßigem Unglück in der Zukunft wirklich betroffen, ist die Versicherung eine große Wohlthat; Anderen, welche für eigene und fremde Hoffnung beizusteuern haben, bleibt sie thatsächlich nur eine Belastung. Eine Wohlthat ist ferner die weit ausgedehnte Versicherung für das Gemeinwesen einer Stadt oder eines Ortes, welchem sonst die Unterstützung der vom Unglück Betroffenen zufallen würde. Eine reine Wohlthat für die Versicherten wird die Versicherung allerdings dann, wenn für die Versicherungssumme Andere aufkommen und zwar solche, die in keiner Weise aus Gerechtigkeitsgründen dazu gehalten sind.

Insofern nun die Versicherung eine Wohlthat ist, wird die Frage über die Zulässigkeit eines Versicherungszwanges bedeutungslos; zur Entgegennahme einer reinen Wohlthat bedarf es schwerlich bei irgend einer Menschenklasse des Zwanges. Insoweit die Versicherung jedoch eine Belastung ist oder nebst der Wohlthat auch eine Belastung mit sich bringt, kann allerdings die Frage nach der Berechtigung zu einem Versicherungszwange am Platze sein.

Bei einem Zwange richten sich die Gedanken zunächst auf den Staat, weil dieser es ist, der die Erzwingbarkeit von der Idee in das Reich des Thatsächlichen überführt. Wir werden darum bei unserer Erörterung auch zunächst an den Staat gewiesen, um seine Befugnisse und deren Grenzen zu prüfen. Es gibt Klassen von Staatsangehörigen, deren Subsistenz durch Unglücksfälle vornehmlich bedroht ist; am meisten sind

es die arbeitenden, besitzlosen Klassen. Im Falle der Krankheit, der Arbeitskrisen, des Verunglückens sind sie mit ihrer gesammten Familie außer Stand, sich zu erhalten; auch nur der kümmerlichste Lebensunterhalt ist für sie nicht vorhanden. Können diese Klassen von Staatsangehörigen nun angehalten werden, einen Theil ihres Verdienstes an eine Versicherungskasse abzuliefern, um für die Möglichkeit eines Unfalles nicht völlig ohne Unterhalt zu sein? Jedenfalls ist dieß ein starkes Stück persönlicher Bevormundung, so daß unter gewöhnlichen Verhältnissen der obrigkeitlichen Gewalt ein solcher directer Eingriff in die persönliche Freiheit abgestritten werden muß. Es heißt das, den rechtlich schon in's Eigenthum des Einzelnen übergegangenen Erwerb einem Theile nach unter obrigkeitliche Controle und Verwaltung setzen oder aber die Einzelnen einer bestimmten Klasse zu Gunsten der Gesammtheit dieser Klasse mit einer Steuer belegen, welche bei einer Umlage und Vertheilung auf alle Staatsangehörigen unverhältnißmäßig geringer sein würde. Beides kann nur durch sehr wichtige Gründe gerechtfertigt werden. Eine Bevormundung in der Verwaltung des Eigenthums ist im Allgemeinen nur am Platze bei offenkundigen Verschwendern oder solchen, welche durch mißbräuchliche Anwendung ihres Eigenthums die Rechte der Familie schwer zu schädigen in Gefahr sind.

Ein ähnlicher, obwohl ein viel minderwichtiger Grund würde vorliegen, wenn es nachweisbare Pflicht der unbemittelten Klassen wäre, gerade auf dem Wege der Versicherung eine Zukunftsvorsorge für sich und ihre Familien zu treffen. Das läßt sich aber in keiner Weise darthun. Die gebotene Vorsorge für die Zukunft hält sich in sehr bescheidenen Grenzen, zumal wenn der Arbeitslohn und der tägliche Verdienst so knapp bemessen ist, daß er für einen anständigen Lebensunterhalt kaum ausreicht. Wo es durch weise Einschränkung möglich ist, einen Sparpfennig zu erübrigen, da mag es immer ein Tugendact sein, mit Rücksicht auf Weib und Kind und auf leicht eintretende sorgenvollere Zeiten sich etwas zu hinterlegen; allein wenn Jemand eine übergebührliche Einschränkung nicht ausübt, sondern durch keineswegs übertriebene Ausgaben und durch Verfolgung edler und guter Werke seinen ganzen Verdienst erschöpft, so ist er deßhalb nicht gerade zu tadeln. Er kann im Gegentheile von ganz tugendhaften Beweggründen geleitet werden und seine wie der Seinigen Zukunft für den Fall unvorhergesehenen Mißgeschickes in die Hände der göttlichen Vorsehung und der christlichen Mildthätigkeit legen.

Fassen wir mithin die Privatverhältnisse der Familie in's Auge,

so läßt sich bei der hilfsbedürftigen Klasse aus der Unterlassung einer Zukunftsvorsorge sehr selten auf eine offenkundige, grobe Pflichtverletzung der Familie gegenüber schließen. Sehr selten ist daher auch die Obrigkeit berechtigt, durch Sparzwang in die innersten Privatverhältnisse einzugreifen. Noch seltener ist ein Eingriff durch Versicherungszwang berechtigt. Was erspart wird, bleibt im Vermögen; was als Versicherungssumme aufgewendet wird, besteht nur mehr der Hoffnung nach, so zwar, daß dieselbe für sehr Viele nie zur Wirklichkeit wird.

Anders könnte möglicher Weise das Resultat unserer Untersuchung lauten, wenn wir Rücksicht nehmen auf eine für das Gemeinwohl drohende Gefahr. Die socialen Verhältnisse haben sich heute so gestaltet, daß von Unfällen bestimmter Art unverhältnißmäßig Viele betroffen werden. Die Arbeiten wie die Lage der Arbeiter läßt nicht selten Arbeitslosigkeit und zeitweilige Noth einer großen Menge eintreten. Die Ortsgemeinde ist unfähig, diese Noth zu heben; ihr die Pflicht dazu auferlegen, hieße sie zu einer unerschwinglichen Steuer verurtheilen. Ein großer Theil der arbeitenden Klasse ist, wenn einmal im Besitze des Geldes, kaum fähig, einen sorgfältigen und vorsichtigen Gebrauch davon zu machen; was zur Hebung der Noth genügt hätte, ist unvernünftiger Weise verschwendet worden. Soll aus diesen Rücksichten des öffentlichen Wohles die obrigkeitliche Gewalt nicht zwingen können, daß unter Voraussetzung eines Lohnes, der einen kleinen Abstrich sehr gut leiden mag, der Einzelne sich diesen Abstrich gefallen lasse und ihn zur Versicherung gegen etwaige Unfälle gemeinschaftlich mit den Genossen derselben Klasse hinterlege? Wir glauben, trotz der ziemlich schwarz gezeichneten Gefahren nicht absolut eine bejahende Antwort geben zu können, wenigstens wenn es sich um einen directen und unmittelbaren Zwang für den Beitritt zur Versicherungsgesellschaft handelt. Der Versicherer kann nach der aus statistischen Daten sich ergebenden Wahrscheinlichkeit ziemlich genau bestimmen, wie hoch ihn die übernommene Garantie zu stehen kommt, mit anderen Worten, was er als Versicherungssumme fordern muß, um keinen Schaden zu leiden. Der Versicherte aber kann auch für den Fall, daß von Seiten des Versicherers nicht mehr als die Deckung der Kosten gefordert wird, mit anderen Worten auch für den Fall der auf reiner Gegenseitigkeit beruhenden Versicherung sich sagen: die Hoffnung, bei eintretendem Unglück ein Anrecht auf Unterstützung zu haben, ist mir weitaus nicht die Kosten des Einsatzes werth. Die Abschätzung dieses precären Rechtes ist vielfach abhängig von der subjectiven Seelenstimmung. Wer furchtsamen

Gemüthes ist, oder wer den Muth nicht hat, die volle Härte eines etwaigen Unglückes zu ertragen, dem kann solch ein precäres Recht viel werth sein, vielleicht mehr als die Einsatzsumme. Wer aber leichten Gemüthes ist, oder wer großes Gottvertrauen und großen Starkmuth besitzt, der kann nicht ohne Grund sagen, er schlage jene Hoffnung oder jenes bedingte Recht ungemein niedrig an; was er also gezwungen werde als Einsatz für die Versicherung zu geben, könne er dem allergrößten Theile nach nur ansehen als eine Steuer, auferlegt einer beschränkten Anzahl von Staatsbürgern, um die etwa eintretende Noth einer gesammten Klasse decken zu helfen. Sei aber dieses ein zu großer und unerschwinglicher Kostenaufwand für eine ganze Gemeinde, so daß es ungerecht wäre, die Armensteuer bis zu dem Grade zu erhöhen: so scheine es noch weit ungerechter, den Einzelnen der betreffenden Klasse, welche doch immer eine der bedrängteren sein werde, zu dieser Höhe der Beitragsleistung heranzuziehen.

Das sind jedenfalls schwere Bedenken gegen den directen und unmittelbaren Versicherungszwang, Bedenken, die nur durch offenbare und auf keinem andern Wege zu lindernde Noth überwunden werden könnten. Anders freilich gestaltet sich die Frage bei den Staatsbeamten. Diesen gegenüber läßt sich vernünftiger Weise das Recht der Staatsobrigkeit nicht bestreiten, für gewisse Zufälligkeiten eine Versicherung zu fordern, z. B. den Eintritt in eine Krankenversicherung, den Beitrag zu einer Lebensversicherung, einer Wittwenkasse u. dgl. Es ist dieß eben ein Theil des Gehaltes oder, wenn wir wollen, der Gehaltszahlung. Unter Umständen ist derjenige, der vertragsmäßig Leistungen fordert, auch befugt, eine bestimmte Art der Zahlung vertragsmäßig auszubedingen. In unserm Falle wäre der Staat befugt, für einen Theil des Gehaltes jene Zahlungsart festzustellen, daß dieser für eine Versicherungskasse abzutreten sei. Wenn der andere Paciscent, hier der Beamte, sich damit nicht zufrieden erklärt, dann braucht er eben das Amt nicht anzunehmen; es wird ihm nur ein bedingter Zwang angethan. Ob nun jene Quote sofort vom Gehalte zurückbehalten wird, oder ob der Betreffende dem Zwange untersteht, sie selbst an die bestimmte Kasse zu erlegen, ist rechtlich sehr gleichgiltig, immer jedoch in der Unterstellung, daß nach Abzug jener Quote noch ein genügender Gehalt zu standesmäßigem Auskommen erübrigt.

Diese Erwägung führt uns zur Möglichkeit, auch den Angehörigen anderer Klassen gegenüber das zu erreichen, was durch directen Zwang seitens des Staates kaum je erreichbar ist. Nach den eben gemachten

Bemerkungen können wir die zu zahlende Versicherungssumme oder -prämie als einen Lohntheil auffassen. Wird nun z. B. ein Arbeiter gezwungen, sich zu versichern, so erhält er den der Versicherungsprämie entsprechenden Theil seines Lohnes zwar ausbezahlt, aber nicht zur beliebigen Verwendung, die im Begriff des vollen Eigenthumsrechtes eingeschlossen liegt. Es ist also nur ein verkürztes Eigenthumsrecht, das ihm übertragen wird. Solches verstößt an sich noch nicht gegen die Gerechtigkeit, wenn eine beschränkende Clausel beigefügt wird. In dem ganzen Verfahren können oder müssen wir gewissermaßen eine Zahlungsweise des Lohnes erblicken, woraus folgt, daß es zunächst und unmittelbar der gegenseitigen Vereinbarung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber unterliegen muß. Der Arbeitgeber kann bei der vertragsmäßigen Feststellung des Lohnes auch diese Art und Weise der Zahlung mit aufnehmen und sie zur Bedingung des Vertrages machen. Grund dazu hat er von seiner Seite darin, daß es ihm nicht gleichgiltig sein kann, ob die Arbeiter und deren Familien durch unvorhergesehene Fälle erwerbs- und brodlos werden oder nicht. Allein weil eben dem Arbeiter kein volles Eigenthumsrecht übertragen wird über jenen Lohntheil, der die Höhe der Versicherungsprämie bildet, so wäre es ungerecht, denselben bei der Festsetzung des Lohnes nach seinem vollen nominellen Werthe anzurechnen. Mit der hier ausgesprochenen Beschränkung wäre also ein durch den Arbeitgeber ausgeübter vertragsmäßiger Zwang zur Versicherung kein Unrecht. Wenn nun aber Gründe des öffentlichen Wohles es erheischten, daß durchgängig gewisse Arbeiterklassen gegen Unfälle und dadurch bedingte Brodlosigkeit versichert würden, so könnte die obrigkeitliche Gewalt die Einhaltung dieser Vertragsweise vom Arbeitgeber fordern. Es stände dieß auf der gleichen Stufe wie überhaupt Regelung von Contracten oder gesetzliche Lohn- und Preisnormirungen. Daß jedoch aus Rücksichten des allgemeinen Wohles die obrigkeitliche Gewalt solche Befugnisse zur Regelung der Contracte und der Preise habe, braucht, weil allgemein zugestanden, nicht näher nachgewiesen zu werden. Die Art und Weise, wie ein Theil des Preises gezahlt werden solle, vorschreiben, ist eben weniger noch, als den Preis selber vorschriftsmäßig ordnen. Wir hätten hiermit den indirecten Versicherungszwang seitens des Staates.

Doch eine Schwierigkeit läßt sich noch gegen diese Schlußfolgerung erheben. Es ist nicht eine bloße Zahlungsweise, welche vorgeschrieben wird, sondern, wenn den Arbeitern gegenüber die Forderungen der ausgleichenden Gerechtigkeit gewahrt bleiben sollen, eine die Arbeitgeber be-

lastende Zahlungsweise. Muß ja, wie wir soeben nachwiesen, der Arbeitgeber, um nicht ungerecht zu werden, mehr zahlen, als er dem Arbeiter als Lohn anrechnen darf. Hat der Staat die Berechtigung, zu einem solchen Mehr den Arbeitgeber zu zwingen? Diese Frage ist praktisch leichter noch als theoretisch mit Ja zu beantworten. Praktisch wird nicht leicht der Arbeitgeber überladen werden, sondern weit eher der Arbeiter in der Gefahr sein, in Wirklichkeit den Ausfall zu tragen. Allein auch theoretisch müssen die angeregten Bedenken schwinden. Die gerechte Lohnhöhe hat in sich und aus sich selber nicht ein so unverrückbares Maß, daß sie nicht zwischen zwei Grenzpunkten merklich schwanken könnte, ohne ungerecht zu werden. Man pflegt ja regelmäßig von einer Minimal- und Maximalhöhe des Lohnes oder Preises zu sprechen. Die eine ist zum Schutze des Arbeiters oder des Verkäufers, die andere zum Schutze des Arbeitgebers oder des Käufers. Die öffentliche Gewalt braucht nun, wenn sie die Höhe bestimmt, nicht gerade die Minimalhöhe zu nehmen. Und doch würde nach gesetzlicher Festsetzung des Lohnes der Arbeiter ebenso ungerecht übervortheilt durch das Nichterhalten des gesetzlichen Lohnes als vordem durch Nichterhalten des Minimallohnes. Diesen Zwang zur Zahlung eines höheren Satzes als des absoluten Minimalsatzes kann der Staat den Arbeitgebern auferlegen, wenn das öffentliche Wohl eine solche Maßregel wirklich fordert. Jede gesetzliche Feststellung des Lohnes oder Preises ist ja nur auf breiterer moralischer Abschätzung möglich.

Wir müssen es also als zulässig erachten, daß der Arbeitgeber zu Gunsten der Arbeiter belastet werden dürfe, wenn es sich darum handelt, diese gegen Gefahren und Schäden zu schützen, welche in der Arbeit und Betriebsweise begründet sind. Es ist dieß die Abtragung einer Schuld an den Arbeiter, welcher im Dienste und zu Gunsten des Herrn seine Kräfte aufreibt und gefährdet; es ist zugleich eine Rechtsleistung an die Gemeinde. Denn wo durch weite Ausdehnung verschiedener Betriebe eine große Masse Arbeiter herangezogen werden, können diese durch ungünstige Verhältnisse und Verkettungen von eintretenden Unglücksfällen leicht in Noth versinken und fallen dann der Gemeinde zur Last.

Es dürfte aber vielleicht für Manchen naheliegen, hieraus den Schluß zu ziehen, daß die Gerechtigkeit es erheische, dem Arbeitgeber die ganze Last der Versicherung der Arbeiter zuzuschieben. Dann wäre die Frage des Versicherungszwanges gegenüber der bedürftigen arbeitenden Klasse selber gegenstandslos, und nur mehr der Versicherungszwang gegenüber

den Arbeitgebern zu Gunsten der Arbeiter ein berechtigter Gegenstand unserer Erörterungen.

Wir geben nun gerne zu, daß die wirkliche Last den Arbeitgebern zuzuweisen ist, sei es durch directe Versicherung oder durch Hineinziehung des Gefahrmomentes bei Berechnung der Lohnhöhe. Wird aber in irgend einer Weise diesem Momente Rechnung getragen, dann ist es, was Gerechtigkeit und Rechtsforderung betrifft, ziemlich einerlei, ob dem Namen nach der Arbeiter oder der Arbeitgeber die Last trägt; umgekehrt ist es auch eine belanglose Wohlthat, wenn nicht gar eine ungerechte Bevortheilung, wenn dem Namen nach der Arbeitgeber die Versicherungssumme zu zahlen hat, thatsächlich aber durch Herabdrückung des Lohnes der Arbeiter die Zahlung leisten muß.

Aus praktischen Gründen dürfte sich allerdings eine wenigstens theilweise Heranziehung des Arbeiters selbst empfehlen. Er fühlt dann die Versicherung und die ihm nachher etwa zufallende Summe weit mehr als sein Eigenthum; er selber hat es sich erworben und durch Arbeit hinterlegt. Überdieß kann ihm in diesem Falle auch persönliche Theilnahme an der Organisation der Versicherungsgesellschaft und in der Verwaltung der gemeinsamen Kasse nicht verweigert werden. Es weckt aber sein Interesse und spornt seine Thätigkeit, wenn er ein Wort mitzureden hat. Unter weiser Leitung können endlich derartige Vereinigungen und gesellschaftlichen Verbände nach wirthschaftlicher und sittlicher Richtung wohlthätig wirken und von der Organisation der Versicherung zu einer Organisation der Arbeit führen.

Naturgemäßer würde es freilich sein, wenn die Organisation der Arbeit in Verbänden und Einigungen vorläge, wenn an diese wichtigen und naturentsprechenden Verbände die Vereinigung zur Sicherheit gegen verschiedene Unfälle und Gefahren sich anlehnten. Das von selbst gegebene gemeinsame Interesse und die solidarische Zusammengehörigkeit, hervorgerufen durch gleichartige Beschäftigung, würde, von christlichen Ideen getragen und durchdrungen, von selbst zur Theilung von Gefahr und Leid sich Bahn brechen. Beredte Zeugen dafür sind die Sterbe- und Krankenkassen und alle derartigen Einrichtungen, welche mit und bei den einzelnen Gilden und Knappschaften in's Leben gerufen wurden. Es war eine Art Zwang, und doch ein wenig empfundener Zwang, wenn der Eintritt in die Gilde zugleich die Verpflichtung mit sich brachte, die betreffende Beisteuer für Krankenkasse u. dgl. zu zahlen. Es war das eine statutenmäßige Vorschrift, der sich der Einzelne nicht mehr entziehen

konnte, falls er die Zugehörigkeit zur betreffenden Gilde oder Zunft beanspruchte. Wir sind damit bei einer andern Art indirecten Zwanges angelangt. Es ist dieß eine Art des Zwanges, welche nicht von Oben ausgeht, sondern wozu in natürlicher Entwicklung die Verhältnisse selbst heranwachsen.

Die Organisation der Arbeit und der verschiedenen Menschenklassen ist nun aber ihrem natürlichen Boden entrückt, sie kann nach den heutigen Verhältnissen kaum aus sich lebenskräftig aufkeimen; Anregung und Hilfe des Staates läßt sich nicht bei Seite schieben. Gar viel ist ja schon geschrieben und versucht worden, durch Zwangsvereine oder durch Begünstigung freier Vereine eine gesunde Gliederung der Arbeit in Fluß zu bringen. Es überschreitet nicht die Grenzen der staatlichen Gewalt, die eine oder andere Weise, je nach Bedürfniß, in's Werk zu setzen. Ähnlich könnte daher auch die staatliche Gewalt ihren Einfluß ausüben auf die Versicherung ganzer Klassen von Staatsangehörigen, für welche eine solche Versicherung in hohem Grade räthlich erschiene. Wenn sie glaubt, den Weg der Zwangsinnungen beschreiten zu sollen, so kann sie ja dafür Sorge tragen, daß die Versicherung der Innungsangehörigen bei Bildung der Genossenschaften statutarisch aufgenommen werde. Glaubt sie, zu Zwangsinnungen nicht schreiten zu sollen, sondern durch Beförderung und ausgiebige Vergünstigungen die Bildung freier Innungen zu veranlassen, so liegt wiederum kein Hinderniß vor, auf dem Wege statutenmäßiger Vorschriften gewisse Versicherungen durchzusetzen.

Der Natur der Sache entspricht die letztere Methode weit besser. Es ist ein wirksames Hindrängen zu dem, was als nützlich und förderlich erkannt wird, aber ein Drängen, bei welchem die Freiheit möglichst geschont bleibt. Solche Art, dem gewollten Ziele zuzusteuern, ist die geeignetste für die menschlichen Verhältnisse, solange für Erfolg gegründete Aussicht vorhanden ist. Sie beeinträchtigt nicht, sondern weckt das Interesse der Einzelnen, sie kann ohne Rechtsverletzung in viel weiterem Umfange ihr Ziel erreichen, als es bei einem unmittelbaren und directen Zwange möglich wäre.

Man besinnt sich darauf, und mancher Anstoß ist schon gemacht, die in Individuen aufgelöste menschliche Gesellschaft wieder zu lebendigen Körperschaften zu einen. Möge man nur nicht vergessen, in demjenigen die Lebenskraft zu suchen, in dem allein der Menschheit Heil werden kann, im Gottmenschen, zu dessen Bestimmung es gehört, „die Kinder Gottes, die von einander losgerissen und zerstreut waren, zu sammeln und zu vereinen" (Joh. 11, 52).

A. Lehmkuhl S. J.

Cardinal Schwarzenberg.

Ein Gedenkbild.

(Schluß.)

Was der Stamm an der mächtigen Eiche, das ist am ganzen Manne der Grundzug seines Wesens. Und wie der Baum der Wurzel entwächst, zur weiten Krone sich entfaltet, so ergibt sich die Physiognomie des Charakters aus dem moralischen Erbe des elterlichen Hauses, entfaltet sich aber zu der Summe von Eigenschaften, welche die Eigenart eines Einzelnen ausmachen. Wir haben im vorigen Artikel gesagt, daß an der so gewinnenden Erscheinung des verewigten Kirchenfürsten eine ganz einzig lebensvolle Verbindung von huldreicher Hoheit und herablassender Herzensgüte der Grundzug, der Stamm gewesen ist; es erübrigt ein Schlußwort von der Wurzel solchen Stammes und von dessen Krone.

Die Wurzel seines Charakters, der Erbtheil seines Hauses ist eine durchaus ritterliche Natur gewesen, doch ohne Stolz und Kälte, ohne Herbe und Härte. Es war der Rittersinn des christlichen Fürsten, geläutert in Demuth, verklärt durch ein edles Gemüth. Bei einem Träger des Namens derer von Schwarzenberg kann solch ritterliche Hochherzigkeit als Naturanlage und Erziehungsresultat nicht Wunder nehmen. Kein vernünftig Denkender wird wähnen, uralte Urkunden vermöchten für sich allein ihrem Besitzer geistige Kraft zu verleihen oder sittlichen Werth; alle Bedeutung eines historischen Namens aber für eitel Dunst zu erklären, liegt gleichfalls außerhalb der Sphäre vernünftigen Denkens. Christliche Weltanschauung sieht in der Familie nicht nur die eigentliche Urzelle des socialen Organismus, sondern auch den guten Grund, der ächte und rechte Menschenkinder trägt. Darum hat diese Weltanschauung Sympathie für alles, was den stetig zur Höhe hebenden, d. h. erziehenden Einfluß der Familie festigt und stärkt; also auch Sympathien für die Familientraditionen eines großen Hauses, soweit sie von den großen Thaten edler Menschen berichten und in wirksamer Weise den Nachkommen derselben predigen: „Gehet hin und thuet deßgleichen.“ Freilich gilt in

der jeweiligen Gegenwart gleichwie auf dem Schlachtfelde nur persönlicher Muth und persönliche Tüchtigkeit; aber wie hier das Beispiel des Waffengefährten zündet, so dort das Beispiel der Vorfahren; und wie die gemeinsame Gefahr, die gemeinsame Sache den Esprit de corps anregt, so den Familiengeist das Band, das Vater und Ahnen mit Kindern und Kindeskindern verbindet. Darin liegt dann ein Antrieb, Bedeutendes anzustreben, ein Mittel, Tüchtiges zu erreichen, aber auch ein Titel, Großes zu verlangen.

Die Geschichte der eigenen Familie und der darin erbliche Rittersinn hätte dem jungen Fürsten und nachmaligen Cardinal zunächst einen militärischen Beruf eingeben können und ihn in die Dienste des österreichischen Kaiserhauses führen müssen. Dieß um so eher, als in der Jugendzeit des Cardinals eine zündende kriegerische Begeisterung durch alle deutschen und österreichischen Lande ging und die Erfolge dieser Bewegung auf dem schönsten Blatte der Familiengeschichte des fürstlichen Hauses von Schwarzenberg verzeichnet stehen. Denn mit der heiligen Allianz zog der Name Schwarzenberg im Triumph durch Europa: war doch der Sieger in der Alles entscheidenden Völkerschlacht Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg.

Befand sich zur Zeit der Befreiungskriege Friedrich auch erst im Knabenalter, so war die Bewegung jener Zeit doch so rasch nicht verlaufen, während die jugendliche Begeisterung für den heldenhaften Oheim von tiefgehendem Einflusse sein mußte. Aber gerade das Leben des großen Feldmarschalls zeigt, was wir wollen, daß der Cardinal neben der edlen Hoheit seines Wesens eine andere Eigenschaft, die wir oft an ihm bewunderten, schon ererbt haben mag, nämlich herzenswahre Demuth.

Der erste Tag der Leipziger Schlacht, der 16. October 1813, brachte, wie bekannt, einige Augenblicke höchster Gefahr für die Sache der Verbündeten. So die Kämpfe um Gröbern, wo die französische Garde es schließlich doch erfahren mußte, daß die Waffen, die bei Aspern gesiegt, noch nicht schartig geworden seien; so namentlich beim Cavallerie-Angriff des Königs von Neapel. Zehntausend Reiter, achttausend nach Anderen, stürmten mit verhängtem Zügel von Wachau aus querfeldein wider die Mitte des verbündeten Heeres. Die russische Garde-Reiterei kam in's Schwanken, die Lage schien mehr als gefährlich. Doch gelang es dem Feldmarschall Schwarzenberg, die Ordnung persönlich wiederherzustellen; mit preußischer und russischer Verstärkung wurden Murats athemlose

Reiter geworfen [1]. Von Prokesch-Osten, der nachmalige Adjutant und Biograph des Feldmarschalls, erzählt [2], derselbe habe mitten in diesem Kampfgedränge mit einem Gefühle von Entsetzen die ungeheure Verantwortung bedacht, die auf ihm lag. Da gelobte er, „gern jedem Ruhm zu entsagen, wenn sein Arm den Sieg erringen würde", schreibt der Freund des Fürsten und fügt hinzu: „daß solch Gelübde in solchem Augenblick ihm möglich war, braucht es mehr, um seines Herzens Grund uns aufzudecken?" „Daher die Sehnsucht, sich zurückzuziehen," fährt v. Prokesch fort, „daher die Scheu, mit der er Lobpreisungen entfloh, daher das Mißbehagen," wenn er solche über sich ergehen lassen mußte. Deßhalb fuhr er nach beendigtem Feldzug an dunklem Abend in aller Stille in Wien ein und besuchte gegen alle seine Gewohnheit wochenlang das Theater nicht, weil er wußte, daß eine Ovation ihm dort werden sollte. Und als er endlich meinte, man habe nun den Gedanken an einen festlichen Empfang wohl aufgegeben, legte er zur Vorsicht keine Orden, keine Abzeichen seiner Würde an, um unerkannt in seine Loge gelangen zu können [3]. Gleichwie er dem Jubel des Volkes auswich, so verbarg er sich vor dem öffentlichen Danke der Monarchen. Am ersten Jahrestag der Völkerschlacht fand in Anwesenheit der Congreßgäste im Wiener Prater ein glänzendes Fest statt. Nach dem feierlichen Gottesdienst traten die Monarchen aus dem Zelt. Schwarzenberg stand verborgen unter der Menge der anwesenden Generale. Czar Alexander, sein Feldlagergenosse von Dresden bis zum Montmartre, wußte gar wohl, daß man bei solcher Gelegenheit ihn suchen müsse. Er fand ihn, holte ihn hervor, umarmte ihn und sagte, nun müsse ihm Dank erstattet werden: „parce qu' après Dieu c'est à vous, Maréchal, que nous devons nos succès". Der also Geehrte ertrug Solches „mit einer Stimmung, die nicht frei war von Scheu und Wehmuth" [4]. Wir erinnern an diese zu wenig bekannte

---

[1] Vgl. unter den älteren Darstellungen der Leipziger Kämpfe Karl von Plotho, königl. preuß. Oberstlieutenant, Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814, II. S. 387; unter den neueren: Wuttke, Die Völkerschlacht bei Leipzig. Berl. 1863. Apel, Führer auf dem Schlachtfeld von Leipzig. Leipz. 1863.

[2] Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten C. zu Schwarzenberg. Wien, Schaumburg, 1823. S. 216. [3] A. a. O. S. 280 ff.

[4] S. 282 u. 284. Der schlichte und einfache Sinn des ruhmbedeckten Feldherrn spricht sich überaus schön in den von Prälat Brunner herausgegebenen Briefen aus (Gesammelte Erzählungen. 13. Bd. Regensb., Manz, 1866. S. 282 ff.). Vor der Schlacht schrieb er an seine Gemahlin: „Im Fall des Gelingens wie in jenem des Mißlingens habe ich im Voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urtheil der Welt wird mich lohnen noch strafen." Ginge Alles gut, fügt er hinzu,

christliche That des Fürsten, weil wir sie noch mehr bewundern müssen als die Waffenthat des Feldherrn. Es zeigt diese Begebenheit aber auch, daß in dem fürstlichen Hause, dem der Cardinal Schwarzenberg entsprossen, noch höherer Adel erblich ist als der des Blutes, der Herzensadel christlicher Demuth. Und dessen bedurfte der Kirchenfürst nicht nur darum, weil eine hohe Stellung immer ihre Gefahren birgt, ebensosehr auch deßhalb, weil selbst der höchststehende Kirchenfürst dem ächten modernen Menschen im besten Fall, wie der hochselige Herr Cardinal einmal sagte, doch immer als „armer Pfaff" gilt. Wer sich von wohlfeilen Bücklingen nicht imponiren läßt, der weiß, daß die Kinder des dießseitigen Genusses für den Mann der dießseitigen Entsagung, sei er nun Cardinal oder Barmherziger Bruder, immer dieselbe kalte, oft höhnische Geringschätzung haben.

Ein Geistesmann unserer Tage hat das wahre Wort geschrieben [1]: „La simplicité est la meilleure des finesses et la droiture la meilleure des prudences." „Einfachheit ist allerfeinste Lebensart und ehrlich offenes Wesen allerbeste Klugheit." Wir hatten dieses Wort kaum gelesen, da stand der Herr Cardinal wie eine Illustration dazu vor unserer Erinnerung. In diesen zwei Eigenschaften, Herzenseinfalt und Herzensehrlichkeit, liegt die Vollendung des Gemüthslebens, und diese ist bei ihm nicht erst mit der Milde des Greisenalters eingetreten. Lange bevor er an dasselbe auch nur denken durfte, hat sein Freund Canonicus Veith ihn meisterhaft mit folgenden Worten gezeichnet [2]: „In Österreich, Deutschland oder sonstwo gibt es doch keinen Mann von so adeligem Geist und so lieblichem Gemüth, als den Cardinal." Es mag diese so überaus glück-

---

dann solle ihm das Bewußtsein gethaner Pflicht genügen; dann wolle er heimkehren, sich an den Kindern zu freuen, „und wir wollen dann wieder unsere Bäume pflanzen und pflegen" (a. a. O. S. 285). Nach der Schlacht an dieselbe: „Zu deinen Füßen, meine Nani, lege ich die heiligen Lorbeeren, die mir der Allmächtige gewährte. . . . Der Kaiser, mein Herr, hat mir das Großkreuz verliehen, der russische das große des Georgsordens und der König von Preußen den schwarzen Adler. Das sage ich dir als Neuigkeit; denn du weißt, meine Nani, daß mich die Sache lohnt, mehr als alle Souveräns der Erde zu thun im Stande sind. . . . Nani, ich habe redlich und treu gehandelt, viel geduldet, und der Himmel hat mich gesegnet. Sende mir ein kleines Andenken, was immer es sei, zum Andenken der glücklichen Ereignisse in den Ebenen von Leipzig. Dein, dein, dein Karl" (a. a. O. S. 288). Das österreichische Großkreuz war das des Maria-Theresien-Ordens.

[1] P. de Ponlevoy S. J. herausgegebene Biographie von P. de Gabriac, Bd. I. S. 403.

[2] Joh. Em. Veith, Eine Biographie von J. H. Löwe. Wien, Braumüller, 1879. S. 227.

liche Entwicklung des Gemüths darum auffallend sein, weil dieß sonst das eigenste Werk der Mutter ist, dem Herrn Cardinal aber die Mutter schon im ersten Lebensjahr entrissen wurde. Und wie entsetzlich die Umstände dieses Unglücks gewesen sind!

Fürstin Pauline, eine Tochter Ludwig Engelberts, Herzogs von Arenberg, 1774 geboren, war seit 1794 mit dem Vater des Cardinals, dem Fürsten Joseph, vermählt. Der Bruder dieses Fürsten, der nachmalige Feldmarschall, war 1809 zum General der Cavallerie und zum österreichischen Botschafter am napoleonischen Hofe ernannt worden. Das Jahr 1803 hatte den Reichsdeputationshauptschluß gebracht und die Mediatisirung der Reichsfürsten und Standesherren, das Jahr 1806 die Rheinbundakte, das Kriegsjahr 1809 die Confiscation und Sequestration der Schwarzenbergischen Reichsbesitzungen. Geschäfte, die mit diesen Ereignissen zusammenhingen, führten den Fürsten Joseph 1810 zu seinem Bruder, dem Botschafter, nach Paris. Die Fürstin begleitete ihn und seine beiden ältesten Töchter: Eleonore, nachmals die Gemahlin des Feldmarschalls Fürsten zu Windisch-Grätz, und Pauline, nachmals Fürstin Schönburg. Die Letztere hatte in der Schreckensnacht vom 1. Juli beinahe das Schicksal ihrer Mutter getheilt; Prinzessin Eleonore wurde wie ihre Schwester gerettet, fand aber in den Revolutionsstürmen des Jahres 1848 durch die Hand eines Meuchlers ein noch tragischeres Ende als ihre Mutter. Das Ereigniß, auf das wir uns beziehen, die furchtbare Feuersbrunst im Hause des Botschafters, ist oft beschrieben und geschildert worden, doch sind die Monographien und Memoiren, in denen dieß geschah, nicht mehr so weit verbreitet, daß wir nicht eben daran erinnern dürften [1].

Schon wollte nach längerem Aufenthalt Fürst Joseph mit den Seinigen Paris verlassen, da verschob er seine Reise noch ein paar Tage, um an dem Feste, das sein Bruder am 1. Juli geben wollte, theilnehmen zu können. Die Räume des österreichischen Botschaftshôtels (das alte Hôtel Montasson in der damaligen Rue de Montblanc) konnten die in kurzer Zeit zahlreich gewordene Gesellschaft des ersten Kaiserreichs, Franzosen und Fremde, nicht fassen. Es war im Garten ein Ballsaal erbaut worden, luftig und leicht, wie die Jahreszeit es gestattete, von feenhaft

[1] Der fürstliche Archivar Berger (Fürst Felix Schwarzenberg. Wien, Braumüller, 1881. S. 172) gibt der Darstellung von Prokesch-Osten den Vorzug. Gewiß mit vollem Recht. Wem wäre dieser Gewährsmann nicht lieber, als der scandalsüchtige Gemahl der Rahel!

reicher Ausstattung, wie die Prunkliebe des Hofes von St. Cloud es verlangte. Der Ball hatte bereits begonnen, es war 11 Uhr vorbei. Die französischen Majestäten waren erschienen und beide im Ballsaal anwesend. Da fängt der obere Theil einer Portière am Eingang des Saales Feuer. Von Gesims zu Gesims flackert die Flamme, von der Wand zur Decke fliegt sie empor. An der gegenüberliegenden Seite des Saales war die Musiktribüne, dort wurde man zunächst auf die Gefahr aufmerksam und öffnete die weite Thüre, die auf eine Freitreppe ging. Draußen tobte ein Sturm als Vorläufer eines Gewitters. Durch die offene Thüre weht er mächtig herein und facht die fressende Flamme an. Schon stand der Saal ringsum in heller Lohe.

Schnell wie das Feuer hatte panischer Schrecken sich verbreitet. Mit gezücktem Degen hatte der Botschafter die Kaiserin Marie Luise und Napoleon zum Wagen geführt; zurückgekehrt leitet er mit Feldherrnblick und Feldherrnbefehl die Rettungsarbeiten. Doch war die Verwirrung unbeschreiblich, die Katastrophe furchtbar. Fürstin Pauline wähnte ihre jüngere Tochter noch im Saal, eilt zurück in die Flammen und findet weder ihr Kind noch den Ausweg. Am andern Morgen stieß man unter den Trümmern eines Kronleuchters auf eine Leiche, die man an den Steinen des Schmuckes als die der Fürstin Pauline erkannte. Fiedrich war damals ein Jahr alt, und es ging die Sage, daß in jener entsetzlichen Nacht in dem Schloß, wo die Kinder geblieben waren, eine Gestalt wie die der Mutter segnend am Bettlein des Kindes erblickt worden sei.

So hat dem Herrn Cardinal die Liebe der Mutter nie in's Jünglingsherz geschienen, und doch ist darin so gute Saat aufgegangen, so edle Frucht gereift; es waren nicht die Worte der Mutter, die ihn in die höhere Welt des Seelenlebens einführten, und doch verstund er den Kindern also von der himmlischen Heimath zu sprechen und von dem Wege dahin, von Christus, daß man meinen mußte, er habe es der Mutter abgelauscht.

Freilich fanden seine Geschwister und er in „Tante Lori", jener edlen Dame, deren schon früher Erwähnung geschah, eine Pflegemutter, die Alles that, um den Kindern den Verlust, den sie erlitten, zu ersetzen. Wie genau sie es mit der Erziehung nahm, ersieht man aus den Brieffragmenten, die Archivar Berger in seine Biographie des Fürsten Felix zu Schwarzenberg aufnahm[1]. Sie erwähnt nicht ohne Besorgniß

[1] S. 177 ff.

der „kindlichen Zerstreuung“ des „kleinen Fritz“. Der Cardinal war damals sechs Jahre alt und sonach diese Zerstreutheit eine durchaus normale Erscheinung. Sie gedenkt voll Dankbarkeit der angenehmen und lehrreichen Lectüre, die der Lehrer ihrer Pflegetöchter in seinen Schriften denselben bot, und nennt solche „die einzige Vormauer gegen das so verderbliche Romanlesen“. Ja man könnte fast einen heiligen Schrecken vor dem Ernste ihres Unterrichtsplanes bekommen. Denn von dem Abschluß des Bildungsganges der jungen Prinzessinnen redend sagt sie: „Nun habe ich einen wahren Durst nach Logik für sie.“ Bei alledem verband Pflegemutter und Kinder die herzlichste Liebe. Zum Schluß des angezogenen Briefes lehnt die Fürstin allerlei Lobsprüche ab und fügt hinzu [1]: „Ich habe kein Verdienst von meiner Art zu leben; es ist so leicht, gute Menschen zu lieben; und wie lohnend es ist, gute Kinder zu pflegen, zeigten meine Engelmädchen durch ihr rührendes Benehmen bei meiner bevorstehenden Abreise. Nie werde ich die seligen Augenblicke vergessen, die ich da mit ihnen verlebte. Ich hoffe, sie sollen gute Mütter, auch glückliche Gattinnen werden, denn sie leben in der Wirklichkeit, nicht in der Romanwelt, haben eine strenge Ansicht über Pflicht, einen stärkenden Blick nach Oben in Leiden.“ In diesem Familienkreis hieß Friedrich als der jüngste immer „Bubi“ und war der Liebling Aller, des Vaters, der Pflegemutter und aller Geschwister. Man muß das Familienleben kennen, wie wir es Gott sei Dank noch an mancher Stelle antreffen, um zu würdigen, wie segensreich es für die Erziehung der Kinder wirkt, wenn sie in wahrhaft patriarchalischer Ehrfurcht vor aller Autorität aufwachsen, vor der der Eltern und der des Priesters, des Lehrers, der älteren Geschwister, und wie segensreich auf die Gemüther die Atmosphäre einfacher Herzlichkeit und anspruchsloser Gemüthlichkeit einwirkt, die sie von Jugend auf umgibt.

Die Gaben der Natur, die Resultate der Erziehung wollen vollendet und verwerthet werden; Tugenden und Thaten, die bilden erst den Werth eines Christen, eines Priesters, eines Bischofs.

Die erste eigene große That des Cardinals war das Festhalten des erfaßten geistlichen Berufes. Es mag dem Biographen überlassen bleiben zu untersuchen, inwieweit Dr. Greif, sein von ihm hochverehrter Erzieher [2], in der geistlichen Richtung seines Strebens von Einfluß war. Wie all=

---

[1] A. a. O. S. 181.

[2] Vgl. über ihn in der oben angeführten Biographie Veiths von Prof. Löwe S. 141 ff.

gemein bekannt ist, drängte sein Vater ihn so wenig dazu, daß er vielmehr ernste Schwierigkeiten machte und nicht leicht sich von dem Berufe seines Sohnes überzeugen ließ. „Da war es denn eine recht seltsame Fügung des Himmels," schreibt Bischof Frind in einer Lebensskizze des Cardinals [1], „daß eben sein fürstlicher Vater der erste Kranke sein mußte, dem der geistliche Sohn seinen Beistand zu leisten hatte." Bis zum Jahre 1833 hatte der Cardinal dem Vater zu lieb den Empfang der Priesterweihe hinausgeschoben und doch noch dieselbe früh genug empfangen, um ihm die Sterbesacramente ertheilen zu können. Die Kämpfe, die er in seiner Berufssache zu bestehen hatte, waren um so viel ernster, als seine Idee vom Priesterthum eine wahrhaft erhabene gewesen ist. Man hörte ihn kaum je mit Schärfe und herbem Sarkasmus von etwas sprechen, dazu war er zu adeligen Sinnes; geschah es einmal, dann galt es gewiß einer minder schwungreichen und opferfrohen Auffassung des geistlichen Standes. Deßhalb wurden auch die unschuldigen Freuden aller Art, die dem jungen Fürsten in Fülle geboten waren, vielerlei Unterhaltungen, Theilnahme an Gesellschaften, der Verkehr mit Verwandten u. s. f., alle streng geprüft, inwieweit sie dem Priester und Prälaten gut anständen, und meist auf ein Minimum beschränkt. Überaus hart wurde es ihm, die Jagd zu lassen. Wer im dunkelgrünen Böhmerwalde zu Haus ist — denn dort liegt der größte Theil der mehr als 35 Quadratmeilen ausgedehnten fürstlichen Besitzungen — der muß wohl auch ein geborener Waidmann sein. Das „edle Waidwerk" vertrug sich aber nicht mit seinen geistlichen Absichten und Ansichten. Er sprach später wohl davon, wie die alte Jagdlust erwachte, wenn er als Student der Theologie die Herbstferien in Frauenberg oder Wittingau oder Krummau zubrachte, und aus der Tiefe der Bergesschlucht Hifthornklang herübertönte, der Freunde und Brüder zum fröhlichen Jagen lud. Ohne Büchse noch Hirschfänger zog er durch die fürstlichen Forste, das geübte Jägerauge aber entdeckte jede Hirschfährte,

> Und ein Bussard rief vom Walde
> Einsam über Tannenwipfel:
> Junger Waidmann, kommst du balde? [2]

Allein es ging, wie es bei demselben Dichter weiter heißt:

> Den ihr meint, er will nicht kommen;
> Dem ihr ruft, er hört euch nimmer.

---

[1] Die Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag. Prag, Calve, 1873. S. 296. [2] Dreizehnlinden, 25. Aufl. Im Klosterchor.

Wessen Herz niemals jung gewesen ist, der mag das belächeln oder geringfügig finden; Thatsache ist, daß gerade im Darangeben ganz unschuldiger und erlaubter Freuden der Opferwille sich am lautersten offenbart, daß ein Fürstensohn, der um Christi Priesterthum willen tapfere Entsagung übt, zu den seltenen Menschen gehört, die wissen, was hohe Ideen sind und was heilige Ideale und was kühne Begeisterung für alle beide. Oder soll er etwa den vieltausendstimmigen Lockruf der Welt nicht gehört haben; hat das Ungestüm der Jugend, das glänzende Gegenwart so fest umklammert hält, ihn nicht aufgefordert, den geistlichen Stand überhaupt Anderen zu überlassen, oder wenn es schon sein mußte, möglichst viel vom weltlichen Fürsten mit hinüberzunehmen? Gewiß hat er dieß Alles vernommen, in seiner edlen Brust hat zur Antwort nur der angeschlagene glockenreine Ton der Entsagung fortgeklungen. Im schwarzen Rock des Cooperators, bei der Katechese oder der Verkündigung von Gottes Wort, da fühlte er sich heimisch, und nicht in den Burgen seiner Ahnen, in den Palästen seines Vaters.

Der größte Entschluß der Jugendzeit des Herrn Cardinals hat ihn nicht nur verpflichtet, vieles zu lassen, er hat ihm namentlich die Aufgabe gestellt, vieles zu leisten. Die Naturanlagen, die er zum Dienste Christi mitbrachte, waren freilich wie ein Präludium zum Thema seines Lebens: „Ecce sacerdos magnus“; ihm lag es aber ob, sie zu adeln, zu weihen, zu vollenden. Und das hat er gethan. Aus dem Stahl seines ritterlichen Charakters schmiedete er unwandelbare Berufstreue, aus seiner vornehmen Anspruchslosigkeit wurde apostolische Einfachheit. Und auch sein Herz ist im priesterlichen Umgang mit Christus immer reicher geworden, so daß von ihm das Wort des hl. Augustinus galt[1]: „Wessen Brust liebeerfüllt ist, der hat immer etwas zu geben.“

Ja, deß sind alle Zeugen, die ihn kannten, daß der Gedanke an die Pflichten des Bischofs sein Thun und Lassen, Leben und Streben völlig durchdrang, vom ersten Tag bis zum letzten, da noch auf dem Todesbett alle seine Gedanken bei seiner Heerde weilten. Wir haben schon unparteiische Zeugen dafür aufgeführt, mit welcher Pflichttreue er die kanonischen Visitationsreisen in seiner ausgedehnten Erzdiöcese vornahm, und es ist in derselben bekannt genug gewesen, mit welcher Sorgfalt er sie vorbereitete, mit welcher Ausdauer er bei stundenlangen

[1] In Ps. 36. v. 21. S. 2. n. 13: „habet semper unde det cujus plenum pectus est charitatis.“

Schulprüfungen aushielt. Er unterbrach solche Reisen nur einigemal, und da waren es öffentliche Ereignisse von der größten Bedeutung, die ihn abriefen. Als eine seiner nächsten Verwandten hoffnungslos darniederlag, erklärte er nur in dem Fall zur Einsegnung kommen zu können, daß die Visitationsreise bis dahin abgeschlossen sei. In den letzten Jahren konnte ein aufmerksamer Beobachter bemerken, daß einige Rasttage mehr in das Programm seiner Reisen aufgenommen wurden, und daraus schließen, daß dem Herrn Cardinal eine Abnahme der Kräfte empfindlich werde. Man bat und mahnte, er solle doch seinen täglichen Spaziergang nicht vernachlässigen. Auf sein Bemerken, daß ihm hiefür die Zeit fehle und daß er ja immer bereit sei, seinem Berufe zu erliegen, wurde ihm wiederum bedeutet, ein plötzliches Ende sei in solchem Falle weit weniger wahrscheinlich als eine allmähliche Abnahme geistiger und körperlicher Kräfte. Das machte ihn nachdenklich; auf seinem Posten stehen und seinen Pflichten nicht nachkommen können, das erschreckte ihn, daraufhin versprach er zu thun, worum man bat.

Seine Pflichttreue hat in den kaiserlichen Handschreiben, die er zu den beiden erwähnten Jubiläen erhielt, von allerhöchster Stelle die verdiente Anerkennung gefunden. Und wenn wir vorhin bemerkten, es hätte sich vom Jüngling wohl erwarten lassen, daß er in der militärischen oder diplomatischen Laufbahn seinem Kaiser dienen würde, so war damit sicherlich nicht gesagt, daß er als Priester und Bischof nicht auch für den Kaiser gekämpft und gestritten. Denn die Lebenskraft Österreichs ist dynastische Treue, diese aber hat nur Vernunft und Bestand in Verbindung mit wahrer Religiösität. Vor einigen Jahren hat ein Staatsmann, den wir verehren und bewundern, im böhmischen Landtag gesagt, die österreichische Volkshymne sei der Accord, in dem die Liebe aller Völker zum Kaiserhaus harmonisch zusammenklinge. Es ist aber dieser Einklang der Herzen zugleich ein Gebet: „Gott erhalte unsern Kaiser.“ Also durchdringen sich dort Religiösität und dynastische Treue, daß derjenige das Kaiserlied nicht recht zu singen versteht, dem es nicht mehr gelingen mag, die Hände ehrlich zum Gebete zu falten.

Wir haben bereits auf die letzten Worte hingewiesen, die der Herr Cardinal öffentlich sprach; sie sollen hier eine Stelle finden[1]: „Möchte die Hauptstadt im Reiche des katholischen Kaisers . . . . glänzen an

---

[1] Reden, gehalten bei der 21. Generalversammlung der Michaels-Erzbruderschaft. Wien, St.-Norbertus-Verlag, 1885. S. 6.

Glaubenstreue und christlicher Sitte; möchte sie glänzen durch werkthätige katholische Vereine und christliches Familienleben; möchten Scherze und Possen, die alles verspotten, was heilig und ehrwürdig ist, nicht mit Beifall und Händeklatschen aufgenommen und bekräftigt werden; möchten Tagesblätter, die den Frieden der Gemüther, den Frieden der Familien, den Frieden der Gesellschaft stören, wenigstens von Christen keine Unterstützung finden." Das waren nun zunächst die letzten Wünsche des Priesters und Bischofs, es sind aber auch die innersten Wünsche eines wahrhaft kaisertreuen und österreichischen Herzens. Mit dem christlichen Leben erstarkt ja nothwendig dynastische Treue — oder soll sie etwa bei Frivolität und Cynismus gedeihen? Deßhalb ist und bleibt die Berufstreue des Priesters und Bischofs von Kaisertreue unzertrennlich.

Wie aus der angeborenen Ritterlichkeit hohe priesterliche Berufstreue, so wurde aus der vornehmen Einfachheit eine durchaus apostolische. Für diese schlichte und dabei doch so fürstliche Art, die groß ist, ohne auf Stelzen zu gehen, nichts weniger will als imponiren und doch nichts so sehr thut, ist das Verhältniß zu Untergebenen und Dienern überaus bezeichnend. Hat die Unterwürfigkeit und der Gehorsam derselben nichts Erkauftes oder Erzwungenes, ist er vielmehr selbstverständlich und freiwillig wie der des Kindes, dann wird auch nicht einem herrischen Tyrannen gedient, sondern einem Menschen und Christen. Als der Vater des Herrn Cardinals gestorben war (1833), hieß es in einem Nekrolog auf ihn[1]: „Wenn er seine Güter bereiste, dann war es, als zöge er von Kindern zu Kindern; Alle freuten sich, den gemeinsamen Vater zu sehen." Ganz dasselbe galt vom Herrn Cardinal und vom Verhältnisse zu seinen Dienern. Wurde einer derselben krank, dann war er voll väterlicher Sorge für ihn. Als im vergangenen März der Herr Cardinal in Wien anwesend war, erkrankte ein alter Diener im Hause Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten. Trotz der Bischofsconferenzen und parlamentarischen Arbeiten besuchte ihn der Cardinal wiederholt, bereitete ihn zum Empfang der heiligen Sacramente vor und kniete während der heiligen Handlung mit einer brennenden Kerze am Bette des Sterbenden. Sein langjähriger Kammerdiener Joseph war der Typus eines treuen Dieners voll Ehrfurcht und Anhänglichkeit, der aber bei guter Gelegenheit auch ein freies Wort sagte. In schwerer Krankheit war der Cardinal einst von heftigem Fieber geplagt. Joseph war besorgt wie eine barmherzige Schwester, bat

[1] Allg. Ztg. vom 28. December 1833, Beil. zu Nr. 470, S. 1879.

und ermahnte: „Eminenz, i' bitt', bleiben's ruhig"; und wenn dieß nicht half: „Eminenz, i' bitt', opfern wir's den armen Seelen auf."

Überall trat der einfache Geschmack des Herrn Cardinals zu Tage. Der Purpur, den er trug, war aus dem Nachlasse seines Vorgängers in Salzburg; die Salzburger Erzbischöfe haben bekanntlich das Privileg des Purpurs. Mit den Jahren wurde er zwar immer ehrwürdiger, allein wie es zu gehen pflegt, auf Kosten der Schönheit und Frische. Wie viel lag aber dem hochseligen Herrn daran, sich, und wenn die Rede darauf kam, auch Andere davon zu überzeugen, daß der Purpur noch vorhalten müsse, solang der Cardinal lebe. Wie hierin gerade nur das Nothwendige geschah, so in allem Übrigen. Von moderner Saloneleganz war in seinen Gemächern keine Spur, und mehr als ein Feinschmecker ist von seiner Tafel mit langer Miene abgezogen. Zuweilen unternahm er im Spätsommer eine acht- oder vierzehntägige Fußreise in die Salzburger oder Tiroler Alpen und ließ sich dabei gern von jungen Herren aus seiner Verwandschaft oder von Söhnen ihm befreundeter Familien begleiten[1]. Er hielt dann darauf, in Abhärtung und Bedürfnißlosigkeit es der Jugend zuvorzuthun, und nirgends war er so munter und froh als in jenen Höhen, wo die eigentliche Hochgebirgsschönheit anfängt, der Comfort aber aufhört. War dann nach tüchtigem Marsche am Abend die Sennhütte in Sicht und eine Nachtruhe im Heu bevorstehend, dann fragte der Cardinal wohl, ob seiner Aufforderung gemäß Jedermann sich mit einer Nachtmütze ausgerüstet habe; denn wo dem Kopfkissen der Überzug fehlt, empfiehlt es sich, dem Kopf selbst einen solchen zu geben. Gar bald war man dann bei vollständiger Gütergemeinschaft um die ungeheure Milchschüssel versammelt, an der in solchen Regionen das Abendessen angefangen, fortgesetzt und beschlossen wird. Die jungen Leute hatten natürlich weitgehende Absichten, wie es bei den voraufgehenden Gewaltmärschen nicht anders zu erwarten stund. Da konnte es nun vorkommen, daß der Herr Cardinal erklärte, so dicke Milch sei nicht gesund, es müsse Wasser hinzugethan werden; er vergaß aber nicht beruhigend hinzuzufügen, es solle dieß nur an seiner Seite der gemeinsamen Schüssel geschehen und nicht „umgerührt" werden, damit die Wirkung solcher Maßregel im weißen Meere localisirt würde.

So durchdrang liebenswürdige Einfachheit den ganzen Privatverkehr. Es war lauterstes Wohlwollen, angeborene Herzensgüte, frisch und frei aus

[1] Vgl. die schönen „Erinnerungen an Cardinal Schwarzenberg" im Grazer Volksblatt, Beil. zu Nr. 98 vom 1. Mai 1885.

dem Herzen quellend. Nirgends bethätigte sich aber diese so umfassend und unermüdlich als in seiner grenzenlosen Wohlthätigkeit. Nach seinem Tode hieß es in den Journalen, seit Langem wisse man das öffentliche Geheimniß, daß er um seiner Mildthätigkeit willen nicht in der Lage gewesen, irgend bedeutende Legate testamentarisch zu vermachen. Schon als Alumnus war er von zahllosen Armen gekannt; als Erzbischof begann er sogleich, galt es charitative Zwecke oder Hebung christlicher Kunst, mit seinem Privatvermögen schonungslos umzugehen, und blieb immer dabei, solang es anging; seine Freigebigkeit gab, man möchte sagen, ohne zu zählen. Wir behaupten ja nicht, daß ein Familienvater dieß nachahmen solle, aber an einem Bischof ist es sicher aller Bewunderung werth. Wie der Thau in stiller Nacht sich herabsenkt, so thaute in aller Stille Jahr aus Jahr ein Wohlthat um Wohlthat vom Hradschin her über das weite Land, zunächst freilich über die volkreiche Stadt, die eben, wie jede andere, viele Dachstübchen aufzuweisen hat, in denen bittere Armuth sich einnistet, und dumpfe Kellerwohnungen, in denen das Elend zu Haus ist, und Vorstädte mit ihren Fabriken und ihren Arbeiterquartieren, wo der Hunger aus hohlen Augen sieht und der „Rand der Verzweiflung" so schrecklich nahe ist. Weit entfernt davon, daß das Bedürfniß wohlzuthun Unordnung im Haushalt anrichtete, führte der Herr Cardinal genau Buch über alle seine Auslagen; so bedacht war er aber dabei, die linke Hand nichts wissen zu lassen von der Freigebigkeit der rechten, daß er, um auch vor zufälligen Entdeckungen möglichst sicher zu sein, bedeutendere Unterstützungen, wie auch die Namen derer, denen sie wurden, in hebräischen Buchstaben und chiffrirten Zeichen in sein dickes Rechenbuch eintrug [1]. Da er die Werke seiner Barmherzigkeit dergestalt vor dem großen Publikum zu verbergen sich bemühte, daß er sie in Quadratschrift und Hieroglyphen einsargte, wird es wohl auch dabei bleiben bis zum Tage, da Alles soll offenbar werden.

Diese Freigebigkeit in „klingender Münze" genügte seiner Herzensgüte durchaus nicht; mit dem Reichthum seines priesterlichen Herzens ging er ebenso verschwenderisch um. Wie gern tröstete er, und wie gut verstund er es. Jedes bekümmerte Menschenkind, dem er je zusprach, bewahrt die Erinnerung daran. Vor allen Verwandten konnten einzig die

[1] So erzählt Louis Teste (Préface au Conclave. Paris, Vaton. p. 118). Der pseudonyme Verfasser würde uns als Gewährsmann nicht genügen, wäre es uns nicht einst gelungen, auf eine directe Frage danach eine Bestätigung dieser Angaben vom Herrn Cardinal selbst zu erhalten.

sich besonders auszeichnenden Entgegenkommens rühmen, die von Krankheit heimgesucht, von Unglück getroffen waren. Ein priesterliches Herz, gebildet nach dem Herzen des Heilands, übt eine ganz eigenartige Anziehungskraft aus auf die Jugend. Wie viel Jünglingen mehrerer Generationen ist der Cardinal in seinem langen Leben durch Wort und That ein leibhaftiges „Sursum corda“ gewesen! Seine gütige Herablassung gab ihm oft wahrhaft rührende Aufmerksamkeiten ein. Die von edler Hand geschriebenen „Erinnerungen an Cardinal Schwarzenberg“ im „Grazer Volksblatt“, auf die wir schon hingewiesen haben, erzählen einen Zug solcher Aufmerksamkeit. Es war im Kriegsjahr 1866. „Eine dem Cardinal befreundete Familie, deren Sohn als Lieutenant in der kaiserlichen Armee diente, hatte vor Ausbruch des Krieges Prag verlassen. Nur einige Diener waren im Familienhause zurückgeblieben und seit der Occupation von jeder Verbindung mit ihrer Herrschaft abgeschnitten. Wie erstaunte der alte Portier, als er einige Tage nach der Schlacht von Königgrätz auf den Schall der Hausglocke das Thor öffnete und der Cardinal-Erzbischof vor ihm stand. Er war eigens zu Fuß in die Stadt hinabgegangen (seine Pferde hatten die Preußen mit Beschlag belegt), um den alten Dienern mitzutheilen, daß ihr junger Herr sich in der Schlacht brav gehalten habe und unverletzt geblieben sei.“ Die Redaction des genannten Blattes hat es bereits verrathen, wer jener Offizier gewesen. Sieben Jahre später wurde er vom Herrn Cardinal zum Priester, nach siebzehn Jahren zum Bischof geweiht, und heute hat er als Nachfolger des Cardinals den Stuhl des hl. Adalbert inne. Da dieses bekannt ist, können wir auch ohne Indiscretion ergänzend hinzufügen, daß es eine überaus große Freude in's Leben des Herrn Cardinals gebracht hat, als er auf seine nach Beendigung des Feldzuges an den Lieutenant Grafen Schönborn gestellte Frage, ob er beim Regiment zu bleiben gedenke, die Antwort erhielt: „Ich beabsichtige mich für das Regiment Eurer Eminenz zu melden.“

Nicht nur bei häufigem Verkehr hat sich das liebe Bild des hochseligen Herrn der Seele eingeprägt, auch in einer kurzen und flüchtigen Audienz konnte er einen unvergeßlichen Eindruck hervorrufen. Unter den Briefen der Dichterin Luise Hensel findet sich einer vom Jahre 1851, aus dem wir zum Beweise Einiges folgen lassen [1].

---

[1] Schlüter, Briefe der Dichterin Luise Hensel. Paderborn, Schöningh, 1878. S. 40 ff. Vgl. auch Dr. F. Binder, Luise Hensel. Ein Lebensbild. Freiburg, Herder, 1885. S. 349 ff.

„Die Aussicht vom Hradschin," schreibt die Dichterin, „über die Stadt und Moldau hinweg, über herrliche Fluren und Landhäuser bis zur fernen zackigen Gebirgskette hätte mich Tage lang fesseln und erfreuen können, wenn ich Zeit zum Weilen gehabt hätte. Dann habe ich auch den alten interessanten Emanuel Veith besucht, zwei Stunden bei ihm gesessen und mit ihm über Mancherlei gesprochen .... Beim Weggehen, wo ich schon in der größten Eile war, weil ich in meinem sehr entfernten Gasthof noch Allerlei zu packen hatte und nur noch anderthalb Stunden, sagte Veith: ‚Jetzt müssen Sie auch noch unsern Enkel (er spricht das G völlig wie K aus) sehen.' Ich merkte wohl, daß er den Cardinal-Erzbischof von Prag meinte, und erwiederte, daß ich im Reisekleide, naß vom Regen und mit schweren Lederschuhen bewaffnet, unmöglich zu einem so vornehmen Herrn gehen könne. ‚Thut nichts, ich führe Sie hin.' Ich habe aber gesehen, daß sehr elegante Wagen vor dem Schlosse halten. ‚Thut nichts, ich lasse ihn herausrufen.' Ich habe aber eine kleine Grasmücke in der Hand im Taschentuch, die ich erstarrt und naß hier vor der Thüre des Schlosses gefunden, und ich kann das arme Thier nirgend lassen .... ‚Thut nichts, Sie können das Thierchen in der Hand behalten.' Ich habe aber durchaus keine Zeit mehr, muß sogleich auf die Eisenbahn. ‚Thut nichts, Sie müssen unsern Enkel einen Augenblick sehen.' Und also Treppe auf Treppe ab mußte ich nachfolgen, am Arm einen nassen Regenschirm, in der einen Hand ein schreiendes Vögelein, in der andern ein großes Pack Bücher, die ich auf dem Wege gekauft. Die Diener nahmen gar keine Notiz von mir, die wartenden Herren und Damen im elegantesten Costüm rümpften die Nasen. Veith öffnete mir ein Cabinet, ging zum Cardinal, und dieser kam sogleich aus einer Audienz, die er einer alten vornehmen Dame gab, und war überaus freundlich und liebenswürdig. Ich habe wohl eine Viertelstunde bei ihm gesessen und mußte dann so unartig sein aufzustehen, um nicht den Zug zu verfehlen. Als ich niederkniete, um den Segen zu empfangen, fing mein Vögelchen an so fürchterlich zu schreien, daß ich mich meiner Barmherzigkeit schämte. Der gute Cardinal fand es aber sehr mütterlich und mein Grasmückchen empfing den Segen mit mir .... Ich habe oft von der Liebenswürdigkeit und Schönheit des Cardinals Schwarzenberg gehört, muß aber sagen, daß ich alle meine Erwartungen übertroffen sah. Ich habe nie neben einem solchen Ausdruck von Jugendlichkeit und Unschuld soviel Geist, Leben und Grazie gesehen .... Überhaupt ist die ganze Erscheinung dieses Kirchenfürsten eine ganz eigenthümliche; man meint, es werde hell im Zimmer, wenn er eintritt; wenn ich je einen Menschen gemalt sehen möchte, so diesen und zwar als Erzengel Michael, weil seine Erscheinung neben der größten Lieblichkeit auch etwas Ehrfurchtgebietendes, und neben der hingebendsten Leutseligkeit und lebendigsten Freundlichkeit auch so viel Ernst und Würde, so viel Fürstliches hat. Beim Herausgehen machten alle Diener mir und die im Vorsaal Wartenden die tiefsten Verbeugungen; das ist die Welt."

Man sieht aus diesem Briefe, wie befreundet Canonicus Veith, „der ausgezeichnete Schriftsteller und große Kanzelredner"[1], mit Cardinal Schwarzenberg gewesen ist. Seit 1849 Ehrendomherr von Prag, war er 1850 dem Cardinal dahin gefolgt, und eben diesen Entschluß hatte er mit dem oben angeführten Wort begründet, es gebe doch weit und breit „kein so liebliches Gemüth", „keinen so adeligen Geist". Dem Cardinal aber war es überaus lieb, den Verkehr mit dem geistvollen Mann fortsetzen zu können, wie er überhaupt die Gottesgabe der Freundschaft zu schätzen wußte. Überaus gern weisen wir zum Schlusse auf diese Eigenschaft hin, denn es ist etwas Großes um edle Freundschaft. Wird derjenige in der Schrift selig genannt[2], der einen wahren Freund gefunden hat, so ist auch derjenige glücklich zu preisen, der Empfänglichkeit hiefür besitzt; und wie das unser Mann nicht ist, dem das offene Auge für die Schönheiten der sichtbaren Schöpfung fehlt, so däucht der uns höchstens ein halber Mensch, welcher die Schönheiten der unsichtbaren Schöpfung, der Welt des Geistes und Gemüthes, nie empfunden hat, die uns doch wie Luft und Licht umgeben und umfluthen. Der Grund hiefür liegt auf der Hand. Wenn die Sonne beim Untergang am Oceanshorizont allmählich entschwindet und die Meereswogen noch wie in Erinnerung leuchten, wie in Sehnsucht sich heben; oder wenn beim Aufgang die Morgenröthe vor ihr her über Berggipfel und Gletscherspitzen eilt und purpurne Flammen ihre Fußspuren sind, dann empfindet ein ganzer Mensch ob solchen Schauspiels unermeßliche Freude: denn seines Gottes Herrlichkeit zieht wie im Schattenriß an ihm vorüber. Und wenn ihm die Schönheiten der geistigen Welt aufgehen und verkörpert anschaulich werden, wenn edle Sinnesart ihm begegnet und reiche, fruchtbare Talente, Gedanken hell und schnell wie das Licht, Gemüther weit und tief wie das Meer, Herzen, in denen Schachte sich finden voll goldener Treue, dann freut er sich und frohlockt erst recht, denn seines Gottes geistige Schönheit strahlt ihm entgegen wie aus einem Bilde. Wer derlei Bewegungen nie erfuhr, den bemitleiden wir; wer von ihnen ergriffen wird, der danke Gott dafür; wer sie versteht, der weiß die Räthselschrift auf dem Grunde des Menschenherzens zu lesen; Heil endlich demjenigen, dem sie dienen zur Heiligung Anderer und seiner selbst. Cardinal Schwarzenberg hat Geist und Talent gewürdigt, es hat ihm wohlgethan, große Erscheinungen der geistigen und sittlichen Welt bewundern zu können,

---

[1] Dr. Binder, a. a. O. S. 350, Anm. [2] Sir. 25, 12.

er hat tiefgehende Sympathien empfunden und war ein treuer Freund seiner Freunde. Als untrügliches Merkmal eines edlen Mannes haben wir dieses an ihm abgenommen: daß Größen gegenüber die allererste Regung aufrichtige Freude sein müsse und sympathische Bewunderung, nicht kalte Zurückhaltung, noch die Sucht, zu kritisiren oder zu verkleinern.

So war ihm Diepenbrock sehr anziehend, der Mann, dem man gleichfalls „fürstliche Haltung", ja „den Blick eines Imperators" nachgerühmt hat [1], dessen Schriften und Dichtungen aber zarteste Herzensbesaitung bekunden. Fürwahr, die berühmten Worte Diepenbrocks bei der Besitzergreifung des fürstbischöflichen Stuhles von Breslau hätten genügt, um die Freundschaft des Cardinals zu gewinnen, so ganz gaben sie seinen Lebensgedanken wieder [2]. Ein anderer Kirchenfürst, dem der Cardinal in inniger Freundschaft ergeben war, ist der große Bischof von Mainz gewesen, der Mann mit dem starken Arm und dem warmen Herzen, dessen kraftvolle Überzeugungen in der Erinnerung von Ungezählten gesegnet bleiben. Der freundschaftliche Verkehr zwischen den beiden Kirchenfürsten hat es wohl auch mit veranlaßt, daß, als im Jahre 1855 das 1100jährige Jubiläum des hl. Bonifacius gefeiert wurde, Cardinal Schwarzenberg auf der Mainzer Domkanzel am ersten Tage der großen Festoctave die Festpredigt hielt, und wiederum Ketteler die Reihe der deutschen Festpredigten eröffnete, als man im Jahre 1873 zu Prag das 900jährige Gedächtniß der Gründung des dortigen Bisthums hochfestlich beging [3].

---

[1] Cardinal und Fürstbischof M. von Diepenbrock. Ein Lebensbild von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. Breslau, F. Hirt, 1859. Der Miniatur-Ausgabe S. 87. Über die „warme und innige Freundschaft" beider Kirchenfürsten a. a. O. S. 121.

[2] Im vollen bischöflichen Ornate trat der eben Inthronisirte im Breslauer Dom an die Marmorstufen, die das erhöhte Presbyterium vom Schiff der Kirche trennen, und sprach mit volltönender Stimme: „So setze ich nun meinen Hirtenstab auf den ewigen Urfelsen, der da ist Christus, und schlage flehend mit Moses an diesen Felsen, auf daß ein Quell des lebendigen Wassers, ein Strom der Gnade und Erbarmung sich aus ihm ergieße, erquickend und befruchtend über die meiner Obhut anvertrauten Triften." „Ich stütze meinen Stab auf den von Christus gelegten Grundfelsen der Kirche, der nicht weicht und nicht wankt, wie sehr auch Stürme und Wetter toben; und ich gelobe zu Gott: ich will ein treuer und gewissenhafter katholischer Bischof dieser Kirche sein" (bei Förster, a. a. O. S. 134 f.).

[3] Bei Gelegenheit dieser Rede (im Auszug bei Frind, Gedenkbuch des 900jährigen Jubiläums des Prager Bisthums. Prag, Kathol. Preßverein, 1874. S. 37 ff.) trug sich ein Quidproquo zu, das bei den hochwürdigsten Herren große Heiterkeit hervorrief. Der Reporter eines liberalen Blattes wohnte der Predigt des Bischofs von

In der Jugendzeit hat der ausgezeichnete Erzbischof Gruber von Salzburg in Wort und Schrift mächtig auf den jungen Kleriker und Fürsten eingewirkt[1]; in seinem Greisenalter mutheten den Herrn Cardinal die Werke des Bischofs Eberhard von Trier ganz besonders an. Während die große Vorliebe des Cardinals und sein tiefes Verständniß für Katechetik wohl auch mit dem Einflusse seines Freundes und Vorgängers zuzuschreiben ist — denn Gruber war und ist eine Autorität in diesem Fache —, kam er in den letzten Lebensjahren oft darauf zurück, wie lieb ihm die großartigen Bilder vom Reiche Gottes waren, welche die erhabenen Kanzelvorträge des Bischofs Eberhard entwerfen.

Keiner von diesen Kirchenfürsten aber stand dem Herrn Cardinal so nahe als ein einfacher Priester, keiner ist ihm so innig befreundet gewesen als Canonicus Veith. Schon zehn Jahre, bevor Veith dem Cardinal nach Prag folgte, im Jahre 1840, schrieb er in einem der Briefe[2], deren gemüthlicher Ton so liebenswürdig ist: „In unserer patschig-latschigen Zeit erscheint mir dieser Herr als eine der wunderlichsten Ausnahmen; er vereint soviel reales und ideales Gute in einer seltenen Temperatur, daß man gezwungen ist, ihn für einen von denjenigen zu halten, mit welchen die reservirende oder Reserve bildende Providenz etwas Besonderes vorhat. Dieser Gedanke kehrt bei mir immer wieder, ist aber im Grunde von melancholischer Färbung, weil er harte Leiden involvirt." Sieben Jahre früher hatte Veith als Domprediger von St. Stephan in Wien bei der Primiz des Cardinals die Predigt gehalten, und schon 1830 müssen sie sich näher getreten sein. Veith hielt in diesem Jahre seinen ersten großen Quadragesimalcyclus, der bald darauf unter dem Titel

---

Mainz bei. Zum Schluß derselben klang es wiederholt machtvoll durch die Kirche: „depositum custodi", „bewahre die Hinterlage des Glaubens" (bei Frind, a. a. O. S. 49). Unser Reporter verstand das nicht. Er gehörte offenbar zu den Menschen, für die solche Mahnung zu spät kommt, wenn sie nicht überhaupt immer gegenstandslos gewesen. Zudem war er gewiß von der fixen Idee beherrscht, einen der „streitbarsten" Bischöfe vor sich zu haben. Kurz, am folgenden Tag stand in seinem Blatte zu lesen, der Bischof von Mainz habe u. A. auch vom Hinterlader des Glaubens gesprochen!

[1] Augustin Gruber, am 23. Juni 1763 in Wien geboren, wurde 1788 Priester, 1815 Bischof von Laibach, 1823 Erzbischof von Salzburg (nach mehrjähriger Sedisvacanz, da sein Vorgänger, Graf Hieronymus Colloredo, 1812 gestorben war). Seit 1828 hielt der Erzbischof Vorlesungen über Pastoral, seit 1830 über Katechetik für die Alumnen seines Seminars. Sie erschienen später in drei Bänden. Vgl. Dr. Schumann, Geschichte des Lebens u. s. w. Salzburg 1836.

[2] Löwe, a. a. O. S. 226.

„Die heiligen Berge“ im Druck erschien. Veiths Biograph, Professor Löwe, sagt mit vollem Recht[1]: „Es war eine ebenso originelle als hochpoetische Idee, die Höhenpunkte der Entwicklung des Alten und Neuen Bundes an die Bergeshöhen zu knüpfen, welche der Schauplatz dieser Thatsache waren, und so die Verkettung der Hauptphasen der Offenbarungsgeschichte durch das Bild jener zu einer Kette verbundenen Berggipfel zu veranschaulichen.“ Die Wanderungen des Redners gingen von Höhe zu Höhe durch die Jahrhunderte der heiligen Geschichte, vom Ararat und Moriah zu Nebo und Garizim, zu Korun, Golgotha und Sion[2]. Ein Mann, der solches ersonnen, mußte dem Cardinal in hohem Maße congenial sein. Trat ihm doch in dieser Conception die Übernatur entgegen, verwoben mit demjenigen, was in der Natur ihm das Liebste war, den Schönheiten der Gebirgswelt. Diese fast schwärmerische Liebe des Cardinals zu den Hochalpen bliebe demjenigen völlig unverstanden, der darin nur touristisches Erholungsbedürfniß oder ästhetisches Wohlgefallen oder geologisches und orographisches Interesse suchte. Letzteres wurde nicht ausgeschlossen, das Andere veredelt, das Erste eben mitgenommen, aber der eigentliche Grund davon war, daß in ihm so mächtig der Zug zur Höhe gewesen ist. Auf den irdischen Höhen wehen reinere Lüfte, wohnt Freiheit und Frohsinn und Friede und Unwandelbarkeit; auf den irdischen Niederungen lagern dumpfe Dünste, darin drängen sich geschäftige Menschen und stehen einander im Weg; ruhelos wie ein Fabriksdienst ist das Weltgetriebe, und viele sind, die trübselig dreinschauen, die nur zuwarten, bis sie der Sturm der Vergänglichkeit aus dem Wirrwarr hinausfegt. — Wenn dem so ist, was bedeutet der Zug zur Höhe? Die Geisteswelt kennt ja weder Osten noch Westen, weder Höhe noch Tiefe, was wir aus Lehm Gebildete geistige Höhen nennen, ist das Ziel unseres innersten Strebens, das nun einmal, wie der Name schon sagt, hinaufgerichtet ist, das von Natur der vollen

---

[1] A. a. O. S. 122.

[2] Es mag wohl unnütz sein, zu bemerken, woran Niemand zweifeln kann, daß wir nämlich die Verwerthung der Günther'schen Philosophie in Veiths Schriften überaus bedauern müssen und mit manchen seiner Ansichten auf dem Gebiete der Dogmatik nicht einverstanden sind. Die philosophische und theologische Bewegung, von welcher die Encyklika Leo' XIII. „Aet. Patris“ vorbereitet wurde, war in den vierziger Jahren kaum über den ersten Impuls hinausgekommen. Es muß zum mindesten gestattet sein, zu denken, daß Männer von so hoher Begabung und edlem Streben, wie Veith u. A., sich ihr angeschlossen hätten, wäre in deren Lernzeit sie bereits so stark gewesen wie heute und also sanctionirt, wie sie es durch Leo XIII. ward.

Wahrheit, der bleibenden Schönheit, dem Edlen und Vollkommenen und ewig Vollendeten nacheilt und nacheilen muß. Der Zug zur Höhe ist die Sehnsucht nach Gott, und ruhelos bleibt er, bis daß er ausruht in Gott.

So hat auch Veith den Zug zur Höhe verstanden, und das war dem Cardinal aus dem Herzen gesprochen. Als der hochselige Herr in seiner Residenz aufgebahrt lag, brachte man auch einen Kranz, den wohl Viele mit tiefer Rührung betrachtet haben. Er war aus dem ersten Grün der Alpenrosen gewunden; die Prager Section des deutsch-österreichischen Alpenvereins hatte diese Grußbotschaft der Alpen an ihren „edelsten Freund" übermittelt, und auf den Bändern stund zu lesen:

Von schneebedeckten Matten an der Gletscher Fuß
Des Lenzes erste Boten nimm als letzten Gruß.

Nun sind sie längst welk geworden und dürr, diese Blätter und Knospen, die damals erst aufgingen, wie der Lenz selbst verstürmt und verschwunden ist, dessen erstgeborene Kinder sie gewesen. Möchten doch die letzten Grüße und die treuen Gebete, mit denen unvergängliche Dankbarkeit die Seele des Heimgegangenen zu den „Bergen der Ewigkeit" geleitet, ihm die ersten Boten jenes Lenzes gewesen sein, dem kein Herbst folgt, weil er in Ewigkeit währt, der kein Leid kennt, weil er der Himmel ist.

Robert von Nostitz-Rhieneck S. J.

Organisation des Wetterdienstes in Nordamerika.

Während die Organisation des Kriegsdienstes, des Post- und Telegraphendienstes, des Eisenbahnwesens und ähnlicher Institutionen eine vollständig klare ist und leicht zu beschreiben wäre, ist diejenige des Wetterdienstes noch in dem Stadium des Experimentirens begriffen. Der folgende Versuch einer Erklärung der Organisation des amerikanischen Wetterdienstes will deßhalb nicht auf vollständige Genauigkeit Anspruch machen. Um einen Einblick in dieselbe zu gewinnen, haben wir die Beobachter und die Stationen getrennt zu betrachten. Wie bei jenen, so wird sich auch bei diesen eine doppelte Klasse herausstellen.

1. Organisation der Beobachter.

Wie schon in dem vorigen Aufsatze erwähnt wurde, hat der Congreß den nationalen Wetterdienst in die Hände des Kriegsministeriums gelegt und dadurch den ganzen Dienst zu einem militärischen gestempelt. Das Kriegsministerium seinerseits übertrug diesen neuen Zweig dem „Chef des Signaldienstes“ (Chief Signal Officer).

Es werden deßhalb zum volleren Verständnisse der Organisation des Wetterdienstes einige Bemerkungen über den Signaldienst unerläßlich sein.

1. Der Signaldienst (Signal Service) der amerikanischen Armee entstand während des letzten Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten und ist die Schöpfung des Brigadegenerals Albert J. Myer, seines ersten Chefs. Seine damalige Aufgabe kann in dem Worte „Feldtelegraphie“ zusammengefaßt werden, und zwar im weitesten Sinne des Wortes. Auf Betreiben des Generals Myer wurde im Jahre 1869 auch in der Marine ein eigener Signaldienst eingeführt, genau nach demselben Plane, aber unter einem eigenen Chef. Der Zweck dieses doppelten Signaldienstes war die Herstellung der Communication zwischen Armee und Flotte und zwischen den einzelnen Abtheilungen beider, sowie die Signalisirung des Feindes zu Wasser und zu Land.

Die zu diesem Zwecke gebrauchten Signale waren optische, akustische und elektrische. Unter den ersten sind besonders zu erwähnen: Leuchtkugeln und Raketen, Flaggen und Laternen oder Fackeln, und namentlich der Heliograph, der die „Sonnenblitze“ durch einen Fingerdruck nach jeder beliebigen Richtung wirft. Ein geübter Mann kann mit dem letztern in einer Minute acht Worte telegraphiren, ungefähr dreimal so viel als mit einer Flagge. Die gewöhnlichen Feldheliographen mit sechszölligem Spiegel sind dem bloßen Auge auf eine Entfernung von zwanzig bis dreißig englischen Meilen sichtbar, die mit neunzölligem Spiegel auf achtzig Meilen Entfernung, ja in einem kleinen Fernrohr sogar auf hundertundzwanzig Meilen. Unter den elektrischen Signalen spielen der „fliegende Telegraph“ und das „Eccard'sche Telephon“ die Hauptrolle. Dieses letztere, von einem Sergeanten des Signaldienstes erfundene Instrument soll das beste Feldtelephon der Welt sein, hat sich aber, wie alle anderen Telephone, von dem Bell'schen einen Prozeß wegen Patentverletzung zugezogen.

Das Signalwesen besteht in jeder Armee, ist aber meist den Genietruppen als Aufgabe zugetheilt. Die amerikanische Armee scheint die einzige zu sein, welche eigene Signaltruppen besitzt. Wenigstens haben

mehrere auswärtige Mächte seit der Errichtung des Signaldienstes wiederholt höhere Offiziere bevollmächtigt, mit den Vereinigten Staaten in Verbindung zu treten behufs eines genaueren Studiums des Signalwesens. Seit dem Jahre 1872 waren es namentlich Österreich und Deutschland, die ein besonderes Interesse an dem amerikanischen Signaldienste genommen. Schweden hatte schon im Jahre 1869 zwei Offiziere nach Washington geschickt, um den Signaldienst zu studiren.

Ein Grund zur Ausbildung dieses besondern Zweiges der Kriegskunst ist ohne Zweifel in der geographischen Lage der Vereinigten Staaten zu suchen. Die Bevölkerung wird nämlich auch in Friedenszeiten fortwährend von wilden Indianerhorden bedroht, besonders an der südlichen und nördlichen Grenze, gegen Mexico und Britisch-Nordamerika zu, aber auch im Innern des Landes um die Reservationen herum. Die Kriegstaktik dieser Stämme besteht darin, sich unvermerkt zwischen den Militärposten durchzuschleichen und von ihren Raub- und Mordzügen zurückzukehren, ehe noch die Truppen Zeit gefunden, sich auf den ausgedehnten Länderstrecken in hinreichender Zahl zu sammeln.

2. Die Aufgabe des amerikanischen Signaldienstes ist nun seit der Errichtung des Wetterdienstes eine doppelte geworden, die sich füglich in dem Ausdrucke „Feld- und Wetter-Telegraphie“ zusammenfassen läßt.

Es bildet also der Wetterdienst (Weather Service) einen Theil des Signaldienstes im weiteren Sinne, und zwar, wenn man die Größe der Kosten und der Arbeit betrachtet, den größeren Theil desselben. Frägt man aber, wie es denn komme, daß eine so friedliche und wissenschaftliche Aufgabe, wie Meteorologie, der Armee und speciell dem Signaldienste zugetheilt worden, so wird man vielleicht nicht ganz irre gehen, wenn man diese Combination für eine zufällige hält. Es war eben wieder General Myer, der den Anstoß zum nationalen Wetterdienste gegeben hatte. Er war der Schöpfer des Signaldienstes und des Wetterdienstes und er war der geeignetste Mann, beide zur Ausbildung zu bringen.

Eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen beiden Diensten ist indessen nicht zu verkennen, und als Hauptgründe für deren Vereinigung wurden vom Chef des Signaldienstes die folgenden angegeben.

Das ganze Beobachtungs- und Publikationssystem nach gemeinsamem Plane soll unter militärischer Disciplin viel sicherer und regelmäßiger durchgeführt werden können. Es wird behauptet, daß noch nie eine Civilcorporation auf dem Gebiete der Meteorologie eine so mühe-

volle und systematische Arbeit geleistet habe, wie das Signalcorps der Vereinigten Staaten.

Ferner, heißt es, könne nur durch das Militär ein Netz von Stationen systematisch über das ganze Land ausgebreitet werden. Gerade in den schwachbevölkerten Territorien und den Indianer-Reservationen im hohen Norden und am Felsengebirge sowie an der Scheidewand der beiden Oceane, an der mexicanischen Grenze, sind meteorologische Beobachtungen zur Beurtheilung der amerikanischen Witterungsverhältnisse unerläßlich. Dieses sind aber gerade die Orte, wo der Hauptheil der Armee stationirt ist. So ist es möglich geworden, ein Netz von Beobachtungsstationen über den ganzen Continent auszuspannen, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean und vom Golf von Mexico, einschließlich Westindien, bis an das Nördliche Eismeer. Denn auch von Canada, Neufundland und Britisch-Amerika laufen tägliche Berichte ein. In vertikaler Richtung erstreckt sich das Netz vom Meeresniveau bis zum Mount Washington, einer Höhe von 1916 Meter, ja selbst bis zum Pike's Peak in Colorado, einer Höhe von 4322 Meter über dem Meeresspiegel.

Der Kostenpunkt soll ein weiterer Grund sein, den Wetterdienst dem Militär zu übergeben. Die Instrumente, die Erhaltung der Stationen und namentlich die Telegraphie verursachen jetzt die Hauptkosten. Das wäre aber nicht in gleichem Maße der Fall, wenn die Regierung Civilbeobachter an all die entlegenen Stationen schicken und für die unangenehme Arbeit besolden müßte.

Ein nicht zu unterschätzender Gesichtspunkt, der für die militärische Organisation des Wetterdienstes sprach, war das Bildungsmittel, das General Myer in demselben für sein Signalcorps erblickte. Gemeine wie Sergeanten und Offiziere sollten daran gewöhnt werden, die Instrumente genau abzulesen zur bestimmten Stunde und Minute, bei Tag und bei Nacht; sie sollten gewöhnt werden, die Beobachtungen genau und kurz zu Papier zu bringen, meistens in Chiffreschrift umzusetzen und rasch an das Hauptquartier zu berichten; sie sollten daran gewöhnt werden, fortwährend ein offenes Auge zu haben auf alle Erscheinungen der Natur, besonders auf drohende Anzeichen, und nach dem Eintreffen eines Unglücksfalles über alle einschlägigen Thatsachen eine genaue Statistik aufzunehmen. Die höheren Offiziere der Armee sollen wiederholt anerkannt haben, daß seit der Errichtung des Wetterdienstes aus allen Theilen der Union bestimmte und rasche Berichte über alle physikalischen und militärischen Ereignisse einlaufen, verfaßt von Männern, die Geistesgegenwart mit Pflicht-

treue verbinden. Man verspricht sich deßhalb viel von den Leistungen des Signalcorps für die Zeit eines Krieges.

Was bei einem Kriege aus der Wettertelegraphie werde, hat die Erfahrung glücklicher Weise noch nicht gezeigt, ist aber unschwer vorauszusehen. Eine Stockung des Wetterdienstes würde indessen unvermeidlich sein, auch wenn eine Civilabtheilung damit betraut wäre. So lange indessen die amerikanische Armee mit sich und der Menschheit im Frieden lebt, ist das Signalcorps mit Recht stolz darauf, sein Augenmerk auf die Elemente der Natur zu lenken, die weit verheerender wirken als Armeen, und seinen Mitbürgern die Unholde von Cyklonen und Eisbergen, Hagel und Gewitter, Frost und Nässe zu signalisiren und die ungebändigten Kräfte der Atmosphäre gleichsam unter Polizeiaufsicht zu stellen.

3. So lange diese Gründe durch den persönlichen Einfluß des hochgeachteten Chefs, General Myers, gestützt waren, bildeten sie auch die öffentliche Meinung; allein schon zwei Jahre nach dem Tode des Generals erklärte der Kriegsminister, daß er die Tragweite derselben sehr bezweifle. Namentlich sehe er nicht ein, daß militärische Disciplin für einen meteorologischen Beobachter mehr von Nöthen sei, als für einen Telegraphisten oder Postbeamten oder für die zahlreichen Civilbeamten im Finanzwesen. In der That seien auch unter den 960 Mann, die im Monate Mai des Jahres 1882 im Wetterdienste angestellt waren, nicht weniger als 388, d. h. weit über ein Drittheil, Civilisten gewesen, ganz abgesehen von den 325 freiwilligen Beobachtern, die mit dem Wetterbureau in regelmäßigem Verkehr stünden. Es geht deßhalb das Bestreben des Kriegsministeriums dahin, diesen der Armee fremdartigen Wetterdienst ganz vom Militärdienste zu trennen und zu einem Civildienste zu machen. Es ist ihm dieß auch bereits gelungen in Bezug auf das Budget, und zwar, wie wir später sehen werden, zum Nachtheile des Wetterdienstes.

4. Die Organisation der Signaltruppen, die zugleich den Wetterdienst versehen, war von Anfang an und ist auch jetzt noch eine unsichere und unbefriedigende. Die Signaltruppen bilden nicht ein selbständiges, von anderen Truppengattungen gänzlich getrenntes Corps, wie sich aus dem folgenden Rückblick ergeben wird. Nach dem Zeugnisse des Generals Myer war die Kenntniß des Signalwesens in der ganzen Armee vor dem Jahre 1869 sehr spärlich und ungenau. Von da an drängte er fortwährend darauf, daß jeder Offizier der Armee in den nothwendigsten Kenntnissen des Signalwesens unterrichtet und daß einige

darin besonders ausgebildet würden. Diese sollten dann, jeder mit zwei Assistenten, mit Signalen und einer geschriebenen Instruction versehen, als Lehrer in die einzelnen Militärdistricte ziehen; ebenso sollte jedes Schiff der Flotte einen solchen Signaloffizier als Instructor erhalten. Dieß geschah denn auch, und schon im Jahre 1870 waren 190 solche Offiziere mit 321 Mann als Assistenten auf 76 verschiedenen Posten thätig, während andere in Fort Whipple im Staate Virginien, welches zum Übungsposten für Armee und Flotte bestimmt wurde, einen Curs im Signalwesen und von jetzt an auch im Wetterdienste durchmachten. In welcher Weise dieß geschah, erhellt am besten aus einer Verordnung des Kriegsministers vom Jahre 1880, laut welcher jedes Jahr acht Lieutenants aus den verschiedenen Abtheilungen der Armee nach Fort Whipple gesandt, nach einem Jahre aber wieder an ihre Regimenter zurückgeschickt werden sollten.

Diese Einrichtung erwies sich für den Signaldienst im engern Sinne als ziemlich befriedigend, nicht so für den Wetterdienst. Jedes Jahr drängen die officiellen Berichte des Chefs auf die Organisation eines eigenen Signalcorps. Bei dem ständigen Personenwechsel könne das Interesse für den Dienst nicht geweckt werden, es sei keine Aussicht zum Avanciren im Signaldienste, und wenn ein geschickterer Offizier länger zurückbehalten werde, so ziehe er sich das Mißfallen seines Commandanten im Regimente zu. Der Kriegsminister hat alle diese Mißstände officiell anerkannt, aus denselben aber nicht diejenige Consequenz gezogen, welche der Chef des Signaldienstes vorschlug. Er schickte auch schließlich keine Leute mehr in die Signalschule, weil man in der Militärschule in West Point und in der Marine-Akademie zu Annapolis des Signalisirens genug lerne. Die Frage, ob der Wetterdienst mit dem Signaldienste vereinigt und ein mititärischer Dienst bleiben soll, wird wohl in nicht langer Zeit zur Entscheidung kommen.

5. Unterdessen wollen wir das Freiwilligencorps des Wetterdienstes einer genauern Betrachtung unterziehen.

Als solche Freiwillige sind nicht die 388 Civilisten zu betrachten, die oben vom Kriegsminister als Beweis gegen die Nothwendigkeit militärischer Organisation angeführt wurden. Dieselben lassen sich auf fünf Jahre und darüber einreihen, werden durch den militärischen Eid gebunden, gehorchen militärischen Befehlen und stehen unter militärischen Strafmaßregeln, sind also in gewissem Sinne Soldaten. Viel eher sind die Marinebeobachter und die Militärärzte als „Freiwillige" anzusehen; denn

obschon sie Soldaten sind, stehen sie doch nicht unter dem Befehl des Signaldienstes.

Eine eigene Stellung im Freiwilligencorps hat das sogenannte „berathende Comité", welches aus gelehrten Physikern, meistens Professoren und Mitgliedern der Smithsonian Institution, sowie der Nationalen Akademie der Wissenschaften besteht und zur Entscheidung schwieriger wissenschaftlicher Fragen zu Rathe gezogen wird. Einige derselben sind dem Signaldienste so unentbehrlich geworden, daß sie, besonders bei Abfassung der Wetterprognosen und Sturmwarnungen, regelmäßige Arbeit leisten, wofür sie auch ihre Besoldung erhalten.

Ferner gehören zum Freiwilligencorps der Meteorologische Verein der Smithsonian Institution, dann die Universitäten und Collegien, viele Privatgelehrte, und endlich die Mitglieder des internationalen Meteorologen-Vereins in den übrigen vier Welttheilen, die alle mit dem Centralbureau in Washington in Verbindung stehen und ihre Beobachtungen entweder täglich oder ein- oder zweimal im Monate einsenden. Unter den letztern werden besonders die Kriegs- und Handelsflotten als wichtig angesehen, weil sie, gleichsam als schwimmende Stationen, große locale Lücken in dem Beobachtungsgürtel ausfüllen.

Die Zahl der auswärtigen Beobachter, welche tägliche Berichte einsenden, ist 335, die der Schiffe, welche beim Landen ihre Beobachtungen einliefern, ist nicht weniger als 605, und die der Dampfschifffahrtsgesellschaften, mit denen ein specielles Übereinkommen drüber getroffen wurde, 59. Außer den Beobachtern des Meteorologischen Vereines und den Militärärzten gibt es in den Vereinigten Staaten noch gegen 340 freiwillige Beobachter, welche ihre täglichen Beobachtungen alle Monate mit der Post einsenden. Diese Zahlen sind indessen insofern unzuverlässig, als sie sich von Jahr zu Jahr ändern.

Diese Abtheilung der „freiwilligen Beobachter" hat ihrer Natur nach eine ganz privilegirte Stellung. Sie steht im Allgemeinen nicht unter militärischer Disciplin, wohl aber unter der Direction des Signaldienstes; sie geht ihrerseits keine Verpflichtungen ein, ist aber des Dankes der Regierung für die geringste Hilfeleistung sicher; sie erhält aus dem Centralbureau die gedruckten Formulare, portofreie Couverte, für wichtigere Stationen auch Instrumente, und ist freundlichst eingeladen, wenigstens einige Columnen der Formulare auszufüllen, wie z. B. Temperatur, Wind, Wolken und Regen. Dafür erhält der Beobachter zunächst ein schön eingebundenes Buch mit Formeln, Tabellen und Instructionen,

ferner je nach seiner Stellung das „Internationale Bulletin“, oder die „Monatliche Wetterschau“, den „Jahresbericht“ und viele wissenschaftliche Abhandlungen, deren Zahl sich in einem Jahre auf zwanzig bis dreißig belaufen kann, gewiß ein schöner Lohn für die Mühe seiner Beobachtungen und Berichte. Der Beobachter, gleichviel wessen Standes oder Alters, erhält vom Chef des Signaldienstes nicht nur ein Dankschreiben für jeden eingesandten Bericht, sondern auch Aufschluß über einschlägige Fragen oder Zweifel, und alles dieses in äußerst höflicher Form. Kein Wunder, daß Gelehrte und Ungelehrte, Privat- und öffentliche Schulen, Kaufleute und Beamte wetteifern, in die Liste der „freiwilligen Beobachter“ aufgenommen zu werden.

2. Organisation der Stationen.

Unter den Stationen des Wetterdienstes nehmen die Signalschulen und das Centralbureau den ersten Platz ein.

6. Der Signaldienst hat zwei besondere Schulen: die erste im frühern Fort Whipple, im Staate Virginien, seit dem Tode ihres Gründers Fort Myer genannt; die zweite in der Stadt Washington. Gemeine, Sergeanten und Offiziere lernen hier das Signalisiren in allen seinen Formen, theoretisch und praktisch, nach dem nationalen und internationalen Signalbuche. Zugleich werden sie unterrichtet im Bau von Telegraphenlinien, mobilen wie stationären, über- und unterseeischen, im Telegraphiren selbst und in der Chiffrirkunst. Ferner lernen sie den Gebrauch meteorologischer Instrumente und den ganzen Geschäftsgang einer meteorologischen Station. Endlich werden sie noch, je nach der Abtheilung der Armee, zu welcher sie gehören, in den verschiedenen Waffengattungen und im Reiten geübt, sowie in den gewöhnlichen Dienstpflichten des Soldaten.

Der Unterricht dauert wenigstens fünf Stunden bei Tage oder drei Stunden bei Nacht.

Während Fort Myer hauptsächlich als Übungsposten betrachtet wird mit nur zeitweiligem Schulunterricht und mit etwa dreißig bis vierzig Mann Besatzung, bildet das mehrerwähnte Centralbureau in Washington den Schwerpunkt des ganzen Signaldienstes nebst der dazu gehörenden Einschulung. Wir beginnen mit der Aufzählung der zehn Abtheilungen, die es in sich begreift und welche seine Organisation deutlich erkennen lassen. Zuerst kommt die Abtheilung für allgemeine Correspondenz, deren Aufgabe ähnlich derjenigen eines General-Adjutanten ist;

dann die Abtheilung für finanzielle Verwaltung; die der Inspection der Beobachtungsstationen; die Abtheilung für Telegraphie; die der Sturmwarnungen; dann die der Wetterbulletins und Wetterkarten; ferner die Abtheilung für Wissenschaft mit dem „berathenden Comité" von Fachmännern; die Abtheilung für Unterricht oder die Militärschule; die Abtheilung für Druck und Lithographie; endlich das meteorologische Observatorium, in welchem die maßgebenden Instrumente unter immer gleichförmiger Temperatur an soliden Steinpfeilern angebracht sind.

In diesem Observatorium werden alle Instrumente, bevor sie auf die Stationen verschickt werden, geprüft und mit einer Correctionstabelle versehen. Auch jeder Privatmann kann sein Thermometer oder Barometer zur Prüfung einsenden und erhält die Correcturen unentgeltlich. Die Anzahl der in einem Jahre im Observatorium geprüften Instrumente beläuft sich weit über tausend. Mit der Postverwaltung ist ein eigener Vertrag geschlossen zur sicheren Übersendung derselben.

Der größeren Genauigkeit wegen sind auch in New-York, San Francisco und anderen großen Häfen maßgebende Instrumente aufgestellt, wo jeder Capitän bei seiner Landung und vor seiner Abfahrt die seinigen corrigiren kann.

Die Abtheilung für Wissenschaft besitzt ein Studirzimmer und eine Bibliothek von ausgewählten meteorologischen Werken, deren Zahl bis zum Jahre 1881 auf 4752 Bände und 958 Broschüren gestiegen war.

Das Personal des Centralamtes beläuft sich auf ungefähr 150 Mann.

Vom Centralamte aus werfen wir jetzt einen Blick auf die mit demselben in telegraphischer Verbindung stehenden Stationen. Diese zerfallen in folgende fünf Hauptabtheilungen: Wetterstationen, Warnungsstationen, Flußstationen, Baumwollenstationen und Druckerstationen.

7. Die Wetterstationen werden wieder in solche erster, zweiter und dritter Klasse eingetheilt, je nach ihrer Ausrüstung und Anzahl von täglichen Beobachtungen. Von Stationen erster Klasse mit selbstregistrirenden Apparaten besitzt Nordamerika nur eine einzige, nämlich im Centralamte zu Washington; darin steht es also hinter andern Ländern, namentlich England, zurück. Man wollte eben das bewilligte Geld nicht sofort auf die reiche Ausstattung weniger Stationen verwenden, sondern, wie dieß auch die Wettertelegraphie erforderte, möglichst viele Stationen errichten. Es ist aber die ausgesprochene Absicht, solcher Stationen erster Klasse mehrere zu errichten, nachdem man über die zweckmäßigsten Instrumente in's Klare gekommen. Zu diesem Zwecke befinden sich im Observa-

torium Modelle aller selbstregistrirenden Apparate der Welt, mit denen gegenwärtig experimentirt wird.

Die Stationen zweiter und dritter Klasse besitzen die allereinfachsten und gewöhnlichsten Instrumente, die aber genau geprüft sind, nämlich: ein Barometer, dessen Ablesung auf den Gefrierpunkt und auf das Meeresniveau reducirt wird; dann verschiedene Thermometer für Temperatur, für Absorption der Luft, für Strahlung der Sonne und der Oberfläche der Erde, für Feuchtigkeit; ferner einen Regen- und Schneemesser; eine Windfahne und einen Windmesser mit den gewöhnlichen löffelförmigen Armen. Elektrometer sind nur auf wenigen Stationen zu finden, weil die atmosphärische Elektricität noch nicht zu den vorgeschriebenen Beobachtungsgegenständen gehört.

Die Station besteht gewöhnlich in einem oder zwei gemietheten Zimmern an der Nordseite und im obersten Stocke eines freistehenden Hauses, in der Nähe des Telegraphenamtes. Auf dem Dache stehen Wind- und Regenmesser mit Windfahne, im Zimmer das Barometer und vor dem Fenster das Thermometer. An der Decke des Zimmers ist eine Windrose mit beweglichem Zeiger.

Wetterstationen zweiter Klasse, die wenigstens drei tägliche Beobachtungen machen, gibt es 142, solche dritter Klasse 68. Unter diesen letzteren sind 54 sogenannte „Sonnenuntergangs-Stationen", die ihre Beobachtungen nur einmal des Tages machen, und zwar genau bei Sonnenuntergang. Der Zweck dieser Stationen ist leicht zu errathen. Fort Myer ist gewöhnlich eine Station dritter Klasse, außer wenn gerade ein Unterrichtscurs daselbst gegeben wird.

Außer diesen Stationen sollte nach dem Plane des Generals Myer noch ein mobiles Corps von ausgewählten Beobachtern mit tragbaren Instrumenten ausgerüstet werden, um in verschiedenen Jahreszeiten an die Orte auszurücken, wo besondere Stürme zu erwarten sind, eine Art fliegender Wetterstation.

Solche mobile Stationen wurden im Jahre 1873 auf verschiedenen Höhen des Mount Washington und des Mount Michell (Süd-Carolina) errichtet, mit dem ausgesprochenen Zweck, die Änderungen des Klimas mit der Höhe zu untersuchen.

8. Die Warnungsstationen zerfallen in zwei Klassen, nämlich in „Signalstationen", die sich in den Haupthäfen befinden und unmittelbar vom Centralbureau aus dirigirt werden, und sogenannte „Aushängestationen" (display stations) in den kleineren See- und Meereshäfen.

Diese untergeordneten Stationen sind in Sectionen getheilt, deren jede unter einem Sergeanten steht, welcher von einem größeren Hafen aus die Warnungen an dieselben telegraphirt. Die einzige Obliegenheit dieser secundären Stationen ist, wie schon ihr Name andeutet, die Signale auszuhängen, während die Warnungsstationen erster Klasse eine sehr ausgedehnte Thätigkeit entfalten, die wir später besonders besprechen wollen.

Der Warnungssignale gibt es drei Arten. Die „Sturmwarnungen" bedeuten Sturm im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf Richtung. Das Signal besteht in einer rothen Flagge mit schwarzem Quadrat bei Tage, oder einer rothen Laterne bei Nacht.

Das „Landwindsignal" (off-shore signal) bedeutet Nord- oder Westwind, der die Schiffe in das offene Meer treiben könnte, und besteht in „Weiß über Roth", entweder mit zwei Flaggen, jede mit schwarzem Quadrat, oder mit zwei Laternen.

Das „Nordwestsignal" ist im Jahre 1880 für die großen Binnenseen eingeführt worden und besteht ebenfalls in „Weiß über Roth" wie das vorhergehende atlantische Signal. Dieser gefährliche Wind treibt die Schiffe immer gegen das amerikanische Ufer (on-shore).

Der Sinn dieser Warnungssignale ist der, daß in den nächsten vierundzwanzig Stunden innerhalb eines Radius von 100 englischen Meilen um die Warnungsstation ein Wind zu erwarten ist, dessen Geschwindigkeit mehr als 25 Meilen in der Stunde beträgt. Über Temperatur und Regen geben dieselben keinen Aufschluß. Die untere Geschwindigkeitsgrenze, welche der eines gewöhnlichen Eisenbahnzuges gleichkommt, ist so klein genommen, weil derselbe Sturm auf offener See, in einer Entfernung von 10 oder 20 Meilen von der Küste, gewöhnlich doppelt so stark, also gefährlich genug ist.

Die Warnungsstationen erster Klasse oder Signalstationen sind meistens mit den Leuchtthürmen und Rettungsstationen verbunden; deßhalb erforderte deren Errichtung, im Auftrage des Congresses, ein specielles Übereinkommen zwischen dem Kriegs- und dem Finanzministerium. Die Direction untersteht aber ausschließlich dem Kriegsministerium, speciell dem Chef des Signaldienstes. Die Anzahl dieser Hauptstationen ist 50, die der untergeordneten Aushängestationen 66, so daß gegenwärtig 116 Häfen längs den amerikanischen Ufern mit Sturmwarnungen versehen sind.

9. In den Jahresberichten des Signaldienstes finden sich 112 Flußstationen verzeichnet, die sich auf beiden Seiten des Felsengebirges längs den Flußufern über das ganze Land erstrecken und so eine nationale

Flußwache bilden. Der „Flußmesser“ ist ein höchst einfaches Instrument, bestehend aus einem Tannen- oder Eichenbrett, gewöhnlich zwei Zoll dick und zehn Zoll breit, an einer Mauer oder einem Pfeiler befestigt. Die Eintheilung gibt Fuß und Zoll, wobei der Nullpunkt beliebig, gewöhnlich aber der niedrigste bekannte Wasserstand ist. In einiger Höhe ist die sogenannte „gefährliche Linie“ (danger line) angegeben, bis zu welcher das Wasser ohne Gefahr einer Überschwemmung steigen darf. Die Beobachtungen werden meistens von einem Privatmanne für eine kleine Entschädigung gemacht.

10. Die Baumwollenzone des Südostens ist vom Signalbureau in mehrere Districte: Memphis, Atlanta, New-Orleans u. s. w., getheilt worden, mit den Städten gleichen Namens als Centralpunkten. Die Beobachter sind, wie wir schon früher gesehen haben, Eisenbahnbeamte, welchen auch von den Eisenbahngesellschaften selbst der gleiche Dienst aufgetragen wurde. Diese Gesellschaften versprachen dem Chef des Signaldienstes von Anfang an 248 Beobachtungsstationen, von denen aber damals wegen Geldmangels nur 100 angenommen werden konnten. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Baumwollenstationen auf 156.

11. Endlich besitzt der Signaldienst noch 18 Druckerstationen, die von Soldaten bedient werden unter Aufsicht je eines Sergeanten. Sie sind in die Hauptstädte der Union vertheilt und haben die schnelle Verbreitung der Wetteranzeigen zum Zweck.

Die Zahl aller dieser vom Signaldienste besorgten Stationen beträgt 613. Vergleicht man dieselbe mit der geographischen Ausdehnung des nordamerikanischen Continentes, so muß man sie in Anbetracht ihres großen Zweckes als unzureichend erachten, wie dieß auch General Myer und sein Nachfolger, General Hazen, wiederholt erklärt haben. An der pacifischen Küste sind nur 11 Stationen; in dem ausgedehnten Alasca, dessen Areal der Hälfte der Vereinigten Staaten gleichkommt, existiren bis jetzt nur 24; auf der Beringsinsel und in Kamtschatka je eine.

12. Zur leichteren Übersicht sind sämmtliche Stationen nach sogenannten Wetterdistricten gruppirt, deren Areal naturgemäß um so kleiner angenommen wurde, je dichter die Stationen aneinander liegen. Die beiden Meeresküsten sind eingetheilt in die atlantischen und pacifischen Districte, und zwar in beiden Fällen in den nördlichen, mittleren und südlichen; an der südlichen Küste sind die beiden Golfdistricte, der östliche und westliche. Dann kommen die Districte der oberen und unteren Seen, südlich davon das Ohio- und Tennesseethal; weiter nach Westen das

obere Mississippithal und das Missourithal. Dann folgt der östliche Abhang (Slope), endlich das Plateau des Felsengebirges, und zwar beide mit nördlichen, mittleren und südlichen Districten.

13. Alle diese Stationen stehen mit dem Centralbureau in Washington in telegraphischer Verbindung, und zwar laufen die Drähte direct in das Arbeitszimmer. Wo Privat-Telegraphen-Linien bestanden, wurden durch specielles Übereinkommen die Stunden bestimmt, in denen die Stationen mit dem Centralbureau correspondiren können; wo solche Linien nicht bestanden, wurden sie von den Signaltruppen selbst errichtet. Militärische Telegraphensysteme existiren gegenwärtig drei, von denen zwei einen vorwiegend strategischen, das dritte einen commerciellen Zweck haben. Die ersten zwei schützen die Nordwest- und Südwestgrenze der Union gegen die wilden Indianerstämme, indem sie die Militärstationen untereinander verbinden; das dritte läuft längs dem Atlantischen Ocean, von Sandy Hook bis Smithville, und verbindet sämmtliche Warnungsstationen untereinander und mit dem Centralbureau. Die ganze Länge dieser militärischen Telegraphenlinien beträgt ungefähr 5000 englische Meilen, von denen 610 auf die atlantische Küste kommen. Die Regierung beabsichtigt, die beiden ersten Telegraphensysteme aufzugeben, sobald commercielle Linien daselbst errichtet werden. Sie bilden nämlich eine hohe, aber durchaus nothwendige Auslage für die Union. Die Reparatur dieser Linien, die Hunderte von Meilen durch die Wildniß laufen, ist ungemein schwierig. Von der andern Seite aber drängen die Ansiedler auf deren Erhaltung, der Werth der öffentlichen Ländereien wird durch dieselben erhöht, die westliche Auswanderung befördert, und Privat- und Regierungstelegramme bezahlen deren Erhaltung wenigstens theilweise. Seit dem Jahre 1880 sind alle Telegraphen des Signaldienstes mit eisernen Stangen versehen worden, was sich als sehr ökonomisch herausgestellt hat.

14. Unter diesen telegraphisch verbundenen Wetterdistricten sind diejenigen längs der pacifischen Küste am schlechtesten besorgt. Der Stationen sind gegenwärtig in den westlichen Grenzstaaten und Territorien und besonders in dem ausgedehnten Alasca, wie schon oben erwähnt wurde, noch viel zu wenige, deren Verbindung unter sich und dem Centralamte ist ungenügend und schwierig. Die eingesandten Beobachtungen langen in Washington nicht zeitig genug an, und die zurückgesandten Sturmwarnungen würden auf einer Linie von 3476 Meilen vielleicht gerade im wichtigsten Momente versagen. Die Westküste ist deßhalb nicht, wie die östliche, durch Signalstationen geschützt. Außerdem bedarf das Klima

an der Küste des Stillen Oceans eigener Studien, da es ganz von dem des übrigen Continentes verschieden ist. Es erfolgt nämlich, zufolge den Berichten des Signaldienstes, vom Mai bis October kaum jemals ein atmosphärischer Niederschlag. Der Plan des Wetterdienstes geht deßhalb dahin, in San Francisco ein eigenes Centralamt mit einem westlichen Wetterdienste einzurichten; der Hauptgrund, weßhalb dieß noch nicht geschehen ist, liegt nur darin, daß man in Washington keinen der Offiziere, die zu diesem Amte fähig wären, vermissen konnte.

15. Ein so ausgedehntes Netz von Stationen könnte unmöglich in gutem Stand gehalten werden ohne Inspection. Ein Offizier hat jährlich eine Rundreise durch das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten zu machen, ausgerüstet mit genauen Instructionen, gedruckten Formularen und geprüftem Thermometer, Barometer und Compaß. Die Mannschaft der Stationen ist ihm verantwortlich für die Reinlichkeit der Instrumente, für deren Aufstellung und Ablesung, für die genaue Abfassung der Berichte und für Ordnung und Betragen auf der Station. Wo ein meteorologisches Comité der Gewerbe- und Handelskammern oder der landwirthschaftlichen Vereine existirt, hat der Inspector dasselbe zu Rathe zu ziehen über den Stand und den Nutzen der Station. Er hat ferner die Richtigkeit der Instrumente zu prüfen, indem er dieselben mit den seinigen vergleicht, wobei sich freilich zuweilen herausstellte, daß die seinigen in Folge des Transportes die unrichtigen waren. Endlich hat der Stationssergeant genaue Rechenschaft abzulegen über Einnahme und Ausgabe für Miethe, Reparaturen und dergleichen.

16. Im Anschlusse hieran wollen wir noch über die finanzielle Seite des nationalen Wetterdienstes ein Wort beifügen.

Der jährliche Unterhalt einer Beobachtungsstation beläuft sich im Durchschnitte auf 350 Dollar. Dabei sind aber Telegramme und Sold nicht mit eingerechnet, ebenso wenig eine Menge von Kleinigkeiten, die von der Armee geliefert und dem Signaldienst nicht auf eigene Rechnung geschrieben wurden.

Weil die Signaltruppen großentheils aus verschiedenen Gruppen der Armee zusammengesetzt waren, wurden auch die Kosten von den verschiedenen Militärkanzleien aus bestritten. Als nun im Jahre 1882 das Kriegsministerium mit Zustimmung des Congresses das Budget des Signaldienstes von dem der Armee trennte, schätzte es dasselbe für das Jahr 1883 nach den früheren Rechnungen auf eine und eine Drittel-Million, oder genauer auf 1 351 159 Dollar und 8 Cent, wovon etwa

250 000 Dollar auf die laufenden Auslagen des Geschäftsganges kommen. Daraufhin aber erklärte der Chef des Signaldienstes, der Congreß habe es ihm unmöglich gemacht, den Wetterdienst in seinem bisherigen Umfange weiterzuführen; die Summe sei um mehr als 70 000 Dollar zu niedrig veranschlagt, und wenn die Herabsetzung des Budgets in demselben Maße weitergehe, würden bald die Wetterprognosen und Sturmwarnungen ganz aufhören und die Vereinigten Staaten den ersten Rang in der Anwendung der Meteorologie auf das materielle Wohl des Volkes nicht mehr länger behaupten. Um seinen Vorstellungen mehr Nachdruck zu geben, zählte er dann mehrere Einzelheiten auf, die in der Abfassung des Budgets ganz vergessen worden, so die Pensionen für Offiziere, die Besoldung der Nordpolfahrer, die Lieferungen von Waffen und Munition, das Stroh für die Pferde, ja sogar für die Betten der Soldaten. Das Futter könne auf den entlegenen Stationen nicht zu den Preisen beschafft werden, wie sie im Budget veranschlagt seien. Ebenso sei kein Geld vorhanden für die Bezahlung außergewöhnlicher Arbeiten, für die man oft die tüchtigsten Offiziere verwenden müsse; nicht einmal für die Beerdigung der Soldaten und Offiziere sei Geld bewilligt, ebenso wenig für das Einfangen der Deserteure.

Darnach ist es nicht mehr schwer, die Gründe einzusehen, welche das Kriegsministerium bewogen haben, auf die vollständige Trennung des Wetterdienstes von der Armee hinzuarbeiten. Unterdessen aber kann die obwaltende Unsicherheit der Organisation nur hindernd auf die Thätigkeit des nationalen Wetterdienstes wirken, welcher wir im folgenden Aufsatze unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

J. G. Hagen S. J.

Das Passionsspiel von Vorderthiersee in Tirol.

Von der Bahnstation Kufstein führt in westlicher Richtung ein ziemlich steil ansteigender Saumweg über einen bewaldeten Bühl in das hoch gelegene Thal des kleinen Thiersees. Es ist ein reizend schönes Landschaftsbild, das sich dort oben auf einmal dem Wanderer darstellt: der stille, tiefdunkle, zwischen himmelhohen Bergen eingekettete See und an seinem Rande hingestreut das freundliche Alpendorf Vorderthiersee mit dem weißschimmernden

Kirchlein und den schmucken, im sogen. Schweizerstile erbauten Häusern und Häuschen. Es lohnte gewiß dieser Anblick allein die Anstrengung eines zweistündigen, nicht ganz mühelosen Hinansteigens. Doch war es nicht dieser Genuß, was in den verflossenen Sommermonaten an Sonn- und Festtagen jedesmal eine große Anzahl Schaulustiger nach Vorderthiersee hinauflockte, sondern das Passionsspiel, welches dort an diesen Tagen aufgeführt wurde. Es geschah dieses, wie das einladende Programm ausdrücklich bemerkte, „mit höchster Bewilligung der k. k. Statthalterei in Innsbruck und gnädigster Erlaubniß des hochw. fürsterzbischöflichen Ordinariats zu Salzburg“.

Es ist jedoch jetzt nicht das erste Mal, daß die Vorderthierseer ein Passionsspiel haben, sondern schon im Jahre 1802 wurde von ihnen „das Gespiel vorgestellt“ und gefiel so sehr, daß man es in den nächsten drei Jahren jährlich wiederholte. Von da an folgten sich die Spieljahre in größeren Abständen, 1811, 1815, 1821, 1833 und 1855. Im letztgenannten Jahre bildete sich eine eigene Passionsgesellschaft, welche von nun an alle zehn Jahre das heilige Spiel zur Aufführung bringen will, gleichwie es in Oberammergau und in dem nahegelegenen Brixlegg zu geschehen pflegt. Was nun für die Vorstellungen dieses Jahres unsere Aufmerksamkeit erregte, war das neue Textbuch, welches ihnen unterliegt. Es wurde eigens für die Thierseer Passionsvorstellungen „nach alten Motiven neu bearbeitet“ von dem Benedictinerordenspriester und k. k. Gymnasialprofessor zu Seitenstetten, P. Robert Weißenhofer[1]. Man kann dem guten, kunstbeflissenen Bergvölkchen zu dieser Errungenschaft nur gratuliren. Herr Professor P. Weißenhofer hat es mit einer anerkannt gelungenen Leistung bedacht, welche im Allgemeinen bislang ihres Gleichen schwerlich finden möchte.

Die Thierseer besaßen ursprünglich kein eigenes Textbuch für ihr frommes Spiel, sondern hatten jenes der bayerischen Gemeinde Oberaudorf, wo es im vorigen Jahrhundert wiederholt war aufgeführt worden, für sich erworben. Seit 1762 waren nämlich in Bayern die Passionsvorstellungen durch geistliche und weltliche Behörden untersagt worden, und so mag es gekommen sein, daß die Oberaudorfer den benachbarten Thierseern ihr „Gespiel“ überließen. Als sein Verfasser wird der Oberaudorfer Handwerker Georg Eichler genannt, allein Herr Professor Weißenhofer glaubt diese Angabe bezweifeln zu müssen, gibt jedoch zu, daß der Dichter schon durch seine Sprache als Bayer sich bekunde. Sprache und Schrift bezeugen überdieß, daß der älteste Text aus der andern Hälfte des 17. Jahrhunderts herrührt. Das ganze Drama war in Versen abgefaßt, und zwar der Dialog durchweg in gereimten Alexandrinern, während für die spärlich eingestreuten lyrischen Partien mit kürzeren und freieren Formen abgewechselt wurde. Ein kleines Vorspiel vom guten Hirten eröffnete die Haupthandlung, welche in fünf Abtheilungen die biblischen Begebenheiten vom letzten Abendmahle bis zur Grablegung vorführte und auf

---

[1] Das Textbuch ist im Verlag von Alfred Hölder in Wien erschienen (1885), das Recht der Aufführung besitzt jedoch ausschließlich die Passionsgesellschaft von Vorderthiersee.

51 Rollen vertheilt war. Unter diesen findet sich auch eine Personification der „Gnade Gottes“. — Selbstverständlich fehlten die Teufel nicht. Sie waren durch Lucifer und zwei „große Teufel“ und einen „kleinen Teufel“ hinreichend vertreten. Gerade dieser Letzte soll eine höchst gelungene Figur sein und wirklich den Typus eines Höllengeistes vorstellen. Über die Gesammtdichtung schreibt Professor P. Weißenhofer: „Das Drama enthält viele wirksame Motive, doch streift die Darstellung an einzelnen Stellen hart an das Burleske und sind Sprache und Vers öfter rauh und ungelenk.“ — Bis vor Kurzem hatten die Thierseer an ihrem Oberaudorfer Erbe treu festgehalten, das erst vor zwölf Jahren durch den Candidaten der Theologie Joseph Mayerhofer, einen geborenen Thierseer, jene durchgreifende Umgestaltung erfahren hatte, in welcher es 1875 zur Aufführung gekommen ist. Ihr Urheber sollte sie aber nicht mehr erleben. Er starb schon 1874. Er hatte die gebundene Rede des alten Spieles in Prosa umgesetzt, dann aber auch Manches ganz ausgeschieden und dafür Neues aufgenommen. Dazu gehörte vorzüglich die Rolle des Chorführers nach dem Muster der Ammergauer Passion. Der Chor hatte im alten Spiele überhaupt keine bedeutende Stellung und trat auch nur ein paar Mal auf. — Es scheinen aber die Mayerhofer'schen Reformen nicht völlig befriedigt zu haben, indem der damalige Leiter des Spieles, Herr Vicar Peter Troger, jetzt Pfarrer in Unternberg, einen neuen Plan entwarf zu weiterer Verbesserung.

An diesen schloß nun P. Weißenhofer seine Arbeit an. Was ihn dabei leitete, spricht er selbst in dem trefflichen Vorworte zu seiner Dichtung aus, indem er schreibt: „Die alten Motive wurden auf das Schonendste behandelt, soweit dieß vom ästhetischen Standpunkte zulässig schien. Um eine einheitliche Bühnensprache zu schaffen, war es nothwendig, den Text durchweg neu zu dichten, und zugleich schien es zeitgemäß, auch die meist anderweitig wörtlich entlehnten lyrischen Partien, sowie die Sprechrolle des Chorführers umzudichten.“ Mit anderen Worten: das jetzige Thierseer Passionsdrama ist ganz und eigentlich das verdienstvolle Werk des hochw. Capitulars von Seitenstetten. Das Prädicat zeitgemäß beansprucht es mit gutem Rechte, und gerade dieses möchten wir betont wissen. Passionsspiele werden zwar immer zeitgemäß sein, wo ein christliches Volk und in ihm christlicher Geist wohnt. Allein es bleibt doch unbestreitbar, daß bei solchen Vorstellungen der ästhetische Standpunkt überhaupt muß gewahrt werden und seine gerechten, zeitgemäßen Forderungen zu befriedigen sind. Anders wird das Heiligste vor Entehrung und Entweihung nicht genügend geschützt sein und muß seine Wirkung auf den Gebildeten verkümmert werden. Auch wird ohne diese Rücksicht der wohl zu beachtende Zweck, auf das Landvolk und seinen frommen Sinn selbst hebend und veredelnd einzuwirken, nicht erreicht werden können. Allerdings mag es keine leichte Sache sein, das rechte Maß und die wahrhaft goldene Mitte hierbei zu treffen. Herr Professor P. Weißenhofer aber hat, wie uns scheint, den glücklichen Wurf gethan. Schon seine Sprache zeigt dieses. Sie ist edel und in gewissem Grade vornehm, rein und fließend, bleibt jedoch stets im Ausdrucke dem Volke zugänglich und verständlich. Es ist das

ein Charakterzug der ganzen Dichtung. Ihr Auctor hat kein Kunstdrama im modernen Sinne und Werthe des Wortes geliefert, aber sein eigenartig gestaltetes und gebildetes Werk wird den Forderungen der Kunst dennoch gerecht. Auch wußte er seiner Dichtung von vorneherein eine höhere Weihe, eine wahre Salbung dadurch zu geben, daß er nicht nur an jenen Stellen, wo der evangelische Bericht die Reden der handelnden Personen uns erhalten hat, diese getreu wiedergibt, sondern auch da, wo uns, was gesprochen wurde, nicht berichtet ist, seinen Personen Reden in den Mund zu legen sucht, welche augenblicklich an wirkliche Bibelworte erinnern oder doch unverkennbar an solche anklingen. Es war dieses ein guter Griff, wodurch an erster Stelle die Rolle des Christus selbst an Wahrheit und Wirksamkeit gewinnt. Nur dünkte uns, als wäre bisweilen des Guten dadurch zu viel geschehen, daß einzelne Reden zu lang, der Worte zu viele sind. Nicht selten mochte dieser Eindruck daher kommen, daß sich bei der Aufführung die Reden der einzelnen Personen zu sehr drängten. Doch trifft dieser Umstand nicht immer zu, sondern besser wäre wohl der Text selbst manchmal kürzer gefaßt worden. So, glauben wir, würde die Wirkung des rührenden Momentes, wo Christus vor der Kreuztragung sein Kreuz begrüßt, eine noch größere sein, wenn er nur die wenigen Worte spräche: „Sei mir gegrüßt, o süßes Kreuz!" — und nicht mehr. Besonders die eigentlichen Monologe, welche sich durchschnittlich durch tief psychologische Charakterzeichnung hervorthun, sind im Ausdrucke mitunter zu breit, was bei den gemessenen Kräften der bäuerlichen Darsteller auch ihrer Wiedergabe ungünstig entgegensteht. Gerade die Rolle des Christus litt dadurch am meisten, da ihr Darsteller an solchen längeren Stellen in jenen weinerlichen, singenden Ton verfiel, welchen man zuweilen bei Predigern hört. Fast störend wirkte dieser Übelstand in der Ölbergscene bei dem dreimaligen längeren Gebete des Christus. Auffallend war uns hier, daß die Worte des Herrn vom Kelche, der vorübergehen möge, nur einmal in diese Gebete aufgenommen sind, während doch zwei Evangelisten ausdrücklich sagen, der Herr habe jedesmal die nämlichen Worte gesprochen.

Auch möchten wir hier, weil wir eben die Harmonie zwischen Dichtung und Bibel berühren, auf noch etwas darauf Bezügliches aufmerksam machen. Der Dichter hat sich nämlich gestattet, einzelne Thatsachen aus ihrer geschichtlichen Folge, in der sie uns die Evangelien vorführen, herauszulösen und anders zu gruppiren. So gewahren die Hohenpriester und Schriftgelehrten den Wortlaut des Kreuztitels schon bei der Verurtheilung Jesu, protestiren sogleich und erhalten die bekannte bestimmte Abweisung des Pilatus. Dem Petrus wird das Hirtenamt schon übertragen, als der Herr zum zweiten Male den im Saale versammelten Jüngern erscheint und den Apostel Thomas von seinem Unglauben heilt, den derselbe erst jetzt den Erzählungen des Petrus und den Betheuerungen der Übrigen entgegensetzt. Wir läugnen nicht, daß im Interesse der dramatischen Einheit und leichteren Inscenirung der Handlung diese Änderungen recht gut getroffen sind, wie wir dem dramatischen Dichter überhaupt nicht das Recht bestreiten wollen, den geschichtlichen Gang der Begebenheiten für seine Zwecke zu verlassen. Aber in diesem Falle des

Passionsdramas wünschten wir eher einzelne Nebenereignisse ganz zu vermissen, als den evangelischen Bericht geändert zu sehen. Der Grund liegt auf der Hand. Die Thatsachen der Leidensgeschichte nach den Berichten der Evangelien sind eben mehr als bloß historische Begebenheiten. Sie gehören zum Gegenstande unseres Glaubens, und es möchte nicht gut sein, den schlichten Zuschauer aus dem Volke hierin im Geringsten zu verwirren. Der Protest der Juden gegen den Kreuztitel könnte ganz wohl an der Stelle bleiben, wohin ihn der Evangelist setzt, nur müßte dann die kategorische Zurückweisung des Pilatus durch einfache Erzählung ergänzt werden, was freilich der Rolle des Pilatus ein schlagendes Moment nehmen würde. Die Übertragung des Primates an Petrus ließe sich in einer eigenen Handlung vorführen, die gewiß überaus anregend wirken müßte. Eine andere Frage ist es allerdings, ob es zum Vortheile des Spieles gereicht, es nach der Auferstehungshandlung noch weiter auszuspinnen. Doch darüber später; betrachten wir zunächst die große dramatische Dichtung des Thierseer Passionsspieles in ihrem Aufbau und ihrer scenischen Anordnung etwas näher.

Sie umfaßt die biblischen Ereignisse vom Palmsonntag bis zur Himmelfahrt. Dieser gewaltige Stoff ist vom Dichter in zwei „Hauptabtheilungen" geschieden, deren jede drei Aufzüge enthält. Die erste Hauptabtheilung kömmt am Vormittage von 9—12½ Uhr, die zweite von 2½ bis gegen 5½ Uhr zur Aufführung. Eine Stunde wird im Spiele pausirt, damit die Spieler wie die Zuschauer sich neue Kräfte sammeln mögen. Jeder der sechs Aufzüge zerfällt in eine Anzahl von „Handlungen" und „Vorbildern". Die ersteren führen die Passionsgeschichte selbst durch, während die Vorbilder ihren Inhalt typischen Begebenheiten des Alten Testamentes entnehmen. Sie setzen sich gegenüber den streng dramatisch gehaltenen Handlungen aus einem doppelten Elemente zusammen: einer mimisch-lebendigen Vorstellung und einem didactisch-lyrischen Vortrage des Chores.

Dieser hat seine örtliche Stellung zwischen dem Hauptvorhange, welcher nur am Ende der Aufzüge fällt, und dem Mittelvorhange, der zwischen den einzelnen Scenen niedergelassen wird. An der Spitze des Chores steht der Chorführer. Er leitet in poetischer Rede die Hauptabtheilungen mit entsprechenden Prologen ein, kündet in seinen Declamationen die Vorstellungen an und erklärt ihre typische Bedeutung in Bezug auf die nachfolgende Passionshandlung. Diesem Führer zur Seite stehen acht sogenannte Schutzgeister, in Phantasiecostüme gekleidet ähnlich dem Ammergauer Chore, doch einfacher und nüchterner gehalten. Die Schutzgeister theilen sich in die Declamation jener Strophen, welche das Vorbild an sich erklären, und führen vereint die Gesänge aus, deren Inhalt zum Abschlusse des ganzen Vorbildes jene Gefühle der Andacht ausspricht, die im Zuschauer bei der sogleich vorzuführenden Passionshandlung rege werden sollen. Denn das Thierseer Spiel will nicht bloß gefallen, es will auch erbauen. Der Dichter hat in diesen Partien des Chores und seines Führers durchweg den rechten Ton gefunden, um Beides zu erreichen. Eine einfache und doch gewählte Sprache, welche sich in freien, aber nicht losen Formen rhythmisch und wohlklingend bewegt, gibt den tiefen, from-

men und schönen Gedanken jener Poesie ein Gewand, wie es für ein so heiliges dramatisches Spiel sein soll und muß.

Aus dem reichen Schatze, welchen die ganze Dichtung hierin bietet, wollen wir dem Leser wenigstens eine Probe geben. Die vierte und fünfte Handlung des ersten Aufzuges tragen die Aufschriften: „Das Mahl zu Bethanien", „Magdalena's Liebeswerk" — und „Maria's Abschied von Jesu". Zählen dieselben schon in der Dichtung zu den besten, so gestalteten sie sich bei der Aufführung durch das ergreifende Spiel der Magdalena und der Maria vollends zu einer Wirklichkeit, welche in den tief bewegten Zuschauern so mächtig sich geltend machte, daß lautes Schluchzen entstand. Als Vorbild zu diesen rührenden Scenen wird gezeigt: „Des Tobias Abschied von seinen Eltern". Der Chor erscheint im Proscenium und sein Führer spricht:

Nicht hat der Heiland hier auf Erden,
Wohin er legen könnt' sein müdes Haupt.
Klein ist die Zahl auch der Getreuen,
Die ihm, dem liebreichsten der Freunde,
Hingebend auf den Weg des Lebens folgt.
Und ach, auch sie muß er verlassen,
Muß scheiden auch von seiner heil'gen Mutter,
Die ihn so innig liebend in ihr Herz geschlossen.

Um die Aussicht auf die Bühne frei zu geben, gruppirt sich nun der Chor zu beiden Seiten des Mittelvorhanges, der sich hebt, damit das Bild des scheidenden Tobias sichtbar werde. Sogleich beginnt der erste Schutzgeist:

Mit Schmerzen sahen einst Tobias' Eltern
Von ihrer Seite zieh'n den lieben Sohn.
Es trübte sich das treue Mutterauge
Und weinte heiße Zähren.
Den Trost des Alters mußt' es scheiden seh'n,
Das theure Kind, des Lebens süße Wonne;
In bangem Leid härmt sich das Mutterherz
Und harret sehnsuchtsvoll der frohen Stunde,
Die es mit dem geliebten Sohn vereint.

Gleichsam zur Gegenstrophe spricht ein zweiter Schutzgeist:

O hoffe! Wiederkehren wird dereinst
Zur heimathlichen Schwelle der Ersehnte,
Beschützt von seinem Engel, der ihn treu
Geführt im fremden Land. Und trocknen wird
Die Thräne dann, dein Herz wird sich erfreu'n,
Ein fromm Gebet dein Dankesopfer sein.

Der Vorhang fällt. Der Chor nimmt seine frühere Stellung ein, und der Chorführer weist das eben gezeigte Bild auf seine Wirklichkeit hin, indem er, als schaute er schon im Geiste die Trauer der Gottesmutter, an sie sich wendet und spricht:

Sieh hier ein tröstend Vorbild, Mutter Jesu,
Das dir die Qual versüßt in bangen Stunden,
Da du im Geiste folgest deinem Kinde
Auf seinem Leidensweg. Auch deine Thränen,
Die du weinest, werden trocknen,
In Freud' und Jubel wird verwandeln sich
Dein Schmerz, wenn du wirst schauen deinen Sohn
Verklärt als Sieger über Tod und Grab.
Den du hier als verloren hast beweint,
Er bleibt im Himmel ewig dir vereint.

Nun singt der Chor:

Mutter der Schmerzen!
Ach, tief zu Herzen
Geht mir dein Leid und
Deine Pein!
Will mit dir weinen,
Mich dir vereinen
In deines bittern
Jammers Noth.

Die musikalische Composition der Chorgesänge, welche mit Begleitung eines Harmoniums ausgeführt werden, ist ein Werk des Chorregenten von Kufstein, Johannes Obersteiner. Es wird freilich nicht jeder musikalische Kritikus davon ganz befriedigt sein, aber daß der Componist einen recht fließenden und saubern musikalischen Satz — wir möchten sagen, so im Stile des Michael Haydn — zu schreiben versteht, müßte ihm wohl Jeder zugestehen. Was die ganze Haltung dieser Chorgesänge betrifft, so wird man, alle die concreten Umstände der Ausführenden und Zuhörenden in Anschlag gebracht, billiger Weise sagen können, daß der Tonsetzer das Richtige und Gangbare getroffen. Sind auch seine Chöre bisweilen etwas zu viel Lieder und ihre Melodien fast zu alltäglich, so weiß er sie doch auf einer gewissen Höhe zu halten und bietet wiederholt geradezu Schönes und Gutes. Besonders gelungen sind ihm die belebteren und kräftigeren Partien, wie z. B. der Chor in der allerersten Handlung:

Hosanna unsers Herrn Geweihtem,
Er kommt in Frieden zu uns heut';
Hosanna dem Gebenedeiten,
Lob, Ehre, Macht und Herrlichkeit!
Heil dir, Heil dir, dem Gottessohn,
Heil dir, Heil dir, auf Davids Thron
In Ewigkeit!

Wir wollen eingestehen, daß wir der Ausführung dieser Chorgesänge mit etwas Bangen entgegenharrten; denn die Kirchenmusik, welche wir während des sonntäglichen Pfarrgottesdienstes in Thiersee zu hören bekommen hatten, ließ wenig erwarten. Aber es sollte anders kommen. Die acht Schutzgeister und ihr Führer — vier Frauen- und fünf Männerstimmen — machten ihre

Sache recht gut, hatten deutliche Textaussprache, hielten im Ganzen reine Stimmung und sangen bis zum Ende mit gleicher Frische. Auch ihr Stimmmaterial war ein befriedigendes.

Um nicht noch einmal auf die Musik beim Passionsspiele zurückkommen zu müssen, wollen wir noch bemerken, daß dabei auch eine sogen. türkische Musik engagirt ist, welche sich ebenfalls aus Thierseern zusammensetzt. Sie spielte eine Art Ouverture vor den beiden Hauptabtheilungen und gab die Zwischenactsmusik, wobei sie aber hinter dem Vorhange aufgestellt war. Auch während der Handlungen selbst mußte sie wenigstens ein paar Mal eingreifen und hatte dann hinter den Coulissen Posto gefaßt. Die Anwendung von türkischer Musik bei einem Passionsdrama mag den Leser vielleicht etwas befremden. Allein es ist eben dabei auf das zahlreichste, das ländliche, Publikum abgesehen, welches freilich von dieser Connivenz keinen rechten Begriff zu haben schien, da es den Productionen der türkischen Passionsmusik um kein Haar mehr Aufmerksamkeit schenkte, als es unser modernes städtisches Publikum den Zwischenactsleistungen der Theaterorchester gegenüber zu thun pflegt. Übrigens sind diese Piecen, welche ebenfalls von Herrn Obersteiner componirt und im Stil der Gesänge gehalten sind, gar nicht unschön und bringen mitunter vortreffliche Klangeffecte. Deßhalb war die Wirkung unserer Thierseer türkischen Musik nirgends eigentlich störend.

Der Sologesang ist mit einer einzigen Ausnahme vermieden, und es wäre gewiß nicht zum Nachtheile des Ganzen, wenn auch diese fallen würde, weil, so schön die „Zwischenhandlung“, überschrieben: „Eine mitleidige Seele beweint Jesum“, erdacht ist, die Musik dazu ganz auf die Bahn der modernen italienischen Oper à la Bellini eingelenkt hat. Wenn sich der Componist an dieser Stelle an ein „O Haupt voll Blut und Wunden“ erinnert, oder etwa — da es einmal ein Solo sein mußte — Mendelssohns Arie aus „Paulus“: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten“, zum Vorbild genommen hätte, wäre er wohl besser gefahren, um eine Melodie zu schaffen, welche die Worte des Dichters vollgewichtig wiedergäbe:

Blutend, ach, aus tausend Wunden
Find' ich dich, o Jesu mein!
Laß mich jetzt und alle Stunden
Dir ein liebreich Tröster sein.

Kehren wir nun zu den Vorbildern des Passionsspieles zurück, um ihre Bühnendarstellung zu besprechen. Was schon angedeutet, werden dieselben nicht als lebende Bilder vorgestellt, wie es in Ammergau zu geschehen pflegt, sondern in Form von Pantomimen. Das Thierseer Spiel hat hierin Verwandtschaft mit dem ehemaligen großen Waaler Passionsspiel, das im Jahre 1828 oder 1829 zum letzten Male aufgeführt wurde[1]. Doch scheint uns

[1] Waal, ein hübscher schwäbischer Marktflecken unweit Buchloe, hatte vor Zeiten ein großartiges Passionsspiel. Sein Textbuch scheint der Ettaler Benedictiner und spätere Pfarrer von Jesenwang Ottmar Weis verfaßt zu haben, derselbe, welcher auch das Oberammergauer Spiel bearbeitet hat. Wenigstens erinnert sich der Schreiber,

diese Art der Darstellung keine glückliche Wahl zu sein und wir möchten der Ammergauer entschieden den Vorzug geben. Die ruhige plastische Form der lebenden Bilder wirkt schon wegen der kurzen Dauer, welche den einzelnen Vorstellungen zugemessen ist, günstiger. Denn bei einem so knappen Maße wird eine unerquickliche, den Ernst der Sache schädigende Hast in den stummen Actionen der Pantomimen unvermeidlich. Überdieß erhalten diese Vorbilder durch den Inhalt der Declamationen und Gesänge des Chores einen contemplativen Charakter, dem die plastische Ruhe des lebenden Bildes viel mehr entspricht, als die reiche Bewegung der Pantomimen. Auch stellt eine vollkommene Pantomimik an die schlichten Darsteller viel größere Anforderungen schauspielerischer Kunst in Auffassung und Ausführung. Übrigens bezeugte die Thatsache selbst die Richtigkeit dieser Bemerkungen. Denn gerade die plastische Vorstellung des Vorbildes von der ehernen Schlange war die gelungenste und bot ein Bild von außerordentlicher Schönheit, das wie ein Zauber die Zuschauer berührte. Besonders geschmackvoll war dabei, daß die Bühne nicht vollgepfropft mit Leuten erschien, so daß sich die Einzelgruppen leicht zum Totaleindrucke fassen ließen

Einen Punkt möchten wir hier noch berühren. Schon Devrient hat in seiner Schrift über das Passionsspiel zu Oberammergau (1851) bemerkt: „Die schöne tiefsinnige Idee der ganzen Composition, die Beziehung nämlich zwischen Vorgängen des Alten und Neuen Testamentes, sollte mit mehr Wahl, mehr auf volksthümliche Verständlichkeit gerichtet, ausgeführt sein.“ Es scheint uns dasselbe auch vom Thierseer Spiele gesagt werden zu können, und wir möchten noch hinzufügen, daß diese Wahl eine dogmatisch bestimmte sein sollte. Die Heilige Schrift bezeugt nicht nur im Allgemeinen, daß der Alte Bund ein Schatten des Neuen sei, sondern wir haben in ihr auch ausdrückliche Hinweise, daß diese oder jene besondere Thatsache einen vorbildlichen Charakter habe, und zwar gerade in Bezug auf jene Handlungen des Leidens unseres Erlösers, welche im Passionsspiele vorgeführt werden. Auf solche Vorbilder beschränkt, würde die Gesammtdarstellung an innerer Kraft gewinnen und minder bunt und unruhig erscheinen. Für das Thierseer Spiel brächte diese Reduction noch einen weitern Vortheil, der nicht zu unter-

---

vor Jahren den Namen des P. Ottmar auf einem Exemplar „des großen Passions“, wie die Waaler sagten, gelesen zu haben. Später wurde aus „dem großen Passion“ ein Auszug gemacht, an welchen der damalige kunstsinnige Ortspfarrer A. Michel († 1879) verbessernde Hand legte, der sich auch der Aufführung dieses „kleinen Passions“ (zum ersten Male 1849) warm annahm. In dieser Form, der die Vorbilder gänzlich fehlten, kam die Passion 1883 zum letzten Male zur Aufführung. Da im Februar 1885 das Waaler Landtheater, einst Hoftheater des Fürstbischofs Clemens Wenzeslaus zu Oberdorf, einem Theaterbrande zum Opfer fiel, werden wohl jene Passionsvorstellungen für immer ein Ende gefunden haben. Das große Spiel führte den officiellen Titel: „Gottes Versöhnung oder die Geschichte des Leidens und Todes Jesu“, das kleinere dagegen: „Das große Opfer auf Golgatha“ oder „Das Versöhnungsopfer auf Golgatha“. Die Thierseer künden ihr Spiel an als: „Das große Versöhnungsopfer auf Golgatha.“

schätzen ist. Die Ausstattung der Vorbilder trägt dort keineswegs jenen Reichthum zur Schau, wie es in Ammergau geschieht. Vielmehr ist sie manchmal fast zu einfach und spärlich, wie z. B. bei den Bildern: das Opfer des Melchisedech, die Versöhnung Samsons, Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen. Bei lebenden Bildern, Pantomimen u. dgl. ist aber die Ausstattung von besonderer Bedeutung — es sind dieses wirklich Ausstattungsstücke. Da ist Alles für das Auge, und das Auge will Glanz, Pracht und Farbenspiel. Wo diese fehlen, muß die Wirkung schlechterdings verkümmert werden. Wenn nun die Zahl der Vorbilder beschränkt wird, so kann den übrigen in der Ausstattung mehr zugewendet werden.

Die Einführung solcher Vorbilder in die Passionsvorstellungen hat etwas ungemein Großartiges und Erhebendes in sich. Es kommt einem unwillkürlich der Gedanke und die Anmuthung, daß man hier die Erlösungsthat in jener Verbindung der Thatsachen vor sich vorübergehen sehe, wie sie von Ewigkeit her dem Auge Gottes selbst sich darstellte.

Der Eindruck, welchen die eigentlichen Leidensmomente in ihrer Verbindung mit diesen Vorbildern machten, ist ein unabweisbar heiliger und heiligender, der von ewigen, göttlichen Thaten. Diese Wirkung hervorzubringen, wird beim Thierseer Spiel gewiß nichts versäumt. Deßhalb eröffnet auch ein eigenes Vorspiel das Passionsdrama. In drei Bildern werden der Sündenfall des Menschen, die unbefleckt empfangene Gottesmutter und das Werkzeug der Erlösung — das Kreuz — gezeigt. Nun erst beginnt das eigentliche Drama mit dem feierlichen Einzuge Jesu in Jerusalem. Der Herr erscheint zum ersten Male selbst, und man muß gestehen, sein Erscheinen entspricht der gespannten Erwartung. Die Volksscenen sind trefflich angeordnet — man ist mitten in der Sache. Der Austreibung der Käufer und Verkäufer folgt eine stürmische Volksscene, in der die beleidigten Wechsler und Verkäufer das Gericht der Priester über den Galiläer fordern. In ihr wildes: „Fort mit ihm! Er muß sterben!“ mischt sich aber auch des Volkes Ruf: „Hosanna dem Sohne Davids!“ — Nun folgen die Scenen des Liebeswerkes der Magdalena und des Abschiedes Jesu von seiner Mutter. Die nächsten Handlungen zeigen dann die Anfänge des Verrathes des Judas. Gut gegeben war die Verhandlung mit ihm vor dem hohen Rathe, der als „Schluß der Handlung“ einer der besten Momente der ganzen Dichtung sich anreiht: „Der Verräther im Besitze seines Sündenlohnes.“ — Das letzte Abendmahl schließt den ersten Aufzug ab. Es machte nicht den Eindruck, den man wünscht, was theils in der Inscenirung gelegen sein mochte, theils wohl auch daher kommt, daß hier an erster Stelle eine Wirkung dargestellt werden soll, die eben nicht dargestellt werden kann.

Der zweite Aufzug bringt als erste Handlung die Todesangst Jesu am Ölberge. Die Composition der Scenerie des Ölgartens ist aber den Malern mißrathen und vernichtet nahezu den Eindruck der ganzen hochernsten Handlung. Auch die Mondpassage bliebe am besten ganz weg; denn es stimmt eher zum Lachen als zur Trauer, wenn diese beleuchtete Kugel zwischen Erde und Wolken sich breit über die Bühne drückt. Räthselhaft

bleibt auch, warum die Leiter des Thierseer Spieles es unterlassen, die Engel, wie es die religiöse Kunst zu thun pflegt, mit Flügeln auszustatten. Es geschieht ein solches Abweichen von ehrwürdigen und gewohnten Kunsttraditionen nie ungestraft. Die Engelerscheinungen waren wirklich im ganzen Spiele die schwächsten Partien. Es müßte in Thiersee die Ölbergsscene schon deßhalb zu viel größerer Wirkung gebracht werden können, weil der gänzlich geschlossene Raum des dortigen Theaters die Benützung der Lichteffecte in viel ausgedehnterem Maße möglich macht, als es in Oberammergau geschehen kann. Noch als Knabe hat der Schreiber die Ölbergsscene im „kleinen Passion" zu Waal gesehen, und heute noch nach 36 Jahren beeinflußt sie seine Vorstellungen von der Todesangst des Herrn. So mächtig graben sich diese Eindrücke ein.

Verrathen von seinem Jünger sehen wir den Herrn in den folgenden Handlungen vor den hohenpriesterlichen Richtern, die Verläugnung des Petrus und als Schlußhandlung des zweiten Aufzuges: „Petrus in der Buße, Judas in der Verzweiflung." Die Bühne zeigt dann eine einsame Gegend mit Wald. Ängstlich herumblickend tritt Judas auf. Er sucht den Ort, weil er schaurig einsam ist. Das „Freund, wozu bist du gekommen?" raunen Stimmen ewig ihm in's Ohr. Dann glaubt er wieder den Klang seiner Silberlinge zu vernehmen. Verzweifelnd wankt er nach der Tiefe der Bühne und sinkt mit dem Rufe: „Meister, sei mir gegrüßt! . . . O Tod, ich rufe dich!" auf einen Felsblock hin. Da erscheint in Trauer und Weinen Petrus. Auch er sucht menschenleere Einsamkeit, aber um seine Sünde zu beweinen. In herzergreifender Steigerung seines Monologes[1] kommt er zu dem Ausrufe: „Ist Niemand denn, der mir das Gnadenwort verkündet?" Da vernimmt er die Stimme seines Herrn tief im Innern, ein Gedanke durchzuckt seine Seele: „Maria! Mutter Jesu! — ja du, du kannst, du wirst in deines Sohnes Namen mir verzeihen." Die Hoffnung, das Vertrauen haben gesiegt; mit dem Rufe: „O mein Jesus, ich habe dich wieder!" eilt der reuige Apostel ab. Judas, der Zeuge seiner Reue war, tritt wieder in den Vordergrund. Aber in ihm ist alle Liebe erloschen. „Seit ich aus der Hand des Meisters den Bissen nahm beim Abendmahl — seit diesem Augenblick ist's Nacht in mir, Nacht um mich geworden." Er hört des Meisters Stimme: „Was du thun willst, thue bald", und er hört die Rachegeister rufen: „Dorthin, dorthin! zu jenem Baume!" Mit dem Schrei: „Seht, seht, ich komme!" wirft er seinen Gürtel als Schlinge um den Baumast — da fällt der Vorhang. Die Darstellung dieser schwierigen Scene war in Betracht der sie tragenden Kräfte eine vortreffliche und erschütternd wahre.

Dasselbe gilt von der nächsten Handlung, der ersten des dritten Aufzuges: „Die Traumgesichte der Claudia Procula; sie beschließt, Pilatus zu warnen." Claudia Procula soll der Name der Gemahlin des Pilatus gewesen

[1] Auffallend ist darin, daß der Dichter das von der Schrift selbst angedeutete Motiv der Reue des Petrus nicht in den Vordergrund stellt: „Da er noch redete, krähte der Hahn. Da wandte sich der Herr um und sah Petrus an. Und Petrus erinnerte sich an das Wort des Herrn u. s. w." (Luc. 22, 60 u. 61.)

sein. Sie schickte nach dem Berichte des hl. Matthäus zu ihrem Gemahle, als er auf dem Richterstuhle saß, und ließ sagen: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten; denn ich habe heute seinetwegen im Traume viel gelitten" (27, 19). An diese Angabe des Evangelisten anschließend, schuf P. Weißenhofer eine hochdramatische Scene von ganz Shakespeare'schem Colorit, die überdieß in klassisch treuer Inscenirung durch das Spiel der Claudia und ihrer Sclavin Afra eine so vorzügliche Darstellung fand, daß man sie im Vollen und Ganzen eine Kunstleistung nennen kann. Dem größeren Theile des Publikums mag es freilich nicht eigentlich zum Bewußtsein gekommen sein, aber daß diese Handlung allenthalben Stimmung brachte für die folgenden, war unverkennbar.

Christus steht jetzt vor seinen heidnischen Richtern. Der lebendige Dialog, das tüchtige Spiel der Träger der Hauptrollen, des Pilatus, Herodes und des Kaiphas, brachten den Stoff derselben zu einer gediegenen Darstellung. Besonders packend waren die Volksscenen, welche überhaupt zu den best inscenirten Partien des ganzen Passionsdramas zählten. In diesen Handlungen kam auch die Darstellung des Christus zu immer größerer Wirksamkeit. — Zwischen die Scene der Geißelung und Dornenkrönung tritt jene mystische Zwischenhandlung, von der wir schon oben gesprochen haben. Der von der Geißelsäule losgelöste Christus ist an der Säule zusammengebrochen. Die Henkersknechte haben sich entfernt, um die Dornenkrönung vorzubereiten. Da tritt ein trauernder Schutzgeist ein, um das Mitleid und Mitleiden der christlichen Seele mit ihrem verwundeten Herrn und Heilande auszusprechen. Wie schon gesagt, leidet dieser tief ergreifende Auftritt durch die theatralische Haltung der Musik. Eine zweite durch ihre zarte Fassung sehr wirkungsvolle Scene wird zwischen die Dornenkrönung und die Verurtheilung des Herrn eingeschaltet: „Maria, die Zeugin der Leiden ihres Sohnes. Petrus findet (bei Maria) Gnade und Verzeihung." Von diesen Partien voll Innigkeit und Theilnahme heben sich die genannten Handlungen mit ihrer Ungerechtigkeit und Leidenschaft, Brutalität und Blutgier in furchtbarer Wahrheit ab. Die Rolle des Pilatus ist vom Dichter meisterhaft gezeichnet und wurde von ihrem Träger ganz entsprechend durchgeführt. Warum wohl eines der bedeutsamsten Worte des Landpflegers in unserem Passionsspiele sich nicht findet? Sein Ecce rex vester haben wir nicht gehört und können wir auch im Textbuche nicht finden. Mit dem Rufe der Menge: „Fort nach Golgatha!" schließt der dritte Aufzug und die erste Hauptabtheilung.

Die zweite Hauptabtheilung bringt am Anfange in fünf Handlungen den Kreuzweg des Herrn und seine Stationen. Alles war sehr gut wiedergegeben und besonders gilt dieses von der vierten Handlung: „Veronika reicht Jesu das Schweißtuch. Fromme Frauen von Jerusalem weinen über ihn." — Nur schien es, als ob die Priester und Soldaten nicht recht wüßten, was sie in den Momenten, wo der Zug nothwendig anhielt, zu machen hätten. Es gewann dadurch das Ganze das Ansehen von etwas Abgekartetem, was den Eindruck der Wirklichkeit theilweise verwischte. Viel besser schiene es uns, wenn man bei der Aufführung von Passionsspielen auf die Erhöhung des

Kreuzes bei offener Scene verzichten würde. Der ganze Vorgang macht den Eindruck von etwas Gefährlichem, wird dadurch peinlich und lenkt die Aufmerksamkeit und Theilnahme von dem Dargestellten auf den Darsteller. Die ganze Scene aber: „Jesus am Kreuze", wird mit erschütternder Wahrheit ausgeführt. Wären doch auch die beiden Schächer in passenderer Verfassung gewesen; sie schädigten wirklich den überwältigenden Eindruck. Ein und das andere Mal bildeten sich Gruppen unter dem Kreuze von künstlerischer Vollendung. Der Dichter läßt dabei ziemlich viel sprechen. Es wäre deßhalb sehr zu wünschen, daß die einzelnen Reden nicht so rasch auf einander folgten. Man möchte diese Scenen in stiller Andacht betrachten. Auch scheint uns, daß man beim Tode Christi mit Blitz und Donner und dumpfem Rollen sparsamer sein sollte; denn bei dergleichen Dingen kommt der Theatercoup doch immerhin zu stark zur Geltung, als daß er nicht die Heiligkeit des Eindrucks störte. Die Wirklichkeit läßt sich hier doch nicht völlig nachahmen und darf also ästhetisch nur angedeutet werden. Alles, was darüber hinausgeht, scheint Bühnenspektakel, der Heiligkeit des Objectes unwürdig.

Zwischen den Tod des Herrn und die Kreuzabnahme fügt die Dichtung zwei Handlungen ein, deren erste in sehr erregten Vorgängen das Entsetzen in Jerusalem und einen Aufruhr gegen Pilatus und die Hohenpriester zum Gegenstande hat, worauf die zweite die Bitte des Joseph von Arimathäa um die Leiche des Herrn vorführt. Als sich dann der Vorhang zur zehnten Handlung des Aufzuges hob, zeigte sich ein Bild von großer Schönheit: der todte Christus am Kreuze, und um dasselbe in harmonischer Gruppirung die heiligen Frauen mit Johannes, dem römischen Hauptmanne und einigen Soldaten. Auch die Kreuzabnahme und besonders die Gruppe der Pieta waren vortrefflich angeordnet. In der ganzen Scene erzielte wiederum das Spiel der Darstellerinnen Maria's und Magdalena's die höchste Wirkung. Tiefe Rührung lag über dem Ganzen und hatte offenbar auch das Publikum ergriffen. Die Grablegung wurde als stumme Scene gegeben. Auch sie verfehlte nicht ihren Eindruck. Zu profan dünkte uns dabei die begleitende Trauermusik, wogegen der Schlußgesang des Chores: „Ruhe sanft nach deinen Leiden u. s. w.", ganz angemessen war. Ein dramatisches Kunstmittel, so einfach es ist, verstand das Thierseer Passionsspiel nicht auszunützen — das Schweigen.

Mit der Grablegung schließt der vierte Aufzug. Der fünfte bringt die Auferstehung in fünf Handlungen: 1) die Juden verlangen eine Grabwache von Pilatus; 2) Thomas wird von Petrus im Glauben gestärkt; die liebende Fürsorge der Jünger Jesu für dessen heilige Mutter; 3) Kaiphas trifft Vorkehrungen für die nächste Zukunft; 4) die heiligen Frauen begeben sich zum Grabe; 5) die Wächter am Grabe und die Auferstehung. Bei der Aufführung fiel hier Mehreres aus und zwar nicht zu Ungunsten des Ganzen. Die letzte Handlung enthält in den Reden der Wächter am Grabe eine Art Recapitulation des jüngst Geschehenen. Die Situation ist treffend gewählt und der Dialog spannend geführt. Die Auferstehung selbst war gut inscenirt. Der

Engel erscheint und wirft den Stein vom Grabe, man sieht den triumphirenden Christus, angebetet von Engelschaaren, in Glanz und Herrlichkeit, die Siegesfahne haltend.

Es wäre schon mit dieser Handlung ein kunstschöner, würdiger Schluß des ganzen Passionsdramas gegeben. Das Textbuch führt aber im sechsten Aufzuge noch die Erscheinungen des Auferstandenen und dessen Himmelfahrt aus. Auch hier ist die Dichtung an vielen Stellen sehr schön, aber die dramatische Wirkung derselben fiel gegenüber dem Vorhergehenden bedeutend ab. Die Hauptschuld davon liegt allerdings an der Aufführung. Aber konnte dieselbe besser sein? In einigen Stücken jedenfalls. So ist die äußere Ausstattung des Auferstandenen nichts weniger als gut gewählt. Der Darsteller desselben findet sich denn auch offenbar mit ihr schwer zurecht und wird im Spiele erstaunlich steif. Wie ließe sich das wohl besser machen? Hören wir Katharina Emmerich erzählen: „Er war ungemein schön und ernst und leuchtend; sein Gewand, wie ein weiter Mantel um die Glieder geschlagen, wehte ihm, wenn er wandelte, mit einem Ende in der Luft spielend nach und schimmerte blauweiß, wie Rauch im Sonnenschein.“ Das müßte sich anders ausnehmen, als es der Auferstandene im Thierseer Passionsspiel thut, der nach dem Muster alter Schnitzwerke, wie sie um Ostern auf die Altäre gestellt werden, uns vorgeführt wurde. Das könnte also leicht verbessert werden. Allein in andern Stücken werden zur guten Aufführung dieser Erscheinungen Dinge erfordert, welche außerordentliche Bühneneinrichtungen erheischen, und wenn auch die moderne Technik vor nichts sich zu scheuen braucht, so fehlen ihr doch in einem Raume, wie ihn die Thierseer Bühne zu bieten vermag, die Vorbedingungen dazu. Sie kann den archimedischen Punkt nicht finden, um diese Welt der Täuschung zu bewegen, wohin sie will. Die Erscheinung des Herrn, welche der Magdalena wurde, blieb, trotz des vortrefflichen Spieles derselben, scenisch unverständlich, weil eben die äußere Erscheinung des Christus bei dem Worte: „Maria!“ nicht änderte und er darauf, statt zu verschwinden, ruhig hinter die Coulissen abging. — Da auch in diesem letzten Aufzuge einige Kürzungen vorgenommen waren, kam die Himmelfahrtshandlung und mit ihr der Schluß rascher, als es erwartet wurde. Josephs Verherrlichung in Ägypten war das einleitende Vorbild, an dessen Schluß der Chorführer die Aufforderung knüpfte:

Nun laßt im Geist uns mit den Jüngern geh'n,
Zum letzten Mal den Mittler wandeln seh'n.
Vollendet ist sein Werk, sein Lebenslauf,
Er fährt zum Vater in den Himmel auf.

Die letzten Reden, die Christus spricht, sind genau der heiligen Schrift entnommen. Bei den Worten: „Ich aber bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“, schwebt er segnend aufwärts und wird von einer lichten Wolke aufgenommen. Eine herrliche Gruppe bildend, blicken die Jünger und heiligen Frauen ihm nach. Es war ein schönes, herzerhebendes Bild, das sich darbot. Der auftretende Chor stimmte dazu sein Triumphlied an:

Triumph, Triumph! Er fährt empor,
Ihn lobt und preist der Himmelschor.
Er hat das große Werk vollbracht,
Von Sünd' und Schuld uns frei gemacht.
Er gehet ein zur Herrlichkeit,
Lobsinget ihm in Ewigkeit!

Es ist ein prächtiges, kräftiges Lied, während dessen sich noch einmal der Vorhang hebt und Christus erscheint, thronend zur Rechten des Vaters und von Engelchören umgeben. Maria, die heiligen Frauen, die Apostel und Jünger beten an, und Annas und Kaiphas liegen in Verzweiflung auf dem Boden. Alle sind in malerische Gruppen geordnet und, umflossen von rothem Lichte, ist dieses Glorienbild des Erlösers ein erhabener Schluß des großen Passionsdramas. Es war zu Ende und die zahlreichen Zuschauer spendeten reichlich ihren Beifall. Er blieb aber maßvoll; denn das heilige Spiel hatte Alle in seinen Ernst und seine Weihe gebannt. Befriedigt und erbaut verließ man das Theater.

Zum Schluß noch ein Wort über dieses selbst. Es ist ein einfacher, praktisch angelegter Holzbau und liegt auf einem kleinen Hügel, der das ganze Thal des Thiersees beherrscht. Eine herrliche Rundschau eröffnet sich dort dem schweifenden Blicke. Urwüchsig reckt sich der Felskoloß des Pentling aus dem Bergringe empor, der den See umfriedet, und dort drüben grenzt das Kaisergebirge mit seinem „zahmen" und „wilden Kaiser" den Ausblick ab. Drinnen im Theater ist Alles recht geschickt angeordnet und sind die Plätze des sich rückwärts bedeutend erhebenden Zuschauerraumes zweckmäßig eingerichtet. Die Bühne selbst ist sehr gut ausgestattet, und der gesammte Decorationsapparat arbeitet rasch und sicher. In ihrer Breite und Tiefe ganz entsprechend, hat sie jedoch nicht die vollkommen proportionirte Höhe. Es leidet darunter die Perspective. Die Decorationen schienen uns neu und müssen auch an und für sich hübsch genannt werden; allein bisweilen halten sie nicht die rechte Stimmung zum Spiele selbst. Schon der Hauptvorhang würde wohl entsprechender Passionssymbole oder Passionsscenen zeigen, als das Dorf Thiersee, das man draußen von der Terrasse aus im hellen Sonnenlicht viel schöner gesehen hat. Auch der zweite Vorhang nimmt sich nach so heiligen Scenen etwas profan aus, so tüchtig die Malerei auf demselben ausgeführt ist. Von den Darstellern haben wir bereits wiederholt gesprochen. Sie haben durchweg ihr Möglichstes geleistet und mehr als einmal das Künstlerische erreicht. Die gesammte „Passionsgesellschaft" soll aus 120 Personen bestehen, alle Thierseer. Sie bekommen keine pecuniäre Entlohnung, indem der gesammte Ertrag ihrer Vorstellungen nach Deckung der Kosten auf gemeinnützige Zwecke verwendet wird. Ein ganz besonderes Verdienst um das Gelingen des Unternehmens hat sichtlich der Ortsgeistliche, Herr Vikar Stanislaus Dengg. Es muß viel Mühe und eiserne Ausdauer erheischen, diese schlichten Bewohner eines Bergdorfes, das hoch droben abgeschlossen von der Welt liegt, zu solchen Leistungen emporzuheben, wie wir sie während des Spieles öfter bewunderten. Das Publikum war zahlreich und der 1500 Menschen fassende Zuschauerraum wohl

besetzt. Zunächst stellt das Landvolk, das bis von Miesbach, vom Schliersee und Tegernsee zum „Gspiel“ herbeikommt, das größte Contingent, aber auch Städter und Fremde aus weiterer Ferne waren ziemlich zahlreich erschienen. Die Theilnahme der Geistlichkeit schien eine sehr lebhafte und waren auch Glieder des höheren Klerus zugegen. Das Volk sieht in der Sache, was sie ist — etwas Heiliges. Freilich wird es durch diese Stimmung nicht abgehalten, die Feinde Jesu über ihre thörichte Leidenschaft, die doch zu Schanden wird, bisweilen herzlich auszulachen. Auch Judas bekommt seinen Antheil von dieser Volksjustiz. Eigenthümlich berührte der Eindruck, welchen das Erscheinen des Christus und der heiligen Jungfrau machten. Höchst interessant war uns, zu beobachten, wie gerade die in Dichtung und in Darstellung kunstvollendeten Momente die ganze Zuschauerschaft unwiderstehlich fesselten.

Theodor Schmid S. J.

Von Isafjördr nach Akureyri.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

---

4. August.

Wovon ich als Knabe so oft geträumt, was ich aber nie in meinem Leben zu sehen erwartete, das lag nun vor mir — das nördliche Eismeer. In seinem stahlgrauen Panzer wogte es majestätisch um unser Schiff, dem felsigen Gestade zu, über welches dichte, graue Nebelballen sich tief herabsenkten. Noch vor einer Woche lag hier Alles voll Polareis, und eine scharfe Winterkälte bezeugte, daß der Südsturm noch nicht alle Reste der Blokade auseinandergetrieben hatte. Etwas nach neun Uhr Morgens umschifften wir die nordwestliche Spitze Island, das sogen. Cap Horn oder Nord-Cap. Leider senkte sich der Nebel immer tiefer herab, so daß wir von dem eigentlichen Vorgebirge nur die Uferlinie zu Gesichte bekamen. Dagegen blieb zeitweilig noch das Meer frei, und da erblickten wir in weiter Entfernung ein paar stattliche Eisberge, die langsam auf der dunkeln Fläche einhertrieben. Wir hatten wenigstens eine Probe von arktischer Landschaft. In seiner schimmernden Weiße nimmt sich das Eis unter dem grauen Winterhimmel prächtig aus. Es war übrigens ordentlich kalt. Jedermann mummte sich ein und ich mußte meinen leichten Sommerüberzieher ebenfalls gegen einen Winterrock umtauschen. Vom Ufer her dehnte sich leider der dichte Nebel bald auch über das Meer aus. Sicherheitshalber durfte das Schiff nur mit halber Kraft fahren, und in regelmäßigen Zwischenräumen erscholl das schrille Dampfsignal — eine traurige und düstere Erinnerung, da in den letzten Jahren trotz aller Vorsicht und aller Signale so viele Schiffe auf einander gestoßen

und so viele Menschenleben der unheimlichen Gewalt des Nebels zum Opfer gefallen sind.

Bis ungefähr hieher war die „Thyra" vierzehn Tage zuvor gekommen. Sie hätte nur noch etwa vier Stunden nach Isafjördr gebraucht; da starrte ihr das Eis entgegen und zwang sie, vier Tage und Nächte, um ganz Island herumzufahren. So erzählte mir der englische Major. Wegen Eis und Nebel sei die Fahrt nicht ganz gefahrlos gewesen.

Gegen 4 Uhr hatten wir den Eingang der weiten Bucht Húnaflói durchmessen und hielten in der Nähe von Skagaströnd. So wird nicht bloß dieser ganze Theil der Küste genannt, sondern auch einer der Hauptlandungsplätze. Für die Schiffe gibt es hier keinen Hafen, nicht einmal ein schützendes Vorgebirge war zu erspähen. Man ist fast so gut wie auf hohem Meere. Wir wurden dießmal gehörig geschaukelt, als wir an's Land fuhren. Da nahm sich das Meer auch viel großartiger aus als von dem stolzen Dampfer. Am meisten aber freute es mich, zwei große Trümmer von Eisbergen in der Nähe zu sehen, welche die Fluth hier ans Land geschwemmt hatte. Obwohl schon bedeutend zusammengeschmolzen und von der Brandung unterwühlt, bildete der eine noch einen Krystallpalast, in dessen blaugrünem Porticus unser ganzes Boot Platz gehabt hätte. An dem felsigen Landungsplatz lagen schon ganze Berge von Ballen und Säcke von Wolle zur Einschiffung bereit, und dazwischen ein paar kleine Haifische, 5 bis 6 Fuß lang, häßliche Bestien, aber von den Isländern nicht nur des Thrans wegen geschätzt, sondern auch im Nothfall als Nahrungsmittel im Gebrauche.

Der Hákarl, wie die Isländer diesen Fisch nennen — der Eishai, Scymnus glacialis —, erreicht ausgewachsen eine Länge von 18 bis 25 Fuß und ist an der ganzen isländischen Küste herum zu Hause. Die Haut ist schmutziggrau und braungefleckt und wird von den Isländern zu Schuhen verwandt. Das Fleisch wird meist weggeworfen; ärmere Leute vergraben es indeß wohl einige Monate in die Erde, hängen es dann in die Luft, und so soll es wenigstens unschädlich und genießbar werden. Bei einem Besuch in Reykjavik wurde uns zur Probe davon angeboten; doch sowohl Dr. Scherbeck als Graf Wolfegg fanden den Geschmack so abscheulich, daß sie den Bissen nicht hinunterbrachten, sondern möglichst rasch aus dem Munde entfernten. Dabei riecht es wie fauler Käse, aber noch eindringlicher. Bei Hungersnoth wird es indeß viel genossen. Das eigentlich Kostbare an dem Fisch ist seine ansehnliche Leber, welche durchschnittlich etwa 280 englische Quart Thran liefert. Dieser Thran dient zur Gerberei, und soll hauptsächlich nach Schweden und Deutschland gehen. Da der Fisch sehr häufig ist, so bringt er den Isländern weit mehr ein als die selteneren Walfische. Im Sommer wie im Winter wird auf ihn Jagd gemacht mittelst starken Stricken, an denen ein etwa sechs Zoll langer Widerhaken befestigt ist. Als Lockspeise dient Pferdefleisch, das zuvor in Blut getaucht ist, oder Seehundsfett. Der Geruch des todten Hai ist so unausstehlich, daß die Fischer gewöhnlich nur die Leber herausnehmen und den Kopf abschneiden, den Leib aber nicht ins Boot nehmen, sondern an der Außenseite desselben mitschleppen. Ins Wasser werfen sie ihn

nicht gerne, weil dann gleich andere Haie sich daran füttern und weniger zum Anbeißen geneigt sind. Die ganze Fischerei ist ein höchst unästhetisches Gewerbe. Wer aber an den Küsten Islands reisen will, der darf sich vor Thran- und Fischgeruch nicht allzusehr scheuen. An jedem Strande weht derselbe dem Ankommenden entgegen. Weiter vom Landungsplatz stießen wir auf einen todten Wal, dem nur die Leber ausgenommen war. Das übrige war noch zu haben, und ich nahm mir zum Andenken wenigstens ein Stück von den Barten mit. Es ist etwas Reizendes um so einen nordischen Speckkoloß in freier Natur!

In gemüthlichem Gegensatz zu dem immer übelduftenden Fischerleben steht in Island wie überall das bäuerliche Wesen. Etwas weiter nach dem Lande hinein lagen gleich ein paar Gehöfte, und zwischen dem Strande und den romantischen Felszinnen der Uferberge dehnten sich leidliche Weidegründe aus. Eben ritt des Wegs daher eine kleine Karawane, Männer und Frauen, in sonntäglichem Staat. Für Besuche putzen sich die Isländerinnen immer so gut als möglich auf; mit ihren langen Reitkleidern sitzen sie als Amazonen ganz stolz in dem feinen Sattel, schwingen sich mit Eleganz vom Pferde und die geschmackvolle Tracht bewirkt, daß eine solche Reitergruppe ganz allerliebst malerisch aussieht, wie ein Bild aus einem freundlichen Alpenlande. Da heißt es dann „Seilir“ und „Seilar“; unter zahllosen Küssen bewillkommt man sich; aus den Familientruhen werden die feinen Täßchen hervorgeholt und die Kaffeevisite beginnt. Die Männer aber, immer schlechter gekleidet, besorgen ihre Pferde und gönnen sich dabei vor allem einen Schluck Branntwein, um ihr Herz gegen die scharfe Polarluft zu stählen.

Nachdem wir dem Absteigen der kleinen Cavalcade zugesehen, wollten wir ein weiter entlegenes Gehöfte aufsuchen, wo ein Bekannter wohnte: ein ursprünglicher Däne, der sich vom Laufjungen in einer Nägelfabrik zum Kaufmann emporgearbeitet hatte und mit uns von Kopenhagen nach Reykjavik gereist war. In kurzer Zeit jedoch erscholl vom Dampfschiff her das erste Signal. Ich hielt es für das Sicherste, ihm zu folgen und trat den Rückweg an. P. von Geyr ließ sich nicht einschüchtern, sondern machte seinen Besuch. Er hatte Recht. Nachdem er über eine Stunde bei Herrn Berensen geweilt, kam er mit diesem an Bord, und die „Thyra“ blieb noch eine, zwei, drei Stunden, ja bis tief in die Nacht. Es waren viel mehr Güter einzuladen, als der Kapitän geglaubt hatte. Abends kam dichter Nebel, so daß die Weiterfahrt gefährlich war, und so lichtete die „Thyra“ erst um 2 Uhr Morgens die Anker.

Die Uferansicht am Skagaströnd bot eine freundlichere Zeichnung, als die einförmigen Riffe und Felsbasteien an der Westküste. Ein vielgezackter Hügelrücken lief in einiger Entfernung dem Strand entlang, oben mit Felsenzinnen gekrönt, vorwiegend röthlich; doch nicht ohne einiges Grün; rechts und links davon zeigten sich fernere bläuliche Hügel.

5. August.

In der Frühe des Morgens schon waren wir in den Skagafjördr gelangt, welcher einen der tiefsten Einschnitte in die Nordküste macht. Der

Kurs beinahe südwärts. Wir kamen an einigen Inseln und Riffen vorbei, welche durch die Sage berühmt geworden sind. Eine dieser Klippen heißt der Karl, d. h. der Mann, und eine daneben die Kerling, d. h. die Kerlin oder Frau. Möchten sich deßhalb die neueren Töchter der Germanen nicht so leicht daran stoßen, daß man einmal einen tüchtigen Menschen einen wackern „Kerl" nennt. Das ist zum wenigsten so anständig als Monsieur oder Signore! Der „Kerl" ist eine dürre hagere Felsnadel, die „Kerlin" dagegen sieht von einiger Entfernung fast wie ein Segelschiff aus. Bedeutender als diese Riffe ist die Insel Drángey — ein Felsencastell, das nach allen Seiten fast lothrecht in die See abfällt. Nur an einer Stelle ist die Felsmauer geborsten und bietet einen Abhang, an dem man hinaufkommen kann, um die zahlreichen Vogelnester zu plündern, die sich auf dem Hochplateau und an den Löchern der Felsen befinden. Grettir Asmundarson, ein gewaltthätiger Recke, der zwanzig Jahr lang als Geächteter an diesen Küsten hauste, fand in der Felsbastei seinen letzten Zufluchtsort. Die Grettissaga, welche seine Abenteuer erzählt, ist eine der wildesten und schaurigsten alten Heldengeschichten, voll Mord und Spukgestalten, und entspricht ganz dem unheimlichen Felsennest, wo sie ihren Abschluß findet.

Die Poststation Saudakrokr, Südwinkel, liegt im tiefsten, südlichen Ende des Fjords. Sie ist von Bedeutung, weil von hier sowohl über die ganze Halbinsel Skagastrand, als dem Fluß Jökulls-á hinauf und ebenso nach Hunaflói und Akureyri hinüber viele Höfe und kleine Ortschaften mit bebautem Lande liegen, meist an den zahlreichen Flüssen, welche an verschiedenen Punkten des Eismeeres münden. Den Mittelpunkt des ganzen Landstrichs bildete einst der Bischofssitz Hólar im Hjaltadalr, keine zwei Stunden von Saudakrokr. Gar nicht weit liegt die ehemalige Benedictiner-Abtei Thingeyrar, d. h. der Platz, wo sie gestanden, und noch näher die Stätte des Frauenklosters Reynisvellir. Viel hat sich auch in Hólar aus katholischer Zeit nicht erhalten; immerhin hörte ich von einem alten Flügelaltar mit silbernen Ornamenten, von Bildern der drei heiligen Isländer Thórlákr, Jón und Gudmundr, von einem merkwürdigen Taufstein und alten Grabmälern. Wir überlegten, wie wir dahin kommen könnten. Allein die Postdampfer lassen sich durch nichts bestimmen als durch ihre Woll-, Thran- und Fischladungen. Unter den günstigsten Verhältnissen hätten wir allenfalls über Hólar die Station Akureyri zu Pferde noch bis zur Abfahrt des Dampfers erreichen können. Aber die geringste Verzögerung konnte uns ebenso gut nöthigen, einen ganzen Monat im Nordland zuzubringen. Dazu hatten wir keine Lust und verzichteten deßhalb auf den Ritt.

Die Gegend von Saudakrokr bot nicht viel Anziehendes dar. Eine sandige Hügelkette, die Moräne eines riesigen Gletschers, verbarrikadirte die Aussicht ins Innere des Landes; am Fuße desselben stand eine Reihe von Baracken, Häuschen, Faktoreien mit der dänischen Flagge, dem Danebrog. Am Strande herrschte aber fröhliches Gewimmel und Pferdekarawanen kamen von Zeit zu Zeit die Hügel herab und Boote brachten eine Menge Wollballen, Thranfässer und Fischbündel an Bord. Der große Mann in Saudakrokr

war der Sysselmann Briem, eine kräftige Gestalt in Uniform. Ein so dichtes, weißes Vollhaar umwallte sein Haupt, daß er einen „Winter“ hätte vorstellen mögen, obwohl unser englischer Major ihn kaustisch einen „Heuwagen“ nannte. Wir waren mit mehreren seiner 19 lebenden Kinder auf unserer Reise bekannt geworden. Einer seiner Söhne, Candidatus Juris, und eine Tochter, welche sich zwei Jahre in Kopenhagen zur Lehrerin ausgebildet hatte, fuhren von Kopenhagen mit nach Reykjavik; ein anderer Sohn, Partner eines großen Handelsgeschäfts, das seinen Sitz in Glasgow-Huset (Reykjavik) hat, stieg in Leith ein, besuchte uns öfter in Reykjavik und erwies uns manche Gefälligkeit. Er war Mitglied des Althing, ein sehr intelligenter, tüchtiger Geschäftsmann. Wenn ich mich nicht irre, war ein anderer Bruder von ihm ebenfalls Althingsmann und Prästr. Wieder ein anderer Bruder hatte etliche Jahre früher eine Auswanderercolonie als Prästr nach Winnipeg (Britisch Nordamerika) begleitet, war aber schon gestorben.

„Jede Frau, die mehr als acht Kinder hat, soll schwer gestraft, jede, die mehr als zehn Kinder hat, todtgeschlagen werden,“ erklärte einer der Mitreisenden, mit der classischen Herzlosigkeit eines modernen Nationalökonomen à la Malthus. So oft ich sonst sein gesundes, nüchternes Urtheil bewunderte, so forderte dieses doch zum Widerspruch heraus. Allerdings mag der isländische Kindersegen im Allgemeinen mit der Armuth der inländischen Nahrungsquellen in einigem scheinbaren Gegensatz stehen; aber im gesammten Lande ist doch nicht so viel schreiende Noth als in den Armenquartieren der großen britischen Städte, wie ich es mit eigenen Augen gesehen habe. So jämmerlich wie die unterirdischen Kellerwohnungen der Armen in London und Glasgow ist die ärmste isländische Hütte nicht. Wo Gottvertrauen, christliche Sitte und redlicher Fleiß walten, da sorgt die Vorsehung schon für Brod; es braucht Niemand todtgeschlagen zu werden, selbst am Eismeer nicht. Ohne jene religiösen Mächte aber werden die reichsten Länder der Erde den socialen Jammer nicht zu überwinden vermögen.

Es freute mich, daß Fräulein Briem uns an Bord besuchte, um uns ihre Mutter vorzustellen, eine ehrwürdige Matrone von energischem und doch mildem Gesichtsausdruck — das Musterbild einer wackern Skandinavierin aus der guten alten Zeit, ruhig, ernst, ausdauernd, einem Leben voll Entbehrung, Mühe und Arbeit gewachsen. Wenn Alban Stolz irgendwo bemerkt, daß Leiden und Alter die Leute oft schöner machen und ihnen einen Zug von stiller Verklärung geben, so mochte sich das an dieser Frau völlig bewahrheiten.

Die Tochter trug jetzt nicht die schlichte isländische Werktagskleidung, in der wir sie früher auf dem Schiff gesehen hatten, sondern die Festtagstracht der Nordländerinnen, ein schwarzes Jäckchen über dem Kleide, ein rothseidenes Fichu um den Hals und eine rothe Schürze. Als Kopfputz aber hatte sie, wie ihre Mutter, die Hufa, die kleine schwarze Calotte mit der schweren Quaste, die auf die Schulter niederhängt. Während unseres Aufenthalts in Reykjavik war sie in den Norden geritten und hatte ihre förmliche Anstellung als Lehrerin erlangt. Sie hat nun die weibliche Jugend

aus zwei der nördlichen Syssel, d. h. etwa 20 Mädchen aus besser gestellten Familien zu unterrichten. Die Fächer sind: Isländisch, Lesen, Schreiben und Rechnen, Dänisch, Singen, Nähen und Stricken. Es sind, wie ich hörte, bis jetzt vier solcher Mädchenschulen auf Island eingerichtet, im Jahresbudget für 1884/85 waren für Kvennaskóla (Haushaltungsschulen) 3000 Kronen angesetzt, für Kleinkinderschulen 2000, für Volks-Elementarschulen 4000, aber nur unter der Bedingung, daß von anderer Seite (den Gemeinden und Familien) weitere 2000 Kr. zu diesem Zweck zusammengebracht würden.

Unsere Schiffsgesellschaft vermehrte sich in Saudakrokr um zwei dänische Familien und den Dr. Keilhak aus Berlin, den wir früher in Reykjavik getroffen hatten. Wir waren sehr erstaunt. Denn der Herr Doctor hatte uns vorher gesagt, er wolle mit seinem Collegen Schmidt das ganze Westland bis in das Glámu- und Dránga-Gebirge, dann das Nordland bis zum Myvatn (Mückensee) und endlich das Ostland bis in den Vatna Jökull durchreiten, um dann erst mit einem der späteren Schiffe zurückzukehren. Sie waren zusammen am 3. Juli schon von Reykjavik aufgebrochen und über Reynisvellir nach Saurbaer am Hvalfjord geritten. Sie hatten sich nicht Pferde gemiethet wie wir, sondern jeder zwei Reitpferde zu 135 Mark und drei Packpferde zu je 90 Mark gekauft. Bereits in Saurbaer wurde eines der Packpferde unbrauchbar und sie machten mit den Nöthen des Pferdekaufs nicht poetische, sondern höchst prosaische Bekanntschaft. Sie mußten für das invalide Pferd ein anderes eintauschen, hohen Zuschlag zahlen und erhielten dafür einen Beißer, der sie überall belästigte und den ihnen Niemand tauschweise abnehmen wollte. So wanderten sie weiter an den Borgarfjord, dann nach Reykholt, das durch seine warmen Quellen und als Wohnstätte des Snorri Sturluson berühmt ist. Von hier wandten sie sich dem Innern der Insel zu, ohne indeß tiefer in die noch unerforschten Gebiete des Eiriksjökull einzudringen. Endlich reisten sie nordwärts nach Hvammr am Fuß des Vulkans Baula. Doch hier erkrankte Dr. Keilhak an einem ernstlichen Fieber.

Nur mit großer Mühe gelang es ihm noch, in einem dreizehnstündigen Ritt den Hafenort Borðeyri am Hunaflói zu erreichen, wo wenigstens auf einige Pflege und Gelegenheit zur Heimreise zu rechnen war. Ganz erschöpft kam er hier an. Nach mehrtägigem fruchtlosem Warten auf Besserung bat er seinen Genossen, allein weiter zu reisen. Zum Glück fand er im Hause eines dänischen Kaufmanns, Bryde mit Namen, eine gute Wohnung und liebevolle Pflege. Doch das Fieber wollte nicht weichen und ärztlicher Beistand war nicht zu haben. Der nächste Arzt wohnte zwei Tagereisen entfernt. Erlösung aber war lange nicht zu hoffen, da Treibeis den Eingang in den Hunaflói versperrte. Erst nach 17 langen Tagen des Harrens erschien am 31. Juli endlich der „Camoëns“, um in Borðeyri 300 bis 400 Auswanderer abzuholen, die über Schottland nach Amerika wollten. Mit dem englischen Schiff kam Dr. Keilhak bis Saudakrokr, wo er, mit vier Auswandererfamilien in ein kleines Häuschen zusammengepfercht, abermals ein paar schreckliche Tage und Nächte auszustehen hatte, bis endlich die „Thyra“ ankam. Ganz war auch jetzt noch die Noth nicht vorüber. Der

gute Herr sah überaus elend und leidend aus, hatte weder Gepäck noch Wäsche bei sich und erregte bei einigen Passagieren nicht Theilnahme, sondern gesundheitspolizeilichen Verdacht. Sie gingen ihm nicht nur sorgfältig aus dem Wege, sondern forderten vom Kapitän sogar, daß er, um Ansteckung vorzubeugen, bei der nächsten Station ans Land gesetzt werde.

Als ich die ganze Leidensgeschichte gehört hatte, dankte ich dem Himmel, daß wir auf weitere Reitereien im Innern des Landes verzichtet hatten. Wenn man einmal ein isländisches Thal, einen Berg und Gletscher gesehen, so bieten weitere Ausflüge fast nichts Neues dar. Nur für den Naturforscher oder geographischen Forschungsreisenden ist etwas Ausbeute zu erhoffen, und auch dann nur, wenn er an Geld, Zeit und Strapazen die größten Opfer auf sich nimmt. Eine nicht geringe Schwierigkeit besteht darin, daß die Isländer an solchen Forschungsreisen wenig Geschmack finden und schwer dafür zu haben sind. Vom Althergebrachten mögen sie nur ungern lassen und halten sich an ihre bekannten Pfade. Für Expeditionen in's Innere muß man aber nicht bloß Führer, Pferde, Zelte und Proviant mitnehmen, sondern auch Heu für die Thiere von diesen selbst mitschleppen lassen. In der Gletscherwelt ist nichts mehr zu finden, als Fels, Lava, Eis, Schnee, eisige Kälte und furchtbare Stürme. Die Aufforderungen des Lord Watts und des Kapitän Burton zu systematischen Forschungsreisen ist deßhalb, diejenigen des isländischen Geologen Th. Thoroddsen abgerechnet, bis jetzt ziemlich erfolglos geblieben. Das unerforschte Land im Innern mag noch etwa so groß sein, wie das ganze Königreich Württemberg.

Von Sauðakrokr fuhren wir den Fjord wieder zurück, nördlich nach Grafarós und Hófsos. Die Kirche von Hólar bekamen wir einige Zeit in Sicht: die merkwürdigste Erinnerung an der ganzen Küste. Vier und ein halbes Jahrhundert haben hier katholische Bischöfe gethront und die Küstenbewohner des Eismeers mit dem großen Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte verbunden. Jetzt ist Hólar, wie so mancher einstige Bischofssitz am Mittelmeer, zu einem unbedeutenden Dörfchen herabgesunken. Von dem übrigen Ufer bekamen wir nicht viel zu sehen, da der Nebel gegen Abend sich weit zum Meere herabließ. Dagegen zeigte sich nach Norden hin noch ein großer Eisberg, viel bedeutender als die früheren, und vier Walfische kamen in ihrem fröhlichen Spiel dem Schiff so nahe, daß der Steuermann etwas den Kurs ändern mußte, um nicht mitten unter die dicken Gesellen hineinzugerathen. Die Temperatur betrug 4° C. Das Meer war an der äußern Küste, wie immer, etwas bewegt; gegen 11 Uhr Abends gelangten wir jedoch in den Siglufjördr, eine stille, ruhige Bucht, wo sich so gemühlich schlafen ließ, wie auf dem Lande.

6. August.

Wie schön die Bucht war, zeigte erst der Morgen, der für mich — ich gestehe es — ziemlich spät anbrach; denn ich hatte es für praktisch befunden, vor Mitternacht nicht leicht zu Bette zu gehen. Ich sah den Herren zu, die gewöhnlich lange Whist spielten, und wenn die letzte Partie glücklich beendigt war, hielt ich noch ein gemüthliches Literatur- und Culturgespräch mit dem

englischen Major. Tags zuvor war Molière an der Reihe gewesen, den wir beide sehr hochschätzten, den letzten Abend hatten wir uns über Dryden unterhalten und dann, ich weiß nicht wie, auf Naturphilosophie und Darwinismus übergesattelt. Der Major unterschied sehr richtig zwischen der einfachen Naturbetrachtung und der Hypothesenmacherei, die sich daran anschließt, zwischen begründeten Hypothesen und vollständig willkürlichen Träumereien, zwischen Darwins vorherrschend empirischen Untersuchungen und dem philosophischen Dogmatismus, den Andere daran anhängten. Für den Naturbeobachter Darwin — und als solchen wollte er Darwin hauptsächlich aufgefaßt wissen — war er entschieden begeistert; von Häckel dagegen sagte er: Haeckel is the most awful dogmatical tyrant! und: Scientifical tyranny is as absurd as any other. Das letztere Wort namentlich hat mir außerordentlich gefallen.

Von allen Uferscenerien dieser Tage gefiel mir keine so gut, wie dieser Siglufjord. Es herrschten hier nicht die plumpen, schweren Felsgestalten, die wie ungeheure Grabsteine und Briefbeschwerer auf die Landschaft drücken. In sanft ausgeschweifter Biegung erheben sich die Hügel von dem grünen Uferrand zu feineren Spitzen empor, waren ziemlich weit hinauf mit etwas Grün bekleidet. Der Schnee oben erschien nicht in langen, gewaltigen Massen, sondern nur flockenweise über die Spitzen und an die obere Berghalde hingestreut. Darüber geisterte leichter Nebel in weißen Flocken an den Gipfeln herum. Die Bucht unten war spiegelglatt, wie ein trauter Bergsee. Nur die Fischbaracken und Thranbuden am Strande verdarben ein wenig die Romantik des Bildes.

Es war um 8 Uhr Morgens 5° C. Der Kapitän sagte, es hätte in der Frühe auf das Schiff geschneit. Mir kam es ziemlich winterlich vor. Als wir aus dem Fjord herausdampften, nahm der Nebel wieder zu, und wir mußten ziemlich langsam um das Vorgebirge herumfahren, welches den kleinen Siglufjördr von dem größern Eyjafjördr trennt. Diese ansehnliche Bucht zieht sich fast von der Mitte der Nordküste nach dem Innern des Landes hinein und ist etwas länger als der Bodensee von Bregenz bis über Konstanz nach Radolfszell hinab (8½ geogr. M.), doch nur am Eingang der Breite dieses Sees entsprechend. Bald verengern ihn ein paar Inseln, von welchen er wohl seinen Namen hat, und dann rücken die Ufer langsam näher zusammen. Das Jahr zuvor (1882) lag der ganze Fjord bis in den September hinein voll Eis, wie auch andere Fjorde des Nordens.

Zur Charakteristik des Klimas und des Verkehrs mag dienen, was uns Dr. Keilhak erzählte. Der dänische Kaufmann Bryde, bei dem er in Vordeyri Aufnahme und Pflege gefunden, hatte sich zuerst allein am Hunaflói niedergelassen. Nachdem aber sein Geschäft sich blühend entwickelt, wollte er auch seine Familie von Kopenhagen nachkommen lassen, um sich bleibend in Island einzurichten. Die Frau verkaufte im Frühjahr 1881 die Wohnung in Kopenhagen, packte sämmtlichen Hausrath ein und ging mit ihren Kindern zu Schiffe. Allein der „Camoëns“, auf dem sie sich in Leith eingeschifft (weil die dänischen Postschiffe nicht in Vordeyri landen), stieß auf Eis und fuhr nun, ohne auf Island zu halten, nach Leith zurück. Da sich im

Sommer und Herbst des Eises wegen keine weitere Gelegenheit bot, blieb der guten Frau nichts übrig, als ihr Kopenhagen wieder aufzusuchen und dort zu überwintern. Im Mai machte sie sich dann wieder auf den Weg; doch der unglückliche „Camoëns“ bereitete ihr abermals die bitterste Verlegenheit. Er gerieth im Nebel in die Klippen der Snäfells-Halbinsel, bekam ein großes Leck und mußte nothdürftig gestopft nach Leith zurück, um dort ordentlich ausgebessert zu werden. Frau Bryde war dießmal wenigstens zu Reykjavik an's Land gekommen. Ein dänisches Schiff hatte sie weiter an den Reykarfjördr am Eingang des Hunaflói gebracht. Doch nun jagte der Nordwind das Treibeis vor die weite Bucht, und so blieb die arme Frau mit ihren Kindern in dem ärmlichen Küstenort gefangen, bis endlich Ende Juli der schon erwähnte Südsturm das Eis verjagte und ein Segelschiff sie abholen konnte. Erst nach anderthalbjährigem schmerzlichem Harren waren Vater, Mutter und Kinder endlich beisammen.

Der Eingang in den Eyjafjord zeigt eine gewisse Großartigkeit. Schroffe Felspyramiden von 1500 bis 2000 Fuß, eine hinter der andern sich aufthürmend, bilden seine Propyläen. Viel Wechsel ist in den Umrissen nicht; doch das Licht, mit schweren Wolkenbergen kämpfend, bringt in den graublauen Tönen von Meer und Fels ein düster-gewaltiges Farbenspiel hervor. Der Schatten der Wolken zeichnet in die Felsen dunkle Schluchten und Risse hinein, während da und dort lebhafte Lichter dazwischen blitzen; mit ähnlicher Wirkung, wie die blendweiße Möwe auf der dunkeln Fluth.

Weiter in den Fjord hinein verflachte sich die Scenerie. Langgestreckte Hügelrücken, oben kahl, unten von kargem Wiesland bedeckt, begrenzten das Meer. In weiten Abständen zeigten sich Gehöfte, dann und wann auch eine Holzkirche. Das wenige Leben verschwindet aber in dem weiten, todten Raum.

Gegen das südliche Ende der Bucht hin wurde das Bild wieder schöner. Sie fing sich in einer grünen Thalschlucht, von der über sandigen Hügelterrassen zackige Felsenzinnen sich aufthürmten. Am Fuß der Hügel trat eine kleine Ortschaft hervor; zwischen den Masten und Flaggen zahlreiche Schiffe und Boote. Es war etwa 4 Uhr Nachmittags, als wir uns der Rhede näherten. Die Sonne hatte langsam die Nebel verscheucht, bis auf einen Wolkengürtel, der sich über den untern Hügeln lagerte, was die Bergspitzen darüber höher und malerischer erscheinen ließ. Mit diesen Wolkendegen erinnerte mich der Berg unwillkürlich an den schweizerischen Pilatus und die ganze Scenerie an das Ende des Vierwaldstättersees bei Luzern; doch natürlich alles zu den eintönigen Farben und Formen des Nordens herabgestimmt. Das war indeß der erste freundliche Eindruck. Als wir die Rhede von Akureyri selbst erreicht hatten, waren die romantischen Bergzacken hinter dem näherliegenden prosaischen Sandwall verschwunden, an dessen Abhang sich langgestreckt Akureyri, die dritte Kaufstadt Islands, entwickelte — mehr einem größeren Fischerdorf als einer Stadt vergleichbar.

Wir freuten uns sehr da zu sein, nicht nur, weil uns in Akureyri nach sechstägiger Meerfahrt ein voller Tag Landaufenthalt verheißen worden, sondern auch, weil wir hier den einzigen katholischen Einwohner finden sollten,

den Island gegenwärtig unter seinen 70 000 Eingebornen zählt: den bereits erwähnten Gunnar Einarsson. Er kam in einem der ersten Boote an unser Schiff heran und hieß uns herzlich willkommen. Da er nicht darauf eingerichtet war, drei Mann zu beherbergen, so übernachteten wir auf dem Schiff, trafen aber zugleich die nöthigen Verabredungen, um am andern Morgen im Hause seines Schwagers die heilige Messe lesen zu können.

Unser Abendbrod nahmen wir im „Hotel“, einem erträglich eingerichteten Wirthshaus, das aber doch keinen Überfluß an Platz bot. Obwohl wir ein Zimmer für uns haben wollten, wurden wir in eine Stube gebracht, wo schon für mehrere gedeckt war, und bald erschien die Familie Schweitzer, die auch für sich hatte sein wollen. Wir freuten uns indeß alle, wieder so unverhofft zusammenzutreffen. Als wir gehen wollten, trafen wir den Dr. Keilhak im anstoßenden Zimmer zu Bett. Sein Gefährte Schmidt war eben auch wohlbehalten von seinem Ritt durch die nordwestliche Insel angekommen. Er hatte schreckliche Mühsale ausgestanden, befand sich aber munter und war mit dem Resultat seiner Untersuchungen ganz zufrieden. Er hatte eine ansehnliche Sammlung von Insekten und Gesteinen zusammengebracht.

Wir machten in Gunnars Begleitung noch einen Spaziergang am Strande, von den Leuten vielfach verwundert angesehen. Denn fast alle Leute, die uns begegneten, waren zu Pferde. Zu Fuß gehen höchstens arme Teufel, nicht aber anständige Leute.

7. August.

Der Eyjafjördr gehört zu jenen Theilen Islands, in welchen schon bei der ersten Ansiedelung christliche Elemente gelangten. Helgi Hinn Magri, der sich hier niederließ, war der Sohn der irischen Königstochter Raförta und theils in Irland, theils in den Hebriden erzogen worden. „Er war aber sehr verworren in seinem Glauben (blandinn mjök i trú)“, sagt das Landnamabók von ihm, „er glaubte an Christus, rief aber bei Seefahrten und in schweren Nöthen und in allen wichtigen Dingen Thór an.“ Bei der Ankunft befragte er Thor, wo er landen sollte, das Vorgebirge aber, wo er dann landete, nannte er Christnes d. h. Kap Christi. Seine Söhne wurden wieder völlig heidnisch. Erst 120 Jahre später, als das Althing sich für das Christenthum erklärt hatte, zog auch im Nordlande bleibend der Glaube Christi ein. Die beiden ersten Missionsbischöfe, welche in Nordisland wirkten, waren Deutsche: Friedrich aus Sachsenland und Bernhard, ebenfalls aus Sachsenland. Beide schlugen ihren Sitz zu Giljá am Vatnsdal, unfern des Hunaflói auf. Bernhard, vom Papste selbst zum Bischof in Norwegen geweiht, stellte sich 1047 als Missionär dem Erzbischof Adelbert von Bremen zur Verfügung und brachte dann 19 Jahre (1048—1067) auf Island zu. Gleich dem hl. Patrick zog er überall herum und segnete Alles, wie die alte Chronik berichtet, „mit heiligen Worten, Kreuz und Weihwasser“:

Kreuze und Glocken,
Brücken und Brunnen,
Furth und Wasser,
Berg und Schellen.

Neununddreißig Jahre nach Bernhard 1106 aber beginnt die regelmäßige Bischofsreihe der Bischöfe von Hólar. Der zweite derselben, Ketill Thorsteinsson, geweiht den 12. Februar 1122, † 6. Juli 1145, ein Abkömmling der Helgi Hinn Magri. So berichtet Ari Frodi, Islands ehrwürdiger Chronist.

Ob seit den Zeiten der Glaubenstrennung je in Akureyri Messe gelesen worden ist, weiß ich nicht. Herr Baudoin hielt sich wohl einige Zeit in der Nachbarschaft zu Nesi, nicht aber in Akureyri selbst auf. Jedenfalls stiegen wir in der Frühe des Morgens mit rechter Herzensfreude ans Land, um daselbst das heilige Opfer zu feiern. Das Haus, wo Gunnars Schwester und Schwager wohnte, lag weit vom Landungsplatze weg, fast eine halbe Stunde in einer Art Vorstadt, Oddeyri genannt. Es war zweistöckig und ganz neu, in europäischem Stil gebaut, unten von Stein, oben von Holz. Die gute Frau, obwohl noch Protestantin, begrüßte uns mit sichtlicher Freude und wies uns die „schöne Stube" des Hauses an, welche mit Möbeln aus Schottland besser ausgestattet war. Hier richteten wir auf einem Tische unsern Altar zurecht, und lasen dann die heilige Messe. Gunnar communicirte; seine Schwester wohnte mit großer Andacht beiden Messen bei. Die Herzensgüte und Frömmigkeit der braven Leute rührte mich innig. Obwohl wir Gunnar früher nie gesehen hatten, so waren wir als Katholiken doch gleich Freunde und Brüder, und das erfüllte auch seine Verwandten mit gemüthlichem Vertrauen. Sie fühlten, daß der katholische Priester doch kein so schreckliches Wesen ist, wie ihnen beim Confirmandenunterricht vorgemacht wird, und das Papstthum durchaus nicht die Grundsuppe alles Bösen. Gunnars Schwager war in Dänemark und England gewesen; in einem feinen Bücherschrank hatte er sich eine kleine Bibliothek englischer Bücher mitgebracht. Die Lust an Lectüre und geistiger Bildung ist bei den Isländern ein wirklich hervorstechender Volkszug. Denn dieser Mann war ein schlichter Mann vom Volke und verdiente sich sein Brod durch Zubereitung von Fischconserven.

Das Haus stand an einer Landzunge, die sich noch weiter quer in den Fjord hineinerstreckt und diesen zu einem recht bequemen und sicheren Hafen gestaltet. Doch führt die Eyjafjardará, welche von Süden her in die Bucht mündet, so viel Thon und Schlamm mit sich, daß derselbe auf die Dauer unbrauchbar zu werden droht. Als wir wieder zur Stadt gingen, trafen wir einen Zug von 180 Pferden, welche in lebhaftem Galopp von Moðruvellir daherjagten. Sie wurden nach Akureyri getrieben, um dort auf der „Thyra" nach Kopenhagen eingeschifft zu werden. Ein paar Reiter mit tüchtigen Peitschen sprengten vorn, zu beiden Flanken und hinter dem Zuge her, um den ganzen vierbeinigen Janhagel beisammenzuhalten. Es sah köstlich aus. Weniger angenehm war der Duft, der uns aus einer großen Thranbrennerei entgegenwehte, an welcher der Weg vorbeiführte. Übrigens schien mir dieses rentable Institut weit größer angelegt als ähnliche in Reykjavik und Isafjord. Am Eingang des eigentlichen Städtchens steht die Post. Zu meiner großen Erheiterung hatte ich schon Abends zuvor von Professor Schweitzer gehört, daß der Postmeister zugleich noch Bäcker und Photograph sei. Er holte dort,

wenn ich nicht irre, sich einen Brief, seiner Frau eine Photographie und Lottchen ein Semmelbrödchen. Am Landungsplatz trafen wir die 180 Ponies — einen wahren Pferdemarkt. Die Einschiffung hatte gleich nach Ankunft der ersten begonnen. Sie wurden von etlichen Burschen ans Ufer gejagt, dort von handfesten Leuten in ein Boot gestoßen oder nöthigenfalls halb getragen. Dann gings an den Dampfer, wo ihnen einzeln ein breiter Gürtel um den Leib geschlungen ward. Daran baumelten sie eine Weile zwischen Himmel und Erde, meist jämmerlich zappelnd, während die Kette des Dampfkrahns aufwärts rasselte. Oben stand auch schon Mannschaft bereit und beförderte sie in das untere Deck, wo sie eins neben dem andern festgekoppelt wurden. Im Schiffsraum war ein ganzes Heumagazin, um sie auf der Weiterreise zu beköstigen.

Akureyri pflegt bei den englischen Touristen (andere sind auf Island sehr selten) nicht hoch in Gnaden zu stehen, dagegen besuchen sie gewöhnlich den „berühmten" Wald von Háls und den Goðafeß. Dr. Schweitzer war schon in der Frühe dahin abgeritten. Wir konnten ihm nicht folgen, da es bereits spät geworden. Ein eigentlicher Wald ist übrigens der „Wald" von Háls nicht, sondern bloß das größte Birkengestrüpp, das es auf Island gibt, und insofern eine Merkwürdigkeit. Dagegen lobte Hr. Schweitzer nachher den Wasserfall sehr.

Auf Gunnars Wunsch besuchten wir zuerst den Kaufmann Laxdehl, der uns Abends zuvor seinen Salon zur Verfügung gestellt hatte, damit wir gemüthlich unter uns sein könnten. Der Herr, der sich offenbar behaglichen Wohlstandes erfreute, war die Freundlichkeit selbst. Er hatte einen Theil seines Reichthums dazu verwandt, sich ganz auf modernem Fuße einzurichten. Bald nach uns trafen verschiedene andere Besuche ein, und alle wurden mit einem Glas Sherry bewirthet. Unter den isländischen Gästen war Dr. Hjaltalin, der Director der neuen Realschule (gagnfraeda-skóla) in Möðruvellir, welche gegenwärtig etwa 40 Schüler zählt und vom Staate mit 8500 Kronen jährlich subventionirt wird. Hr. Hjaltalin ist ein tüchtig gebildeter Mann, der sich längere Zeit in Schottland aufgehalten und etwas von praktischer, moderner Weltanschauung erworben hat.

Was Island vor Allem Noth thäte, wären gute Ingenieure und Geld, um ordentliche Verbindungslinien im Lande herzustellen. Die Post zwischen Reykjavik und Akureyri ist noch jetzt die primitivste, die sich denken läßt. Sie hat nicht einmal überall Saumpfade zur Verfügung, sondern zwei Tagereisen weit nur Hraun und Wüste. Ein guter Reiter braucht im Sommer fünf Tage. Im Winter kann er bei tieferem Schnee oft kaum durchkommen. Nur kleine Pyramiden, von Lava aufgeschichtet, deuten ihm dann den Weg an, und wenn der Schnee auch diese bedeckt hat oder Nebel sie verhüllt, so ist er in größter Gefahr sich zu verirren; verspätet er sich aber, so kann er sehen, wo er in der Nacht ein Unterkommen findet, in irgend einer Höhle am Wege oder unter Steinen, die er sich selbst etwa zum Obdach zusammenschichtet. Dabei ist der Tag dann kurz, die Nacht bedenklich lang und die einzelnen Höfe und Ortschaften oft Wochen lang von einander getrennt. Melancholisch

muß es sein, wenn in dieser Zeit ein Leichenzug über die schneebedeckten Lavafelder zu der nächsten Kirche sich bewegt, Männer und Frauen zu Pferde — auch der Sarg auf den Rücken eines Pferdes festgebunden!

Das Lied, das bei den Beerdigungen gesungen zu werden pflegt, gehört vielleicht zu den schönsten und innigsten, welche die geistliche Liederdichtung der Lutheraner überhaupt aufzuweisen hat. Es stammt von Hallgrimmr Pjetursson, der 1614 als Sohn eines armen Glöckners (hringjari) geboren wurde. Der Bischof Gudbrandr Thorlákson von Hólar, mit dem er verwandt war, ließ ihn erst bei sich in Hólar, dann in Kopenhagen an „Unsrer Lieben Frauen Schule" (Vor Fruen Skole) studiren, woselbst er sich die besten Zeugnisse erwarb. Nachdem er eine Zeit lang als Bauer in großer Armuth wieder in seiner Heimath gelebt hatte, wurde er 1644 in Skálholt zum Prästr ordinirt und bekam die Pfarre Hvalsnes, nicht sehr weit von Reykjavik, später jene von Saurbaer am Hvalfjördr. Von einer Art Aussatz befallen, mußte er jedoch 1669 seine Stelle aufgeben und zog sich in eine elende Hütte erst zu Kirkjukot, dann zu Ferfikla zurück, wo er, vollständig hilflos, halb erblindet, nach unsäglichen Leiden endlich am 27. October 1674 starb. Neben seiner Muttersprache verstand er Dänisch, Latein und Deutsch. In seinen jüngeren Jahren ein munterer Gelegenheitsdichter und beliebter Prediger, wandte er sich in seiner langen Leidenszeit ganz der geistlichen Dichtkunst zu. Es wird erzählt, daß er nie gesucht habe, sich zu bereichern oder auch nur in zeitlichen Dingen voranzukommen, daß er vielmehr die Armuth als den Antheil Jesu Christi betrachtet und wirklich geliebt habe. Die fünfzig Passionspsalmen (Fimmtíu Passíu-Sálmar), sein schönstes Werk, athmen wirklich die innigste, selbstloseste Liebe zum Erlöser. Sie sind eines der verbreitetsten religiösen Volksbücher geworden. Im Jahre 1876 kam die einunddreißigste Ausgabe davon in Reykjavik heraus. Aus seiner letzten Zeit stammen drei Lieder vom „Tode", von denen das eine gewissermaßen das „Dies irae", das allgemeine Grablied des isländischen Volkes geworden ist. Wenn man an den verlassenen, einsamen Kranken denkt, der mit Noth und Schmerz ringend in solchem Liede seinen einzigen Trost fand, wird man es gewiß nicht ohne Rührung lesen:

Wie eine Frühlingsblume
Aufsprießt aus dunklem Grund,
Gezeugt am reinen Lichte,
In des Tages Morgenstund,
In einem Nu ergriffen,
Sinkt zu der Erde Schooß,
Mit welkem Kelch und Blättern:
So ist des Menschen Loos.

So läuft die frohe Jugend
Unsichern Todesweg,
So wankt der Fuß des Greises
Entgegen demselben Steg.
Und Keiner hat Brief und Siegel
Auf nur ein Stündchen Zeit,
Es trennt der Tod uns Alle
Ohne Barmherzigkeit.

Fürwahr, der Tod gleicht völlig
Dem flinksten Schnittersmann,
An Alles vor seinen Füßen
Legt er die Sense an.
Die grünen Gräser und Kräuter,
Die Blumen farbenreich,
Das Rohr und die strahlende Rose,
Er rechnet sie alle gleich.

Es stürmt voran das Leben,
Hält inne nicht im Lauf,
Bis daß mit grimmem Griffe
Der Tod das Grab macht auf.
Und die ganze Welt muß wandern
Den selben Weg daher,
Ob willig oder gezwungen,
Ob leicht es scheint, ob schwer.

Es weicht der Tod kein Haarbreit
Vor Macht und Majestät,
Für alles Geld der Erde
Kommt er keine Minute zu spät.
Ihn kümmert nicht im mindesten,
Ob er gefällt, mißfällt,
Kein Flehen kann ihn sänft'gen,
Kein Zorn ihn innehält.

Die Menschen irren im Dunkel
Und Keiner weiß sich Rath,
Wann und zu welcher Stunde
Und wo der Tod ihm naht.
Derselbe Weg führt Alle
Ein in dieß Erdenhaus,
Doch ziehen verschiedene Pfade
Nach allen Seiten hinaus.

Die Macht des Todes kränket
Alle mit gleicher Pein:
Wie sollt' ich hoffen dürfen,
Er schonte mein allein?
Von Adam stammt mein Leben,
Mein Leib, des Moders Raub,
Und meine eig'nen Thaten
Verdammen mich zum Staub.

Ich hab' es nicht erobert
Dieß Leben, nicht erwählt,
Gott hat als höchster Lehnsherr
Den Geist dem Leib vermählt.
In seinen Händen ruht er,
Sein Dasein und Geschick;
Der Tod holt nur als Bote,
Was Gottes ist, zurück.

Wohl! In des Herren Namen,
Da solche Noth mir droht,
Gleich ich nicht den Begrab'nen,
Die längst umfing der Tod?
Denn wenn der Ruf erdröhnet,
Da kauft sich Keiner frei:
So mag die Nacht denn kommen,
Ich zitt're nicht dabei.

Es lebt ja meine Liebe,
Mein Heiland und mein Freund,
Und Jesus ist sein Name,
Der alle Macht vereint.
Als Todesüberwinder
Er selbst am Kreuze starb,
Dem ärmsten aller Sünder
Er Seligkeit erwarb.

Sterbend hat er getödtet
Den Tod, und Sieg gebracht,
Vernichtet des Todes Scepter,
Zerstört des Grabes Macht.
Senkt in das Grab die Leiche;
Mein Geist hebt sich befreit,
Kein Leid kann ihn erreichen
In ewiger Seligkeit.

Jesus ist all mein Sinnen,
Ich ruhe in seiner Macht,
Ob ich draußen oder drinnen,
Bei Tage wie bei Nacht.
Er ist mir Hort und Hilfe,
Mein Leben nenn' ich sein,
Er wird, deß' bin ich sicher,
Im Tode mit mir sein.

Ich leb' in Jesu Namen,
Ich sterb' in Jesu Hand.
Wenn Alle mich verlassen,
Bleibt er der Hoffnung Pfand.
Tod! Du gewalt'ger Herrscher!
Jetzt bin ich kampfbereit;
In Christi Kraft ich rufe:
Willkomm! zu jeder Zeit!

Tausende schmerzgepreßter Herzen mag das schöne Lied getröstet, erbaut, zum Himmel emporgehoben haben, wenn sie weinend in das Grab schauten, in das die Leiche eines theuren Vaters, einer treuen Mutter, eines lieben Kindes versenkt werden sollte. Denn es wird bei allen Beerdigungen gesungen, nach der Leichenrede. Bei der neunten Strophe wird der Sarg er=

hoben und dann in die Erde gesenkt. Der junge Isländer, der mir das Lied mittheilte, sagte mir, daß die vorletzte Strophe das erste Gebet gewesen sei, das ihn seine Mutter nebst dem Vaterunser gelehrt habe, keinen Tag habe er es zu beten unterlassen, und so mag es für viele Andere eine gnadenvolle Erinnerung an denjenigen geworden sein, der allein in allen Schicksalen dieses Lebens Trost, Heil und wahre, bleibende Freude gewähren kann.

A. Baumgartner S. J.

Die Rudhard-Sage [1].

Schon ist der neue Weihnachtsmarkt in Sicht, und noch immer liegt vom vorigjährigen ein Hauptwerk unbesprochen auf unserem Arbeitstisch. Regt sich ob solcher Versäumniß das Gewissen, so beschwichtigen wir es mit der Erwägung, daß, wenn wir auch spät kommen mit einer Besprechung, wir doch noch immer die Ersten sind, die überhaupt zu einer solchen Besprechung kommen. Doch zur Sache.

Es kann keinem ernstlichen Zweifel unterworfen sein, daß wir es bei der „Rudhard-Sage" mit einer ungewöhnlichen poetischen Leistung zu thun haben, der nur die letzte Feile, das gewisse Etwas classischer Feinheit und Abrundung fehlt, um zu den allerbesten Schöpfungen der letzten Decennien zu zählen. Sie erscheint uns, wie sie daliegt, als ein Marmorblock vom feinsten Korn, aus dem ein Meister eine Idealgestalt hatte meißeln wollen; allein die Arbeit wurde im besten Fortschreiten unterbrochen — wir sehen wohl, was die Statue hätte werden können, ohne daß jedoch die vorhandene Schönheit uns über die fehlerhaften, nur im Rauhen behandelten Stellen zu trösten vermöchte. Die Rudhard-Sage erinnert in gewisser Beziehung an die „Apostel des Herrn" — beide sind so voll eigenthümlich originaler Schönheiten, von einer Weite des poetischen Horizontes und einem Farbenreichthum der Einzelbilder, daß man es nicht genug bedauern kann, wenn das überwältigend Geniale dieser Dichtungen nur selten ungetrübt zum Ausdruck kommt, und es den beiden Dichtern bei allem Reichthum der Gedanken, bei allem Schwunge der Phantasie nur an etwas Talent gefehlt, um wahre Genies zu sein. Auch darin stimmen „Apostel des Herrn" und „Rudhard-Sage" überein, daß sie uns ein Weltbild vorführen möchten, statt sich, wie das gewöhnliche Epos, an die Geschichte eines Volkes zu halten. Suchte Behringer seinen Zweck durch die Erzählung der einzelnen Apostel zu erreichen, welche uns nach der

---

[1] Die Rudhard-Sage. Ein epischer Liederkranz in zwanzig Gesängen von Jos. Lauterer. Freiburg i. B., D. Lauber, 1884.

Reihe Aufschluß über ihre Thätigkeit in den verschiedenen Ländern des Erdkreises geben und bei dieser Gelegenheit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser Länder und Völker schildern, so geht Lauterer epischer zu Werk, indem er seinen Helden selbst von Land zu Land umherirren und allerlei Abenteuer freilich mehr erleben als bestehen läßt. Der Plan der Rudhard-Sage hat vor dem der „Apostel des Herrn" jedenfalls den Vorzug größerer Einfachheit, Natürlichkeit und Spannung, es ist wirklich eine glückliche Fabel zu einem großartigen Epos, wie unsere moderne Zeit es liebt; während Behringer sich an die mystischen Gedichte des Mittelalters, besonders an Dante's großartige Schöpfung anschließt, greift Lauterer direkt auf des alten Homeros meerdurchrauschtes Lied vom Fahrer und Dulder Odysseus zurück, dem vielgereisten, der vieler Menschen Städte und Sitten geschaut hat, bis er endlich heimkehrt in sein heimisches Ithaka, wo er sein treues Weib wiederfindet.

Wenn wir nun im Folgenden eine Darstellung des Inhaltes der Rudhard-Sage versuchen, so müssen wir von vorneherein darauf hinweisen, daß die zu bewältigende Stoffmasse eine außergewöhnlich große ist. Lauterers Gedicht umfaßt eine Verszahl, die wohl reich das Vierfache der meisten poetischen Erzählungen der neuesten Zeit beträgt. Sie ist zudem von einer Vielgestaltigkeit der inneren Gliederung, daß sie einem Roman alle Ehre machen würde, und geht dabei so gewissenhaft zu Werk, daß auch die geringste Nebenperson, welche in die Handlung eingeführt wird, bei der Auflösung des Knotens nicht vergessen bleibt. Unser Überblick kann unmöglich allen Fäden des Gewebes nachgehen, nicht einmal die Hauptperson werden wir auf all ihren Wanderungen im Einzelnen verfolgen dürfen, da unser Raum schon durch eine allgemeine Skizze und die zur Charakteristik unumgänglich nothwendige Mittheilung einzelner Stellen des Gedichtes selbst mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen wird.

Die ersten 6 von den 20 Gesängen des Gedichtes enthalten die Auseinandersetzung und Verwicklung der Fabel; sie sind bei mancher hervorragenden Schönheit eben wegen der Länge und Breite des Erzählungsstiles neben der die Auflösung des Knotens enthaltenden Epilogie wohl der schwächste Theil der Dichtung. Geben wir daher kurz die Thatsachen.

Wir befinden uns im Schwarzwald zur Zeit Karls des Großen. Auf der Gisenburg haust der alte Gisok mit seinem Töchterlein Mathilde und seiner Schwestertochter Jutta. Der Vater eröffnet seinem Kinde, daß der alte Hatto von Strittberg für seinen Sohn Dietrich um Mathildens Hand geworben, und daß er, Gisok, bei dem allbekannten Reichthum des Werbers und ihrer alten Freundschaft durchaus nichts gegen diese Verbindung einwendet. Indeß ist das Herz Mathildens nicht mehr frei, schon längst hat ihr Vetter Rudhard dasselbe gewonnen, wenn die Sache freilich zwischen den Beiden auch so heimlich blieb, daß selbst Jutta sich noch alle Mühe geben darf, in den Besitz der Liebe Rudhards zu gelangen. Als eben Gisok mit der Tochter über die Werbung gesprochen, trifft Rudhard auf der Gisenburg ein. Ein seltsamer Grund hat ihn, seit Kindheit eine Waise, von der Burg seines Oheims Gerold herübergebracht. Gerold ist nämlich schwer erkrankt, und

da alle Mittel der Ärzte nichts gefruchtet haben, hat er schließlich dem Vorschlag eines seiner Mannen beigestimmt, dessen Tante Sigelinde zu Rathe zu ziehen, eine Drude, die bei den Heiden und selbst im Christenvolk den Ruf einer allheilenden Wissenschaft genießt. Rudhard ist nun eilends zu der Drude gekommen und hat, während diese ihre Kräuter sammelt und abkocht, die nahe Eisenburg im Vorübergehen besuchen wollen. Während des Mahles kommt es zu einem religiösen Gespräch, aus dem wir erfahren, daß Gerold, Rudhard, Mathilde und Jutta Christen sind, während Hatto, Dietrich und Gisok noch dem Heidenthum ergeben blieben. Gisok faßt die Sache schon recht rationalistisch auf:

... Es schöpft ja Christ und Heide aus *einem* ew'gen Quell,
Der Name thut zur Sache gewiß — so denk' ich — nichts;
Als Vater ehren Alle den Gott des Himmelslichts,
Ob nun er Wodan heiße, ob „Gott" sein Name sei,
Ob Christus oder Balder, das halt' ich einerlei — ...
Und doch hat wenig Gutes das Christenthum gebracht,
Es half nur fester gründen des Frankenkönigs Macht. ...
Stets beten bloß und singen mit euern Engelein,
Muß in dem Christenhimmel langweilig, denk' ich, sein —
Drum zieh' ich auch viel lieber — wenn todt ich nun einmal —
Auf stolzem Regenbogen zum frohen Göttersaal. ...
Das Alte geht in Trümmer, neu blüht empor die Welt,
Jetzt siegt das Kreuz, die Eiche von Donar wird gefällt.
Wer weiß, wie lang es dauert, bis auch das Kreuz dann sinkt
Und einen neuen Glauben die Zeit den Völkern bringt? ...

Nachdem die Mädchen das Zimmer verlassen, stellt Rudhard im jugendlichen Ungestüm der Liebe den Oheim zur Rede, ob dieser darum wisse, daß Dietrich sich als Bräutigam Mathildens ausgebe, und ob er damit zufrieden sei...

Und wenn er (Dieter) wahr gesprochen, dann, Oheim, gute Nacht!

Dem Oheim ist diese Wendung sehr ungelegen, schließlich erklärt er dem Neffen, dieser werde doch nicht daran denken, Mathildens Hand zu erlangen, dazu sei er zu wenig bemittelt; — etwas Anderes sei es, wenn der reiche Ohm Gerold sein Testament umwerfe, das er zu Gunsten der Klöster und des Bischofs Witiger von Straßburg gemacht.

Dann, Neffe, würd' ich sagen: jetzt reden wir davon —
Doch will ich keinen — Knappen zu meinem Schwiegersohn!

Mit diesem deutlichen Entscheid muß Rudhard sich einstweilen begnügen; traurig besteigt er das Roß und nimmt Abschied von dem Onkel und den beiden Mägdlein, wobei die eifersüchtige Jutta sich gar nicht im schönsten Lichte zeigt. So reitet der Held in die Nacht hinein zur Drude:

Es scheint ihm rings so öde die Welt, so hoffnungsleer,
Gespenstig huscht der Schatten der Wolken vor ihm her.
Vom Schloß tönt höhnisch Lachen; fast wird der Falbe scheu;
War's eine Menschenstimme? War's einer Eule Schrei?

Der zweite Gesang, „Auf dem Strittberg", macht uns mit Hatto's Familie, dem jähzornigen, gewaltthätigen Charakter des Vaters und der halb bärenhaften Zärtlichkeit, halb wolfsartigen Grausamkeit Dietrichs bekannt. Den Rahmen für diese Zeichnungen gibt ein Jagdbesuch, den Gisok mit seinen zwei Mägdlein auf dem Strittberg macht. Bei der Heimkehr am Abend begegnet der frohen Gesellschaft die unheimliche Drude, welche man bald darauf mit Dietrich allein trifft, den sie wohl zu kennen scheint und der sie jedenfalls zu einem besondern Auftrag an diese Stelle und zu dieser Stunde hergebeten hatte. Die dunkle Andeutung leitet über zum dritten Gesang, welcher uns nach der „Geroldseck" versetzt, wo Graf Gerold zum Frühlingsfest die Gäste versammelt hat, um mit ihnen seine Genesung von langer Krankheit zu feiern. Im Gespräch der Männer kommt Gisok dazu, den Verwandten zu mahnen, seine Burg mit Zubehör doch lieber dem Neffen Rudhard als dem Bischof von Straßburg und dem Kloster Mönchszell zu vermachen. Gerold erzählt nun, wie er mit Rudhards Vater, seinem Bruder, in Feindschaft gelebt, wie sein Weib ihm kinderlos gestorben und der Bruder nicht einmal zum Begräbniß gekommen. Da habe es ihm geschienen, er thue besser daran, seine Güter der Kirche als einem so feindlichen Bruder zu vermachen. Er sei darum hinüber nach Straßburg zu Bischof Witiger geritten und habe diesem mündlich all sein liegendes Gut versprochen. Später freilich habe er die Sache halb und halb bedauert, da er gesehen, wie der verwaiste Neffe Rudhard gar nicht seinem Vater nachgeartet, sondern sich wie ein Sohn an ihn, Gerold, angeschlossen habe. Es sei indeß für Rudhard baares Geld genug vorhanden, daß er sorglos der Zukunft entgegensehen dürfe. . . . Diese Erzählung übt besonders auf den lauschenden Dietrich eine große Wirkung aus. — — Daß zwischen Gerold und Witiger nichts Schriftliches abgemacht, könnte zur Zeit von großer Wichtigkeit werden. . . . Unterdeß nimmt die Festfreude, besonders unter dem jungen Volk, ihren Fortgang, bis der Knappe Hagen, der Schwestersohn der Drude, mit einem Mägdlein in Streit geräth und darum von Gerold nicht bloß hart zur Rede gestellt, sondern auch aus dem Dienste gejagt wird. Die Aufregung hat dem kaum Genesenen geschadet, Rudhard führt ihn in die Kammer an's Feuer und will ihm den gewohnten Heiltrank der Drude bereiten. Während nun die Männer beim Spiel und Trunk im großen Saale sitzen, kommt plötzlich Rudhard verstört hereingesprungen und sucht den Priester — für den sterbenden Gerold. Alle folgen ihm, der Graf ist todt! Dietrich schaut wie zufällig auf das Trinkgeschirr mit dem Heiltrank, dann ruft er die Übrigen, macht sie auf den widrigen Geruch des Sudes aufmerksam und schließt:

> Gut ist's aber für den Erben,
> Daß kein Testament noch da;
> Konnte je der Schloßherr sterben
> Besser, als es heut' geschah?

Rasch schlägt diese furchtbare Verdächtigung Rudhards Wurzel in den Herzen der Zuhörer. Einer derselben untersucht den Trank und erkennt sofort den Geruch des Tollkirschensamens — das Gericht wird entscheiden,

wen hier die Schuld an der Vergiftung trifft. So endet das Frühlingsfest auf der Geroldseck.

Es ist ein Junitag; zu Malberg unter dem Lindenbaum wird nach alter Sitte ein Gaugericht gehalten. Verschiedene Sachen stehen zur Verhandlung. Ein Edler hat einen Leibeigenen erschlagen — ein Weib hat zum Behuf der Zauberei bei Nacht ein Kind aus dem Grabe gestohlen — ein Wucherjude ist überfallen und geplündert worden. Alle diese Fälle sind schon entschieden, aber Rudhard ist noch immer nicht gekommen, sich den Richtern zu stellen. Man hatte ihm nämlich niemals klar gesagt, daß er der Unthat an seinem Oheim angeklagt sei, sondern sich begnügt, ihn zu überwachen, um ihn in eine falsche Sicherheit einzuwiegen und ihn so gegebenen Falls zu irgend einer selbstverrätherischen Handlung zu verleiten. Erst am Morgen des Gaugerichtes wurden Häscher ausgeschickt, die ihn zur Malstatt führen sollten. Diese Häscher hatten aber Rudhard auf der Geroldseck nicht mehr gefunden; sein Roß stand im Stalle, nur er selbst mit seinem Lieblingsknappen Wolfgang war nirgends im Schlosse zu finden, und auch die zur Wacht bestellten Diener wußten keine Auskunft über seinen Verbleib zu geben. Diese Thatsachen schienen die Richter in ihrem Glauben an Rudhards Schuld zu befestigen; denn weßhalb sollte der Jüngling fliehen, wenn er selbst sich nicht schuldig fühlte? So ward denn in der Verhandlung des Falles fortgefahren und zuerst die Drude vernommen, welche natürlich ein Geschichtchen zur Hand hatte, um den Abwesenden zu belasten. Daß er den giftigen Trank gereicht, war außer Zweifel, und auch den Grund zu solcher Unthat glaubten die weisen Richter in dem Mangel an einem schriftlichen Testament, resp. in der Furcht des Jünglings vor Abfassung eines solchen, zu sehen. Für den Abwesenden erhob sich keine Stimme, und so erging denn das Urtheil über ihn, schuldig zu sein des Mordes an seinem Ohm und der Doppelbuße des Wehrgeldes an den König und die Verwandten. Sollte er aber geflohen sein, so müsse er geächtet bleiben auf immer. Wie auf Geroldseck, als Alle gegen ihn waren, nur Mathilde festhielt an der Unschuld des Geliebten, wie sie es gewesen, die ihn durch geheime Botschaft über den Zweck des Gaugerichtes zur Flucht getrieben, so betet sie auch jetzt, da sie das Urtheil vernommen:

> Erleucht' ihn mit des Glaubens Licht!
> Laß sinken ihm die Hoffnung nicht,
> Durch alles Wirrsal schwer und trübe,
> Erhalt' zu dir ihm seine Liebe!
>
> Dann mag er geh'n, wohin er will;
> Mein Herz es fügt sich und ist still —
> Wenn ich nur dort ihn wiedersehe,
> Wo wir uns freu'n in deiner Nähe. . . .

Der fünfte und sechste Gesang bilden eine Episode, welche zwar mit dem eigentlichen Hauptgegenstand, den Erlebnissen Rudhards, in keiner Verbindung steht, aber für den allgemeinen Zweck des Gedichtes, die Culturschilderung jener Zeit, von großer Wirksamkeit ist. Auch sprachlich gehört vorzüglich

der fünfte Gesang zu dem Besten des ganzen Werkes. Das Geschichtliche der Episode ist folgendes:

Nahe beim Strittberg, dem Hause des Heiden Hatto, hatte Witiger von Straßburg den Benedictinern ein Kloster erbaut, das den Namen Mönchszell führte, und zwar auf dem Reutfelde, welches Hatto den Mönchen unentgeltlich als werthloses Gut abgetreten hatte. Fünfundzwanzig Jahre sind dahingegangen, das Wildland ist zu einem blühenden Garten und ergiebigen Ackerfeld geworden, das Holzkloster hat sich immer vergrößert, so daß es allmählich den Neid des heidnischen Nachbarn erregt. Der kluge Prior hat bisher jede Gelegenheit zu offener Feindschaft glücklich zu vermeiden gewußt, allein die Erbschaftsangelegenheit Gerolds bringt das lange unter der Asche glimmende Feuer zum Ausbruch. Bischof Witiger von Straßburg beruft sich nämlich auf den ausgesprochenen, nicht widerrufenen Willen Gerolds, all seine liegende Habe dem Bischof für das Kloster Mönchszell zu hinterlassen, wohingegen Dietrich nach Rudhards Flucht als nächster Verwandter das herrenlose Gut Gerolds für sich in Anspruch nimmt. Es kommt natürlich zum richterlichen Entscheid. Dem Prior ist diese Wendung der Dinge gar keine frohe Kunde, wenn auch noch so viel Aussicht vorhanden, daß der Spruch zu Gunsten des Bischofs ausfallen werde. Am Schluß der Ernte sind gerade die Mönche nach der schweren Arbeit zu einem kleinen Erholungstrunk versammelt und besprechen die verhängnißvolle Angelegenheit. Der Prior faßt die Sache praktisch und zugleich vom übernatürlichen Standpunkt auf. Den einzelnen Mönchen dagegen hört man auch hier — wie bei Weber — noch recht den Neubekehrten an. So z. B.:

> ... Gallus begann mit eitlen Worten zu prahlen,
> Dietrichs spottend und Hatto's, die nimmer es wagten, das Kloster
> Anzugreifen, bei Nacht so wenig als während des Tages.
> „Mögen sie kommen," so rief er, „auf daß ich die Schläge mit Zinsen
> Heimbezahle, die mir der grobe Dieter im Zorne
> Letzten Frühling gegeben, sich ärgernd über die Mahnung,
> Die ich verschwendet an ihn, zu lernen das Paternoster
> Und es zu beten — fürwahr! der Rücken schmerzt mich noch heute,
> Wenn ich der Peitsche gedenke, die aus dem Schafte des Stiefels
> Schäumend vor Wuth er zog, sie schwingend, als gält' es, die Haut mir
> Ganz vom Fleische zu trennen, wie etwa Hirten die Rinde
> Klopfend lösen vom Holz, daraus die Pfeife zu schneiden,
> Deren helles Getön im Lenz die Ruhe des Waldes
> Stört, den Ohren der Hunde verhaßt, doch lieblich dem Hirten
> Kürzend die Zeit und die Rinder zum emsigen Weiden ermahnend." ...

Während der Bruder noch so prahlt, klopft es unsanft an der Klosterpforte, und der Pförtner meldet erschreckt dem Prior, daß der Nachbar Hatto mit bewaffneten Männern draußen stehe und den Pater zu sprechen wünsche. Pirmin geht an's Gitter und versucht sein Bestes, nicht bloß seine Angst zu verbergen, sondern auch den Heiden nicht zu reizen. Dieser sagt, er sei gekommen, vom Abt sich einen Schein ausstellen zu lassen, wonach das Kloster

ihm, Hatto, fünfhundert und fünfzig Schillinge, zahlbar in vierzehn Tagen, als Preis für das Land schulde, worauf das Kloster gebaut ist. Die Mönche könnten das ja leicht, da ihnen Gerolds Erbe zufallen werde. Darauf kann Pirmin natürlich nicht eingehen, der Heide jedoch hört keine Gründe; „erbost stößt Hatto gegen das Thor

Mit dem Schafte des Spießes, es dröhnte das fichtene Holz laut.
‚Kommt, Gefährten!‘ so rief er, ‚wir stürmen die bröckelnde Mauer
Und zerstören durch Brand die schön gezimmerten Bauten,
Tödtend die lässigen Mönche mit scharfgeschliffener Streitaxt,
Wenn sie die Flucht nicht ergreifen, um niemals wiederzukehren!‘
So rief Hatto und schreiend umtobten die Heiden die Mauer,
Daß die Brüder erschrocken zur Abwehr eilten und alles,
Was nur immer als Waffe sich brauchen ließ, aus der Scheune
Schleppten herbei, die Sensen und holzgefertigten Flegel.
Isidor aber, der Priester, bemühte sich, nochmals zum Frieden
Umzustimmen die Männer und sprach durch's Gitter die Worte:
‚Hatto! Bist du noch klug, daß du in unseren Tagen
Straflos wähnst ein Kloster zerstören zu können mit Feuer?‘“ u. s. w.

Zudem verspricht Isidor in seiner längern Rede dem Heiden, beim Bischof Witiger sich verwenden zu wollen, daß ein Vergleich wegen der Erbschaft zu Stande komme.

Isidor schwieg. Die Heiden besprachen sich unter einander,
Und sie wären vielleicht befriedigt nach Hause gezogen,
Hätte nicht Gallus die Mauer, mit einem Scheite bewaffnet,
Unvermerkt von den Andern erstiegen, da wo das Brennholz,
Hoch in Reihen geschichtet, dem Aug' der übrigen Mönche
Ihn verbarg, erleichternd den Weg zur ragenden Krönung.
Gallus nun spähte umher und sah gerade, wie Dietrich
Drohend mit finst'rer Geberde die Streitaxt schwang in der Rechten,
Und er gedachte mit Wuth der Schläge, welche ihm dieser
Hatte erbarmungslos am Waldessaume gegeben,
Trotz des heftigen Sträubens und eifrigen Rufens nach Hilfe;
Und es zuckte ihm wild vor Rachegier in den Armen,
Während ein düsteres Feuer, genährt vom Meth und dem Hasse,
Aus dem Aug' ihm glühte, die innere Regung verkündend.
Schwingend warf er das Scheit; es sauste im Flug durch die Lüfte,
Bis ihm Widerstand bot die blutig zerschmetterte Nase
Dietrichs, welcher mit jähem und herzzerreißendem Wehruf
Rücklings stürzte zu Boden; das schwere Eisen entfiel ihm.

Wie das säugende Schwein im Grund des morastigen Waldes,
Dicht umdrängt vom Rudel der hilfsbedürftigen Jungen,
Nach dem Aste des Baums mit drohendem Grunzen hinansieht,
Wo der tückische Luchs, das geraubte Ferkel im Maule,
Höhnisch sich birgt (es träufelt das Blut des getödteten Lieblings
Zu den Füßen der Mutter, die zähneknirschend hinanblickt):
So nun starrte empor zur Mauer, flammenden Auges,

Hatto, eh' er noch sorglich zum Sohn herunter sich beugte,
Dessen Athem noch ging. „Ergreift mir," schrie er, „den Mönch dort,
Brecht in Stücke das Thor und mordet, was sich euch darbeut,
Aber den Mann, der den Wurf nach meinem Sohne gewagt hat,
Fangt ihn lebendig, um ihn dem Donnergotte zum Opfer
Heute Nacht zu verbrennen, zur Strafe des schrecklichen Frevels!"
Grimmig rief es der Alte: die Andern machten an's Werk sich,
Hieben mit Äxten und Keulen auf das hohl schallende Thor ein,
Und bald wichen die Nägel; die festverbundenen Bretter
Lockerten sich und donnernd, gelöst aus Angeln und Stützen,
Fiel die fichtene Wand im Hofe des Klosters zu Boden.
Brüllend drangen nun ein die feindlichen Heiden und „Rache!"
Schrieen sie wild und „Rache!" war drauf des Wiederhalls Antwort. . . .

Gallus, welcher von Hatto beim ersten Blicke als Thäter
Wurde erkannt und verfolgt in allzu eifriger Hitze,
Stellte sich nun dem Gegner zur Wehr, mit blinkender Sense,
Ihn zu verletzen bestrebt am Hals, wo die klopfende Ader
Führt zum Haupte das Blut, den Born des irdischen Lebens.
Doch wie, wenn vom Wiesel verfolgt auf ebenem Felde,
Wo es Ähren genascht, das schattenschwänzige Eichhorn
Sich dem stärkeren Feinde entgegenstellt, mit den Zähnen
Ihn verwundend, jedoch nach kurz nur dauerndem Kampfe
Unterliegt, verblutend im Rachen des grimmigen Gegners —
So versuchte auch Gallus den Nacken Hatto's zu ritzen
Mit dem klirrenden Stahl, indeß der schlauere Heide
Rasch die Axt nun erhob, den Stiel der gefährlichen Sense
Trennend vom Blatt und dann im Hohn den Schädel des Mönches
Spaltend, der Baumnuß gleich — es quoll das weiße Hirn vor.

Der Kampf tobt eine Weile; die Übermacht der Heiden bleibt Siegerin, und die wenigen überlebenden Mönche werden in die Scheune getrieben zu dem frischen Getreide, das sie soeben geerntet. Nun gibt Hatto Befehl, die Thüren zu verrammeln, außen noch Holz aufzuthürmen und das Kloster in Brand zu stecken, damit die Mönche als Opfer des Donar mitverbrennen. Und

. . . die Flamme, sie fraß in wenig Minuten
Weg vom Boden die Räume, in denen sich Menschen so lange
Hatten gefreut und gehärmt; nicht gleich bewegt sich das Herz ja
Und es ändert sich Manches in einem Vierteljahrhundert.

Das ist in Kürze eine matte, farblose Skizze des wirklich gruppenreichen, farbensatten Geschichtsbildes vom Werden, Wachsen und Verschwinden eines Mönchsklosters in den noch halbheidnischen deutschen Gauen. Ein gründliches Studium des alten Homer ist in all diesen bunten Schilderungen auf den ersten Blick kenntlich, und nimmt man die zu schildernde Zeit in Obacht, so wird man eine gewisse Derbheit des Ausdruckes und der Bildersprache als Localfarbe an der Stelle finden müssen. Leider ändert der Dichter für die zweite Hälfte seiner Episode (sechster Gesang) den so gut passenden Hexameter und geht in den spanischen Trochäus über, den er nicht mit gleichem Geschicke

handhabt. Krieger aus Straßburg, dem Breisgau und dem Oberlande sind erschienen, um den Frevel der Klosterzerstörung an Hatto zu rächen. Durch eine Fügung Gottes sind nämlich die eingesperrten Mönche nicht mitverbrannt, ein von den Heiden nicht beachtetes Pförtlein gestattete ihnen, sich in die Klostercisterne zu retten und nach Abzug der Feinde nach Straßburg zum Bischof zu entweichen und ihm Kunde zu bringen. Die Krieger begeben sich zum Strittberg, finden aber den Hof verschlossen; denn Hatto hat seit der Unthat Späher ausgestellt, die ihm zeitig jeden Überfall melden sollten. Auf wiederholtes Pochen an dem verschlossenen Hause zeigt sich endlich eine Bauernmagd, die vorgibt, allein zu Hause zu sein. Diese Aussage wird durch das Ergebniß der Hausuntersuchung bestätigt. Da es nun zur Verfolgung des Feindes in dem unwegsamen Forste für den Abend zu spät, richtet man sich für die Nacht häuslich ein — man ißt und trinkt und läßt sich von der Magd immer mehr bringen; ja vom Meth schon erheitert, gehen die Soldaten in den Keller hinab und trinken, bis Einer um den Anderen in tiefen seltsamen Schlaf fällt. Da gibt sich plötzlich die derbe Magd als vermummten Knappen Hagen zu erkennen, der die Kellerthür verschließt — aber durch die Lucken dringt schon der Feuerschein des von dem fliehenden Knecht entzündeten Hauses herein. Die ausgestellten Wachen glauben nicht anders, als daß ihre Freunde, die Christen, das Nest des Heiden angesteckt, und kümmern sich darum Anfangs kaum um den Brand. Erst später eilen sie zu Hilfe und können noch Einige, die vom vergifteten Meth nicht allzu sehr betäubt sind, an die frische Luft retten. Eine schöne Anzahl Krieger aber ist geblieben, und der Heide hat im Grunde wieder gesiegt. Man erfährt inzwischen, daß Hatto mit seinem Sohne Unterkunft bei Gisok gefunden, und da der Hehler so gut ist wie der Stehler, so geht's weiter zur Gisenburg, die man ebenfalls menschenverlassen findet, aber lieber gleich kurzerhand in Brand setzt, statt sie sich selbst über dem Haupte anzünden zu lassen. Das ist die Geschichte von Mönchszell, seiner Zerstörung und Rache.

Der Dichter führt uns nun aus dem Schwarzwald plötzlich nach „Truso, der Reithgothenstadt" an der Weichselmündung, und zeigt uns den Alemannenjüngling Rudhard, wie er mit Anyta, einem Reiks des Landes, daherschreitet, der ihm ein Freund geworden und nun die Herrlichkeiten des Landes zeigen möchte. Allein den Jüngling drückt ein tiefes Heimweh nach dem Süden und nach der Bewohnerin der Gisenburg. Es würde uns wirklich zu weit führen, dem Geächteten auf all seinen Kreuz- und Querwegen auf Schritt und Tritt mit dem Dichter zu folgen. Nur im Allgemeinen seien die Züge dieser Odyssee verzeichnet und zur Charakteristik der Behandlungsweise die eine oder andere Probe herausgehoben.

Rudhard war mit seinem treuen Diener Wolfgang von der Geroldseck geflohen, sobald eine geheime Botschaft Mathildens ihm noch zeitig davon Kunde gegeben, wessen man ihn zeihe und welcher Zeugen man sich gegen ihn bedienen wolle. Die beiden Flüchtlinge zogen nun durch „Franken, Bayern, Hessen" gen Sachsenland, wo eben Karl gegen die Heiden zu Felde lag. In einem Kampf gegen Sachsen und Wenden wurden Beide zu Kriegsgefangenen

gemacht und nach Wendenland an den Gladkawo-See geführt, wo sie Anfangs wie Knechte, später, als Rudhard die Tochter seines Herrn bei einer Eisfahrt gerettet, wie Freie behandelt werden. Auch drängte man sie, sich im Wendenlande anzusiedeln, man werde Rudhard als Fürsten und Mächtigen ehren u. s. w. Allein des Flüchtlings Herz fand keine Ruhe. — Ein anderer alemannischer Soldat in Karls Heere, der nach Rudhard angekommen, hatte ihm den Ausgang des Gerichtes und auch die Niederbrennung der Burg Gisoks gemeldet. Einerseits also auf immerdar geächtet und von der andern Seite nicht bloß über die Gesinnung Mathildens, sondern selbst über ihr Leben im Ungewissen, wollte Rudhard doch immer die Hoffnung nicht aufgeben, dereinst sein Vaterland und die Geliebte wiederzusehen. Wie er nun eines Tages im Walde jagt, hat er Gelegenheit, einen Gothenjüngling zu retten, dessen Leben ein Bär bedrohte. Anyta wurde bald von seinem Vater ausgelöst, und mit ihm zogen die zwei Alemannen zum Eystra-Meer:

Schön ist das Meer im stillen Sonnenglanz,
Wenn leis' vom Westen her die Lüfte fächeln,
Auf seinem Antlitz ruht ein leises Lächeln,
Die Wellen schaukeln sich in leichtem Tanz.

Erhaben ist der Anblick, wenn die Wogen,
Gepeitscht vom Sturm, sich brechen an dem Strand,
Wenn niedersprüht der Gischt zum feuchten Sand,
Und Welle kommt auf Welle hergeflogen. —

Doch schöner ist's fürwahr auf Bergeshöh'n,
Am Rand des Bachs, wo sich die Sonne spiegelt,
Erhab'ner ist's im Forst, wenn ungezügelt
Der Sturmwind singt, der laue Frühlingsföhn.

Ja, schöner ist's in meinem Heimathlande,
Erhab'ner ist's in wilder Bergesschlucht —
Als hier am flachgestreckten Dünenstrande,
Als hier an eures Hafens stiller Bucht.

Er schämt sich denn auch nicht seiner Thränen, wenn er des Schwarzwaldes und seiner Lieben gedenkt.

Thränen, die am Kindesauge,
Thränen, die an Frauenwangen
Glänzen, fließend, niederströmend,
Sind wie Tropfen klaren Thaues
Auf der off'nen Rosenblüthe —
Sind wie Tropfen milden Regens
An des Baumes grünem Laube:
Sie erquicken, sie erfrischen,
Bringen Kühlung, spenden Segen — —

Thränen, die von Männerwangen
In den Bart herniederrieselnd,
Niederschleichend über's Antlitz,
Träufeln langsam auf den Busen —
Gleichen nicht sie ganz der Zähre,
Die der Rebstock weint im Frühling
Aus der scharfgeschnitt'nen Wunde,
Die ihm schlug des Gärtners Messer?
Lautlos starr und unbeweglich
Steht das Rebenschoß, und dennoch
Weint es herbe Schmerzensthränen,
Weint es Zähren seines Blutes. . . .

Thränen an den Kindesaugen,
Thränen auf der Frauenwange
Küßt man weg, und sie versiegen,
Wie der Thau im Rosenkelche,
Auf dem Blatt des Rosenstrauches

Trocknet von dem Kuß der Sonne —
Thränen in dem Aug' des Mannes,
Sie versiegen nicht, wenn tröstend
Tönen an das Ohr die Worte
Von des Freundes warmen Lippen;
Perlt ja auch des Rebstocks Thräne
Um so reichlicher und klarer,
Je belebender die Sonne
Strahlt am heitern Frühlingshimmel!
Laßt sie träufeln, laßt sie fließen,
Laßt sie rinnen diese Zähren,
Balsam sind sie wunden Herzen!

Bei dem Gothenvolke werden übrigens die Flüchtlinge noch besser gehalten als selbst bei den Wenden. Der siebente Gesang schildert uns die Hochzeit Anyta's mit Lailas, deren Schwester Austheja er dem Freunde Rudhard gern zur Gattin geben möchte. Die Schilderung dieser Hochzeit, überhaupt der eigenthümliche Localton, den der Dichter diesem Gesange selbst im Versmaß zu geben weiß, gehören zum Besten des ganzen Gedichtes. Ob alles geschichtlich treu, ob die Mythologie bis in's Einzelne genau festgehalten oder ob das Meiste nur in der Phantasie des Dichters seinen Ursprung hat, das zu untersuchen findet der Leser keine Zeit und Lust, er gibt sich gern dem Zauber des Fremdartigen hin, und dieß um so mehr, als jedenfalls — ob echt oder unecht — der Charakter jener östlichen Volkspoesie gewahrt ist. Wir heben hier nur zwei kurze Beispiele heraus, die sich gleich auf den ersten Blick gegen die oben mitgetheilte längere Probe in Geist und Sprache abheben werden.

Zuerst eine kurze Humoreske über den armen „Teufel" — in der freilich der Leser Homers einen Zug der Odyssee verwerthet finden dürfte, die aber deßwegen nicht minder anziehend bleibt:

Die Hausfrau brachte Haferbrod und saft'gen Bärenschinken,
Auch Stutenmilch mit Blut vermischt, gegohren und berauschend.
„Trinkt nicht zu viel!" so mahnte sie, die alternde Berlea,
„Sonst hat Gewalt der böse Geist, der Menschenfeind Aklatis!"
Und lachend gab zur Antwort drauf Grasuthe ihr, der Hausherr:
„Ach, Weib! Aklatis kommt nicht mehr, er hat ja keine Augen,
Seitdem der schlaue Luchymer, des Ahnen Gutsverwalter,
Geblendet ihn, den dummen Tropf, den Stifter alles Bösen!
Sprecht tapfer zu dem kräft'gen Trunk, damit ich's euch erzähle!"

Es zog einmal der Menschenfeind hier an der Burg vorüber,
Als eben der Verwalter sich aus Blei goß neue Knöpfe.
Ha! glänzten die im Sonnenschein, im Strahl der Morgensonne!
„Was machst du?" frug Aklatis schnell, „so Schönes sieht man nimmer!" —
„Ich gieße neue Augen mir," sprach drauf der Gutsverwalter,
„Die alten werden trüb und blöd, drum gieße ich mir neue!" —
„Wie? neue Augen? Ei, fürwahr! die Sache läßt sich hören!"
So sprach Aklatis, „denn bei Nacht seh' schlecht ich mit den meinen!
Kannst nicht auch mir um guten Lohn du ein Paar neue gießen?" —
„Warum nicht?" sagte Luchymer, „laß auf die Bank dich binden,
Dann sperrst du groß die Augen auf; das Weit're siehst du selber!" —
„Nenn' deinen Namen mir zuvor, den Namen," sprach Aklatis,
„Daß ich dich auch empfehlen kann; der Name ehrt den Künstler!" —
„Ja, einen Namen hab' ich wohl, und wahrlich einen schönen!"

Entgegnete ihm Luchymer, „ich heiße ‚Patspadare‘.
Ja, ‚Patspadare‘, ‚Selbstgethan‘, so nennen sie mich Alle,
Weil jeglich Ding ich selber thu' und niemand Anders heiße!“ —
„Nun, Patspadare! gieße denn mir Augen,“ sprach Aklatis,
„Ich will dafür zum Lohne dich nach vierzehn Tagen holen!“ —
Und unverweilt nun Luchymer schnürt auf die Bank den Thoren;
Wie sperrte der die Augen auf, wie zischte laut die Masse!
Auf sprang der Tropf mitsammt der Bank und heulte durch die Felder
Hinaus, hinaus zum wilden Wald — wie freuten sich die Leute!
„Wer blendete, Aklatis, dich?“ so frugen sie ihn Alle. —
Und: „Patspadare“, „Selbstgethan“, so gab er stets zur Antwort.
„Ja: ‚Patspadare‘“, heulte er — wie freuten sich die Leute!
Und seither kein Aklatis mehr schleicht listig durch die Häuser,
Tief in der Hölle, Pekla, tief, da sitzt er, klagend, heulend.

So sprach Grasuthe . . . u. s. w.

Die folgende kleine Erzählung erinnert an ein slavisches Volkslied („von den drei Schwänen“), das wir früher einmal selbst deutsch bearbeiteten[1]. Dasselbe Motiv fanden wir jüngst in einer Negersage bei Krause[2]; überall geht Mutterliebe über die Liebe der Schwester und Braut.

Tawikin fiel und brach den Arm und fiel sich eine Wunde;
Da kam vom Berg die Laima her, die zauberkund'ge Laima,
Versprach zu heilen ihm den Arm, zu retten ihm das Leben;
Doch forderte sie großen Lohn: die rechte Hand der Mutter,
Das lange, schwarze Seidenhaar der Schwester Swaigsdunoka
Und endlich noch den Perlenschmuck von Srutis, seiner Gattin.
Die Mutter gab die rechte Hand mit Freuden hin der Laima,
Das lange, schwarze Rabenhaar schnitt selbst sich ab die Schwester,
Jedoch den schönen Perlenschmuck gab Srutis nicht, die Gattin.
„Der Vater hat mir ihn gekauft, nicht kann ich ihn vermissen!“
Da goß ergrimmt die Zauberin Gift in Tawikins Wunde;
Dran starb er gleich, der schöne Mann, der lockige Tawikin.
Drei Kuckucksweibchen klagten bald in schallend lauten Tönen,
Das eine klagt den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend,
Das andre wenn die Sonne kömmt und wenn sie sinkt zum Meere,
Das dritte zwar ruft klagend auch, doch nur bei schlechtem Wetter.
Tawikins treue Gattin ist's, die Schwester und die Mutter.

Verklungen war der süße Ton . . .

Doch wir müssen eilen, unseren Helden Rudhard und Wolfgang auf ihren weiteren Zügen zu folgen. Rudhard fühlt doch einige Versuchung, auf des Freundes Anyta Drängen einzugehen, die liebliche Austheja beginnt ihm nicht ganz gleichgiltig zu sein — er wird sich der Gefahr bewußt, seinem christlichen Vaterland und seiner Jugendliebe untreu zu werden. Er muß weiter — wohin, das ist ihm einerlei, nur fort aus den Netzen und Stricken,

---

[1] Vgl. „Heimathweisen aus der Fremde“, S. 38.

[2] „Ein Pferd von Asben-Race.“ Aus der Haussa-Sprache von G. A. Krause.

die ihm Freundschaft und Liebe stellen. Zu guter Zeit stellt sich der Wikinger Hwidsek ein, der den Jüngling ebenfalls bald lieb gewinnt und dessen Herz für die abenteuerlichen Fahrten zu begeistern weiß.

> Fremdling! Zieh in meine Heimath!
> Dort findst du die lieben Berge
> Wieder und die schönen Thäler,
> Findst ein Volk, das ganz dem deinen
> Gleicht an Sitten und an Sprache. . . .

Es kommt nun bald der Frühling,

> Hwidsek rüstet schon die Schiffe,
> Schon die großen Meeresdrachen,
> Die, der weiten Fahrt sich freuend,
> Zerren an den Ankertauen,
> Hüpfen auf der salz'gen Woge,
> Schaukelnd, bäumend sich, begierig,
> Vor dem Winde herzufliegen,
> Um die Wette, mit ihm spielend. . . .

Rudhard und Wolfgang folgen dem neuen Freunde, dessen Fahrt zuerst an die Mündung der Newa zu den Wenden geht, wo er ebenfalls Schiffe und Krieger zurückgelassen, die während des Winters ihre Tauschgeschäfte besorgten und nun mit Zobelpelzen, Wendensklavinnen, Bernstein u. s. w. beladen sich der kleinen Flotte anschließen sollen. Ungünstiges Wetter hält indeß die Nordmänner einige Tage im Hafen. Wir steigen deßhalb mit den Helden an's Land und werfen einen Blick in das religiöse und commercielle Leben der Wenden. Dann geht's weiter nordwärts, bis ein Sturm die Kühnen zwingt, in der Bucht von Helsingfors zu landen und die Schäden an den Fahrzeugen auszubessern. Hier wohnt das Volk der Hämälainen, dessen König Ragnar Lodbrok ist. Die Fremden werden auf das Beste bewillkommt und eingeladen, dem frohen Feste der Frühlingswende beizuwohnen. Bei der Schilderung dieser Feier hat der Dichter wieder äußerst glückliche Stellen:

> Rings um eine große Linde
> Setzte man sich hin im Kreise,
> Trank den süßen Meth im Becher,
> Labte sich mit Bärenschinken,
> Aß das Fleisch der Opferthiere
> Und das Wildpret, das von Sklaven
> Ward herumgereicht am Spieße,
> Schön gebräunt und duftend köstlich,
> Wohl zum Haferbrode mundend.
>
> In dem Kreise war ein Zaub'rer;
> Lindos hieß er, doch man nannte
> Nur den Sackmann ihn, den Alten,
> Da ein Täschchen er beständig
> Bei sich trug, mit den Geräthen,
> Die er zur Beschwörung brauchte.
> Menschenknochen, Schlangenköpfe,
> Gräbererde, Glaskorallen,
> Kräuterwurzeln, Unkenschädel,
> Elennsklau'n und Seehundszähne
> Dienten ihm zu seinen Künsten,
> Mußten leihen ihm die Kräfte;
> Als ein wohlerfahr'ner Meister,
> Als geübt in jedem Werke
> Galt er bei den Hämälainen.
> Bannen konnte er die Schiffe,
> Daß sie trotz des Sturmes Toben,
> Trotz des stärksten Windgebrauses
> Regungslos an Einer Stelle
> Harren mußten, liegen mußten,

Blähten hoch sich auch die Segel.
Unterthan war ihm der Regen,
Unterthan ihm das Gewölke.
In die Knoten eines Strickes,
Einer Schnur aus weißem Flachse,
Band die Winde er, die schnellen,
Und von allen blies dann keiner.
Wie man Kettenhunde fesselt,
Band er fest sie an dem Seile,
Jeden mit drei starken Knoten.
Wenn davon er einen löste,
So begann es still zu flüstern,
Mild zu säuseln durch die Blätter,
Leis' zu wehen durch's Gebüsche,
Wie ein Hauch, ein Geisterodem,
Wie der Biene emsig Summen. —
Löste er der Knoten zweie
An der Schnur, der wunderbaren,
Fing es an, im Wald zu rauschen
Wie das Murmeln eines Baches,
Fing's zu seufzen an im Walde
Wie von leisen Geisterstimmen,
Fuhr ein Rascheln durch die Blätter
Wie vom lauten Flug der Taube,
Wie vom Wellenschlag am Felsen,
Daß erschreckt der Vogel lauschte,
Seinen frohen Sang vergessend,
Daß das Reh sich barg im Schilfe,
In dem Schilf am Stromesufer,
Spähend, ob mit seiner Meute
Etwa nahe sich der Jäger,
Ob durch Busch und Strauch er dringe,
Durch's Geäste Bahn sich brechend. —
Aber wenn der mächt'ge Lindos,
An dem Seil nun auch den dritten,
Auch den letzten Knoten öffnend,
Freiheit völlig gab dem Winde,
Fuhr's daher mit dumpfem Brausen
Wie das Rauschen eines Stromes,
Kam daher es mit Gebrülle,
Mit des gier'gen Wolfes Heulen,
Mit des Wasserfalles Tosen
Fuhr dahin es durch die Wälder,
Bäume fällend, starke Bäume,
Knickend sie wie Riedgrasstengel,
Brechend sie wie Frühlingsblüthen,
Spaltend hohe Tannenstämme,
Mächt'ge Eichen leicht entwurzelnd,
Reißend sie aus festem Boden.
Weh dem Schiff, das auf dem Meere
Kämpfte dann mit Sturm und Fluthen,
Weh dem Kahne und dem Fischer,
Der sich zwischen Riff und Klippe
Mühte, an den Strand zu kommen —
Leichen nur und wenig Bretter
Spülte an das Land die Welle,
Warf die Brandung an das Ufer.

Überaus glücklich ist der Dichter in der Einführung des „Wunderbaren“ Eine „Höllenfahrt“ muß nach Homers Vorgang jedes redliche Epos haben. Um diesem Brauch, aber zugleich der modernen Aufgeklärtheit Rechnung zu tragen, führt der Dichter, unserer Meinung nach mit vielem Geschick, den modernen — Hypnotismus ein. Er wird dieser geheimnißvollen Erscheinung poetisch außerordentlich gerecht, und wagt sogar das Kunststück, uns zuerst durch „Erzählung“ in die Sache einzuweihen, und dann, ohne im mindesten dem Interesse Abbruch zu thun, dieselbe Sache dramatisch vorzuführen.

Neben Hwidsek saß gemächlich
Rudhard lauschend dem Gesange,
Und als stiller es geworden,
Stiller in dem engen Kreise,
Frug voll Neugier er den Fürsten
Nach dem sonderbaren Zaub'rer,
Ob vielleicht er Trug nur übe,
Stützend sich auf Aberglauben,
Ob den Wahn des rohen Volkes
Er zu seinem Zweck verwende,
An der Thorheit sich bereichernd —
Oder ob geheime Künste
Er gelernt von weisen Männern,
Nützend, was die Erde bietet,
Selt'ner Pflanzen stille Kräfte,
Der Metalle Eigenschaften,
Achtend auf des Waldes Thiere,
Auf des Himmels Vögel achtend,
Auf der Fische lustig Treiben,
Ziehend alles dieß zu Rathe,

So erkennend, was den Andern
Bleiben muß verborgen immer,
So als Zaub'rer Ruhm sich schaffend.

Hwidsek sprach: „Von Jedem etwas
Ist's gewiß, was im Vereine
Ihn berühmt macht bei den Leuten,
Ihm den Namen gibt als Meister
Bei dem Hämälainen-Volke.
Man erzählt sich Wunderdinge,
Die er habe schon verrichtet,
Wie er Kranke könne heilen,
Wie er ihre Leiden banne,
Fest sie banne in die Höhlen
Auf dem Berge Kippumäki,
In die neun gewalt'gen Schlünde,
Wo die gräßliche Kiwutar,
Wainämoinens schlimme Tochter,
Plagen kocht und böse Übel,
Während Hita schürt das Feuer,
Hita mit dem Schlangenhaare,
Mit dem Haar aus gift'gen Schlangen,
Die ihr Antlitz, geifernd, zischend,
Rings umwallen, rings umwogen,
Grauenhafte Lockenbüschel. —
Etwas sah ich ihn vollbringen,
Was gewiß mir Niemand glaubte,
Der dabei nicht war als Zeuge,
Kaum den eig'nen Sinnen trauend.
Durch geheimnißvolle Blicke,
Wunderbare Zaubersänge,
Durch Berührung mit den Händen,
Leichtes, leises, leises Streicheln
Setzte gegen seinen Willen
Tief in Schlaf er einen Jüngling:
Nicht in einen Schlaf, in welchem
Ruhig liegt der ganze Körper,
Nein, der Jüngling schien zu wachen,
Schien mir nur zu träumen wachend,
That im Traume, was der Zaub'rer
Ihm befahl zu thuen, Alles;
Sprach geheimnißvolle Worte,
Auskunft gebend über Dinge,
Die zuvor er nie gesehen,
Auskunft gebend über Länder,
Die er nie zuvor noch schaute.
Ja, sein Wesen schien verwandelt
Und sein Geist getrennt vom Leibe,
Irrend in der Ferne draußen,
Ferne in dem Reich der Geister,
Wo es Lindos haben wollte,
Selt'ne Kunde ihm zu bringen
Aus den Gau'n des blassen Todes.
Eine Nadel, eine lange,
Wie die Fischer sie gebrauchen,
Auszubessern ihre Netze,
Stach ihm durch die Hand der Zaub'rer,
Mitten durch das Fleisch der Rechten —
Nicht ein einz'ger Laut des Schmerzes
Kam darob aus seinem Munde.
Keine Klage, keinen Seufzer
Hörte man von seinen Lippen.
Aber wenn vielleicht du wünschest,
Solch ein Spiel mitanzusehen —
Lindos zeigt gewiß sich gerne,
Kann es gleich ihm ja befehlen."

Und er rief herbei den Zaub'rer,
Sprach mit ihm nur wenig Worte,
Und gehorchend eilte dieser,
Wählte einen blassen Jüngling,
Einen Jüngling, hoch an Wuchse,
Aus dem Volk der Hämälainen,
Einen Jüngling, schlank und schmächtig,
Hieß im Mittelpunkt des Kreises
Dann ihn setzen sich zu Boden,
Gab das Köpfchen einer Viper
In die Hand ihm, in die Rechte,
Unverweilt drauf hinzustarren,
Haltend nah' es vor das Auge.
Aus den Saiten der Kandela,
Aus den Saiten seiner Zither
Lockte drauf er zarte Weisen,
Zarte Töne, leise klagend,
Fast wie Sang der Nachtigallen,
Fast wie Frühlingsruf der Drossel,
Wie das Schlaflied einer Mutter,
Das sie singt beim Licht der Sterne
An dem Bettchen ihres Kindes,
Immer neu es wiederholend,
Unverdrossen, unermüdlich,
Bis die Augen sanft sich schließen,
Bis der Athem ruhig, ruhig,
Kommt und geht, der Hauch des Lebens,
Nährend stets die inn're Flamme,
Weckend das verborg'ne Feuer,
Das auch glüht im tiefen Schlafe,
Erst im Tode ganz erlöschend. —

Endlich schien's genug dem Zaub'rer,
Und das Saitenspiel verstummte.
Sachte trat er hin zum Jüngling,
Strich mit seinen beiden Händen,
Fühlbar kaum und sachte, sachte,
Über seine Wangen nieder,
Zehnmal, zwölfmal, sachte, sachte,
Aufzustehen ihm befehlend
Dann zuletzt im Flüstertone.
Und der Jüngling, wie im Schlafe,
Wie im Traum fing an zu wandeln,
That im Traume, was der Zaub'rer
Ihm befahl zu thuen, Alles.
That, als sei er auf dem Schiffe,
Auf bewegtem Wasser fahrend,
That, als ob im heft'gen Sturme
Er sich mühe mit dem Ruder;
That dann endlich, wie wenn landend
Er an's sich're Ufer spränge,
An das hochgeleg'ne Ufer.

Und als Lindos ihn befragte,
Wo er sei, in welcher Gegend,
Gab zur Antwort er voll Schrecken,
Zitternd sehr am ganzen Leibe:
„Auf dem düstern Fluß Juori
In der Unterwelt Manala
Fuhr der Tod, Manalon Mötti,
Fuhr der blasse Tod mich eben
An das traurige Gestade,
In das Land der Abgeschied'nen.
Seht ihr nicht die Feuerwogen
Dort des See's Alawanjärwi,
Hört ihr nicht sie branden, fluthen,
Seht ihr nicht die Todtenwächter
Perkele und Hijankarki,
Seht ihr nicht sie dort am Strande
Mit der Alten, Mämälainen,
Mit dem bösen Schlangenweibe,
Dort, die Abgeschied'nen schreckend!"
So der Jüngling . . . u. s. w.

Der Leser sieht schon, ohne daß wir ihn darauf besonders aufmerksam machen, worauf der Dichter hinaussteuert. Nach so langer Trennung mußte wenigstens auf diese Weise eine Verbindung des Helden mit der Heimath und der Braut hergestellt und ein innerer Fortschritt der Handlung herbeigeführt werden. Doch wir eilen zum Schluß unserer Studie, und begnügen uns mit einer äußerst summarischen Angabe der noch übrigen Reisen.

Mit Hwidsek also ziehen endlich die Deutschen gegen Norden nach Upsala. Hier lernt Rudhard besonders die „Skaldenweisheit" kennen, d. h. eine Summe naturreligiöser Lebensweisheit, welche ihm Olaf der Alte mittheilt, mit dem sich Rudhard dann auch über das Christenthum und dessen Lehre unterhält.

Lauschend der Alte saß, wenn ihn mit ernstem Mund
Rudhard belehrte schön, wenn ihm vom Himmelreich,
Von der Unsterblichkeit, wenn von der Seele ihm
Rudhard sagte manch hohes Wort.

Von der Unsterblichkeit wußte Hinnfrothi nichts;
Gingen die Götter doch selber zu Grund zuletzt,
Ging doch Walhalla selbst endlich in Flammen auf,
Mit ihm alle die Seligen! . . .

„Liebe am meisten Gott; aber den Nächsten dann
Ebenso wie dich selbst!" Lag nicht in diesem Spruch,
Anwendbar überall, Weisheit verborgen mehr
Als in Olafs Gedankenhort?

Schüttelnd das graue Haupt, sagte Hinnfrothi drum:
„Armes Normannenland! Schön ist dein Glaube wohl,
Edel gedacht und groß, aber die Hoffnung fehlt!
Und die Liebe, sie fehlt dir ganz!"

Aber auch der Norden vermag die beiden Flüchtlinge nicht zu halten. Sobald das Meer wieder schiffbar wird, schließt sich Rudhard mit dem treuen Begleiter einem Zuge nach Bretland an, wird jedoch vom Sturm verschlagen und geräth in Gefangenschaft. Als er sich endlich befreit hat, kommt er zum Lager der Angeln nach Stonwall, wo der Fürst Frotho ihn freundlich aufnimmt. Von Britannien setzen die Flüchtlinge dann über nach Friesland, woselbst sie sich an der Mündung des Rheines niederlassen, um von den Kaufleuten, die aus dem Süden kämen, Nachricht zu erhalten. Ein Jude erkennt sie und eilt nach der Gisenburg, um sich die Belohnung zu verdienen, die Gisok auf das Wiederfinden Rudhards gesetzt hatte. Nach einigen — unserer Ansicht nach viel zu weit ausgesponnenen — Abenteuern in der Heimath wird endlich der in seine Rechte wieder eingesetzte Rudhard mit seiner treuen Mathilde vereinigt.

> Fester Glaube, treue Liebe und der Hoffnung Zuversicht
> Sind des dunkeln Lebens Sterne, leuchtend mit des Himmels Licht.

Das ist in kurzen Zügen, ja meist nur in leisen Andeutungen der Inhalt der Rudhard-Sage. Der Dichter hat aus dem Vollen geschöpft, ist mit Stoffmassen nicht sparsam umgegangen und erinnert mit dem ganzen Reichthum seiner Erzählung an die alten Epen der Classiker oder auch an die mittelalterlichen Historien. Wir können ob dieses Reichthums dem Dichter nicht zürnen, glauben im Gegentheil, daß sein Vorgehen Nachahmung finden sollte, damit wir bei der jetzigen Begeisterung für das erzählende Gedicht nicht in Gefahr kommen, mit Episoden, zu selbständigem Gedicht ausgesponnen, überschüttet zu werden. Außerdem ist der vorliegende Rahmen außerordentlich glücklich gefunden, auf die natürlichste Weise das germanische Alterthum und das erwachende Christenthum in großem Bilde uns vorzuführen. An der Eintheilung und Vertheilung des reichen Stoffes scheint uns auch — vom Schluß abgesehen — nicht viel ausgesetzt werden zu können. Was dem Ganzen fehlt, ist die letzte Feile sowohl in sprachlicher wie in sachlicher Beziehung. Wo den Dichter die Begeisterung trug, ist die poetische Sprache glanzvoll, wohllautend, fast untadelhaft; so oft er sich aber gleichsam über Sandsteppen oder Felsmassen im weiten Reich seiner Geschichte mühsam hinwegarbeiten mußte, da hat er sich nicht Zeit und Mühe gegönnt, den widerspenstigen spröden Stoff so lange zu bearbeiten, bis die Schlacke der Prosa sich ablöste. Prosaismen der elementärsten Art und in unbegreiflicher Wiederholung verunzieren dann ganze Gesänge und könnten den Leser am Talent des Dichters irre machen, sähe man nicht auf den einfachsten Blick, daß man es mit einem ersten Entwurf zu thun hat, dem leider nicht die Wohlthat des neunjährigen Lagerns und wiederholter Correctur zu Theil geworden ist. Wie es nur kam, daß ein Dichter von der unverkennbar seltenen Kraft Lauterers sein Werk in diesem halbfertigen Zustand dem Publikum übergab?! Wir wissen es nicht, aber haben uns erzählen lassen, daß auch Lauterer wie sein Held dem Vaterland den Rücken gekehrt und vor seiner Abreise noch dieses Gedicht dem Druck übergeben habe. Mancherlei

Andeutungen im Verlaufe des Werkes kommen dem Leser wie Stoßseufzer vor, die der Dichter seinen Helden nur thun läßt, weil er selbst den Druck auf dem Herzen fühlte. Als Kritiker können und müssen wir von diesen persönlichen Beziehungen absehen, wollen aber noch die Bitte des Epilogs hierhinsetzen, die uns mehr als eine poetische Floskel im Munde des Sängers zu sein scheint.

Tugend bleibt, wie auch das Laster, selten unbelohnt hienieden;
Unrecht findet seine Strafe, Edelsinn den Seelenfrieden.
Was sich nicht auf Erden richtet, bleibt dort oben unvergessen;
Dort wird Jedem der Vergelter mit genauem Maße messen!
Leser! Möchten einst wir Alle finden einen milden Richter!
Bete auch ein Paternoster für den schwergeprüften Dichter!

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Allgemeine Moraltheologie. Von Dr. **Joseph Schwane,** o. ö. Professor an der königl. Akademie zu Münster. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg. Gr. 8⁰. 207 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 3.

Es ist eine an sich mißliche Aufgabe, wenn der eine Autor das Werk eines andern, der mit ihm denselben Gegenstand behandelt hat, zur öffentlichen Besprechung ziehen soll. Die deßfallsigen Bedenken hat bezüglich vorliegenden Werkes der Recensent nicht so hoch geachtet, daß er darum mit seinem Urtheile zurückhalten sollte. Nach Lesung des Werkes mußte er sich sagen: einer auf Reclame berechneten Lobeserhebung hat dasselbe nicht vonnöthen; einige sachliche Ausstellungen oder Constatirung von Differenzpunkten können ihm und seinem Verfasser keinen Eintrag thun.

Der besonders durch seine Dogmengeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat durch oben angezeigten Band seine Moraltheologie zum Abschluß gebracht. Die früheren Bände über specielle Moraltheologie, welche schon längst ihren Weg in die Öffentlichkeit gefunden haben, wollen wir in unsere Recension nicht hineinziehen, sondern wir beschränken uns lediglich auf den hier gebotenen Theil [1].

Mit großer Klarheit und mit dogmatischer Schärfe, welche den durch Studium sowohl als durch Lehrvortrag und durch Schrift allseitig erprobten Fachmann erkennen lassen, liefert der Verfasser eine zusammenhängende, systematische Erklärung der in der allgemeinen Moraltheologie zu behandelnden Gegenstände, fast in der umgekehrten Ordnung als es meistens zu geschehen pflegt. Nach einer in der Einleitung erschöpfenden Erörterung der Vorfragen über Begriff und Aufgabe der Moraltheologie und ihrer Vergleichung mit verwandten Disciplinen werden in drei Abschnitten zuerst die Sittengesetze (S. 30—90), dann das Gewissen (90—113), endlich die sittlichen Handlungen und Zustände (113—199) der Behandlung unterzogen. Es kommen hier im

---

[1] In diesem Augenblicke geht uns eine neue Ausgabe der speciellen Moraltheologie des gelehrten Verfassers zu, der dritte Theil in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage. Wir freuen uns über die günstige Aufnahme, welche dem Werke damit bekundet wird und welche es vollauf verdient. Die vielen Verbesserungen, die Neubehandlung und Ergänzung gerade des so wichtigen Theiles über die Gerechtigkeit und die verschiedenen Rechtsverhältnisse geben der neuen Auflage erhöhten Werth.

Anm. d. Red.

ersten Abschnitt der Reihe nach die hochwichtigen Fragen über das Endziel des Menschen, natürliches wie übernatürliches, über das natürliche Sittengesetz und dessen Beziehung zu positiven Gesetzen, über den Unterschied zwischen Pflicht und Rath, über die verpflichtende Kraft der menschlichen, kirchlichen wie bürgerlichen Gesetze zur Sprache. — Der zweite Abschnitt bespricht unter Akderm den Probabilismus und die verwandten Systeme. Ohne sich in weitläufige Erörterungen einzulassen, behandelt der Verfasser mit großer Mäßigung seinen Gegenstand praktisch zur Genüge. Mit kurzen Worten beweist er das Grundprincip des Probabilismus; er befürwortet jedoch für specielle Fälle aus pastorellen Klugheitsrücksichten — was kein Probabilist principiell abweist — die Anwendung oder Berücksichtigung auch strengerer Maximen; als Erläuterung des Äquiprobabilismus werden dann diejenigen Regeln herangezogen, welche Gury und Andere als Specialanwendungen des allgemeinen probabilistischen Grundsatzes anführen und erklären. Im dritten Abschnitt endlich findet die Imputabilität und das Verdienst, sowie deren Grundbedingung, die menschliche Freiheit, ihre Behandlung. Ebenso erhält der Leser die nothwendigen Aufschlüsse über die Tugenden, die natürlichen und übernatürlichen, über ihre Zusammengehörigkeit und ihren Einfluß auf die einzelnen Acte des Menschen. Eingehender noch, weil praktisch von größter Wichtigkeit, werden Sünde und Sündhaftigkeit, deren Unterscheidung nach Art und Zahl, ihr Zusammenhang mit Versuchung, Gelegenheit, Gewohnheit und Laster erörtert.

Überall sucht der Verfasser seine Sätze, besonders die grundlegenden Principien, durch Vernunft- und Offenbarungsbeweis zu stützen und die dießbezüglichen falschen Theorien der Häresie und der vielköpfigen Afterphilosophie zu widerlegen. Wohl würden bei einem einheitlichen Ausbauen und Ineinanderfügen aller zusammengehörigen Disciplinen mehrere Ausführungen an die Dogmatik oder Ethik oder Metaphysik verwiesen werden können; allein es läßt sich bei keiner Einzeldisciplin in einem Handbuche vermeiden, daß aus einem andern Zweige Mehreres, nicht bloß als Unterstellung, sondern auch mit seiner Begründung hergenommen werde. In den einzelnen Werken würde es selbst als Lücke vermißt, wenn man sich, statt eine kurze Begründung zu geben, lediglich auf die Wiedergabe des Resultats eines andern Wissenschaftszweiges beschränkte. Das Einzige, was geschehen kann und soll, ist ein vernünftiges Maßhalten in dieser Beziehung. Ein Überschreiten dieser Regel kann dem Verfasser vorliegenden Bandes nicht zum Vorwurf gemacht werden. Er wußte im Gegentheil einige Partien so zu fassen, und wie in Form einer Recapitulation aus anderen Wissenszweigen mit kurzen Sätzen die wichtigsten Punkte für den Gottesbeweis, für den Beweis der menschlichen Freiheit u. s. w. so hervorzuheben, daß damit lange Abhandlungen ersetzt, ja manche derartige überboten werden.

Einiges ist uns beim Durchlesen des Buches aufgestoßen, dem wir nicht, oder nicht ganz beipflichten können. Hier ein paar Beispiele. Nach S. 70 verleiht Gott den Bischöfen unmittelbar die Jurisdiction: das ist zum mindesten eine sehr widersprochene Meinung; obgleich die Ein-

setzung und Belassung des bischöflichen Amtes und der bischöflichen Jurisdiction im Allgemeinen göttlicher Anordnung ist. Auf S. 132 wird der virtuelle Einfluß der „Charitas" beim Verdienst so betont, daß den Acten der Furcht oder der Hoffnung kaum mehr eine Verdienstlichkeit bleibt: wir halten das für eine nicht gerechtfertigte Strenge. Wenn es aber S. 146 heißt: „Die satisfactorische Kraft wird an dem guten Werke wohl vermindert, aber ihm nicht völlig genommen, wenn es im Zustande der Ungnade Gottes verrichtet wird," so können wir darin nur ein Versehen des Verfassers nach der zu milden Richtung hin finden, falls der Satz nicht etwa auf die sacramentale Genugthuung eingeschränkt wird. Ferner möchte es der Erklärung bedürfen, wie weit „das Civilgesetz die nähere Erklärung und Specialisirung des Naturgesetzes zum Inhalte" hat (S. 75). — Die Promulgation der päpstlichen Gesetze in den einzelnen Diöcesen wird S. 77 etwas zu stark als erforderlich hingestellt. Ob (S. 88) der Privilegirte die Pflicht habe, Messe lesen zu lassen, möchte nicht so ausgemacht sein. — „Habituell frei gewollt" ist dem Verfasser S. 134 dasjenige, was „aus einem frei gewollten Habitus hervorgeht"; gewöhnlich jedoch nennt man so dasjenige, bezüglich dessen Jemand den freien Willensact zustimmend gehabt und nicht widerrufen hat, so daß dieser Willensact rechtskräftig fortdauert, obgleich er weder actuell noch virtuell mehr besteht. — Daß zum Sittlichbösen auch die Strafe gehöre (S. 163), halten wir für einen verfehlten, mißverständlichen Ausdruck. — Praktisch noch mehr mißverständlich ist es, wenn S. 195 zur Verwirklichung des theologischen Begriffs „Gelegenheit zur Sünde" gefordert wird, daß „nicht bloß eine Versuchung zur Sünde entgegentritt, sondern auch ein Fall in die Sünde schon wiederholt vorgekommen . . . . sein muß"; nach unserer festen Überzeugung können Verhältnisse, die dem Beichtkinde noch keinen Fall, wohl aber heftige Versuchungen zugezogen haben, sehr wohl eine occasio, vielleicht sogar occasio proxima bilden, und, wenn freiwillig zugelassen, für die Zukunft mit Grund den Sündenfall befürchten lassen, ja moralisch sicher machen. — Ungewöhnlich ist jedenfalls die Erklärung des desiderium efficax zum Unterschiede vom desiderium inefficax, wenn ersteres dahin verstanden wird (S. 179), „daß es schon den Anfang der äußern Sünde in sich fasse": gewöhnlich versteht man unter desiderium efficax dasjenige, was der Verfasser den Entschluß zur Sünde, „decretum peccaminosum", nennt, wohingegen das desiderium inefficax nur eine Velleität bezeichnet.

Doch wir wollen nicht mit diesen paar Ausstellungen vom Buche Abschied nehmen. Viele, sehr viele Partieen des Buches haben auf uns den wohlthuendsten Eindruck gemacht, zumal wo die Behandlung Fragen betraf, welche nicht so selten in theologischen Schriften ungenügend oder schief beantwortet werden. Wir heben beispielshalber den klaren und deutlichen Satz S. 19 hervor, daß es das Zeugniß der Kirche ist, welches für uns den Glauben an die Inspiration der heiligen Schriften begründen muß; deßgleichen S. 168, daß in der Strafe das vornehmlichste Moment der „vindicative" Charakter sei. S. 167 ist auf einer halben Seite eine schöne und lichtvolle Erklärung der habituellen Sünde gegeben. S. 147 und 148 bieten in gedrängter Kürze

klar und scharf den Unterschied zwischen erworbenen und eingegossenen Tugenden, die verschiedene Bedeutung und Wirksamkeit beider Arten, besonders bezüglich der moralischen Tugenden.

Diese kurzen Andeutungen werden für den Leser dieser Zeitschrift genügen, um ihn von der Richtigkeit dessen zu überzeugen, was wir Anfangs sagten: die angeführten Differenzpunkte sind nicht dazu angethan, das Verdienst des Verfassers und seines Werkes zu schmälern. Es wird seinen Leserkreis weit über die Reihen derer hinaus finden, welchen das lebendige Wort des Lehrers den wesentlichen Inhalt des Buches schon erschlossen hatte.

A. Lehmkuhl S. J.

Praelectionum Philosophiae Scholasticae brevis conspectus, auctore *J. van der Aa* S. J., Philosophiae Professore in Coll. S. J. Lovaniensi. I. Logica. p. 135. — II. Ontologia. p. 119. — III. Cosmologia. p. 137. — IV. Psychologia inferior seu de vita organica. p. 100. — V. Psychologia superior seu de vita intellectiva. p. 144. Lovanii, typis Caroli Fonteyn, 1884—1885.

In diesem neuen Leitfaden beschenkt uns der hochw. Verfasser mit einem durchaus brauchbaren Werkchen, wie wir es schon lange gewünscht und vergebens gesucht hatten. Wir finden in demselben alle Vorzüge, die es zur Grundlage eines guten philosophischen Unterrichtes tauglich machen. Zunächst ist die einfache, klare und übersichtliche Eintheilung des behandelten Stoffes lobend hervorzuheben. Es genügt, das Inhaltsverzeichniß ruhig durchzulesen, um die ganze Gliederung des betreffenden Buches zu verstehen und im Gedächtniß zu behalten. Ferner ist der reiche Stoff, obwohl meist aus größeren, bisweilen noch ungedruckten, Werken entnommen, gut bearbeitet und in oft ganz neuer Weise klar und lichtvoll vorgelegt. Als größten Vorzug der vorliegenden fünf Bändchen dürfen wir wohl ihre angenehm überraschende Kürze bezeichnen. Nie ein Satz zuviel; jedes Wort hat seine volle Bedeutung. Dabei wollen wir jedoch nicht in Abrede stellen, daß mitunter die Argumente etwas zu knapp zugeschnitten worden sind. Jedenfalls aber läßt eben diese wohlüberlegte, gedrängte Darstellungsweise dem jeweiligen Professor jede erwünschte Freiheit. Ist dem philosophischen Curs eine längere Zeit zugemessen, mag der freie Vortrag die einzelnen Kapitel je nach ihrer Bedeutung ausführlicher behandeln; Anknüpfungspunkte für derartige nützliche und interessante Erweiterungen finden sich genug. Ist dagegen mehr oder weniger Eile geboten, so kann die Vorlesung sich auf das Erklären des Allernothwendigsten beschränken, aber wenigstens bei Durchsicht des minder Wichtigen auf die etwa nur angedeuteten einschlägigen Fragen aufmerksam machen, um sie dem späteren Studium zu empfehlen. Andererseits wird auch der Schüler mit dem vorliegenden Leitfaden recht zufrieden sein. Er ist ausführlich genug, um ihn nicht zu sehr mit Nachschreiben zu belästigen; doch auch knapp genug, um ihm manche gute Bemerkung nicht zu ersparen, seine Aufmerksamkeit wach

zu erhalten und seinen Geist zu Selbstthätigkeit zu nöthigen. Wer einmal an der Hand eines solchen Büchleins, wie das vorliegende, seine philosophischen Studien durchgemacht hat, wird dasselbe liebgewonnen haben und, was nicht zu unterschätzen ist, es auch später von Zeit zu Zeit wieder hervornehmen, um das Gedächtniß bezw. Verständniß angeregter Fragen mit Hilfe des alten Bekannten aufzufrischen.

Im Einzelnen möchten wir Folgendes bemerken. Es scheint uns ein geschickter Griff des erfahrenen Schulmannes zu sein, daß die sogen. Logica subjectiva möglichst bündig und oft nur schematisch dargestellt wurde. Da diese Formlehren erst im Laufe des philosophischen Unterrichts völlig erklärt und immer durch praktische Anwendung eingeprägt werden, so hieße es nur die frische Begeisterung für das philosophische Studium im Keime ersticken, wenn man die angehenden Philosophen mit diesen trockenen Formeln, Regeln und Begriffen auch nur eine Stunde länger hinhalten wollte, als geradezu nothwendig ist. Auch hier gilt: Grau ist alle Theorie. — In der Ontologia hätten wir die berühmte Streitfrage über den Unterschied zwischen essentia und existentia weniger ausführlich behandelt, als der hochw. Verfasser gethan hat; jedenfalls hätten wir nicht volle 15 Objectionen angeführt, allein schon deßwegen, weil die Argumente der Gegner, obwohl immer und immer wieder in derselben Weise betont, doch nur auf einfachem Mißverständniß und nicht auf scharfsinniger Speculation beruhen und die ganze Frage ganz und gar nicht die praktische Bedeutung hat, die man ihr beständig zuzuschreiben beliebt. — Was die Cosmologia angeht, dürfte die Behandlung der quantitas vielleicht einen verhältnißmäßig zu großen Raum beansprucht haben. Zeitgemäß und trefflich beantwortet ist die Frage de activitatis finalitate; dagegen möchte wohl Mancher auch unter den allerbest gesinnnten Philosophen sich finden, welcher mit der These über die qualitates sensibiles nicht vollkommen einverstanden ist. Uns will wenigstens die vorliegende Beweisführung nicht ganz für die Ansicht des Verfassers gewinnen; auch scheint uns die Beweiskraft der aufgeführten Objectionen in etwa unterschätzt zu sein. Indeß läßt sich, glauben wir, eine obwaltende Meinungsverschiedenheit, wie so oft, auch hier großentheils auf Rechnung der beliebten Ausdrucksweise setzen. — Aus der Psychologia wollen wir keinen besonderen Punkt hervorheben, weil uns die Wahl schwer fiele und wir doch nicht auf alle eingehen können, so gern wir es auch im Interesse der Sache möchten. Wir schließen mit der Überzeugung, daß der neue Leitfaden von allen Freunden der wahren Philosophie mit einem herzlichen „Willkommen!“ aufgenommen wird, und sehen dem glücklichen Abschluß des ganzen Werkes mit Freude entgegen.

Th. Brühl S. J.

Die Waldenser und die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung. Eine Kritik der neuesten Hypothese von Dr. **Franz Jostes**, Privatdocent der deutschen Sprache und Literatur an der königlichen Akademie zu Münster i. W. 8⁰. 44 S. Münster, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 1.

Die Behauptung, „Luther habe die Bibel unter der Bank hervorgezogen", ist denn doch schließlich so sehr der Lächerlichkeit verfallen, daß sie höchstens noch in obscuren Tractätlein herumgeistert. Gelegentlich der „Lutherfeier" wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß zahlreiche Ausgaben und Drucke der deutschen Bibelübersetzung bereits vor Luther existirten. Selbst Antiquariatshandlungen trugen zur Verbreitung dieser Kenntniß bei. So offerirte der antiquarische Katalog Nr. 37 von Rosenthal in München Nr. 411 die achte deutsche Bibelausgabe, Augsburg 1480; Nr. 412 die neunte d. B., Nürnberg 1483; Nr. 418 die zehnte d. B., Straßburg 1485; Nr. 420 die elfte, Augsburg 1487; die zwölfte und dreizehnte (Nr. 425, 429) ebenfalls Augsburg 1490 und 1507, und dann Nr. 432 noch eine deutsche Bibel in zwei Theilen, Augsburg 1518 (vgl. Germania vom 15. Nov. 1883; Handweiser Nr. 308, 165 f.). So war es jedem, der die Augen und Ohren nicht absichtlich verschloß, klar geworden, daß selbst die Behauptung, Luther habe zwar nicht die Bibel, aber doch die deutsche Bibel dem deutschen Volke in die Hände gegeben, sich nicht mehr an's ehrliche Tageslicht wagen dürfe.

Dieser mißliche Thatbestand muß in gewissen Kreisen großes Unbehagen verursacht haben. Helfe, was da helfen kann! Und siehe, es dauerte nicht gar lange; ein, nein gleich zwei Retter in der Noth erschienen, ein edles Dioskurenpaar: Keller und H. Haupt, und überraschten die Welt mit der funkelnagelneuen Lehre: „Die bisherige Ansicht, daß die deutsche (vorlutherische) Bibelübersetzung aus orthodox römisch-katholischen Kreisen hervorgegangen sei, ist durchaus irrig: das deutsche Volk verdankt sie den bibelgläubigen Ketzern, den Waldensern." Dieses Ergebniß stellt Keller auf in „Die Reformation und die älteren Reformparteien", Leipzig 1885; dasselbe verficht Dr. Hermann Haupt in „Die deutsche Bibelübersetzung der mittelalterlichen Waldenser in dem Codex Teplensis und der ersten gedruckten deutschen Bibel nachgewiesen", Würzburg 1885.

Daß dieses „Ergebniß" von einem gewissen Theile der Presse und selbst der „wissenschaftlichen" Zeitschriften mit ungemessenem Jubel belobigt wurde, kann nicht Wunder nehmen. Wir Katholiken werden es ja nachgerade gewohnt, daß man jeden Strohhalm ergreift, sobald nur irgend eine Aussicht winkt, man könne unserer Sache etwas am Zeuge flicken. Aber selten noch ist einer geschichtlichen und literarischen Sünde die verdiente Züchtigung und Beschämung so rasch und so bündig und ausgiebig auf dem Fuße nachgefolgt, als dieses Mal. Das Verdienst, diesen Humbug als solchen gebrandmarkt zu haben, gebührt dem oben angezeigten Schriftchen, das damit zugleich einen ergötzlichen Beitrag liefert, wie man hie und da mit der „Wissenschaft" umspringt. Die frische Darstellung und der feine Sarkasmus, mit dem der Herr Verfasser seine gediegenen Ausführungen zu würzen versteht, bieten eine recht angenehme und interessante Lectüre.

Also die deutschen Katholiken haben, so lehrt Dr. Haupt den Spuren Kellers folgend, ihre Bibelübersetzung den Waldensern zu verdanken. Hätte der Mann, bevor er sein Buch schrieb, eine allgemeine Einleitung in das Alte

und Neue Testament nachgeschlagen, oder den Artikel „Bibelübersetzungen" in Herzogs Realencyklopädie der protestantischen Theologie oder in der 2. Auflage von Wetzer und Welte's Kirchenlexikon sich etwas angesehen, so hätte ihm doch ein Gruseln vor seiner eigenen Behauptung kommen müssen. Denn aus diesen Allen zugänglichen Büchern hätte er ersehen, daß die Katholiken auch des Mittelalters Übersetzungen der heiligen Schrift oder wenigstens der wichtigsten Theile derselben in den betreffenden Volkssprachen besaßen. So existiren in Italien viele Manuscripte (in Florenz allein 40), welche theils die ganze Bibel, theils einzelne Stücke in der Vulgärsprache enthalten und bis in's 14. Jahrhundert hinaufreichen. Im 15. Jahrhundert wurde die ganze heilige Schrift vom Camaldulenser Nikolaus de Malermi übersetzt und noch im nämlichen Jahrhundert in neun Auflagen gedruckt, worauf im 16. Jahrhundert weitere zwölf Auflagen mit kirchlicher Approbation erfolgten. Ebenso besaß Spanien seine Bibel in der Volkssprache. In der Bibliotheca Hisp. vetus II, 214 von Nik. Antonio werden viele Handschriften einer Übersetzung im lemosinischen Dialekte aus dem 15. Jahrhundert genannt. Der Text wird dem Carthäuser-General Bonifaz Ferrer († 1417) zugeschrieben. Die Nationalbibliothek zu Paris besitzt zwei Manuscripte im lemosinischen Dialekt, eine ganze Bibel und ein unvollständiges Altes Testament, die älter als das 15. Jahrhundert sein sollen. Nicht anders war es in Frankreich. Zahlreiche bis ins 11. Jahrhundert hinaufreichende Handschriften geben alte Übersetzungen verschiedener Theile der heiligen Schrift. Auch in England nahm man sich der Dolmetschung der heiligen Bücher an. Der ehrwürdige Beda hat nach dem Zeugnisse Cuthberts, seines Schülers, das Evangelium des hl. Johannes übersetzt; im 9. Jahrhundert übersetzte Alfred der Große das Psalterium; im folgenden Jahrhundert übersetzte der Mönch Älfrik den Pentateuch, das Buch Josue, Richter, Job, Esther u. s. w.; ebenso existirte eine Übersetzung der vier Evangelien nach der Itala u. dgl. m. Diese Angaben ließen sich leicht vermehren; man vgl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon II. S. 741 f. Cornely, Historica et critica introductio I. p. 481 sq.

Und wie stand es in Deutschland? Man kennt eine Übersetzung des Matthäus-Evangeliums aus dem 8. Jahrhundert, eine Evangelienharmonie aus dem 9., mehrere Übersetzungen der Psalmen, des Hohenliedes, prophetischer Bücher, des Buches der Weisheit aus dem 11., 12. und 13. Jahrhundert. In den folgenden Jahrhunderten mehren sich die Angaben über verschiedene Übersetzungen (vgl. die o. a. Stellen).

Wer von diesem Thatbestande unter den Katholiken außerhalb und innerhalb Deutschlands eine blasse Ahnung hat, der wird schon von vornherein bei der Aufstellung von Dr. Haupt und Keller den Kopf schütteln, und er wird sich verwundert fragen, wie sollen nur die Katholiken dazu gekommen sein, ihre Bibelübersetzung sich auf einmal von den Waldensern zu holen? Doch von diesem Gesichtspunkte aus behandelt Dr. Franz Jostes die Frage nicht, sondern er beschränkt sich darauf, die Beweisführungen der beiden Herren zu prüfen. Aber es schien zweckdienlich, auch diese Erwägung hier wenigstens anzudeuten.

Sehen wir uns jetzt die „Beweise“ für den waldensischen Ursprung der deutschen Bibelübersetzung etwas an. Sie gruppiren sich alle um den Codex Teplensis und zerfallen in zwei Abtheilungen; „der eine Theil beruht auf den kleineren Stücken, die der Codex außer dem Neuen Testamente noch enthält, der andere auf der Beschaffenheit des Neuen Testamentes selbst“ (Jostes, S. 8). Also erstens, was für Stücke sind das? Es sind Abschnitte aus Homilien des hl. Chrysostomus, bezw. Augustinus, ein Citat aus dem Liber de Sacramentis des Hugo von St. Victor, sodann ein „Kleiner Katechismus“. Was ist an diesen Stücken specifisch Waldensisches? Rein nichts! Oder sehen wir davon ab und geben zu, sie seien waldensisch, was dann? Dann ließe sich höchstens nachweisen, daß die Handschrift im Besitze eines Waldensers gewesen sei; daß die Übersetzung von den Waldensern herrühre, wäre noch lange nicht bewiesen. Nun ein paar Worte über die Stücke selbst. Drei sind lateinisch. Treffend sagt Jostes: „Die lateinischen Stücke müssen zunächst in einer waldensischen Bibel sehr überraschen . . . Was sollen denn die ‚Meister‘ der Waldenser mit den lateinischen Auszügen aus den Kirchenvätern anfangen? Wie hoch wir die ‚theologische Bildung und Sprachkenntnisse‘ der deutschen Meister anzuschlagen haben, das kann sich jeder selbst sagen, der sich die Liste der aus aller Herren Länder stammenden ‚Meister‘ ansieht, welche im Jahre 1392 den Waldensern in Österreich vorstanden. Es waren ihrer damals zwölf und unter diesen drei rusticorum filii, zwei fabri, zwei sutores, je ein sartor, molendinator, carnifex, rasor pannorum . . . Daß aber von ihnen auch nur ein einziger im Stande gewesen sei, diese nicht einmal leichten lateinischen Stellen zu verstehen, gebe ich nicht zu.“ Und wenn man zur Stützung der Hypothese eine neue Hypothese einführt in der Person eines „waldensischen Geistlichen“ d. h. eines theologisch gebildeten Priesters, so entgegnet Jostes mit Recht: der „bleibt eben ein Helfer in der Noth, dessen Existenz noch nachgewiesen werden muß“ (S. 9).

Wie sollen diese Stücke für den waldensischen Ursprung des Codex zeugen?

Man höre und bewundere die logische Schärfe von Dr. H. Haupt! Ein Stück ist von Hugo von St. Victor; nun aber wird Hugo oft in den waldensischen Schriften citirt; also —. Die anderen Stücke sind aus Chrysostomus und Augustin entlehnt; nun standen diese bei den Waldensern in Ansehen; also. Der Schluß ist ebenso richtig, wie folgender: in diesem Fragment wird Abraham gelobt; nun aber steht Abraham bei den Mohammedanern in Ansehen; also ist das Fragment mohammedanischen Ursprungs!

Aber der „Kleine Katechismus“? Er enthält nach den Worten Haupts „die vollständig orthodoxe Lehre von den Sacramenten der römischen Kirche“; soll also der Theil waldensisch sein? Er enthält außerdem die sieben Glaubensartikel, die unter dem Namen der zur Seligkeit nothwendigen Stücke sich bis heute in den Katechismen finden. Diese Stücke zu glauben, ist hoffentlich nicht waldensisch; sonst sind Leser und Schreiber der „Stimmen“ die besten Waldenser. Haben die Waldenser diese Stücke gewußt und geglaubt, desto besser für sie; aber wie daraus folgen soll, daß, wo diese Stücke stehen, sie

ein Waldenser hingesetzt hat, das sieht kein Mensch ein, außer Dr. Hermann Haupt. Die Unitarier glauben nur an eine Person der Gottheit; also wo steht: höre, Israel, dein Gott ist einer, da kann nur ein Unitarier seine Hand im Spiele haben. Nicht wahr, ein prächtiger Schluß? Ganz nach der Logik des Herrn Dr. H. Haupt.

Was soll man erst sagen, wenn besagte Handschrift Lehrsätze enthält, die den Waldensern entgegengesetzt sind? Die Eucharistie wird bezeichnet als „Brechung und Gemeinsamung des Brodes“ — aber der echt waldensische Tractat in der Dubliner Handschrift fordert die Eucharistie unter beiden Gestalten (vgl. Jostes S. 17); die Waldenser hatten fast alle Heiligenfeste beseitigt; aber die Handschrift kennt Feste von „Jorge, Maria Magdalena, Lorentz, Michael und allen Heiligen“ (S. 17). Das Schönste ist aber, daß in der besagten „waldensischen“ Handschrift im Perikopenverzeichnisse für die drei Messen des Weihnachtsfestes Epistel und Evangelien angeführt sind! Nun denke man: ein Waldenser und die römisch-katholische Messe! „Keller und Haupt haben beide gerade das Entscheidende in dem Perikopenverzeichnisse übersehen“ (S. 19). Ja, wenn diese Handschrift waldensisch ist, dann sind auch alle Bücher, in denen die katholische Messe gelobt und empfohlen wird, echt lutherisch — ganz nach der Logik von Keller und Haupt!

„Wie kommen ferner die Waldenser an die zwölf Lectionen für die Wasserweihe am Charsamstage, welche das Verzeichniß aufführt, sie, die aquam baptismalem non credunt aqua quacunque alia sanctiorem? Um es kurz zu sagen: das ganze Verzeichniß ist nach dem römischen Meßbuch angelegt, und derjenige, welcher unsere Übersetzung benutzte, schloß sich streng an die römische Liturgie an“ (S. 20); also, schließen Keller und Haupt, ist die Übersetzung waldensisch.

Als einen Hauptbeweis für den waldensischen Ursprung der Bibelübersetzung führt Dr. H. Haupt an „die von der Kirche gegen jede Benutzung einer Bibelübersetzung gerichteten Verbote“. Leider passirt ihm dabei wieder allerlei Mißgeschick. Erstens existirt kein solches allgemeines Verbot, also auch nicht mehrere. Zweitens ist vielleicht auch Dr. H. Haupt fähig und gewillt, einzusehen, was am folgenden Satze falsch ist: Preußen hat manche der socialdemokratischen Schriften verboten und confiscirt, also haben die Regierungen Europa's alle Schriften über sociale Fragen verboten und in staatliche Acht und Aberacht erklärt. Drittens, hätte selbst das Mandat von 1486 die von Haupt gewollte Bedeutung und Ausdehnung gehabt, so konnte es doch nicht gegen den katholischen Ursprung des Codex Teplensis angeführt werden, weil es etwa 100 Jahre jünger ist als der Codex. Viertens, die wahre Bedeutung jenes Mandates erhellt sattsam daraus, daß in Augsburg und Straßburg, d. h. in Städten, die zur Jurisdiction des Mainzer Erzbischofes gehörten, nach wie vor unbeanstandet deutsche Bibeldrucke erschienen; „wenn die Censur wirklich in's Leben getreten ist, was wohl nicht bezweifelt werden darf, dann müssen die Ausgaben von 1487, 1490, 1507 und 1518 mit ausdrücklicher Genehmigung der vom Mainzer Erzbischof eingesetzten Censurbehörde erschienen sein“ (S. 22). Schließlich findet es Dr. H. Haupt selbst befrem-

dend, daß die deutschen Inquisitoren, die über den waldensischen Ursprung der ersten deutschen Bibelübersetzungen nicht wohl hätten im Unklaren sein können, dieselben nicht officiell verworfen und anathematisirt hätten; dieses Anathem müßten wir doch eigentlich nothwendig voraussetzen; desto befremdender sei es, daß bis jetzt noch kein einziges bestimmtes Zeugniß für eine solche Verwerfung vorliege! Daß dem Dr. H. Haupt so ein „Befremden" gekommen, das ist höchst vernünftig; daß ihm dabei kein Zweifel an seiner Behauptung kommt, ist leider höchst unvernünftig! Man denke sich die Inquisitoren, die der Verbreitung einer ketzerischen Bibel in mehreren Auflagen in aller Gemüthsruhe zuschauen! und das nach Dr. Haupt trotz der von der Kirche gegen jede Benützung einer Bibelübersetzung gerichteten Verbote!!

Wenn möglich noch unglücklicher oder täppischer ist Dr. H. Haupt in der zweiten Abtheilung seines Beweisverfahrens. Ist an der Übersetzung etwas, das einer waldensischen Spur von ferne ähnlich sieht? Wiederum lautet die Antwort: rein nichts. Das Haupt'sche Verfahren charakterisirt Jostes u. a. so:

„Von der Stellung der Vulgata in der mittelalterlichen und jetzigen Kirche, von dem Zustande der Vulgata-Handschriften in den verschiedenen Jahrhunderten, sowie von ihrem Verhältniß zur Itala hat Haupt keine Ahnung. ... Die Kenntniß der Elementarien auf diesem Gebiete hätte ihn abgehalten, ein derartiges Kartengebäude mit so viel Mühe zu errichten ... Wollte man die Methode Haupts anwenden, so würde man mit Leichtigkeit sämmtliche Vulgata-Handschriften vom 5. bis in's 15. Jahrhundert als unkatholisch und wahrscheinlich die meisten auch als ‚waldensisch' nachweisen können" (S. 25. 37).

Ein Beispiel zur ferneren Illustration: Dr. Haupt schreibt kühn: „Durch die Thatsache, daß im Codex Teplensis fast ausnahmslos an Stelle des filius hominis der Vulgata der Ausdruck sun der maid uns entgegentritt, ist allein schon der waldensische Ursprung der Tepler Handschrift dargethan." Dr. Jostes entgegnet: „Je schwächer der Grund, desto kräftiger die Behauptung", und weist dann nach, daß man im Mittelalter den Ausdruck „Menschensohn" nicht gebrauchte, wohl aber der megde kint, der meide sun. Nach obigem Beweisverfahren des Dr. Haupt wäre Berthold von Regensburg ein Erzwaldenser gewesen, da er sehr oft der megede sun gebraucht!

Doch genug! Die Behauptung von Keller und Haupt hat durch Dr. Jostes eine gründliche Beleuchtung und Abführung erhalten.

Ein Zeichen aber, wie weit Vorurtheile den Sinn für Wahrheit abstumpfen, ist die Thatsache, daß die auf allen Seiten so löcherige Beweisführung von Keller und Haupt doch von einem Schwarm von Recensenten, selbst von Professor Harnack, belobhudelt wurde. Dr. Jostes sagt am Schlusse seiner verdienstvollen Schrift: „Wahrlich, wer bei all diesen Erwägungen noch an der Hypothese festhalten will, der muß mit Pseudo-Tertullian sagen: Credo quia absurdum". Ja, so sagen Manche, wenn nur die Hoffnung winkt, man könne der katholischen Kirche eins anhängen.

J. **Knabenbauer** S. J.

Luther's own statements concerning his teaching and its results. By *Henry O'Connor* S. J. Third English edit. London, Burns & Oates, 1885. Preis: 50 *Pf.*

Dieses Werkchen dürfte auch für deutsche Leser, die des Englischen kundig sind, insofern von Interesse sein, als dasselbe zeigt, wie man in England über Luther denkt. Obschon das Büchlein nur beiläufig siebenzig Seiten zählt, so gab es doch Veranlassung zu einer ziemlich heftigen literarischen Fehde. Das protestantische Leigh Journal schrieb am 7. März 1884: „Herr O'Connor ist kein gewöhnlicher Vorkämpfer der katholischen Sache gegen die Reformation. Seine Broschüre fordert durchaus eine Antwort und wird ohne Zweifel eine erhalten, und zwar von einer gleich erfahrenen und geschulten Persönlichkeit der Gegenpartei. Die Herausforderung ist eine solche, die durchaus nicht leichtsinnig angenommen werden darf." Der Kampf entbrannte denn auch richtig; aber einem vorurtheilsfreien Beobachter konnte es auch keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf welche Seite der Sieg sich neigen werde. Der Verfasser hatte eben eine Rüstung angelegt, die unter allen Umständen hieb- und stichfest war. Er verurtheilt Luthers Werk nicht, sondern läßt diesen selbst es verurtheilen. Das ganze Büchlein besteht beinahe ausschließlich aus Aussprüchen Luthers. Um aber von vornherein auch den leisesten Verdacht einer Verdrehung der ursprünglichen Lehre des Wittenberger Apostaten unmöglich zu machen, hat P. O'Connor sich eng an den Text der Originalausgaben der Werke Luthers gehalten, die zwischen 1513—1546 in Wittenberg erschienen. Die Citate sind ganz genau mit Tag und Datum, Seitenzahl, Drucker, Verleger u. s. w. angegeben, so daß Jeder sich von der Richtigkeit derselben leicht überzeugen kann. Zudem ist auf den Zusammenhang der Stellen die gebührende Rücksicht genommen und alles, was einem Hineininterpretiren ähnlich sieht, auf das Vollständigste vermieden worden. So kam es, daß die Gegner nur die fade Ausrede wußten, der Verfasser nehme die Aussprüche des Reformators allzu wörtlich und beachte nicht, daß die Roheiten in der Sprache Luthers der damaligen Zeitrichtung auf das Kerbholz zu schreiben seien. Das war aber um so weniger eine genügende Antwort, als bekanntlich schon die Zeitgenossen und Freunde des Wittenbergers dessen Ungeschlachtheit verabscheuten. Doch abgesehen hiervon, was sollte das gegen P. O'Connors Beweisführung, die also lautet: Ein Gesandter Gottes muß mit Würde auftreten, der Wahrheit Zeugniß geben und eine Lehre verkünden, die heilig ist und zur Heiligkeit führt. Nun aber war Luther in der Art seines Auftretens ein Heuchler und ein Polterer, in seiner Lehre stand er im Widerspruch mit unzweifelhaft geoffenbarten Wahrheiten; die Früchte seiner Lehre aber zeigen, daß der Baum, an dem sie gewachsen, kein guter sein konnte. Die einzelnen Theile dieses Satzes sind mit Luthers eigenen Worten unwiderspréchlich bewiesen. Daher die Nutzlosigkeit der gegnerischen Widerlegungsversuche, daher der Erfolg des Büchleins, das in so kurzer Zeit schon fünf Auflagen, drei englische und zwei amerikanische, erlebt hat. Der Grund hiervon liegt darin, daß, wie der Bischof von Provi-

dence in Amerika schrieb, „das Werkchen, wie unscheinbar es auch im Äußern sein mag, doch in Wahrheit seinem innern Gehalt nach manche Bände über den gleichen Gegenstand aufwiegt.“

Christian Pesch S. J.

Aus Welt und Kirche. Bilder und Skizzen von Dr. **Franz Hettinger.** I. Bd. Rom und Italien. IV u. 472 S. — II. Bd. Deutschland und Frankreich. 467 S. 8°. Freiburg, Herder, 1885. Preis des Bandes: *M.* 3.50.

Durch die „Apologie des Christenthums“, welche im Laufe dieses Jahres schon ihre sechste Auflage erlebt hat, ist Prälat Hettinger all unsern Lesern und der ganzen katholischen Welt als einer der verdienstvollsten Apologeten der Gegenwart bekannt. Zu Hunderten mögen sie zählen, die an diesem herrlichen Werke ihren Glauben neu belebt, ihre Liebe zur Kirche gestählt, ihren sinkenden Muth zu heiliger Begeisterung angefacht haben. Zu Tausenden zählen jedenfalls diejenigen, welche durch seine ebenso tiefe als anziehende Darstellung zu einem innigeren Verständniß der katholischen Lehre und zum freudigsten Bewußtsein ihrer Harmonie und Schönheit gelangt sind. Es liegt ihr dieselbe Idee zu Grunde, welche einst Chateaubriands „Geist des Christenthums“ zu einem so tief eingreifenden Werke gemacht hat; aber Hettinger ist nicht nur ein tieferer Kenner christlicher Literatur und Kunst, als der geistreiche Franzose, er beherrscht auch als Theologe das ganze Gebiet der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, aus welcher die äußere schöne Erscheinung der Kirche in Cultus und Geschichte, Literatur und Kunst wie aus ihrer Wurzel hervorgeht. Während er in seiner „Fundamentaltheologie“ streng wissenschaftlich die Grundlage seiner Apologie entwickelte, hat er nicht aufgehört, sie durch kleinere Reden und Schriften auf die waltenden Tagesfragen anzuwenden, wie auch die Bedeutung des Katholicismus für Literatur und Kunst in gründlichster und lichtvollster Weise darzuthun. Mit Meisterhand hat er das Treiben eines David Friedrich Strauß gezeichnet und damit die Seichtheit der modernen Bildung in's Herz getroffen; mit der Gründlichkeit eines Fachkenners zugleich und mit der Anmuth eines dichterischen Gemüthes hat er Dante's „Göttliche Komödie“ den Kreisen der Gegenwart wieder näher gerückt: kein frostiger Commentator, sondern ein dem Dichter selbst verwandter Geist, der seine weltumspannenden Ideen ebenso zu erfassen weiß, wie die zarteste Blüthe seiner dichterischen Phantasie, Dante's Weltmonarchie, wie seine reine, träumerische Minne zu Beatrice.

Diese ansprechende Verbindung von Verstand und Gemüth, tiefem Wissen und feinem Formgefühl, hohem Ernst und liebenswürdiger Gemüthlichkeit, umfassender Weltkenntniß und herzlichster, kindlicher Glaubensinnigkeit zeigt sich denn auch wieder in der vorliegenden Schrift, die man als eine belletristische Zugabe zu seiner Apologie betrachten mag. Der Gelehrte steigt hier noch mehr aus den Höhen der altehrwürdigen Schultheologie der Vorzeit zu der modernen Gesellschaft herab, die nun einmal — und zwar mit vollem Recht — nicht bloß unterrichtet, sondern auch unterhalten sein will, und paßt

sich ihr an in anmuthigster Weise, mit Bildern und Skizzen, theils aus eigenen Erlebnissen, theils aus Reiseeindrücken, theils aus den vielseitigsten Studien geschöpft, aber Alles getragen von jenem echt katholischen Geiste, der Vergangenheit und Gegenwart, Rom, Italien, Deutschland und Frankreich mit einem gemeinsamen Pulsschlag belebt. Allüberall findet er die katholische Kirche wieder, und wo es etwas Großes und Herrliches, Liebliches und Menschenbeglückendes gibt, geht es von ihr aus und weist auf sie zurück. Sie ist ihm die erhabene Führerin der Weltgeschichte, sie ist die freundliche Leiterin seiner eigenen Pilgerfahrt hienieden.

Die erste Skizze hat den vollen Reiz des Selbsterlebten. Der Verfasser zeichnet uns die wichtigsten Momente seiner eigenen Bildungsgeschichte. Er lebt und webt erst ganz in deutscher Wissenschaft. Hegel, Schelling, Baader, Fichte, Kant, Spinoza beschäftigen den jugendlichen Geist, dann Stahl und Günther; sehr enttäuscht siedelt er von der Philosophie zur Theologie über; doch auch hier findet er wenig Befriedigung, bis ihn endlich äußere Umstände an das Deutsche Colleg führen. Dieser bestgehaßten Anstalt ist der übrige Theil der ersten Skizze gewidmet. Sie schließt mit einer allerliebsten Cantata dei pifferari, wie sie der Verfasser im heiligen Rom gehört. Die Musik liegt bei, und wer Klavier spielen kann, der mag sich von diesem schrecklichen Jesuitenkapitel daran erholen. Sie charakterisirt die römische Volksandacht besser als alles, was in des berühmten Göthe Italienischer Reise darüber zu lesen ist. Von dem Leben und Treiben der Jesuiten, wie es Hettinger schildert, soll hier nichts verrathen werden. Möchten diejenigen das ganze Kapitel lesen, welche nur in der ausschließlichen Universitätsbildung des Klerus das Heil der Welt erblicken, welche schon beim Gedanken an Jesuiten zusammenfahren oder gar das Deutsche Colleg mitsammt der Gesellschaft Jesu auf den Blocksberg wünschen! Möchten sie der Versicherung und den thatsächlichen Nachweisen eines so ausgezeichneten deutschen Mannes und Gelehrten glauben, daß der echte deutsche Geist an dieser Anstalt nicht bloß nicht unterdrückt, sondern in schönster Weise gepflegt und gebildet wird! Auch Andere, die solche Vorurtheile nicht hegen, werden die pädagogischen Partien, besonders über die scholastische Methode, nicht ohne Nutzen und Befriedigung lesen. Aber auch Rom und seine Umgegend lernt man hier kennen, nicht wie bei Göthe, von dem beschränkten Stubenwinkel eines heidnischen Kunstliebhabers aus, der ganz Rom für eine halb lächerliche, halb traurige Betrugskomödie ansieht und von dem Wichtigsten und Bedeutendsten nicht einmal Kenntniß nimmt, sondern von den Höhen des Vatican und mit dem freien, offenen Auge eines katholischen Klerikers und Priesters, der das kirchliche und wissenschaftliche Leben Roms jahrelang mitgelebt und in seinem Einfluß auf das römische Volk, auf die Stadt und den Erdkreis vorurtheilsfrei betrachtet hat.

Die zweite Skizze, „Von Rom nach Portiuncula und Assisi", ist nach kurzer Reiseeinleitung vorwiegend historisch gehalten. Selten ist wohl der hl. Franz von Assisi so wahr, so treffend, so allseitig, so warm und begeisternd geschildert worden. Die Farben sind aus den Quellen der Zeitgeschichte selbst geschöpft, der Geist der Schilderung aber aus jenen Tiefen der Empfindung, wie sie

nur betrachtendes Gebet und das innigste Verständniß des religiösen Lebens vermitteln können. Wie lebendig steht der Heilige vor uns, mit seinem wunderreichen Walten und Wirken, seiner heldenmüthigen Weltentsagung, seinem liebenswürdigen, kindlichen Geist, seiner Herzensgüte, seiner Minnepoesie, seinem Opfermuth, seiner großartigen Einwirkung auf die gesammte Zeitgeschichte, Kirche, Politik, Literatur, Kunst und Volksleben! Aus dem Herzen des hl. Franciscus heraus erklärt uns Hettinger gewissermaßen die ganze mittelalterliche Welt, ihre gewaltigen Gegensätze, ihre Kämpfe, ihre geistigen Bewegungen, die Theologie eines Bonaventura und die Poesie eines Dante, den ersten Liederfrühling der italienischen Literatur und die schöpferische Fülle der umbrischen Schule. Und dieses glänzende Culturbild, durchweht vom Geiste lebensfreudigster Poesie, stellt sich nicht als etwas bloß Vergangenes dar: die drei von Franciscus gestifteten Orden leben noch, sein Geist wirkt noch fort in der Kirche, und die Andacht von Portiuncula hat sich zur Weltandacht gestaltet.

Ein erschütterndes Gegenbild bietet die dritte Skizze: „Siena und Fra Bernardino Ochino.“ Siena, eine Stadt voll Heiligen — aber auch die Geburtsstätte des unglücklichen Mönchs, der in der italienischen Geschichte die Umsturzideen des 16. Jahrhunderts verkörpert, der italienische Luther. Seine früheren Beziehungen zu Vittoria Colonna und der italienischen Reformpartei und seine düsteren späteren Lebensschicksale gestalten sich zu einem höchst interessanten Geschichtsbild, aber auch zu einem höchst lehrreichen psychologischen Gemälde.

„An drei Gräbern“ lautet der Titel der vierten Skizze. Es sind die Gräber Dante Alighieri's, des Ostgothen Theodorich des Großen und der Galla Placidia, gleichsam die Schlußsteine dreier großer weltgeschichtlicher Perioden — das der Galla Placidia das Mausoleum des altrömischen Reiches, das Theodorichs das Monument der kurzen Gothenherrschaft in Italien, dasjenige Dante's das Denkmal der höchsten mittelalterlichen Geistescultur. Anknüpfend an eine lebhafte Zeichnung des heutigen Ravenna und durchflochten von der Schilderung seiner alten Baudenkmale und Kunstüberreste, gibt dieses Kapitel eine treffliche Charakteristik jener drei Epochen und ihrer Bezüge zum kirchlichen Leben. Eine Fülle geschichtlichen Stoffs gliedert sich da zu einem poesievollen Stadtgemälde, und wer dasselbe mit den Strophen vergleicht, die Lord Byron der Gräberstadt im Child Harold widmet, der wird gestehen müssen, daß der deutsche Apologet der ehrwürdigen Stadt eigentlich mehr Poesie abzugewinnen weiß, als der berühmte englische Dichter.

Die zwei letzten Kapitel des Bandes sind der neueren Zeitgeschichte gewidmet: „Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859 bis 1869.“ An die Stelle malerischer Zeichnung und kirchengeschichtlicher Charakteristik tritt hier eine auf reicher Erfahrung und Kenntniß beruhende Schilderung der italienischen Verhältnisse, wie sie in jener Zeit sich entwickelt haben und in ihren Folgen noch fortbestehen. Geschäftliche Aufträge von Seiten der Universität Würzburg das eine Mal, die Vorarbeiten zum vaticanischen Concil das andere Mal führten den Verfasser in die verschiedensten Kreise des neueren

Italiens ein und ließen ihn einen Einblick in die Zustände gewinnen, wie er den meisten Reisenden schon durch die Kürze des Aufenthalts verwehrt ist. Sie ergänzen in manchen Punkten die inhaltreichen „Briefe aus Rom" des P. Kleutgen und führen dessen Mittheilungen weiter bis in die Zeit des vaticanischen Concils, zu dessen Vorgeschichte sie höchst werthvolle Beiträge enthalten. Geistreiche Excurse über die brennendsten Zeitfragen drängen sich ungesucht dem Reisenden auf, und ein Ausflug nach Monte Cassino führt aus den dornenreichen Kämpfen der Gegenwart schließlich ungesuchter Weise in die freundlichen Regionen italienischer Wissenschaft und Kunst zurück. Ein wunderschönes Sonett Tasso's auf das Ordensleben in Monte Cassino wird zum Schlußaccord, wie denn Perlen italienischer Poesie nicht selten die reiche, fesselnde Darstellung schmücken und heben.

Fordern die Schicksale des neueren Italiens zu ernsteren Betrachtungen heraus, so mag dagegen das Herz des Wanderers in den deutschen Alpenländern, besonders im Lande Tirol, schon etwas fröhlicher aufathmen. Die moderne Hypercivilisation trifft da mit gesundem, echt katholischem Volksthum oft in ergötzlicher Weise zusammen. So schlägt der Verfasser denn am Anfang seines zweiten Bandes einen im Allgemeinen fröhlicheren Ton an, und man mag sich schon ein wenig erheitern — das ist ja seine Absicht — wenn er uns z. B. den „Bergfex" schildert, den er bei einem Ausflug nach Gastein gleich auf allen Stationen traf.

„Doch, was ist denn das, ein Bergfex? Der Bergfex ist ein Männlein, groß oder klein, dessen Haupt ein reich ausstaffirter Tirolerhut deckt; Gamsbart und Spielhahnfedern kann man nämlich in Innsbruck und Salzburg kaufen, und Edelweiß bieten sie einem auf der Station Brenner in dicken Sträußen an, so wohlfeil wie Brombeeren. Ein tadelloser Leibgurt mit eingesticktem Namenszug umgibt seine schmächtigen Lenden; kurze, enge, schwarzlederne Hosen, grüne ‚Beinhösln', d. i. Strümpfe, welche Knie und Knöchel offen lassen, bedecken die dünnen Waden; funkelneue genagelte Bergschuhe vollenden das Costüm. Die dünnen Kniee des Stadtherrn schauen aber so bleichsüchtig aus den Beinhösln heraus, daß es einen friert bei deren Anblick. Doch der richtige Bergfex weiß Rath; er überzieht sie mit fleischfarbenem Tuche, das hält warm und ‚schaut kräftiger her'. Dazu schleppt er einen mächtigen Bergstock mit, wie Don Quixote seine Lanze, auch im Flachlande, von Station zu Station, zur nicht geringen Belästigung der Mitreisenden, die ohnehin häufig sich bemüßigt sehen, da der Bergfex mit solcher Waffe ausgerüstet und dem ‚Rucksack' auf den Schultern nicht zum Wagen hinein noch hinaus kann, ihm ihre christlichen Dienste anzubieten. Daß der Bergfex in verschiedenen Stellungen sich photographiren läßt, darf uns nicht Wunder nehmen; sah ich doch einmal in der Schweiz einen mit einem Gemsfell auf dem Rücken, das er vom Kürschner erhandelt hatte."

Das ist der Bergfex, wie ihn unser Wanderer ganz köstlich geschildert hat. Das ist aber nicht der echte, wackere Tiroler, wie er in den folgenden Skizzen nach allen Seiten seines Lebens wahrheitsgetreu und mit feinster Beobachtung gezeichnet ist. Da ist noch Natur, Gesundheit, Kraft — ein

tief religiöses Leben, eine von dem Jammer der Zeit noch nicht angefressene Natürlichkeit. Niemand wird diese lebensvollen Bilder lesen, ohne Lust zu bekommen, auch einmal von des Tages Last und Arbeit, von den Nöthen und Thorheiten unseres modernen Stadtlebens in dieser herrlichen Gebirgsnatur auszurasten. Die Vorwürfe, welche von blasirten Schulmeistern gegen das wackere Gebirgsvolk erhoben worden sind, werden nicht bloß mit der verdienten Jovialität, sondern auch mit gediegenen Thatsachen auf die Kläger zurückgewiesen.

„Unsere liberalen Blätter reden viel von der Beschränktheit des fanatischen Klerus in Tirol. Es ist wahr, seeleneifrig ist der Tiroler Priester, aber nicht finster; der Tropfen romanischen Bluts, der in Vielen mit der deutschen Kraft sich gemischt hat, gibt ihm neben der Nachhaltigkeit und Zähigkeit einen gewissen frischen, frohen Sinn, wie er den Südländern eignet. Mutterwitz hat er von den Eltern ererbt, ebenso wie den elastischen Schritt; er geht die steilen Höhen wie im Spaziergang hinauf, während die Flachländer ihm keuchend und schweißtriefend nachzukommen suchen. Ein männliches Selbstgefühl zeichnet selbst den einfachsten Bauer vieler Thäler aus ... Wie frei und selbstbewußt stehen die Männer aus dem Burggrafenamt und Passeierthale da, nicht sich bückend noch schmiegend vor den ‚Herren‘; ja der Fremde, wenn er einen noch so vornehmen Namen trägt, möge wohl Acht haben, mit dem Bäuerlein anzubinden, besonders in Religionssachen.“

Es ist ein wahres Labsal, diese Schilderungen eines Volkes zu lesen, das verhältnißmäßig noch so wenig von dem Bildungsjammer der modernen Welt gelitten, dafür Gott im Herzen und Kraft in seinen Gliedern bewahrt hat. Die Ausflüge selbst bieten die reichste Mannigfaltigkeit — erst Gastein, dann Nordtirol, Südtirol und Steiermark. Und der kundige Führer nimmt uns nicht bloß auf die einmal gewohnten Wege mit, wie nach Bozen und Meran, sondern auch in allerhand Seitenthäler, weniger besuchte Badeorte, einsame Kirchen, ehrwürdige Klöster — so nach Castell Pergine und Luserna, in's Nonsthal und nach San Romedio, in die Bäuerlesbäder, nach Eppan und an den Gardasee, durch's Vintschgau, nach Schloß Tirol, zum Stift Admont und zu dem lieblichen Wallfahrtskirchlein Maria Trost. Das Leben des Klerus und der Klöster, die Schul- und Bildungsverhältnisse, das Treiben und die Bräuche des Volkes sind in der lebendigsten, anziehendsten Weise beschrieben.

Eine andere Reihe von Wanderbildern führt uns nach Thüringen, auf die Wartburg, zur lieben hl. Elisabeth, die mit ihren freundlichen Erinnerungen nahezu Luther aus seinem eigenen Stammlande vertrieben hat, nach Ruhla und auf den Inselsberg. Eine dritte bringt uns mit Alban Stolz zusammen und geleitet uns an seiner Seite durch den Schwarzwald. Es ist fast verführerisch, hier eine Parallele zwischen den beiden ausgezeichneten Schriftstellern einfließen zu lassen, zwischen dem urkräftigen, völlig volksthümlichen, stets sich aller künstlichen Cultur entgegenwerfenden Alban Stolz und dem feingebildeten, künstlerisch angehauchten, Natur und Kunst liebevoll verbindenden Verfasser dieser Skizzen; doch jeder von ihnen stellt seinen tüchtigen Mann,

und das katholische Deutschland kann sich nur freuen, zwei solche Schriftsteller zu besitzen. Eine vierte Wanderung führt uns endlich auf den heiligen Berg zu Andechs, wo es Gelegenheit gibt, das katholische Wallfahrtsleben in seiner Beziehung zum Volksleben, wie die zwei Hauptstile der neuen Architektur, Gothik und Renaissance, in geistreichen Ausführungen zu besprechen. Überall verweilt der Verfasser bei dem Schönen, Großen, Herrlichen, was die Kirche geschaffen hat, nur vorübergehend bei den feindlichen Mächten, die sich ihr entgegenstellen. Man athmet mit ihm auf, man freut sich, man jubelt und dankt Gott mit ihm. Es ist unendlich mehr Gutes auf der Welt, als man nach dem Gradmesser der öffentlichen Blätter, ihren Criminal- und Skandalnotizen glauben sollte. Das Schlechte drängt sich mit gar viel Geschrei in den Vordergrund und erfüllt die Welt abwechselnd mit Ruhmeslärm und Schrecken. Doch der liebe Gott ist auch noch da, in der Einsamkeit der Berge wie im Gewühl der großen Städte. Tausende und aber Tausende dienen ihm in stiller, opferfreudiger Liebe und erfüllen den großen, eigentlichen Zweck der Schöpfung, ein Tempel Gottes zu sein.

Gar lieblich und tröstend sind in dieser Hinsicht die letzten Reiseskizzen, die uns Hettinger von einem Aufenthalt in Paris gibt. Er hat die riesige Weltstadt zu genau beobachtet, um sich über ihren hervorstechenden Charakter zu täuschen.

„Das ist Paris," sagt er, von den Höhen des Montmartre herunterschauend, „die geschmückte Buhlerin, die ihren Taumelbecher den Völkern reicht und wie mit einem argen Zaubergesang seit einem Jahrhundert den Sinn der Nationen verwirrt, ihr Herz bethört und den Reigen führt zum tollen Tanz der Revolution. Das ist Paris, das neue Babel im Westen, das seine hundert Eisenbahnen wie Polypenarme ausstreckt nach allen Enden des Landes und weit hinüber über den Rhein, und so viel Jugend und Schönheit, Geist und Herz, Manneskraft und Talent zu sich heranzieht, um sie nur dann wieder zurückzugeben, nachdem es ihr Lebensmark verzehrt und ihr Herzblut ausgesogen. Alle Stände, alle Klassen der Gesellschaft, hohe adelige Namen, Kaufherren, Gelehrte, Schriftsteller sinken da jedes Jahr hinab in das Alles gleichmachende Dunkel und Elend der Armuth, und um so schneller, je höher sie vorher gestanden."

Aber wie Clemens Brentano, findet er auch ein zweites Paris, voll der Religiosität, der reinsten Gottesliebe, Selbstlosigkeit, des höchsten Opfermuths und des Heroismus. Die zwei Kapitel „Der Klerus und Paris" und „Die Wohlthätigkeit in Paris" werden nicht ohne innige Rührung jeden hiervon überzeugen. Wahrhaft ergreifend ist die Schilderung jener Abtheilung des Spitals St. Lazarus, wo die indomptables, der Abschaum der weiblichen Bevölkerung von Paris, die himmlische Geduld der ihnen dienenden Schwestern zu stetem Heroismus herausfordern. Und die Oberin sagt dem Wanderer: „Nous nous promenons ici comme dans un jardin de roses." Das bringt nur die Liebe Christi zu Stande. Als gewaltig ernste Schlußrede hat der Verfasser „Die Königsgräber von St. Denis" gewählt, wo die ganze Geschichte Frankreichs einigermaßen beisammen ist. Er verläßt die Abtei mit

Bossuets ernsten Worten: „O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist Eitelkeit, außer das Bekenntniß unserer Eitelkeit!" aber auch mit dem tröstenden Vesperhymnus:

O crux ave, spes unica.

Kein Katholik wird das schöne Werk ohne hohen Genuß und wahre Erbauung aus der Hand legen. Möchten auch Protestanten es aufmerksam lesen und beherzigen, was es lebensvoll und unwiderleglich nachweist, die volle Lebenskraft der christlichen Ideen in der katholischen Kirche!

A. Baumgartner S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Leonis X. Pontificis Maximi Regesta gloriosis auspiciis Leonis D. P. PP. XIII. feliciter regnantis e tabularii Vaticani manuscriptis voluminibus aliisque monumentis, adjuvantibus tum eidem archivo addictis tum aliis eruditis viris collegit et edidit Jos. S. R. E. Cardinalis Hergenroether, S. Ap. Sedis archivista. Fasc. II et III. Fol. p. 137—384. Friburgi, Herder, 1885. Preis dieser beiden Fascikel (à *M.* 7.20) *M.* 14.40.

Die hohe Bedeutung des durch Se. Eminenz Cardinal Hergenröther in Angriff genommenen Regestenwerkes haben wir bereits beim Erscheinen des ersten Fascikels eingehend gewürdigt (Bd. XXVII. S. 100 ff.). Das gleiche Lob, welches wir damals der technischen Anordnung des Stoffes und der Ausführung im Einzelnen spenden konnten, gebührt auch vollauf den zwei neu erschienenen Lieferungen. Die im ersten Fascikel veröffentlichten 2348 Nummern sind im zweiten zu 4219 und im dritten zu 6036 vorgeschritten. Bis jetzt reichen die Regesten erst bis zum 1. Januar des Jahres 1514, und so hat sich bereits die Nothwendigkeit ergeben, die Anfangs in Aussicht gestellte Zahl von 12 Lieferungen auf 14—15 zu erhöhen. Auf den Inhalt der wichtigen Publicationen weiter einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Nos Églises. Impressions chrétiennes par l'abbé L. Roger. 4°. XLVI et 315 p. Orléans, H. Herluison, 1885.

Was der Verfasser bietet, ist nicht eine festgefügte Kette wissenschaftlicher Deductionen, sondern ein reicher Strauß aphoristischer Gedanken über alles, was wir tagtäglich in unseren Kirchen sehen. Diese Gedanken sind oft, ja zumeist tiefsinnig, immer fromm und innig, zuweilen nach unserem Dafürhalten nicht kraftvoll genug. Wenn Jemandem die Baugeschichte eines ehrwürdigen Münsters bekannt ist, und er die Schätze, welche künstlerisches Schaffen und freigebige Frömmigkeit da aufgehäuft, nach ihrer künstlerischen und historischen Bedeutung zu würdigen weiß, dann erschließen sich ihm überall die Perspectiven längstvergangener Zeiten. Ähnlich geht es dem Verfasser, nur daß er in seinen Betrachtungen die Baugeschichte des Reiches

Gottes immer vor Augen hat und die unermeßlichen Wirkungskreise des geistlichen Lebens von dort aus überblickt, wo dessen Quellen liegen. Er beginnt mit der Kirche (I), dem Wohnorte Gottes. Dann, weil Ziel und Endpunkt alles Verkehres mit Gott eine Vereinigung mit ihm bildet, folgt die Betrachtung über den Altar (II), das Tabernakel (III), die Communionbank (IV). Sie sagen, daß Gott zu uns kommt, bei uns bleibt, uns zu eigen gehört. Der Taufbrunnen (V) und der Beichtstuhl (VI) sprechen vom Fall am Anfange der Tage und der Erlösung im Mittelpunkte der Zeiten. Von der Kanzel (VII) wird immer noch derselbe Gekreuzigte gepredigt, den der hl. Paulus all sein Wissen nennt, und das Kreuz (VIII) predigt immer noch eindringlich wie nichts Anderes den Sohn Gottes. Vom eigenen ererbten oder gewählten Plätzchen in der Kirche, so reich an Segenserinnerungen, handelt der IX. Abschnitt. Der Verfasser hat nichts übersehen. An der Sammelbüchse für die Armen (X) hat er vortreffliche Gedanken gesammelt. Der Mensch kann nicht nur selbst sprechen und singen, er lehrt es auch todte Werkzeuge und braucht deren Zunge im Dienste Gottes. Die Glocke (XI) ruft laut über Stadt und Land und weckt manch eigenartigen Wiederhall in den Gemüthern; die Orgel (XII) gießt die machtvollen Ströme ihrer Tonfluthen durch die Hallen, die Herzen zu erheben, Gott zu verherrlichen. In einem guten Haushalt ist nicht nur für das Allernothwendigste, es ist reichlich gesorgt, daher in der Kirche die Sacramentalien (XIII, das Weihwasser); in einem guten Haushalt waltet die Mutter, herrscht reger Familiensinn, daher in unseren Kirchen die Muttergotteskapellen (XIV) und die Heiligenstatuen (XV). Sind wir einmal zur Leiche geworden, dann nimmt uns die Kirche in ihr Gärtchen, den Gottesacker, auf (XVI). Der Epilog gilt dem Priester. Der Verfasser gibt da solchen das Wort, die ihm die Hoheit des Priesterthums besonders zu Dank gezeichnet haben. Abbé Roger citirt überhaupt viel, fast zu viel. Lacordaire, Perreyve, Dupanloup, Monsabré begegnet man ja immer gern; auch Lamartine und Chateaubriand mag Manchem noch zusagen. Zuweilen sind aber auch unbedeutende Dicta in Versen und Prosa aufgenommen worden, und endlich ist die christliche Literatur reich genug, um Victor Hugo's nicht zu bedürfen.

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. F. Kaulen, Professor der Theologie zu Bonn. Dritte, abermals erweiterte Auflage. Mit Titelbild, 78 in den Text gedruckten Holzschnitten, 6 Tonbildern, 1 Inschrifttafel und 2 Karten. 8⁰. XII u. 266 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 4; geb. *M.* 6.

Die so rasch eingetretene Nothwendigkeit einer neuen Auflage dieses von uns bereits eingehender charakterisirten Buches (vgl. Bd. XXVI. S. 92 ff.) läßt recht deutlich erkennen, wie rege das Interesse ist, welches auch die weiteren gebildeten Kreise an den Ergebnissen der assyriologischen Wissenschaft nehmen. Gerade diesem Interesse aber kommt die vorliegende Schrift wirklich in dankenswerthester Weise entgegen, indem der gelehrte Herr Verfasser es versteht, die reifen Früchte eingehendster Studien in einer edeln populären Darstellung zum Gemeingut Vieler zu machen. Wenn die neue Auflage sich eine „abermals erweiterte" nennt, so trifft dieß vollauf zu. Vielerorts sind die neuesten Resultate der Assyriologie berücksichtigt worden. Außerdem hat insbesondere das achte Kapitel eine erhebliche Erweiterung und Umarbeitung erfahren, indem dasselbe ein mehr zusammenhängendes, anschauliches Bild der Geschichte der in Rede stehenden Länder vor unseren Augen entrollt. Daß auch die ausführliche Literaturangabe bis in die allerjüngste Vergangenheit weiter=

geführt ist, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Der Verlagshandlung gebührt die Anerkennung, daß sie in dem Eifer, das Buch zu vervollkommnen, hinter dem Verfasser nicht zurückgeblieben ist; so sind die 49 Illustrationen der vorigen Auflage jetzt zu 85 angewachsen.

Das heilige Abendmahl des Leonardo da Vinci. Von Dr. Erich Frantz. Mit einer Abbildung nach dem Stiche des Rafael Morghen. 83 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 1.40.

Erst das eingehende Studium läßt den Werth allbekannter Meisterwerke erkennen und zeigt den Grund des allgemeinen Lobes, in das Viele oft einstimmen, ohne sich über die Ursache ihrer Begeisterung klar zu werden. Der Verfasser bespricht darum die Entstehung, die Bedeutung und die Geschichte des Gemäldes des letzten Abendmahles, dem Leonardo einen großen Theil seines Ruhmes verdankt, weil er in demselben die Kunst von der kleinlichen Richtung der Naturalisten befreite und zu historischer Größe erhob, die edelsten Bestrebungen seiner Vorfahren dem erhabensten Ziele zuführte und in seinen ebenso einfachen als vielsagenden Gestalten, besonders in der wundersamen Gestalt des Erlösers, die wie eine Erscheinung aus der andern Welt die Mitte der Tafel beherrscht, ein für alle Zeiten mustergiltiges Werk schuf. Mit andern Kunstschriftstellern findet der Verfasser große Schwierigkeiten in der Erklärung einiger alten Abendmahlsbilder, in denen Judas als Verräther gekennzeichnet ist, die anderen Jünger über den Verrath ihre Gefühle äußern, der Heiland aber in der lateinischen Segensform seine Hand erhebe, wodurch ein Zwiespalt in's Bild komme, indem die traurige Weissagung und der Segen nicht zusammen passen. Es ist deßhalb darauf hinzuweisen, daß es ein heute weit verbreitetes Mißverständniß ist, die Erhebung zweier Finger und des Daumens immer als Segensform zu erklären, indem der erwähnte Gestus das aus der alten Kunst überkommene Zeichen der Rede ist und später in vielen Fällen, nicht in allen, den gesprochenen Segen begleitet. Der Heiland erhebt demnach in manchen älteren Abendmahlsbildern seine Hand nur, um seine Weissagung zu begleiten und ausdrucksvoller zu machen. Nur ein Mißverständniß bringt also den Zwiespalt in diese Bilder. Möchte bei der Fluth der naturalistischen und deßhalb unchristlichen Kunstschriftstellerei unserer Zeit das Werkchen des geschätzten Verfassers Verbreitung finden und Vielen zeigen, wie die als heidnisch verschrieene Renaissance christliche Stoffe aufgefaßt, dargestellt und dem ästhetischen Gefühl nahe gebracht hat.

Eine Kunstreise durch das Frankenland. Von H. Detzel. Gr. 8⁰. 133 S. Würzburg, Wörl, 1885. Preis: *M.* 1.70.

Die vorliegende Schrift, Heft 11 und 12 des VI. Bandes der Katholischen Studien, beschreibt in leichter und allgemeinverständlicher Art die Kunstschätze der Städte Ahausen, Schwabach, Nürnberg, Bamberg, Heilbronn, Ansbach, Rothenberg und Dinkelsbühl, welche eine große Zahl Meisterwerke von Wohlgemuth, Dürer, Krafft und Riemenschneider besitzen. Der Verfasser wird sich den Dank der deutschen Kunstfreunde katholischen Glaubens verdienen, wenn er seine Kunstreisen in dieser Art fortsetzt und deren Beschreibung, durch Illustrationen erläutert, herausgibt.

Geschichte des Marktes Holzkirchen. Von Max Heimbucher, erzbischöfl. Seminarpräfect in Freising. Kl. 8⁰. 141 S. Miesbach, Georg Mayr.

Eine mit Fleiß und Hingebung gearbeitete Einzeldarstellung, wie sie in unserer an historischen Monographieen so reichen Zeit an der Tagesordnung sind, die,

wenngleich sie zunächst nur einem localen Interesse zu dienen beabsichtigt, immerhin einzelne Angaben auch von weiterer Bedeutung enthält, wohin z. B. jene über die seelsorgerlichen Verhältnisse von Holzkirchen im Mittelalter zu rechnen wären. Jedenfalls ist mit dem Schriftchen, was der Verfasser in der Vorrede als Zweck seiner Arbeit bezeichnet, eine in der Localgeschichte Oberbayerns noch bestehende Lücke ausgefüllt.

Miscellen.

Die „Allgemeine israelitische Allianz" hat vor Kurzem einen Bericht über die ersten 25 Jahre ihres Bestehens herausgegeben, welcher zeigt, mit welcher Rührigkeit und mit welchem Erfolge die Juden der Neuzeit ihre Interessen zu vertreten wissen. Die Leiter der Allianz blicken mit hoher Befriedigung auf die Arbeiten der durchlaufenen fünf Lustren zurück. Der Bericht beginnt nämlich mit den Worten: „Die ‚Allgemeine israelitische Allianz' besteht seit 1860. Sie hat in einem Vierteljahrhundert eine ansehnliche Arbeit vollbracht .... Ihre andauernden Anstrengungen zu Gunsten der Juden in allen Weltgegenden, die Kämpfe, welche sie für sich ausficht, das Gute, was sie ihnen erweist, die Schulen und Institutionen, die sie geschaffen hat und weiterbildet, die Theilnahme aller Uneigennützigen, die Popularität, deren sie sich bei den Juden ohne Unterschied der Partei und der Nationalität erfreut, der Haß, den ihr die Judenfeinde geschworen haben, die Verleumdungen, mit denen sie von diesen überschüttet wird — alle diese Thatsachen bezeugen die Bedeutung, welche der Allianz für das Wohl des Judenthums zukommt."

Über den Zweck der Vereinigung gibt der Bericht die folgenden genaueren Erklärungen: „‚Die Vertheidigung der Ehre des jüdischen Namens gegen jeglichen Angriff; die Ermunterung zum Betriebe jeglicher Handwerksarbeit; der Kampf gegen Unwissenheit und Laster, die Kinder der Knechtschaft; die Arbeit an der Emancipation unserer noch unter einer Ausnahmegesetzgebung seufzenden Brüder durch die Macht der Überzeugung und des moralischen Einflusses; die Beschleunigung und Befestigung ihrer vollständigen Befreiung durch ihre geistige und sittliche Wiedergeburt — das ist in den Hauptgesichtspunkten die Aufgabe, welcher sich die Allgemeine israelitische Allianz geweiht hat.' Das war im Jahre 1860 der Gedanke ihrer Begründer, und derselbe ist kurz und bündig im ersten Artikel ihrer Statuten wie folgt formulirt:

1. Überall an der Emancipation und dem moralischen Fortschritt der Juden zu arbeiten;
2. denen, die in ihrer Eigenschaft als Juden leiden, wirksamen Beistand zu leisten;
3. jede zu diesem Zwecke dienliche Publication zu unterstützen."

Um die Emancipation der Juden zu erreichen, bedient sich die Allianz, wie der Bericht hervorhebt, vorzüglich eines doppelten Mittels: „die Allianz wendet sich an die öffentliche Meinung, welche sie anzuregen und aufzuklären versucht, und an das Wohlwollen der Regierungen". Daß sie hier Erfolge aufzuweisen hat, mit denen sie zufrieden sein kann, geht aus dem Lobe hervor, das sie den „liberalen" Zeitungen und den Regierungen spendet: „Die Hilfe der liberalen Presse hat ihr nie gefehlt, die europäischen Regierungen sind in allen uncivilisirten Ländern stets zu Gunsten der unterdrückten Juden in großmüthiger Weise eingetreten."

Für den „moralischen Fortschritt der Juden" werden wir hauptsächlich auf die Schulen des Orients und Afrika's verwiesen; dabei wird jedoch betont, es bestehe die Absicht: „bald, wenn möglich, der jüdischen Bevölkerung auch in verschiedenen europäischen Ländern eine elementare Bildung, eine gesunde und kräftige Erziehung zu bringen, die Liebe zum Handwerk zu wecken und die Mittel dafür zu verschaffen". Wie es gelingen wird, bei den Juden der europäischen Länder „die Liebe zum Handwerk zu wecken", bezw. Handwerksschulen zu gründen, wie deren thatsächlich über zwanzig im Orient und in Afrika bestehen, wird allerdings noch die Zukunft lehren müssen. Doch weit zahlreicher als die Handwerksschulen sind die bereits gegründeten Elementarschulen. Was übrigens zu gewärtigen ist, wenn diese Schulen der Allianz die Absichten ihrer Gründer zur vollen Verwirklichung bringen, bekunden uns mit aller nur wünschenswerthen Offenheit die folgenden Sätze: „Von ihrer Gründung an hat das Central-Comité die Schulen bereitwillig den Kindern jeglichen Glaubens geöffnet; jeder Familienvater, welcher Religion er auch angehören mag, kann seinen Sohn dorthin bringen; er wird freudige Aufnahme finden. Katholische, mohammedanische, europäische, orientalische, türkische, griechische, armenische Kinder sitzen auf Einer Bank mit den jüdischen Kindern, zwischen ihnen knüpfen sich werthe Freundschaftsbündnisse." Gewiß jüdisch-ideale Zustände das! Ein jüdischer Schulmeister für „Kinder jeglichen Glaubens"! In der That der einfachste und kürzeste Weg, um das: „Jude, Christ und Hottentott, Wir glauben all an Einen Gott", zu Ehren zu bringen.

Allein noch in anderer Beziehung ist dieses Geständniß höchst lehrreich. Die „werthen Freundschaftsbündnisse" verrathen uns das Geheimniß, zumal in Verbindung mit dem folgenden Satze: „Es gibt Städte, in denen die Haltung der Einwohnerschaft gegen die Juden früher eine feindselige gewesen, und jetzt, Dank dem Einfluß der Schulen und des Directors, einen freundlichen Charakter angenommen hat." Emancipation der Juden und überhaupt alles, was auf „die Ehre des jüdischen Namens" Bezug hat, das ist es, was sich durch sämmtliche Bestrebungen hindurchzieht; es ist das Ausschlaggebende, ihm hat sich alles Übrige unterzuordnen, selbst die moralischen und die religiösen Interessen. Darüber helfen alle Phrasen vom „moralischen Fortschritt der Juden", von der „sittlichen und geistigen Hebung der Juden", von dem „Strahle der Civilisation", von der „Wiedergeburt" u. s. w. nicht hinweg. Wer daran noch zweifeln wollte, braucht bloß das Verzeichniß der „Publi-

cationen der Allianz" zu prüfen, und er wird sich bis zur Evidenz von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen.

An der Emancipation freilich wird mit allen Kräften gearbeitet, und zwar unter stets zunehmender Betheiligung, wie ebenfalls der Bericht ausweist. Wir heben aus demselben folgende Zahlen aus:

Jahr.	Zahl der Mitglieder.	Beiträge.	Einnahmen.	Ausgaben.
1870	12 526	79 352	99 363	90 937
1875	20 272	113 131	164 525	143 397
1880	22 443	165 997	280 013	251 510
1885	30 310			

Aus einer andern Tabelle ist die Verbreitung der Allianz in den verschiedenen Ländern ersichtlich. Es mögen aus derselben die Länder hier folgen, welche über 1000 Mitglieder zählen: Bayern 2522, Elsaß-Lothringen 1356, europäische Türkei 1936, Frankreich und Colonien 4798, Holland und Colonien 1367, Preußen 8887, Ungarn 1935.

Verhältnißmäßig am schwächsten sind England und Österreich vertreten, England mit nur 50, Österreich mit 157 Mitgliedern. Es wird jedoch im Bericht versichert, daß diese Länder vormals sehr erheblich vertreten gewesen seien. Wie es scheint, haben Streitigkeiten oder Meinungsverschiedenheit die früheren Mitglieder zum Austritt und zur Bildung von neuen Gesellschaften bewogen. Der Bericht äußert sich darüber in sehr verblümter Weise u. a. also: „Die englischen Juden haben im Jahre 1871 eine Gesellschaft begründet, welche sich ‚Englisch-jüdische Association in Verbindung mit der Allgemeinen israelitischen Allianz' (Anglo-Jewish Association, in connexion with the Alliance israelite universelle) benennt. Diese ausgezeichnete Gesellschaft, welche aus der Allianz hervorgegangen ist, verfolgt dieselben Zwecke wie diese; sie unterscheidet sich von derselben nur durch die Unabhängigkeit des leitenden Comité's." Und über die Allianz in Österreich heißt es: „Eine andere Gesellschaft hat sich zwei Jahre später in Wien nach dem Muster der Allianz und unter dem Namen ‚Israelitische Allianz zu Wien' gebildet; sie unterscheidet sich von der Allianz durch das Object ihrer Wirksamkeit. Dieselbe bezweckt vornehmlich die Verbesserung der Lage der Juden im eigenen Lande, aber sie vergißt auch nicht die allgemeinen Interessen des Judenthums."

Die obigen Zahlen beweisen, daß trotz dieser Verluste die „Allgemeine israelitische Allianz" in kräftigem Fortschritt begriffen ist. Ob sich aber die überschwänglichen Hoffnungen der Allianz, wie sie im Schlußworte des Berichts zum Ausdruck gelangen, thatsächlich verwirklichen werden, wollen wir ruhig abwarten. Jedenfalls wird es gut sein, wenn auch die Nicht-Juden für die Thätigkeit der jüdischen Allianz ein offenes Auge bewahren.



